Illustrirte Thierbilder.

Schilderungen und Studien nach dem Leben

von

Friedrich Lichterfeld.

Bevorwortet von Dr. Bodinus, Director des zoologischen Gartens in Berlin.



Kopf des Gorilla im Berliner Aquarium.

Mit dreißig Illustrationen nach Originalzeichnungen von G. Mützel, M. Hoffmann u. A.

Braunschweig,
Druck und Verlag von George Westermann.
1877.

Illustrirte Thierbilder.



Paradiesvogel.

Illustrirte Thierbilder.

Schilderungen und Studien nach dem Leben

von

Friedrich Lichterfeld.

Mit dreißig Illustrationen nach Originalzeichnungen
von G. Mützel, M. Hoffmann u. A.

Bevorwortet von Dr. Bodinus, Director des zoologischen Gartens
in Berlin.

Braunschweig,

Druck und Verlag von George Westermann.

1877.

Vorwort.

Wer wie der Unterzeichnete es sich zur Lebensaufgabe stellte, die Natur zu beobachten, ihr die Geheimnisse abzulauschen und sie dann wieder in ihrem Dienste zu ihrem Frommen möglichst praktisch zu verwerthen, wird das vorliegende Werk als ein wohl gelungenes bezeichnen müssen. Er wird sich sagen, daß es sich würdig anreihet jenen Werken der Neuzeit, die sich bemühen, das Interesse für das Leben in der Natur zu erhöhen, die Liebe und das Verständniß für dieselbe zu fördern.

Der Herr Verfasser hat es verstanden, in fesselnder Weise die eigene Beobachtung mit dem, was er aus den besten wissenschaftlichen Quellen schöpfte, höchst ansprechend zu verschmelzen, und liefert Bilder, die durch lebhafte Farbe und treues Festhalten an der Wirklichkeit befriedigen.

Die in neuester Zeit vielfach besprochenen menschenähnlichen Affen schildert er mit Hinblick auf die Darwin'sche Theorie und verleiht dadurch seiner Arbeit neuen Reiz. An das Baumleben der absonderlichen Faulthiere knüpft der Herr Verfasser interessante Betrachtungen und die abenteuerlichen Fabeln, welche über diese Geschöpfe im Umlauf waren, setzen uns kaum mehr in Erstaunen als die Eigenthümlichkeiten ihrer Lebensweise und die Anomalien ihres Knochenbaues.

An die Beschreibung anderer Edentaten, des Erdferkels und des Ameisenfressers, reiht sich eine Darstellung des vernichtenden und gleichwohl in dem großen Haushalte der Natur unentbehrlichen Treibens der Termiten, denen jene als Feinde, beziehungsweise Regulatoren gegenüber gestellt sind.

Thierbeschreibung und Thiergeschichte gehen bei dem Verfasser durchweg Hand in Hand und wo es zur Charakteristik des Gegenstandes mit beiträgt, läßt er es auch an geographischen und landschaftlichen Schilderungen nicht fehlen. Es wäre schwer begreiflich, wie der Tiger der neuen Welt mitunter zum Baumthier wird, schilderte der Verfasser nicht den südamerikanischen Urwald. Kameel und Elephant erhalten durch eine bis auf die neueste Zeit fortgesetzte Geschichte ihrer Verwendung in Krieg und Frieden ein frisches

Relief, der bekannte Fischreiher durch eine Geschichte der Beizjagd und der Salamander durch eine fesselnde Abhandlung über den Salamander der Fabel und das neuerdings viel besprochene „Salamanderreiben."

Auf Grund autoptischer Beobachtungen tritt der Verfasser nicht nur vorhandenen Irrthümern entgegen, sondern giebt auch Neues, bisher Unbekanntes, wie das Hochzeitskleid des Riesenreihers, oder er vervollständigt, wie beim Talegalla-Huhn, dem Paradiesvogel und der Dolchstichtaube, das vorhandene Material in ausführlichen neuen Darstellungen. Dabei hat er nicht versäumt, etymologische Notizen zu geben und soweit es für den vorliegenden Zweck erforderlich die anatomischen Verhältnisse der von ihm im Einzelnen, oder wie Antilopen und Krebse in ihrer Gesammtheit geschilderten Geschöpfe zu berücksichtigen.

Kurz, ich glaube nicht zu irren, wenn ich das Werk als ein hoch interessantes, mit Liebe und größter Sorgfalt geschriebenes bezeichne und bin überzeugt, daß Niemand es ohne Befriedigung aus der Hand legen wird.

Dr. Bodinus.

Vorbericht.

Der Druck dieses Buches war bereits bis über die Hälfte vorgeschritten, da trat das unverhoffte Ereigniß ein, daß Dr. Falkenstein einen jungen Gorilla lebend nach Europa brachte. In der Abhandlung über die anthropomorphen Affen ließ sich davon nicht mehr Notiz nehmen, und ich thue es deshalb nachträglich auf Seite 397.

Der Verfasser.

Inhalt.

Illustrationsverzeichniss.



Schimpanse, Orangutang.

Die anthropomorphen Affen

Gorilla, Schimpanse und Orangutang,

im Hinblick auf die Darwin'sche Theorie.

Wenn die Affen, vorab die sogenannten anthropomorphen, seit Veröffentlichung des Darwin'schen Werkes über die Entstehung der Arten mit erhöhtem Interesse und besonders prüfendem Auge betrachtet werden, so ist das bei der Tragweite jener Theorie natürlich, denn sie führt im Fortschritt ihrer Entwicklung von dem Zerrbilde des Menschen, dem Affen, zu dem „nach Gottes Ebenbilde" geschaffenen Menschen selbst, und macht beide zu Abkömmlingen eines und desselben Urstammes.

Bestimmt und unumwunden proclamirt Darwin dieses Verwandtschaftsverhältniß in seinem Werke über die Abstammung des Menschen (The Descent of Man and selection in relation to sex; London 1771). Hiernach soll die ganze Affenfamilie von einem Voraffen, der Mensch selbst von einem mehr als Gorilla, Orangutang und Schimpanse entwickelten Uebergangsorganismus, dem sogenannten Affenmenschen entstanden sein.

Darwin ist keineswegs der Erste, welcher — im Gegensatz zu dem Glauben an erschaffene und feststehende Arten — sich für allmälige Entwicklung ausspricht, aber er ist der Erste, welcher den Gedanken so plausibel und bestrickend durchführt, die Hypothese durch so viel angesammelte Thatsachen stützt: daher die Sensation, welche die beiden Werke machten.

Nachdem er in dem ersten die Evolutionstheorie mehr in allgemeinen Zügen zu begründen gesucht, spitzt er sie in dem zweiten bis zur Abstammung des Menschen von einer Ascidie zu.

Die Ascidien gehören den untersten Organismen der Mollusken an; es sind Weichthiere ohne Kopf, ohne Schale und ohne Fuß. Statt der Schale umschließt den rundlichen oder walzigen Körper eine lederartige oder knorpelig-gallertartige Hülle, Mantel genannt. Dieser ist bis auf eine oder zwei Oeffnungen, welche dem Munde und After entsprechen, sackartig verwachsen

und besteht chemisch größtentheils aus Cellulose oder Pflanzenfasersubstanz. Die theils festgewachsenen, theils frei auf hoher See oder an den Küsten lebenden Thiere sind entweder einfach, wenn jedes Einzelwesen in sich abgeschlossen ist, oder gesellig, wenn mehrere Einzelwesen durch eine Röhre mit einander verbunden sind, oder zusammengesetzt, wenn viele derselben organisch vereinigt, zu einer gemeinschaftlichen Masse verwachsen sind. Die Fortpflanzung geschieht durch Eier oder, wie bei den zusammengesetzten Seescheiden, durch Knospenbildung.

Noch einige Stufen tiefer — und Darwin war an der Grenze angelangt, wo Thier- und Pflanzenreich sich so nah berühren, daß sie in einander überzugehen scheinen.

Unger sah 1843 an einer Lappen-Alge eine Zelle platzen und sich ihrer Keimkörner (Sporen) entleeren, welche sofort durch die bis dahin nur als Eigenthum der Thiere beobachteten Flimmerbewegungen das Wasser in den verschiedensten Richtungen durchschwammen, sich festsetzten und dann zu einer neuen Pflanze ausbildeten. Ebenso hat Grant beobachtet, daß Seeschwämme zu gewissen Zeiten aus ihren Oeffnungen mit dem ausfließenden Wasser kleine rundliche Keimkörner ausstoßen, die sich mittelst ihres Wimpernüberzuges lebhaft im Wasser bewegen, umherschwimmen, sich dann festsetzen und wieder zu Schwämmen auswachsen. Die Bacillarien oder Stabthierchen, welche Ehrenberg für Protozoen oder Urthierchen hält, werden jetzt fast einstimmig den Algen zugeordnet, während die früher den Algen zugerechneten Schwämme nunmehr als Thiere erkannt sind.

Da nach der Evolutionstheorie das gesammte Thierleben sich aus dessen untersten Organismen entwickelte, so hätte Darwin seinen Stammbaum auch mit einem solchen beginnen müssen — mit einer Flechtenkoralle oder einem Urschwamm etwa — er beschränkt sich aber darauf, bis zu den Ascidien hinabzusteigen und geht von diesen, ohne sich mit der Genealogie der übrigen Mollusken und der Arthrozoen oder Gliederthiere aufzuhalten, sofort zu den Wirbelthieren über. Eine gewisse Aehnlichkeit in der embryonischen Entwicklung der Ascidien und Vertebraten, welche Kowalevsky beobachtete und 1866 in den „Memoiren der Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg" veröffentlichte, baute ihm die Brücke dazu und veranlaßte ihn zu der Hypothese, „daß in äußerst ferner Zeit eine Gruppe von Thieren existirte, welche in mancher Hinsicht den Larven unserer jetzigen Ascidien glichen und sich in zwei große Zweige theilten, von denen einer in der Entwicklung zurückging und die gegenwärtige Classe von Ascidien hervorbrachte, der andere dagegen bis zur Krone und dem Gipfel des Thierreichs emporstieg, indem er Wirbelthiere ins Leben rief." (The Descent of Man, Chap. VI. p. 206.)

Der eigenthümliche Organismus des Lanzettfisches (Amphioxus) erleichtert Darwin den Riesensprung aus dem Bereiche der Mollusken in den der Vertebraten; denn nicht nur von den Fischen, sondern auch von allen

Wirbelthieren unterscheidet sich der circa zwei Zoll lange Bewohner der Nordseeküsten und des Mittelmeeres, einmal durch den Mangel des Herzens, dessen Stelle mehr wurm- oder röhrenförmig pulsirende Gefäße vertreten, dann durch den Mangel des Schädels, indem Gehirn und Rückenmark nicht getrennt sind, und drittens durch ungefärbtes, durchsichtiges Blut. Er ist der unvollkommenste aller Fische und so sehr von allen abweichend, daß man ihn nicht nur zur besonderen Familie, sondern auch zur besonderen Ordnung (Leptocardii, Zart- oder Röhrenherzen) erhoben hat. Pallas, der ihn zuerst entdeckte, hat ihn als lanzettliche Nacktschnecke (Limax lanceolatus) beschrieben, der englische Ichthyologe Yarrel aber 1831 als Fisch erkannt und an das Ende aller Fische gestellt.

Der Amphioxus verwandelte sich nach Darwin im Verlauf von Jahrtausenden in den knorpeligen Stör und dieser nach abermals Jahrtausenden in den mit Kiemen und Lungen versehenen ichthyomorphen Schuppenmolch, Lepidosiren, der statt der Wirbelsäule eine Rückensaite, das heißt einen Knorpelstreif wie die Neunaugen, und statt der Beine vier flossenartige Knochenstiele hat.

Aus den Reptilien läßt Darwin durch Einschaltung eines angenommenen Zwischen-Organismus sich das Schnabelthier (Ornithorhynchus paradoxus) entwickeln. Dieses ist wie geschaffen dazu, die Hypothesen der Evolutionstheorie plausibel zu machen, denn es gleicht in seiner Lebensweise den Amphibien, in der einfachen Mündung seiner Cloake und dem breiten Entenschnabel den Vögeln, und ist trotzdem ein Säugethier. Von ihm gelangt Darwin zu den Beutelthieren und von dem Känguru durch abermalige Einschaltung von Uebergangs-Organismen, worunter der sogenannte Voraffe mit beweglichen Ohren, Greiffuß und Hundezähnen &c. zu den Lemuren oder Halbaffen. Aus den Lemuren mit Fuchskopf und Krallnagel am Zeigefinger der Hinterhände läßt er die eigentlichen Affen bis hinauf zu den schwanzlosen Anthropomorphen hervorgehen und aus diesen durch Einschiebung des sogenannten Affenmenschen den Menschen selbst.

Factor dieser ungeheuerlichen Umgestaltungen und Verwandlungen ist nach Darwin in vorderster Linie natürliche Zuchtwahl (natural selection), im Gegensatz zu der künstlichen. Was der Mensch durch diese erreicht, nämlich Abänderungen der ursprünglichen Formen, das mußte die Natur in dem Zeitraum von Jahrtausenden in unendlich größerer Mannigfaltigkeit und Differenz hervorbringen und auf diese Weise den Urtypus neuen Verhältnissen und Lebensbedingungen anpassen können. Dieser Satz leuchtet ein, denn wenn der Mensch beispielsweise die gewöhnliche Feldtaube allmälig in eine Pfauentaube abzuwandeln vermochte, warum sollte die Natur bei der unendlich reicheren Auswahl, die ihr zur Verfügung steht, im Laufe von Jahrtausenden die Taube nicht zum Pfau entwickeln können? Wir haben Zuchttauben, die fast die doppelte Größe der gewöhnlichen erreichen, und

andererseits in der großen molukkischen Kronentaube eine Specialität, die den Uebergang von den Tauben zu den Hühnern vermittelt.

Wenn Darwin sich darauf beschränkt hätte, die zu einer Sippe oder Familie gehörigen Arten von einer Ur-Art abstammen zu lassen, wie die Varietäten einer Species von dieser, so könnte man seinem System ohne Bedenken beipflichten, aber seine philosophirende Speculation ging weiter und gelangte von Hypothese zu Hypothese endlich zu dem Resultat, daß der Mensch von einer Ascidie abstamme.

Da die Natur keinen Sprung macht, vielmehr zahllose Zwischenformen oder vermittelnde Varietäten dazu gehören, um durch fortwährende Zuchtwahl neue Arten zu erzeugen, so denke man sich die Zahl der Generationen, welche nöthig war, um eine zusammenhängende Kette zwischen der Ascidie und den höchsten Wirbelthieren herzustellen — oder auch nur zwischen Ascidie und Schmetterling; wie viele Variationen der Schuppenmolch (Lepidosiren paradoxa) durchzumachen hatte, um es zur Flugeidechse (Pterodactylus) und von dieser schließlich zum Vogel zu bringen, wie viele das Schnabelthier bestehen mußte, um sich zum Elephanten oder Walfisch ꝛc. zu entwickeln; — es mußte ein Gewirre von Formen entstehen, von dem sich die kühnste Phantasie keine Vorstellung machen kann.

„Keineswegs!“ erklärt Darwin in dem 6. Capitel seiner Theorie: „Da natürliche Züchtung nur durch Erhaltung nützlicher Abänderungen wirkt, so wird jede neue Form in einer schon vollständig bevölkerten Gegend streben, ihre eigenen, minder vervollkommneten Eltern, sowie alle anderen minder vervollkommneten Formen, mit welchen sie in Bewerbung kommt, zu ersetzen und endlich zu vertilgen. Natürliche Züchtung geht mit dieser Verrichtung Hand in Hand. Wenn wir daher jede Species als Abkömmling von irgend einer anderen unbekannten Form betrachten, so werden Urstamm und Uebergangsformen gewöhnlich schon durch den Bildungs- und Vervollkommnungsproceß der neuen Form vertilgt sein.“.

Dieser Erklärung gegenüber drängt sich sofort die Frage auf: Warum finden wir diese Uebergangsformen aber dann nicht in unendlicher Menge eingebettet in den Schichten der Erdrinde?

Der Beantwortung dieser Frage widmet Darwin, weil sie die Achillesferse seiner Theorie, in den Capiteln VI, IX und X seines Werkes über die Entstehung der Arten eine eben so ausführliche als geistreiche Abhandlung, in welcher er darzuthun sucht, daß es hauptsächlich an der Armuth und Lückenhaftigkeit unserer paläontologischen Sammlungen läge, wenn sie keine fossilen Zwischenformen enthielten, und daß andererseits, wenn die Verbindungskette vollständig wäre, sich manche Form als Varietät darstellen würde, welche gegenwärtig als Art figurire.

Wer sich mit dieser und der Erklärung des Mangels lebender Zwischenformen zufrieden geben kann, wird Darwin auch auf das Wort glauben,

was er von dem sogenannten Affenmenschen sagt, denn bewiesen ist dessen Existenz aus dem steinernen Buche der Natur so wenig, wie die des Uraffen und anderer Phantasie-Wesen, die in den Stammbaum des Menschen eingeschoben sind.

So lange die Affen sich auf den Bäumen aufhielten, war Vierhändigkeit, wie Darwin in dem vierten Capitel seiner „Abstammung des Menschen" ausführt, der zweckmäßigste Organismus ihres Wohlseins und Bestandes im Kampfe um das Dasein. Kamen aber einige von ihnen in die Lage, sich ihren Unterhalt anders als bisher verschaffen zu müssen, hatten sie durch veränderte Beschaffenheit ihrer Heimath mehr auf dem Boden als auf Bäumen zu leben, so änderte sich auch die Art ihrer Fortbewegung und sie wurden entweder Quadrupeden oder Bipeden. Die Paviane leben vorzugsweise auf hügeligen und felsigen Plätzen und klettern nur zur Noth auf Bäume; sie haben sich infolge dessen fast den Gang des Hundes angeeignet. Der Mensch allein wurde zum Zweifüßler und es läßt sich zum Theil nachweisen, wie er zu der aufrechten Stellung gekommen ist, die ihn so auffällig von seinen nächsten Verwandten unterscheidet. Der Mensch konnte den hervorragenden Rang, den er in der Welt einnimmt, nicht erreichen ohne den Gebrauch der Hand, die ein so gefügiges Werkzeug seines Willens ist. Hände und Arme konnten aber nicht das feine Gefühl und die volle Geschicklichkeit erlangen, so lange sie zum Klettern dienen mußten. Für mancherlei Hantierung war es nöthig, beide Arme und den ganzen Oberleib frei zu haben; der Körper mußte zu diesem Zwecke fest auf den Füßen stehen und der Greiffuß sich in einen Schreitfuß verwandeln.

Als die Vorfahren des Menschen, fährt Darwin fort, mehr und mehr zur aufrechten Stellung übergingen, mußte auch deren Knochen- und Muskelsystem sich mehrfach modificiren und das Gehirn nach Maßgabe der geistigen Fortschritte größer werden. Natürliche Zuchtwahl that auch hier wieder das Ihrige, die nützlichen Modificationen der ursprünglichen Form zu verbreiten und zu festigen. Erscheinungen, die der natürlichen Zuchtwahl zuwiderlaufen, wie allmälige Enthaarung, werden von Darwin auf Conto der geschlechtlichen Zuchtwahl (sexual selection) gesetzt. (Descent of Man, Chap. XX.) Daß ein theilweiser Verlust des Haares den affenähnlichen Vorfahren des Menschen als Schmuck erschien, kann um so weniger überraschen, als analoge Erscheinungen sich durch das ganze Thierreich hinziehen. — In ähnlicher Weise mögen Weibchen von hellerer oder dunklerer Hautfarbe von den Männchen bevorzugt worden sein, und so fort von Generation zu Generation immer die Hellsten oder Dunkelsten, die am wenigsten Behaarten. Die bevorzugten Eigenschaften gingen auf die Nachkommenschaft über und wurden, wie wir dies ja auch bei der künstlichen Züchtung sehen, immer allgemeiner und schließlich stabil.

Durch diese und andere Hypothesen gelangt Darwin zu dem soge-

nännten Affenmenschen oder Halbmenschen, dessen Existenz nur darum noch nicht erwiesen sei, weil just die Gegenden, in denen fossile Ueberreste jener Vermittlungsformen zu erwarten ständen, von den Geologen noch nicht untersucht seien. (Descent of Man, Chap. VI.)

Daß der geistige Unterschied zwischen einem Affen der höchsten Stufe und einem Wilden der untersten, der nicht über Vier zählen kann, immerhin immens ist, räumt Darwin ein (Descent of Man, Chap. II), behauptet aber, daß dieser Unterschied kein fundamentaler sei, sondern nur ein Unterschied des Grades; die geistige Kluft zwischen den untersten Fischen und den höheren Affen sei noch viel weiter als die zwischen Affe und Mensch und doch könne der immense Zwischenraum durch zahllose Abstufungen ausgefüllt werden.

Wie Darwin sich die Scala des geistigen Entwicklungsprocesses vorstellt, mögen einige Beispiele zeigen.

Sprache, heißt es in dem zweiten Capitel der „Abstammung des Menschen", wird mit Recht als einer der Hauptunterschiede zwischen jenem und den Thieren betrachtet. Aber nach dem competenten Ausspruch des Erzbischofs Whately (Anthropological Review 1864) ist der Mensch „nicht das einzige Thier, welches durch Sprache auszudrücken vermag, was in seiner Seele vorgeht, und mehr oder weniger versteht, was ein Anderer mittelst derselben ausdrückt." In Paraguay stößt ein Rollschwanzaffe (Cebus Azarae) in der Erregung mindestens sechs verschiedene Laute aus, welche in den anderen Affen ähnliche Empfindungen erwecken. Wir verstehen die Gesichtsbewegungen und Geberden der Affen, und sie verstehen, wie Rengger und Andere erklären, zum Theil die unseren. Es ist eine noch merkwürdigere Thatsache, daß der Hund, seit seiner Zähmung, in mindestens vier bis fünf verschiedenen Lauten bellen gelernt hat. Articulirte Sprache ist jedoch nur dem Menschen eigen. Sie verdankt ihre Entstehung der durch Zeichen und Geberden unterstützten Imitation und Modification von Naturlauten, der Nachahmung anderer Thierstimmen und der instinctiven Aufschreie der Menschen selbst. — Da nun Affen verstehen, was ihnen gesagt wird, und im Naturzustande Signalschreie der Gefahr für ihre Gefährten ausstoßen, so erscheint es, wie Darwin erklärt, durchaus nicht unglaublich, daß ungewöhnlich weise Affen auf den Gedanken gekommen seien, das Geknurre eines Raubthieres nachzuahmen, um dadurch den Gefährten die Art der zu befürchtenden Gefahr anzudeuten. Und das wäre die erste Stufe zur Bildung einer Sprache.

„Ich bemerkte einmal," erzählt Darwin, „wie mein Hund, ein aufgewachsenes und sehr empfindliches Thier (a full-grown and very sensible animal), an einem heißen, ruhigen Tage auf dem Rasen lag; aber in einiger Entfernung bewegte ein leises Lüftchen gelegentlich einen offenen Sonnenschirm, welchen der Hund gänzlich unbeachtet gelassen haben würde, wenn

Jemand in der Nähe gewesen wäre. So aber knurrte der Hund, sobald der Schirm sich nur leicht bewegte, immer heftig und bellte. In rascher und unbewußter Weise (in a rapid and unconscious manner) muß er hiernach geschlossen haben, daß Bewegung ohne sichtbare Ursache die Anwesenheit irgend eines fremdartigen Wesens anzeige und daß ein solches kein Recht habe, auf seinem Gebiete zu weilen."

In diesem Gebahren des Hundes erblickt Darwin den Glauben an etwas Uebernatürliches und damit die ersten Spuren von Religion. Durch ähnliche Deductionen sucht er die sonstigen geistigen und moralischen Eigenschaften des Menschen als Resultate eines allmäligen Entwicklungsprocesses analoger thierischer Anlagen darzustellen. Er erzählt uns von der Anhänglichkeit und Folgsamkeit des Hundes, von der Affenliebe, von dem Mitgefühl für die Leiden Anderer, welches namentlich gesellige Thiere an den Tag legen &c. — Aber müssen Menschen und Thiere, weil sie gewisse Eigenschaften mit einander gemein haben, deshalb von einander abstammen?

„Die embryologische Aehnlichkeit zwischen verschiedenen Thierformen," entgegnet E. R. Bree in dem 29. Capitel seiner „Trugschlüsse des Darwinismus" (London 1872), „ist keine wirkliche Gleichheit, — es sind nur dieselben Mittel gewählt, um ähnliche Ziele oder Functionen in der Organisation lebender Wesen zu erreichen. Das Herz der Säugethiere ist sich durchgängig ähnlich in der Structur. Wäre es nun gründlich oder richtig zu sagen, daß Hund und Mensch, weil ihre Herzen ähnlich sind, deshalb genealogisch verwandt sind?

„Wenn ein Thier dieselben Mittel hat, zu gehen, zu athmen oder zu essen, wie ein anderes, so zeigt das eben, daß in der Natur Methode und Plan gleichförmig sind."

Um die Natur auch in geistiger Hinsicht keinen Sprung machen zu lassen, reiht Darwin natürlich die intelligentesten thierischen Organismen an die niedrigsten menschlichen. — „Niemand wird voraussetzen," sagt er im zweiten Capitel seiner Abstammung des Menschen, „daß eines der unteren Thiere darüber nachdenkt, woher es kommt und wohin es geht, — was Tod oder was Leben ist &c. Aber können wir sicher sein, daß ein Hund mit ausgezeichnetem Gedächtniß und einiger Einbildungskraft, wie seine Träume zeigen, nie nachdenken sollte über seine früheren Jagdfreuden? — und das wäre eine Art von Selbstbewußtsein. Wie wenig kann andererseits, nach Büchner's Bemerkung, das überbürdete Weib eines stumpfen australischen Wilden, der sich kaum einiger abstracten Wörter bedient und nicht über Vier zu zählen vermag, Selbstbewußtsein äußern oder nachdenken über die Natur des Daseins."

Zwischen dem Menschen der untersten und dem Thiere der höchsten Stufe ist der geistige Unterschied, wie Darwin einräumt, doch immerhin immens. Welch eine Kluft thut sich nun aber erst auf, wenn man die Ent-

wicklungsfähigkeit der geistigen Anlagen auf der einen und der anderen Seite mit einander vergleicht! Aus dem menschenfressenden Barbaren ist ein Sokrates und Shakespeare ꝛc. geworden, aus Hund und Affe — erweislich — nur wieder Hund und Affe.

Kein Thier, und sei es auch noch so befähigt, hat Verständniß für den einfachsten arithmetischen Proceß. Das sogenannte Zählen dressirter Hunde, Pferde oder Affen ist ein angelerntes mechanisches Kunststück, von dessen Bedeutung die Thiere keinen Begriff haben. Wenn der Kunstreiter z. B. seine Peitsche senkt, so fängt das auf dieses Zeichen dressirte Pferd an zu scharren und scharrt, bis die Peitsche sich wieder hebt. Wie oft es unterdessen gescharrt hat, was das Scharren bedeutet, davon hat das Pferd keine Idee.

Nun giebt es allerdings Wilde, die nicht über Vier zählen können; aber während das Thier seit Jahrtausenden in arithmetischer Dunkelheit dahinlebt, ist der Mensch bis zur Analyse des Unendlichen vorgeschritten.

Bei keiner Thierspecies ist ein geistiger Fortschritt nachweisbar. Was die ältesten Schriftsteller über die Intelligenz des Elephanten berichtet haben, das leistet er noch heutzutage, aber nicht mehr. Nur der Mensch allein ist zu unbegrenzter Vervollkommnung veranlagt und dadurch jedem anderen Thierorganismus heterogen. Er ist, wie Oken in seiner drastischen Weise sich ausdrückt, „das grimmigste Raubthier und der unterwürfigste Wiederkäuer, die artigste Meerkatze und der scheußlichste Babian, das stolzeste Roß und das geduldigste Faulthier, der treueste Hund und die falscheste Katze, der großmüthigste Elephant und die hungrigste Hyäne, das frommste Reh und die ausgelassenste Ratte. Theilweis ist der Mensch allem Theil gleich, ganz nur sich, der Natur und Gott."

„Die Affen," äußert Oken dagegen, „sind dem Menschen ähnlich in allen Unsitten und Unarten. Sie sind boshaft, falsch, tückisch, diebisch und unanständig; sie lernen eine Menge Possen, sind aber ungehorsam und verderben oft den Spaß mitten im Spiel, indem sie dazwischen einen Streich machen, wie ein tölpelhafter Hanswurst. Es giebt keine einzige Tugend, welche man einem Affen zuschreiben könnte, und noch viel weniger irgend einen Nutzen, den sie für den Menschen hätten. Wachestehen, Aufwarten, verschiedene Dinge holen, thun sie blos so lange, bis sie die Narrheit anwandelt. Sie sind nur die schlechte Seite des Menschen, sowohl in leiblicher wie in sittlicher Hinsicht."

So zutreffend diese Charakteristik im Ganzen ist, so geht sie doch in der Behauptung, daß die Affen nicht eine gute Eigenschaft hätten, zu weit. Ihre Kindesliebe, ihr Mitleiden gegen Schwache und Unmündige nicht allein ihrer Art und Familie, sondern selbst anderer Ordnungen, ist bekannt, und die Orangaffen machen auch sonst noch rühmliche Ausnahmen von Oken's Beschreibung.

Wie Dr. C. F. Heusinger in seiner Monographie über den Orangutang (Vier Abbildungen des Schädels von Simia Satyrus) nachweist, war der Affe in Indien und Aegypten von jeher Gegenstand religiöser Verehrung. Der Gedanke an eine Fortdauer nach dem Tode war auch dem rohesten Menschen Bedürfniß; er konnte sich diese aber nicht anders als materiell denken, und so entstand die Lehre von der Seelenwanderung; sie wurde ohne Zweifel die Hauptquelle der Thierverehrung, und wo ein Volk an Seelenwanderung glaubte und zugleich den Affen zum Mitbewohner seines Landes hatte, da beherbergten die Affen gewiß auch Menschenseelen, und sollten es auch nur die von Verworfenen sein. — Bei einem reflectirenden Volke kann dem Thierdienste selbst eine ganz naturphilosophische Ansicht zu Grunde liegen: so sind nach der Sage die Affen in Tibet von einem Heiligen zum Landbau angeleitet worden, und so wie sie sich mehr cultivirten, wurden ihre Schwänze kürzer und fielen endlich ab; sie fingen dann an zu reden, sich mit Baumblättern zu bekleiden und mehr und mehr in Menschen umzubilden. Die Tibetaner rühmen sich ihrer Abstammung von dem großen Affen Sarr-Metschin und der Aeffin Rackscha und halten sich deshalb für älter als andere Menschengeschlechter.

Nach einer alten indischen Sage verwandelten sich einst der Gott Hora und seine Gattin Paramerseri nach dem Wunsche der letzteren, welche die Zärtlichkeiten der Affen beobachtet hatte, in Affen. Die Göttin schämte sich indessen des so empfangenen Kindes, und bat den Gott der Winde, Pavan, dasselbe in den Schooß einer Anderen zu versetzen, was Pavan auch that. Dieses Kind war der in Folge durch Stärke, Kühnheit und Klugheit ausgezeichnete Hanuman, der den Rama auf seinem Zuge durch Indien mit einem Heere von Affen begleitete und nach dem indischen Epos „Ramajana" wunderbare Thaten vollbrachte.

Nach Jones' Ansicht (Asiat. Researches Vol. I) war dieser Hanuman (d. h. der mit hohen — mongolischen — Wangenbeinen Versehene) vielleicht der Fürst irgend eines Bergvolkes, der den Rama auf seinem Zuge begleitete, und ist wahrscheinlich identisch mit dem Affen Chachomanssu in der Mongolenmythe.

Bei den alten Aegyptern war der nach Horapollo's Erklärung in einer gewissen Sympathie zu dem Monde stehende Silberpavian (Cynocephalus Hamadryas) Attribut und hieroglyphischer Stellvertreter des Thoth oder Thout, der als Erfinder aller menschlichen Wissenschaften und Künste das Sonnenjahr regulirte.

Daß die Affen auch bei anderen Völkern Afrika's verehrt wurden, lehrt eine Stelle bei Diodor (Buch XX), wonach Eunaphus, der während des Krieges gegen die Karthager von Agathokles in das innere Afrika geschickt wurde, in ein Land kam, „das ganz mit Affen angefüllt war. — Die Affen, die in diesem Lande, wie in Aegypten die Hunde, Götter sind, wohnen mit

den Menschen zusammen in den Häusern und man läßt sie in den Küchen und an den Tischen nach Belieben essen. Tödtet Jemand ein solches Thier, so kann er als Hauptverbrecher dem Tode nicht entgehen. Zu Leuten, die man der ärgsten Verbrechen fähig hält, sagt man dort sprüchwörtlich: Ihr habt Affenblut getrunken."

Der Muhamedanismus und das Christenthum haben den Affen mehr und mehr von den Altären vertrieben. Der Araber erblickt in ihm ein Mittelding zwischen Mensch und Teufel: Verdammte, die von Allah zur Strafe ihres verbrecherischen Lebens in Thiere verwandelt wurden. Den Hindus dagegen ist der langschwänzige Hulman (Semnopithecus entellus) wegen seiner Aehnlichkeit mit der Figur des Hanuman noch immer Gegenstand der Verehrung; auch die Neger halten die Affen nicht für Thiere, sondern für unvollkommene Menschen, zum Theil für ihre Stammväter, lassen sich aber in der Regel dadurch nicht abhalten, sie zu tödten und zu verspeisen.

Die Sumatraner schonen die bei ihnen einheimischen großen Affen, weil sie glauben, daß die Seelen ihrer Vorfahren in denselben wohnen.

Auf Borneo herrscht die Sage, daß die Orangutangs ursprünglich Menschen gewesen, aber wegen Gotteslästerung der Sprache beraubt worden seien, wogegen die Javaner den sogenannten Waldmenschen nachsagen, daß sie wohl reden könnten, wenn sie nur wollten; allein sie thäten es nicht, weil sie fürchteten, arbeiten zu müssen.

Ein Seitenstück zu dieser naiven Anschauung der javanischen Eingeborenen findet sich auf Seite 59 des Darwin'schen „Descent of Man". Dort heißt es wörtlich: „Die Thatsache, daß höhere Affen sich ihrer Sprachwerkzeuge nicht bedienen, hängt ohne Zweifel von deren Einsicht ab, daß sie damit noch nicht genugsam vorgeschritten sind. Der Besitz von Werkzeugen, welche bei lange fortgesetzter Uebung ganz wohl zum Sprechen hätten benutzt werden können, obschon sie nicht dazu benutzt wurden, entspricht derselben Erscheinung bei Vögeln, die zum Sang geeignete Organe besitzen, aber dennoch nicht singen. So haben Nachtigall und Krähe ähnlich gestaltete Organe, und doch werden dieselben von jener zu gegliedertem Gesange und von dieser nur zum Krähen benutzt."

Bontius, der um die Mitte des 17. Jahrhunderts als Arzt auf Java lebte, erzählt außer obiger Sprachverleugnungsgeschichte, daß er den Orangutang einige Male gesehen habe, und zwar sowohl Männchen als Weibchen. Sie gingen öfters aufrecht und geberdeten sich ganz wie Menschen. Bewunderungswürdig wäre ein Weibchen gewesen; es habe sich geschämt, wenn es unbekannte Menschen betrachtet hätten, und nicht nur das Gesicht, sondern auch seine Blöße mit den Händen bedeckt, es habe geseufzt, Thränen vergossen und alle menschlichen Handlungen so ausgeübt, daß ihm nur die Sprache gefehlt habe, um wie ein Mensch zu sein. Er schließt diese Schilderung mit den Worten: „Vidi Ego cujus effigiem hic exhibeo."

Da wäre mit einem Male eine jener Uebergangsformen gefunden, an deren Mangel die Evolutionstheorie krankt.

Daß Darwin trotzdem jenes schamhafte Orangutangweibchen ganz unbeachtet läßt, stellt der Glaubwürdigkeit der Bontius'schen Erzählung ein schlimmes Zeugniß aus.

Je überraschender eine Erscheinung ist, desto leichter wird sie durch die Vergrößerungsbrille der Phantasie betrachtet. Der erste Anblick eines anthropomorphen Affen hat aber wirklich etwas Ueberraschendes. Es ist nicht allein die Figur, die ihn vor den übrigen Mitgliedern seines Stammes auszeichnet, sondern mehr noch der ruhige Ernst seines Wesens. Die gewöhnlichen Affen erscheinen durch die carrikirte Beweglichkeit ihrer Gesichtszüge wie Verrückte, die anthropomorphen dagegen in der That als Orangutangs oder Waldmenschen.

Das Wort Orang-utang wird mitunter auch Oran-utan geschrieben; jenes entspricht der Aussprache der Malayen nach Annahme des arabischen Alphabets, dieses der Transscription des Sanskrit. Das Wort Oran ist im Malayischen häufig; es heißt Mensch, Leute. Utan bedeutet im Sanskrit nördlich, im Malayischen wild oder waldig; Orangutang entspricht somit dem deutschen „Waldmensch".

Da man Orangutang und Schimpanse in den ersten Jahren ihrer Entdeckung für Thiere einerlei Art ansah, so verwechselte man auch vielfach ihre Namen. Der am längsten in der Literatur und in Europa bekannte Anthropoide ist der afrikanische. In Purchas' merkwürdigem Buche „His Pilgrimage" vom Jahre 1626 wird erzählt, daß ein gewisser Andrew Battel, welcher 18 Jahre in Angola lebte, daselbst zwei menschenähnliche Thiere kennen gelernt habe, von welchen das größere Pongo, das kleinere Engeco genannt werde, und was er von diesen erzählt, paßt ganz gut auf den Gorilla und auf den Schimpanse, der noch jetzt in seinem Vaterlande Enchéeco heißen soll.

Ein junger Schimpanse war auch der erste dieser Affen, welcher lebend nach Europa gebracht wurde, und seiner wird von Tulpius in dem 1641 erschienenen Werke: „Observationes medicae", aber unter dem indessen von Ostindien her bekannt gewordenen Namen Orangutang, Satyrus indicus, Homo silvestris Erwähnung gethan. Die gegebene Abbildung und Beschreibung zeigt aber, daß dieses in den Besitz des Prinzen Heinrich von Oranien gelangte Thier kein Orangutang, sondern ein Schimpanse war. Etwas später kam abermals ein Schimpanse lebend nach Europa und zwar nach London. Er wurde nun, wie Dr. Th. L. Bischoff in seiner Monographie „Ueber die Verschiedenheit in der Schädelbildung des Gorilla, Chimpanse und Orang-Outang" (München 1867) weiter berichtet, zum ersten Mal der Gegenstand einer verhältnißmäßig sehr guten anatomischen Beschreibung von Tyson, welcher eine Schrift unter dem Titel: „Orang-outang

sive Homo silvestris, or the anathomy of a Pygmy, compared with that of an Ape and a Man" (London 1699) herausgab. In der Mitte des 18. Jahrhunderts kam ein dritter Schimpanse lebend nach London und wurde von Buffon und Daubenton beobachtet und beschrieben unter dem Namen Jocko (Enjeco). Von Geoffroi St. Hilaire erhielt der Affe in der Folge den wissenschaftlichen Namen Simia Troglodytes. Wo der Name Schimpanse herrührt, ist nicht ganz klar. Er scheint in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts in Gebrauch gekommen zu sein, und soll von einer Benennung in seinem Vaterlande, „Tschimpanisch", herrühren. Vielleicht rührt er auch von de la Brosse her, welcher in der Beschreibung seiner Reise an der Küste von Angola 1738 von einem Affen Quimpaze spricht, woraus wohl das zuerst von Scotin gebrauchte Chimpanse oder Schimpanse entstanden ist.

Die erste, wenngleich fabelhafte Spur der Kenntniß eines asiatischen Anthropoiden findet sich bei dem schon erwähnten Bontius (Hist. nat. Ind. 1658). Obgleich Linné weder den afrikanischen noch den asiatischen Affen von Angesicht kannte, so unterschied er doch beide und nannte den Orangutang in seinem Systema naturae: Simia Satyrus. Der Affe wurde von seiner Heimath aus häufig nach Java gebracht und kam von da in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts zum ersten Mal nach Europa.

Im Jahre 1778 veröffentlichte A. Vosmaer zu Amsterdam die erste getreue „Beschrijving van de zoo zeldzame als sonderlinge aapsort, genoemd Orang utang van Borneo" nach einem jungen Exemplare im Haag. Wie die Vosmaer'sche, so bezieht sich auch Camper's Beschreibung des Orangutangs vom Jahre 1781 auf ein junges Thier, und als endlich 1783 das Skelett eines 4½ Fuß hohen alten Pongos in Holland anlangte, da erregte dessen auffallend verschiedene Schädelbildung nicht geringes Aufsehen. Der Gesichtswinkel war bedeutend kleiner als bei dem jungen Orangutang, und die Kiefern traten vor wie beim Mandrill. Man hielt diese Unterschiede geraume Zeit hindurch für specifisch, überzeugte sich aber in der Folge, daß sie lediglich von der Verschiedenheit des Alters herrühren.

Je jünger der Orangutang ist, desto mehr gleicht nämlich sein Schädel dem eines Kindes, desto größer ist sein Gesichtswinkel. Mit dem zunehmenden Alter tritt indeß die Schnauze immer mehr hervor und der Gesichtswinkel wird immer kleiner. Das Gehirn entwickelt sich nämlich früher als alle anderen Organe und hat seine völlige Größe schon erreicht, während der übrige Körper noch lange nicht ganz ausgebildet ist. Bei sämmtlichen Quadrumanen wächst das Gehirn nach dem Zahnwechsel nicht mehr, aber die Kiefern wachsen noch und erreichen namentlich bei dem Orangutang, der, gleich dem Schimpanse, mindestens 10 bis 15 Jahre zu seiner völligen Ausbildung nöthig haben mag, eine so bedeutende Größe, daß der Schädel dem

eines Pavians ähnlich wird. Mit zunehmendem Alter erleidet auch der Charakter des Thieres eine der Gesichtsbildung analoge Metamorphose.

Nachdem Blumenbach und Camper den Orangutang und Schimpanse specifisch von einander geschieden, entstand natürlich die Frage nach dem Rangverhältniß der beiden Gattungen. Camper und Cuvier erklärten den Orangutang für menschenähnlicher, wogegen Owen in den dreißiger Jahren dem Schimpanse den Sieg erfocht; in der Folge aber dem um das Jahr 1847 von dem Missionär Savage am Gabunflusse entdeckten Gorilla das Primat zuerkannte.

Die Eingeborenen nennen den gewaltigen Affen Enge-ena; aber Savage gab ihm, mit Bezug auf die wilden Menschen, von denen Hanno in seinem „Periplus" spricht, den Namen Gorilla.

Der karthagische Feldherr, der zwischen dem sechsten und fünften Jahrhundert v. Chr. lebte, machte von Staatswegen eine Seereise nach der Westküste von Afrika, um daselbst Colonien zu gründen, und drang, wie es scheint, bis über die Mündung des Gambia vor. Wir besitzen einen griechischen Auszug seiner Reisebeschreibung unter dem Titel „Periplus" (Küstenbeschreibung), worin sich folgende Stelle findet: „Nachdem wir die Feuerströme durchschifft hatten, kamen wir zu einer Bai, das Südhorn genannt. In der Ferne war eine Insel mit einem See und in diesem wieder ein Eiland, auf welchem sich wilde Menschen befanden. Die Mehrzahl derselben waren Weiber mit haarigem Körper, welche die Dolmetscher „Goryllai" nannten. Bei der Verfolgung konnten wir der Männchen nicht habhaft werden; sie entkamen alle, indem sie Abhänge erkletterten und sich mit Felsstücken vertheidigten. Aber drei Weibchen vermochten wir nicht fortzubringen, weil sie bissen und kratzten. Wir tödteten sie deshalb, balgten sie ab und brachten ihre Felle nach Karthago; denn wir segelten nicht weiter, da uns die Lebensmittel ausgingen."

Ob Hanno's und Savage's Gorillas identisch, ist allerdings problematisch. Es können die wilden Menschen, von denen Jener spricht, auch Schimpanses gewesen sein, zumal es ziemlich unwahrscheinlich klingt, daß die karthagischen Matrosen drei Weibchen des unbändigen und mit furchtbarer Stärke ausgerüsteten Gorilla in ihre Gewalt bekommen haben sollten.

Dem sei nun wie ihm wolle, — Savage gab seinem Troglodyten den Artnamen Gorilla, und dabei blieb es.

Der Gorilla erreicht eine Größe von $5^1/_2$ Fuß und mißt von Schulter zu Schulter 3 Fuß. Die Länge seiner Vorderglieder beträgt 3 Fuß 6 Zoll, die der Hinterglieder 2 Fuß 7 Zoll. Ein Schlag mit der Hand und dem Jäger ist nach der Versicherung du Chaillu's* (Explorations and Adven-

* Man hat du Chaillu mehrfach der Uebertreibung beschuldigt, und als solche namentlich die Angabe bezeichnet, daß der Gorilla in der Wuth sich auf die Brust schlage, daß es weithin dröhne. — Warum sollte er das nicht? da es doch erfahrungsmäßig fest-

tures in Equatorial Africa 1861) der Bauch aufgeschlitzt, daß die Eingeweide heraushängen, ein Biß mit den furchtbaren Zähnen und ein Menschenglied ist zermalmt. Der Gorilla soll einen Flintenlauf platt beißen und mit den Armen einen Baum von 4 bis 6 Zoll Durchmesser umbrechen können.

Der Anblick dieses Affen, der sich, wie der Bär, zum Kampfe aufrichtet, die Kopfhaare sträubt und mit wuthglühenden Blicken und Donnergebrüll seinem Feinde entgegenwankt, soll wirklich entsetzenerregend sein.

Der bestialische Gesichtsausdruck, die vorspringenden Kinnbacken mit den großen Eckzähnen und die Schädelbildung mit der abgeflachten kurzen Stirn haben auch mehrfach zu Controversen hinsichtlich der Rangstellung des Gorillas veranlaßt.

Geoffroy St. Hilaire und Duvernoy halten die Verschiedenheiten in der Osteologie, der Zahnbildung und der äußerlichen Merkmale des Gorillas von generischer Bedeutung und nennen ihn — nach seinem Gaboon'schen Namen „Djina" — Gorilla Gina. Wyman und Owen bestreiten den generischen Unterschied zwischen Schimpanse und Gorilla und erkennen nur eine specifische Verschiedenheit an. Andererseits stellen die französischen und der amerikanische Naturforscher den Gorilla unter den Schimpanse, wogegen Owen ihm das Primat unter den Orangaffen zuspricht, und in einem durch dreizehn Platten illustrirten Memoire (London 1865) seine Ansicht vertheidigt.

Nach Owen's osteologischen und anatomischen Vermessungen und Untersuchungen soll der Gorilla trotz des thierischen Aussehens dem Menschen dennoch in Bezug auf Körperbau und Größe des Gehirns am nächsten stehen; die Gehirnkammer sei durch die starke Knochenmasse des Hinterhauptes und andere Schädelerhöhungen nur mehr maskirt. Das Aussehen könne überhaupt nicht maßgebend sein, denn manche von den kleinen amerikanischen Affen machten durch den gerundeten Schädel, die weit weniger vorspringenden Kiefern und gleichförmigere Zähne einen menschenähnlicheren Eindruck als selbst Orangutang und Schimpanse, indem auch diese nach dem ersten Zahnwechsel sich mehr und mehr dem Thiere nähern. Nach dem Kopf allein zu schließen stände der langarmige Hylobates dem Menschen am nächsten, während die zwar kleinen, aber deutlichen Gesäßschwielen und die bis zum Boden hängenden Arme denselben entschieden tiefer stellen.

Daß Gorilla und Schimpanse dreizehn Rippenpaare haben, der Orangutang dagegen gleich dem Menschen nur zwölf, erklärt Owen für ziemlich bedeutungslos, da auch bei dem Menschen mitunter einmal ein dreizehntes

---

steht, daß junge Schimpanses und Orangutangs sich in Verzweiflung gegen die Stirn schlagen. Owen erklärt in seinem Memoire über den Gorilla den, ohne Beweise des Gegentheils, Angegriffenen für durchaus glaubhaft; Bischoff thut dasselbe. Auf mich hat sein Buch nirgendwie den Eindruck der Renommisterei gemacht; daß manche Schilderung etwas phantastisch klingt, liegt eben am Gegenstand. D. V.

Rippenpaar vorkomme und die Anlage dazu bei allen Menschen vorhanden sei, wie die Wirbelanhängsel zeigten. Die Zahl der Wirbel im Ganzen sei bei dem Menschen und den Orangaffen ganz gleich. Wenn nun Gorilla und Schimpanse durch die Entwicklung des zwanzigsten Wirbels, vom Hinterhaupte ab, einen Brustwirbel mehr zu haben scheinen, so haben sie dafür einen Lendenwirbel weniger. — Unter allen Umständen geht aus der angeführten Differenz nicht mehr hervor, als daß der Orangutang dem Menschen hinsichtlich der Rippenzahl näher steht als Gorilla und Schimpanse.

Das Gehirn des Gorillas hat nach Wyman's und Owen's Untersuchungen mehrerer ausgewachsener Männchen und Weibchen einen körperlichen Inhalt von 25 bis 34 Kubikzoll und das des Schimpanse einen solchen von 22 bis 27 Kubikzoll; bei einem männlichen Orangutang betrug die Gehirnmasse 26, bei einem weiblichen 24 Kubikzoll.

Nach Morton's Vermessungen des menschlichen Gehirns betrug dasselbe bei 155 Peruanerschädeln 58 bis 101, bei 3 Hottentottenschädeln 68 bis 83 und bei 8 Australierschädeln 63 bis 83 Kubikzoll; der mittlere Inhalt war 75 Kubikzoll.

Das größte Gorillagehirn ist hiernach um mehr als die Hälfte kleiner als die mittlere Gehirnmasse der untersten Menschenracen. Dieser Contrast wird noch verstärkt durch den Unterschied des beiderseitigen Körpergewichts, da ein ausgewachsener männlicher Gorilla mindestens ein Drittel mehr wiegt als ein mittlerer Mensch.

In der Figur kommt der Gorilla dem Menschen zwar etwas näher als Schimpanse und Orangutang; — er hat kürzere Arme als dieser, kürzere Finger und eine breitere Hand, und ist überhaupt regelmäßiger und kräftiger gebaut; er tritt mehr auf die Sohle und setzt die Hinterhand, deren drei mittlere Finger durch eine Bindehaut an einander geheftet sind, weniger einwärts als Schimpanse und besonders Orangutang, — aber er geht eben wie diese mit eingeschlagenen Fingern auf allen Vieren, und nur ausnahmsweise, wenn er angreift, auf Zweien. Er schwankt dabei, nach du Chaillu's Beschreibung, von einer Seite zur anderen, da seine kurzen Hinterbeine augenscheinlich zur Stütze einer so bedeutenden Oberlast nicht geeignet sind. Um sich im Gleichgewicht zu halten, schwingt er die Arme nach Art der Matrosen an Bord, oder er schlägt sie hinter dem Kopfe zusammen.

Die Heimath des Gorillas beschränkt sich auf den dichtbewaldeten District Westafrika's, der von dem Gaboon und seinen Nebenflüssen durchströmt wird, und erstreckt sich vom Aequator nicht weiter als zehn bis fünfzehn Grad nordwärts und südwärts. Er zieht die düstere Waldeinsamkeit des Thales dem Aufenthalt auf der Höhe vor, wofern diese ihm nicht irgend eine Lieblingsspeise bietet. Seine Nahrung besteht aus den Früchten und dem jungen Blattwerk der Oelpalme, der Papayen, Bananen und des Affenbrodbaums ꝛc., ferner aus Beeren, den saftreichen Ananasblättern und dem Zuckerrohr um

die verlassenen Hütten und Dörfer der Eingeborenen. Auch Eier und kahle Nestlinge werden nicht von ihm verschmäht.

Der Gorilla ist ein ungeheurer Fresser; sein vorspringender Wanst und seine enorme Muskelkraft lassen schon darauf schließen; — er kann sich deshalb auch nicht lange an einem Orte aufhalten; er muß wandern von einem Futterplatz zum anderen, und dürfte kaum zwei Tage hinter einander in derselben Gegend getroffen werden.

Die Jungen schlafen auf Bäumen, oft auch die Weibchen, die schweren und stämmigeren Männchen meist auf dem Boden, indem sie sich mit dem Rücken an einen Baumstamm lehnen.

Die Stimme des männlichen Gorillas ist ein sehr lautes Brüllgebell; es beginnt, wie bei einem zornigen Hunde, mit scharfem Bellen, geht dann in tiefen Baß über und rollt dahin gleich fernem Donner, so tief, daß es nicht aus dem Rachen und der Brust, sondern aus dem ungeheuren Wanste zu kommen scheint.

Weibchen und Junge schreien, wenn sie beunruhigt werden, laut auf, auch stößt die Mutter tiefe Locktöne aus, um ihr Junges zu warnen.

Der Gorilla ist monogam und lebt nur mit einem Weibchen zusammen oder allein; Junge traf du Chaillu öfters in Gesellschaft bis zu fünf Stück. Sie liefen stets auf allen Vieren davon, schreiend vor Furcht. Es ist schwer, ihnen beizukommen, weil sie ein sehr scharfes Gehör haben. Auch das erwachsene Thier ist scheu. Wenn eine Mutter vor dem Jäger flieht, so klammert sich das Junge um ihren Nacken und schmiegt sich mit den kleinen Beinen um die Brust.

Der Lauf des Gorilla ist ein Vorwärtshumpeln wie auf Krücken; die gekrümmten Finger stemmen sich nämlich auf den Boden, und die Beine setzen sich im Schwung zwischen den Armen auf; diese greifen sofort wieder aus und der Hintertheil folgt mit mehr oder weniger Eile.

Seines Fleisches und Felles halber wird der Gorilla von den Negern im Innern gejagt. Die Stämme an der See verschmähen sein und anderer Affen Fleisch, weil sie sich einer gewissen Aehnlichkeit mit diesen Thieren bewußt sind. Die Neger greifen den Gorilla nach du Chaillu's Angabe nur mit Flinten an, niemals mit anderen Waffen; wo sie kein Feuergewehr besitzen, durchzieht der gewaltige Affe unbelästigt den Wald; selbst der Löwe soll dem Aufenthalte desselben fern bleiben.

Einen erwachsenen Gorilla lebendig zu fangen und zu bändigen, hält du Chaillu, nach dem Gebahren gefangener Jungen zu schließen, für geradezu unmöglich. Diese haben in einem Alter von zwei bis drei Jahren bereits eine solche Kraft, daß vier bis fünf Mann dazu gehören, um sie zu bewältigen.

Die Neger, welche in du Chaillu's Auftrage jagten, brachten demselben nach langem vergeblichen Bemühen endlich doch einen jungen Gorilla

ein. Obgleich derselbe erst $2\frac{1}{2}$ Fuß groß war, zeigte er sich doch bereits so wüthend und halsstarrig, wie nur einer seiner erwachsenen Genossen hätte sein können.

„Niemals in meinem Leben," erklärt du Chaillu, „sah ich eine so wüthende Bestie wie diesen Affen. Er fuhr auf Jemand los, der sich ihm nahte, biß in die Bambusstäbe seines Käfigs, schaute uns mit giftigen tollen Augen an und zeigte bei jeder Gelegenheit, daß er einen durch und durch bösartigen und boshaften Charakter hatte."

Nachdem er zweimal ausgebrochen und mit Noth und Mühe wieder eingefangen worden war, legte man ihn schließlich, trotz allen Widerstrebens, an eine Kette, aber zehn Tage darauf war er todt.

Später erhielt du Chaillu noch ein Junges, welches mit rührender Zärtlichkeit an der Leiche seiner erlegten Mutter hing; das Thier war aber noch so klein, daß es mit Milch hätte ernährt werden müssen, und starb schon am dritten Tage nach seinem Fang. Noch andere junge Gorillas wurden gefangen, doch haben dieselben die Beraubung ihrer Freiheit nie lange überdauert.

Das erste Exemplar des Troglodytes Gorilla, welches jemals lebendig einen europäischen Hafen erreichte, erhielt, nach Owen's Memoire (Seite 38), der Decan des wissenschaftlichen Museums zu Caen, Eudes-Deslongchamps, welcher in dem „Bulletin der Linnéischen Gesellschaft der Normandie" (Bd. VI, 1861) eine anatomisch vergleichende Beschreibung des Gehirnes desselben giebt.

Wer je den anderen Troglodyten kennen gelernt hat, der begreift nicht, wie Owen nach obiger Beschreibung den Gorilla für menschenähnlicher erklären konnte; aber Owen hatte eben als „systematischer Zoologe" bei Aufstellung seiner Scala ausschließlich die osteologischen und anatomischen Verhältnisse der drei Anthropomorphen im Auge, und kümmerte sich dabei nicht einmal um das Verhältniß der Gehirnmasse zum Körper. Auf den Unterschied der Gemüthsart und geistigen Begabung nahm er natürlich noch weniger Rücksicht, weil auf diesem Fundamente sich überhaupt kein zoologisches System errichten läßt.

Wenn aber dennoch neben der Figur auch die geistige Begabung und das Benehmen in Betracht gezogen wird, wie bei Beurtheilung des Menschen selbst, so nimmt der Schimpanse einen entschieden höheren Rang ein als der Gorilla, denn er kommt diesem in Bezug auf Körperbau fast gleich — der Kopf ist sogar menschenähnlicher — und ist dabei leicht zähmbar, verständig und anhänglich.

Sogar lediglich in Beziehung auf Schädel- und Hirnbildung erklärt Dr. Bischoff in seiner schon erwähnten Monographie den Schimpanse für den menschenähnlichsten Affen, indem dessen Schädel sich in seiner mehr rundlichen, mit nicht so stark vorspringenden Graten und Leisten ausgestatteten

Form am meisten dem menschlichen nähere, und das Gehirn, soweit man diese Gehirne kenne, das relativ, ja selbst beinahe absolut größte sei. Die von Dr. Bischoff durch Ausfüllung mit Hirse angestellten Messungen des Schädelinnenraumes dieser Affen haben bei dem alten Münchener Gorilla-Männchen 465 Kcm. oder 26,04 Kubikzoll ergeben, bei dem Pariser und Lübecker Schimpanse-Männchen 460 und 410 Kcm., bei dem Münchener Orangutang-Männchen 370 Kcm.; bei dem Berliner und dem Lübecker Gorilla-Weibchen 425 und 465 Kcm., bei dem Münchener Schimpanse-Weibchen 355 Kcm., bei dem Münchener Orangutang-Weibchen 325 Kcm. Eine ganz merkwürdige Ausnahme von dieser Vergleichsscala macht der riesige Orangutang-Schädel, welcher durch die Novara-Expedition von Borneo nach Wien gelangte. Diesem auf Borneo zufällig gefundenen Riesenexemplar soll sich nach Dr. Bischoff nur allenfalls ein sehr großer Pariser Gorilla-Schädel gleichstellen lassen. Alle sonstigen Anthropoiden-Schädel stehen ihm in Größe nach, und sein kubischer Inhalt beträgt 575 Kcm. oder 32 Kubikzoll.

Ueber das Freileben des Schimpansen giebt der bereits erwähnte Missionär Savage, der am Cap Palmas in Oberguinea stationirt war, ziemlich genaue Kunde.

Die Heimath desselben beschränkt sich hiernach auf Guinea; er ist zwar kleiner und schmächtiger als der Gorilla, aber immerhin ein großer Affe und soll mitunter eine Länge von fünf Fuß erreichen. Die Gangart ist dieselbe wie beim Gorilla, in der Ruhe nehmen die Thiere gewöhnlich eine sitzende Stellung an; mitunter trifft man sie auch stehend, wenn sie aber entdeckt werden, werfen sie sich gleich auf alle Viere und entfliehen. Sie sind vortreffliche Kletterer, schwingen sich von Ast zu Ast auf eine große Entfernung und springen mit erstaunlicher Geschicklichkeit.

Ihre Nahrung besteht im Freien aus Früchten, doch werden sie in der Gefangenschaft leicht an Fleisch gewöhnt. Sie erbauen sich ihre Wohnstätten auf Bäumen; dieselben gleichen jedoch mehr Nestern als Hütten, wie sie irrigerweise von Naturforschern genannt wurden. Gewöhnlich bauen sie nicht hoch über dem Boden und legen ihr Nest aus Aesten und Zweigen an, die niedergebogen oder auch zum Theil abgebrochen und angeflochten werden. Selten werden mehr als ein oder zwei Nester auf einem Baume oder in der Nachbarschaft gesehen; ein einziges Mal wurden fünf gefunden. Ihr Aufenthalt ist kein ständiger, sondern wird zur Aufsuchung der Nahrung und der Ruhe nach Umständen gewechselt; — also wie beim Gorilla. Sie leben nicht in Dörfern, wie die älteren Erzählungen fabelten, und werden mehr paarweise als in Horden gesehen, doch sollen sie sich bisweilen in größerer Anzahl zum Spielen versammeln; — wahrscheinlich Junge.

Die Schimpanses scheinen niemals der angreifende Theil zu sein und ihre Vertheidigung beschränkt sich auf Beißen. Sie sind unreinlich und verzehren in der Gefangenschaft ihre eigenen Excremente. Nach der allgemeinen

Sage der Eingeborenen sollen diese Affen einst Mitglieder ihres eigenen Menschenstammes gewesen, aber wegen ihrer schlechten Aufführung von aller menschlichen Gesellschaft ausgeschlossen worden sein, wo sie dann durch Verharren in ihren schlimmen Gewohnheiten endlich in ihren gegenwärtigen Zustand versanken. Trotz dieser Verwandtschaft werden sie gleichwohl von den Negern gegessen. Die Schimpanses zeigen einen merkwürdigen Grad von Intelligenz und die Mütter eine große Liebe zu ihren Jungen. — So Savage.

Daß der Schimpanse sehr gelehrig ist, mit Löffel und Gabel essen, aus Gläsern trinken, Wein und Thee ꝛc. einschenken lernt und zu allerlei häuslichen Hantierungen abgerichtet werden kann, ist bekannt.

Der menschenähnliche Eindruck, den der Affe bei diesen Verrichtungen macht, ist allerdings frappant; aber man denke sich einen Mops oder Pudel mit Händen, statt der Pfoten, und er wird einen ähnlichen Eindruck machen.

Nichtsdestoweniger war das Horaz'sche „Nil admirari!" alsbald vergessen, wenn der Schimpanse des Berliner Aquariums oder des zoologischen Gartens bei dem Schmausen einer Apfelsine sich mit dem Fingernagel die Zähne säuberte, oder wenn er in der Nase popelte. Die stumme Verwunderung ging dabei öfters in ein lautes „Ganz wie wir!" über, und als hätte der Affe das dem Zaun der Zähne entschlüpfte naive Geständniß verstanden, nahm er sofort den Finger aus der Nase, besah sich schalkhaft, was daran haftete, und — verspeiste es. — Daß auch Kinder mitunter diese üble Gewohnheit haben, ist bekannt.

Daß die Affen ihren Urin belecken, wurde wiederholt beobachtet; es scheint diesem Thun aber mehr Neugierde als angeborene Neigung zur Unsäuberlichkeit zum Grunde zu liegen.

Ihre Clownskünste, ihre Gutmüthigkeit und Drolligkeit machten „Molly", Schimpanse des Aquariums, und „Jean", Schimpanse des zoologischen Gartens, zu Lieblingen von Jung und Alt.

Jean müßte kein Affe gewesen sein, wenn er dem Putzen seiner Glasfenster zugeschaut und die Manipulation nicht sofort nachgeahmt hätte; er bediente sich dazu, in Ermangelung eines Scheuerlappens, des Teppichs, auf dem er schlief und mit dem er sich zudeckte. Man brauchte ihm darauf nur ein Zeitungsblatt oder dergleichen zu geben und die entsprechende Pantomime zu machen, so wischte er damit sofort über die Scheiben hin und her und geberdete sich dabei so komisch, daß die Zuschauer nicht aus dem Lachen kamen. Eines Tages sollte er sein Fensterputzen vor mehreren Damen produciren, allein er war nicht in der Scheuerlaune. Er nahm das ihm dargereichte Zeitungsblatt ruhig an sich, ließ sich aber weder durch die erwartungsvollen Blicke seiner Zuschauerinnen, noch durch das Zureden ihres Begleiters dazu bestimmen, die gewünschte Manipulation vorzunehmen. Der Wärter wurde herbeigerufen, aber auch dessen Bemühen half diesmal nichts.

Der Affe rührte sich nicht von der Stelle und blickte mit demselben schalkhaften Gleichmuth auf seine Umgebung wie vorher. Da versuchten endlich die Damen ihre Ueberredungskunst und siehe da! — der Eigensinn ist gebrochen. Der Affe faßt das Papier mit der Hand zurecht und streckt den Arm aus, aber — zu nicht geringem Schreck seiner Zuschauerinnen — nicht vorwärts gegen die Scheibe, sondern nach hinten, — hinab bis zum untersten Ausläufer der Wirbelsäule. Das menschenähnliche Gebahren, welches der Affe auch bei dieser Gelegenheit an den Tag legte, war so komisch, daß selbst die Damen sich des Lachens schließlich nicht erwehren konnten.

Als Dr. Schweinfurth im Laufe des Sommers 1872 mit seinem Negerjungen einmal den zoologischen Garten besuchte, da war der Schimpanse vor Freude wie außer sich. Er umarmte und küßte den Schwarzen und wurde nicht müde, sein Gesicht zu betasten und in dem krausen Wollhaar zu hantieren. — Ob er den Landsmann in dem Negerjungen erkannte, oder etwa gar einen Verwandten vor sich zu haben meinte, ist leider ungewiß.

Die Beobachtungsgabe dieses Affen war ebenso überraschend als das Verständniß desselben für die Sprache seines Wärters. Unter anderen Scherzspenden erhielt er auch manchmal eine Cigarre. Daß er selbst keinen Gebrauch davon machen konnte, hatte er sofort nach der Untersuchung erkannt, nahm aber trotzdem die Gabe gern an und bewahrte sie. Seinen Wärter hatte er öfter rauchen sehen, und wenn dieser sich bei ihm einstellte, so steckte ihm „Jean" die empfangene Cigarre in den Mund. Sagte der Wärter dagegen: „Ich kann jetzt nicht rauchen, Jean, stecke sie mir in die Tasche!" so steckte ihm der Affe die Cigarre in die Tasche. Ohne Zweifel hatte der Wärter seine Aufforderung anfänglich mit pantomimischen Andeutungen begleitet, ohne Zweifel öfters in „Jean's" Gegenwart eine ihm offerirte Cigarre in die Tasche gesteckt, immerhin ist es viel von einem Thiere, so richtig zu beobachten und zu combiniren.

Der Futtermeister des Aquariums führte mit seiner „Molly" förmliche Zwiegespräche, und wenn der Schimpanse auch keine anderen Laute zur Verfügung hat, als „Uh, Uh, Uh!" so wurden diese doch so charakteristisch nüancirt und physiognomisch illustrirt, daß sie sich mindestens als Bejahungen oder Verneinungen der futtermeisterlichen Phrasen kennzeichneten. So ausdrucksvoll erklang mitunter dies unarticulirte „Uh, Uh, Uh!" daß man jeden Augenblick glaubte, es müsse in das erlösende Wort übergehen, wie das bekannte Recitativ der Bässe in Beethoven's neunter Symphonie.

Die förmlich kindliche Anhänglichkeit der beiden Anthropoiden an ihre Pfleger hatte etwas Rührendes. Als der Schimpanse des zoologischen Gartens bereits in den letzten Zügen lag, gab er noch einen Beweis dieser Anhänglichkeit. Sein Wärter war zu ihm an das offene Glasfenster getreten und beobachtete mit mitleidigem Blicke die letzten Momente seines Pfleglings. Sofort wälzte sich dieser, da er nicht mehr gehen und stehen konnte,

herbei, umarmte und küßte seinen Wärter, wie er so oft in besseren Tagen gethan, und wälzte sich dann wieder zurück auf seinen Teppich; dort athmete er noch einmal keuchend auf und war eine Leiche.

Auch junge Orangutangs sind sehr gutmüthig, etwas langweiligen Temperaments und schwerfällig in ihren Bewegungen, aber voll Anhänglichkeit an ihren Wärter; sie umschlingen gern seinen Hals und danken ihm, wenn er sie umherträgt, durch küssendes Aufdrücken der Lippen, wie ihr afrikanischer College im Anthropomorphismus.

Der Orangutang des zoologischen Gartens trug leider schon den Todeskeim in sich, als er im Sommer 1872 an seinem Bestimmungsplatze ankam. Er lag meist bis über den Kopf in seine Decke gehüllt und kam nur selten einmal zum Vorschein. Auch er überraschte oft durch sein menschenähnliches Gebahren, durch das Geschick, mit dem er aß und trank u. s. w., hatte aber gleichfalls die unsaubere Gewohnheit, seinen Urin zu belecken. Wenn ihn sein Wärter oder dessen Frau unter der Kehle krabbelte, so sperrte er das Maul auf und lachte, nach der zutreffenden Bezeichnung des Ersten, „wie ein alter Mann"; gleichwohl war der Affe kaum drei Jahre alt. Nach etwa viermonatlichem Siechthum stieg der junge Waldmensch hinab in den Hades.

Aeußerlich unterscheidet sich der Orangutang von den afrikanischen Anthropoiden durch ungleich längere Arme, kegelförmig gewölbten Schädel und kleine, flach anliegende Ohren u. s. w. Außerdem hat er ein rostbraunes Fell mit bleifarbigem, nacktem Gesicht, während Schimpanse und Gorilla nahezu schwarz sind. Die Kopfhaare sind beim Orangutang vorwärts gerichtet, beim Gorilla nach hinten und beim Schimpanse gescheitelt.

Nach Salomon Müller's autoptischen Beobachtungen und sicheren Erkundigungen auf Borneo, ist der Orangutang träge und wenig behende, dabei furchtsam und die Einsamkeit liebend. Man trifft ihn entweder nur einzeln, oder in kleinen Gesellschaften an; im letzteren Falle sind es gewöhnlich jüngere Thiere und Weibchen. Bei Tage klettert er, Nahrung suchend, bedächtig in den Kronen der Bäume umher; sobald er aber Gefahr ahnt, oder gar durch Verfolgung sich bedroht sieht, sucht er in den höchsten Gipfeln Schutz, wo er sich entweder hinter einem dicken Ast oder zwischen dem dichten Laubwerk versteckt, oder in der Höhe von Baum zu Baum weiter flüchtet. Aber selbst bei dieser Gelegenheit sind seine Bewegungen keineswegs ungestüm, rasch und eilig, sondern sie werden durch eine gewisse zögernde Ueberlegung und Umsicht geleitet. Von der Kugel oder dem Pfeil getroffen, fängt der Orangutang sogleich an, alle Zweige in seiner Nähe abzureißen und von der Höhe herabzuschleudern, vermuthlich in der Absicht, dadurch seinem Gegner Furcht einzujagen und ihn von weiterer Verfolgung abzuhalten. Unter diesem, Zorn und Wuth verrathenden Treiben stößt er auch von Zeit zu Zeit ein tief brummendes, beinahe pantherähnliches Gebrüll

aus. Da manche Stämme der halbwilden Eingeborenen von Borneo, unter anderen jener der Bejadju's, welcher das ausgedehnte Stromgebiet des sogenannten großen Dajak-Flusses mit seinen Nebenarmen bewohnt, große Liebhaber vom Fleische des Orangutangs sind, wird ihm häufig nachgestellt. Das Thier ist meist sehr fett, und alte Männchen sollen bisweilen so schwer sein, daß mehrere Menschen an solch einem Dickwanst zu tragen haben. Die Nacht hindurch verweilt der Orangutang am liebsten in den weniger dem Wind und Regen ausgesetzten Niederungen des Urwaldes, in einer Höhe von 12 bis 30 Fuß über dem Boden. Hier wählt er sich irgend einen großen Farrnkraut- oder Orchideenbusch, der als Parasit auf einem dicken Stamme wuchert, als Ruhestelle, oder er schlägt sein Nachtlager auf dem Gipfel eines einzeln stehenden kleinen Baumes auf. Zu diesem Zwecke biegt er die dünnen Zweige kreuzweise zusammen, und legt alsdann, um sein Lager weicher zu machen, noch eine Anzahl loser Blätter von Orchideen und Farrnkräutern &c. darüber hin. Schon hierdurch also, daß sich der Orangutang eine Art Bett bereitet, unterscheidet er sich von allen seinen Familiengenossen, mit Ausnahme des Schimpanses, und dadurch, daß er nicht sitzend schläft, wie jene, sondern sich meist auf den Rücken oder die Seite legt, kennzeichnet er sich noch weiter. Bei unfreundlichem, kühlem Wetter bedeckt er des Nachts auch gewöhnlich seinen Körper mit Blättern oder Zweigen, und zumal legt er sich solche gern auf den Kopf. In ähnlicher Weise schildert A. R. Wallace das Freileben des Orangutangs im vierten Capitel seines „Malaischen Archipelagus" (London 1869).

Die Nahrung des Orangutangs besteht in allerlei wilden Früchten, Fruchtknospen, Blüthen und jungen Blättern. Am meisten liebt er Feigen. Ein altes Männchen hatte mehrere 1 bis 2 Fuß lange Streifen Baumrinde im Magen.

Bis jetzt ist der Orangutang nur auf Borneo und Sumatra beobachtet worden; auf Borneo bewohnt er ausschließlich die großen sumpfigen Wälder der Niederungen; in den Gebirgen sieht man ihn nie. An der Süd- und Westseite dieser großen Insel ist er im Ganzen gar nicht selten, obgleich er sich nirgends zahlreich findet; in sehr bevölkerten Strichen, wie unter anderen in der Umgegend von Banjermassing, und von da landeinwärts, ist er ganz verschwunden. Auf Sumatra scheinen hauptsächlich die ebenen Waldstriche im nordöstlichen Theil dieser Insel seine eigenthümliche Heimath zu bilden. Dagegen erklärt Wallace in dem achten Capitel seines Reisewerks, daß der Orangutang den Eingeborenen von Palembang und Lobo Raman gänzlich unbekannt sei, und sich wahrscheinlich auf den nordwestlichen Theil der Insel beschränke.

Der Orangutang erreicht eine Höhe von 3 bis 4 Fuß; alte Männchen werden mitunter noch etwas höher. Sie unterscheiden sich von den Weibchen durch ansehnlichere Größe, längere Behaarung und einen starken Bart

am Kinn, vorzüglich aber durch einen halbmondförmigen, schwieligen Auswuchs an den Wangen und die großen Eckzähne.

Wie Wallace in seinem „Malaischen Archipelagus" erzählt, schoß er während seines Aufenthaltes in Simunjon auf Borneo ein ausgewachsenes Orangutang-Männchen, dem diese Backenwülste fehlten, auch war es in allen seinen Dimensionen um ein Zehntel kleiner als die anderen erwachsenen Männchen. Er schickte die Varietät, die ihm Owen's Simia Morio zu sein schien, an das britische Museum; ein zweites Exemplar ohne Backenwülste erhielt das Derby-Museum. Auch die Dyaks, die Eingeborenen der dortigen Gegend, unterscheiden diese Varietät; sie nennen den gewöhnlichen Orangutang „Mias", den anderen „Mias-Kassir". — Ein solcher Mias-Kassir scheint auch der etwa viertehalb Fuß große männliche Orangutang zu sein, den das Berliner Aquarium seit März 1876 sein eigen nennt, denn auch er hat keine Backenwülste und ist doch seinen Zähnen und seinem Habitus nach ca. 8 bis 10 Jahre alt. Ein in diesem Alter eingefangener und nach Europa verbrachter Orangutang dürfte wohl ein Unicum ein. Der Affe erregt daher auch nicht geringes Aufsehen. Zugleich mit ihm wurde noch ein junges Weibchen angekauft und der Beobachter hat nun den lebendigen Beweis vor Augen, wie sehr die Jugend diese Affen vermenschlicht, das zunehmende Alter sie verthiert; — ein bedenklicher Umstand für die Darwin'sche Theorie. Das Junge macht einen ziemlich sympathischen Eindruck, der alte kropfhalsige Dickwanst den eines Scheusals. Beiden fehlt der hintere Daumennagel, was übrigens kein specifisches Merkmal ist, da es auch sonst vorkommt.

Auch vom Schimpanse hat man eine Varietät kennen gelernt, nämlich Duvernoy's Troglodytes Tschégo. Der Hauptunterschied zwischen dem Tschégo und dem gewöhnlichen Schimpansen besteht äußerlich darin, daß dieser ein fleischfarbenes Gesicht und sehr große Ohren hat, der Tschégo dagegen ein schwarzes Gesicht und verhältnißmäßig kleine Ohren. Die weiteren Unterschiede, welche Duvernoy geltend macht, sind nicht begründet oder erwiesen; doch scheinen die Hinterhände bei dem Tschégo etwas kürzer als beim gewöhnlichen Schimpansen. Im Sommer 1873 kaufte der Dresdener zoologische Garten einen jungen Schimpansen von bleischwarzer Gesichtsfarbe, die in der Folge durch Zeitungsartikel so viel besprochene „Mafoka". Der Affe entwickelte sich unter den Händen seines als praktischer Zoologe und Züchter bestens bewährten Pflegers, des Directors Schöpf, so eigenartig kräftig und machte mit einem Male einen solchen „Schuß" im Wachsen, daß ein bekannter Thierhändler im Sommer 1875 eine bedeutende Summe für denselben bot, weil er einen weiblichen Gorilla in ihm erblickte, und selbst einige Naturforscher ihn dafür ansahen. Als Tschégo wurde er erst später, auf Anregung des Professors Peters angesprochen. Leider ging der merkwürdige Affe, der im Sommer 1875 so großes Aufsehen erregt und auch

seinerseits den Beweis geliefert hat, wie sehr das zunehmende Alter die Anthropoiden im Ausruck und der Gesichtsbildung verändert, einige Monate darauf mit Tode ab. Er war ungewöhnlich lang in unserem Klima am Leben geblieben; denn daß die durchschnittliche Ausdauer der Anthropoiden in Europa die Summe von zwölf Monden kaum erreicht, ist durch eine Reihe concreter Sterblichkeitsverhältnisse dargethan, und nach allen bis jetzt gemachten Erfahrungen scheint der Orangutang einen Wechsel des Klimas und Aufenthalts noch weniger zu ertragen als der Schimpanse.

Da diese starre Beschränkung der Anthropoiden auf ein ganz bestimmtes geographisches Klima dem kosmopolitischen Charakter des Menschen geradezu widerspricht, so stellt Owen am Schlusse seines Memoires über den Gorilla die einfache aber bedeutungsvolle Frage: „Durch welche Metamorphosen die humanisirten Schimpanses und Orangutangs dahin gebracht wurden, in allen Klimaten auszudauern?"

In Darwin'schem Sinne könnte darauf nur immer wieder geantwortet werden: „Durch natürliche und sexuelle Zuchtwahl." Aber das wäre eben nichts weiter als eine Diallele oder ein Zirkel; denn wie käme der Affenmensch, der nach der eigenen Behauptung seines Erfinders (Descent of Man, Chap. IV), als Fortschrittsvetter von Gorilla und Schimpanse, gleich diesen, im heißen Afrika gelebt haben muß, mit einem Male zu einer kosmopolitischen, also ganz heterogenen Nachkommenschaft?



Zwei- und Dreizehiges Faulthier.

Das Faulthier.

Das Faulthier gehört der Zahnbildung nach zu den Edentaten.

Die von Cuvier aufgestellte Ordnung der Edentaten ist zwar nicht absolut zahnlos, aber allen ihren Angehörigen fehlen durchweg die Vorder- oder Schneidezähne, einigen auch die Eckzähne, und einigen alle. — Die Faulthiere haben Backen- und Eckzähne. — Es sind überaus träge, unbeholfene Geschöpfe, mit ängstlich blickendem Gesichte, flachsartig dürrem Pelz und langen Greifarmen.

Sie haben durch ihre kurzen Kinnladen und die abgerundete Form des Kopfes, durch die Lage der beiden Milchdrüsen an der Brust und ihr Baumleben einige Aehnlichkeit mit den Affen und wurden von Wagler und Blainville deshalb auch mit denselben vereinigt; allein mit Unrecht, denn obgleich sie den Uebergang von den Zahnlückern zu den Affen vermitteln, so ist man darum noch keineswegs berechtigt, sie den letzteren einzureihen. Schon gleich der Bau der Füße spricht auf das Entschiedenste gegen eine solche Zusammenstellung, denn während bei den Affen die Finger, zum wenigsten an den hinteren Gliedmaßen, sich durch die freieste Beweglichkeit und einen besonders abstellbaren Daumen auszeichnen, fehlt den Faulthieren ein Daumen ganz, und die übrigen Finger sind durch die Haut dermaßen umhüllt, daß nur die Nägel von einander gesondert sind. Diese bilden gewaltige Sichelkrallen, so daß die Finger nicht zu tasten vermögen, wie es bei den Affen der Fall ist. Auch sind die Zähne von ganz anderer Beschaffenheit, indem sie weder Wurzeln noch Schmelz haben, und die Backzähne sich überdies durch walzige Form kennzeichnen.

Das Gehirn unterscheidet sich nach Rapp's Angaben wesentlich von dem der Affen durch die geringe Zahl der Windungen, durch den Mangel der sylvischen Grube, besonders aber dadurch, daß das kleine Gehirn gar nicht von den Hemisphären des großen Gehirns bedeckt wird.

Die Faulthiere haben entweder durchgängig drei, oder an den vorderen Extremitäten nur zwei Krallen, daher Bradypus tridactylus und Bradypus

didactylus. Die zweizehigen Faulthiere sind etwas größer als die anderen, haben einen gestreckteren Kopf und längere Behaarung, aber weder Wollhaare noch Schwanz. Auch ist das Mißverhältniß zwischen den vorderen und hinteren Extremitäten bei ihnen weniger auffällig als bei den dreizehigen Faulthieren. Vorder- und Hinterbeine verhalten sich bei dem zweizehigen Faulthier oder Unau wie 13 Zoll 6 Linien zu 11 Zoll 7 Linien, bei dem dreizehigen oder Aï dagegen wie 13 Zoll 4 Linien zu 6 Zoll 10 Linien.

Noch absonderlicher als die äußere Erscheinung der Faulthiere und die beispiellose Langsamkeit ihrer Bewegungen sind die Anomalien ihres Inneren.

Nach der allgemeinen Regel haben sämmtliche Säugethiere, sowie der Mensch, mögen sie nun einen sehr langen oder sehr kurzen Hals haben, sieben Halswirbel. Von dieser Regel machen nur zwei Thierfamilien eine Ausnahme, nämlich die Walrosse und die Faulthiere. Jene haben normaler Weise nur 6 Halswirbel; bei diesen differirt die Zahl derselben. Cuvier und Andere fanden bei dem dreizehigen Faulthier in der Regel 9, manchmal 8 und sogar 10.

Wie W. v. Rapp in seinen „Anatomischen Untersuchungen über die Edentaten“ erklärt, entdeckte er bei einem dreizehigen Faulthier aus Guiana (B. cuculliger), dessen Skelett in der Tübinger vergleichend anatomischen Sammlung aufgestellt wurde, als „sehr seltene Ausnahme“ 10 Halswirbel; auch die zoologisch-anatomische Sammlung in München ist im Besitz eines Faulthier-Skelettes mit 10 Halswirbeln. (Schreber's Säugethiere, Suppl. 4.)

Die höchst befremdliche Erscheinung überzähliger Halswirbel sucht Th. Bell dadurch auf den gewöhnlichen Typus der Säugethiere zurückzuführen, daß er den 8. und 9. Halswirbel des dreizehigen Faulthiers auf Grund eines länglichen Knochenansatzes an den Querfortsätzen dieser Wirbel zu den Brustwirbeln mit falscher Rippe zählt (Zool. Soc. of London, 1833), wie sie sich bei Vögeln und Amphibien findet.

Gegen diese Deutung ist jedoch in der Folge Widerspruch erhoben und von Rapp namentlich hervorgehoben worden, daß die Rippenhalter sich an die Querfortsätze dieser überschüssigen Wirbel befestigen, und daß die Spinalnerven, welche zwischen dem 8. und 9. Halswirbel und zwischen diesem und dem ersten Rückenwirbel hervorkommen, nicht den Dorsalnerven, sondern den Halsnerven angehören. Diese überschüssigen Wirbel sind demnach als Halswirbel zu erklären, bei denen jedoch die Tendenz zur Brustwirbelbildung durch mehr oder minder deutliche Ansätze von Rudimenten hervortritt.

Der Unau hat zwar nur 7 Halswirbel und fügt sich demnach ganz in den Typus der übrigen Säugethiere. Dagegen hat die Brust die größte Zahl von Rippenpaaren, nämlich 23 (12 echte und 11 falsche). Der Mensch hat bekanntlich 12, der Hund 13, der Dachs 15, das Pferd 18 und der Elephant 20; der Unau aber 23, und nach Blainville mitunter sogar 24 Rippenpaare. Durch diese große Zahl von Rippen und Rückenwirbeln wird

der Leib weit langstreckiger als bei dem dreizehigen Faulthiere mit nur 15 bis 16 Rippenpaaren.

Bis in die Mitte unseres Jahrhunderts war der Unau der einzige bekannte Vertreter des von Illiger unter dem Namen Choloepus (richtiger: Cholopus), d. h. Krüppler, zur Gattung erhobenen zweizehigen Faulthieres. Im Jahre 1858 erhielt Professor Peters, Director des zoologischen Museums zu Berlin, von Dr. Hoffmann aus Costa-Rica drei Exemplare einer neuen Species zugeschickt und nannte dieselbe ihrem Entdecker zu Ehren Choloepus Hoffmanni. Das Hoffmann'sche Faulthier unterscheidet sich von dem Unau nicht allein durch längere Behaarung und eine kürzere Schnauze, sondern auch durch erheblich kleinere Krallen, und wie sich in der Folge herausstellte, sogar durch eine neue Anomalie in der Wirbelsäule, indem es statt der regelrechten 7 nur 6 Halswirbel zählt. Wie Professor Peters in den „Monatsberichten der Berliner Akademie" vom Jahre 1864 erklärt, sind ihm aus dem Nachlasse des verstorbenen Dr. Hoffmann nachträglich 6 Skelette des neu entdeckten zweizehigen Faulthieres zugegangen, die alle nur 6 Halswirbel haben, so daß man diese Zahl wohl als die normale bei dieser Art betrachten darf. Von diesen Skeletten zeigen 4 die Halswirbel getrennt, eines den 2. und 3. Halswirbel mit einander verwachsen, wie A. Wagner (Schreber's Säugethiere, Suppl. 4) dieses auch bei Choloepus didactylus beobachtet hat, und eines außer der Verwachsung des 2. und 3. auch eine Verschmelzung des 6. Halswirbels mit dem ersten Rückenwirbel. Daß bei den Faulthieren überhaupt eine große Tendenz zur Knochenbildung und Verschmelzung der Skeletttheile vorhanden zu sein scheint, zeigt sich unter Anderem auch an der Verwachsung von Schädelknochen, sowie der Fuß-, Mittelfuß- und Mittelhandknochen.

Daß das Faulthier nicht bestimmt sein kann, schnelle und mannigfaltige Bewegungen auf dem Boden zu machen, geht schon aus der Betrachtung seines Skelettes hervor. Bei der unverhältnißmäßigen Länge der vorderen Gliedmaßen müßte es sich mit den Ellenbogen stützen, um auf der Ebene mühselig vorwärts zu kommen. Zugleich sind die hinteren Extremitäten ganz ungeschickt, den Körper in senkrechter oder horizontaler Lage sicher zu tragen. Das Becken ist so weit und die Pfannen so aus einander gerückt, daß die Kniee einander nicht genähert werden können, und die Schenkel weit aus einander stehen, folglich die Mittellinie des Körpers nicht über dem Boden zu halten vermögen. Dabei macht die ganz eigenthümliche Einlenkung des Hinterfußes mit dem Unterschenkel jenen völlig unfähig, der hinteren Extremität eine feste Stütze zum Stehen oder Gehen zu gewähren, zumal der Fersenhöcker statt eines breiten Fortsatzes nur eine schmale Platte bildet, die beim Aufstemmen keine Sicherheit gewährt, ferner nur der äußere Rand des Fußes zum Auftreten kommt, und dieser vorn auf den umgeschlagenen Klauen ruhen müßte. Dies alles sind Verhältnisse, welche dem Faulthier

den Gang auf dem Boden mühseliger machen müssen als jedem anderen langarmigen Säugethier, indem bei diesen doch die hinteren Extremitäten günstiger geformt und gestellt sind. Ferner schränkt auch die Verwachsung vieler Knochen der Hand und des Fußes die Beweglichkeit dieser Theile bedeutend ein, so daß auch in dieser Beziehung das Faulthier den anderen mit übermäßig langen Vordergliedern versehenen Säugethieren weit nachsteht. Kein Wunder daher, daß unter so ungünstigen Bedingungen für den Lauf auf allen Vieren die Bewegungen des Faulthieres eben so langsam als über alle Maßen ungeschickt und lächerlich sind. Es ist jedoch zum Gang auf dem Boden so wenig bestimmt wie die Fledermaus. Die Faulthiere sind ihrer ganzen Organisation nach aufs Klettern angewiesen, und wenn sie dies auch nicht mit Schnelligkeit ausführen können, so vollführen sie es dagegen mit außerordentlicher Energie, so daß sie ganze Tage und Nächte ohne Ermüdung an den Krallen hängen und sich selbst tödtlich verwundet noch an den Aesten festhalten. Die Sichelform der langen Krallen kommt ihnen hierbei zum Umklammern trefflich zu statten. Da ihre Hauptnahrung in Baumblättern besteht, und es ferner höchst wahrscheinlich ist, daß sie kein Bedürfniß zum Trinken haben, so sind sie auch nicht genöthigt, auf den Boden herabzukommen; zumal sie sich nur in den Urwaldungen aufhalten, wo ein Baum den anderen berührt oder durch Schlinggewächse mit ihm verkettet ist.

Daß die Faulthiere in der That kein Bedürfniß zum Trinken zu haben scheinen, geht aus der Beschaffenheit ihres Magens hervor. Derselbe besteht nämlich, wie bei den Wiederkäuern, aus mehreren Abtheilungen, von denen die zweite durch sechs tiefe Zellen und den feineren Bau der inneren Haut an die sogenannten Wasserzellen im ersten und zweiten Magen der Kameele und Lamas erinnert.

Einige unbedeutende Modificationen abgerechnet, ist die Magenbildung bei dem zweizehigen Faulthier ganz dieselbe wie bei dem dreizehigen, und bis auf die Wirbelsäule ähneln sich die beiden Thiere auch sonst in ihrem Bau; nur stehen die Gliedmaßen bei dem Unau in einem günstigeren Verhältnisse zu einander als bei dem Aï, und deshalb ist er auch weniger ungeschickt und langsam in seinen Bewegungen.

Das dreizehige Faulthier hatte man längst in verschiedenen Varietäten kennen gelernt, aber keinen specifischen Unterschied zwischen denselben gemacht. Als man endlich damit anfing, entstanden zwar vielerlei neue Artnamen und Beschreibungen, aber mit Bestimmtheit lassen sich nur vier wirkliche Specialitäten des dreizehigen Faulthieres nachweisen, nämlich das blaßfarbige oder Aï (Bradypus pallidus), das Capuzen-Faulthier (B. cuculliger), das rußbraune (B. infuscatus) und das Kragen-Faulthier (B. torquatus).

Das Capuzen-Faulthier ist wohl dasjenige, mit welchem die europäischen Naturforscher zuerst bekannt wurden. Während nämlich die Portugiesen das südliche Brasilien ganz gesperrt hatten, war das nördliche durch die um

die Mitte des 17. Jahrhunderts erfolgte Occupation der Holländer zugänglich geworden, und unter dem Schutz und Schirm des Prinzen Moritz von Nassau hatten Markgraf und Piso Gelegenheit, die zoologischen und botanischen Schätze dieses Theiles von Brasilien kennen zu lernen. Das nördlicher liegende Guiana konnte ohnedies von den Portugiesen nicht abgesperrt werden. — Der Cucculliger hat seinen Namen von einer Capuze chocolatenbrauner langer Haare, welche den gelblichen Gesichtskranz umrahmt, Hinterkopf und Nacken nebst einem Theile des Rückens und der Schultern deckt und auf der Brust in zwei schmalen Streifen zusammenstößt.

Obgleich das blaßfarbige Faulthier jetzt verhältnißmäßig am häufigsten nach Europa kommt, so scheint es doch erst nach Aufhebung der Continentalsperre bekannt geworden zu sein. Die Hauptfarbe dieser südbrasilianischen Species ist blaß röthlichgrau oder licht graubräunlich. Ganz verschieden davon ist das rußbraune Faulthier, welches der Repräsentant des Capuzen-Faulthieres in dem nordwestlichen Theile von Südamerika zu sein scheint, während die Heimath des Kragen-Faulthieres sich über das ganze östliche Brasilien erstreckt. Es kennzeichnet sich durch die eigenthümliche Form und Färbung der Haare, welche das Gesicht umgeben, und zumal durch den einem Frauenhalstuche ähnlichen, langhaarigen schwarzen Schulterkragen.

Die Heimath des Unaus beschränkt sich auf den nördlichen Theil von Südamerika, die des Hoffmann'schen Faulthiers auf die Landenge zwischen Nord- und Südamerika. Im Jahre 1869 erhielt der zoologische Garten in London ein lebendes Exemplar der neuen Species von Panama.

In ihren Sitten und Gewohnheiten stimmen die zwei- und dreizehigen Faulthiere, soweit man ihr Freileben bis jetzt überhaupt kennen gelernt hat, ganz mit einander überein.

Das Faulthier bringt sein ganzes Leben auf Bäumen zu. Es wird auf ihnen geboren und findet auf ihnen alle Bedingungen zu seiner Existenz, hat daselbst auch weniger Feinde zu fürchten als auf dem Boden. Es kann lange Hunger ertragen und hat überhaupt ein sehr zähes Leben.

Das Weibchen bringt jährlich ein Junges zur Welt, das sich mit seinen starken Krallen an dem Halse der Mutter festhält, und sich von ihr in solcher Weise so lange herumtragen läßt, bis es sich selbst forthelfen kann.

Das Fleisch wird hier und da gegessen, obschon es einen unangenehmen Beigeschmack hat. Das Fell ist stark und dauerhaft.

Daß ein so absonderliches Geschöpf, wie das Faulthier, zum Gegenstande noch absonderlicherer Fabeln wurde, kann bei der bekannten Naivetät und Gläubigkeit der Beobachter früherer Zeit nicht überraschen.

Die erste, wenn auch fabelhafte, doch im Ganzen ziemlich zutreffende Beschreibung des Faulthieres findet sich in dem 24. Capitel der „Historia general y natural de las Indias)“ (Madrid 1851) von Gonzalo Fernandez de Oviedo y Valdes. Der Perico-ligero, d. h. das behende Peterchen, wie

die Spanier das Faulthier spottweise nannten, ist hiernach eines der seltsamsten Thiere wegen seines Mißverhältnisses mit allen anderen. Ausgewachsen ist es zwei Spannen lang und nicht viel weniger dick. Es hat vier dünne Füße, deren Zehen wie die der Vögel mit einander verwachsen sind. Weder die Klauen noch die Füße sind so beschaffen, daß sie den schweren Körper tragen können, und daher schleppt der Bauch fast auf der Erde. Der Hals steht aufrecht und gerade, ist gleich dick, wie der Stößel eines Mörsers, und der Kopf sitzt fast ohne Unterschied oben darauf, mit einem runden Gesicht, das dem einer Eule ähnelt und kreisförmig von Haaren umgeben ist, so daß es nur etwas länger erscheint, als breit. Die Augen sind klein und rund, die Nasenlöcher wie bei den Affen, das Maul ist klein. Es bewegt den Hals von einer Seite zur anderen, als wenn es staune. Sein einziger Wunsch ist, sich an die Bäume zu hängen oder an irgend Etwas, wo es klettern kann. Sehr verschieden ist seine Stimme von der anderer Thiere; es singt immer nur bei Nacht, und zwar von Zeit zu Zeit allemal sechs Töne, einen höher als den anderen, und immer tiefer, als wenn Jemand mit fallender Stimme spräche: la, sol, fa, mi, re, ut; auch ha, ha, ha, ha, ha, ha; daß man sehr wohl von ihm sagen kann, es hätte zur Erfindung der Tonleiter Veranlassung geben können. Nach der Erfahrung Oviedo's, der es zu Hause gehabt, muß es von der Luft leben, und dieser Meinung sind noch viele Andere auf diesem Festlande; denn Niemand hat es irgend etwas fressen sehen. Es wendet auch meistens den Kopf und das Maul nach der Gegend, woher der Wind weht, woraus folgt, daß ihm die Luft sehr angenehm sein muß. Bis zur Stunde erklärt Oviedo kein so dummes und unnützes Thier gesehen zu haben, wie das „behende Peterchen".

Eine ähnliche Beschreibung nebst bildlicher Darstellung eines dreizehigen Faulthiers giebt F. A. Thevet in seinen „Singularitez de la France antarctique, autrement nommée Amérique". Der Verfasser reiste im Mai 1555 mit einem Geschwader der französischen Krone, unter dem Commando des Malteserritters v. Villegagnon nach Westindien, und lernte in dem „antarktischen Frankreich", wie Südamerika mit der gewohnten Ueberhebung der „grande nation" genannt wird, unter Anderem auch ein Faulthier kennen. Er leitet seine Beschreibung des seltsamen Geschöpfes mit der naiven Betrachtung ein, daß zwar Aristoteles und Andere sich bereits mit Naturwissenschaft beschäftigt hätten, aber wahrscheinlich nicht bis in das „antarktische Frankreich oder Amerika" gekommen seien, — weil es weder vorher, noch damals entdeckt gewesen wäre. „Dies Thier," fährt er fort, „ist so mißgestaltet wie möglich, und gleichsam unglaublich für die, so es nicht gesehen. Die Eingeborenen nennen es ‚Haüt' oder ‚Haüthi'; es hat die Größe eines ziemlich großen afrikanischen Affen (guenon); sein Bauch hängt sehr gegen die Erde. Der Kopf ähnelt dem eines kleinen Kindes, ebenso das Gesicht. Wenn es gefangen wird, so seufzt es wie ein

schmerzbewegtes Kind. Sein Fell ist aschfarben und zottig, wie das eines kleinen Bären. Die Füße sind mit 4 Zoll langen Nägeln bewehrt, gestaltet wie dicke Karpfengräten, mit denen es auf die Bäume klettert, wo es mehr verweilt als auf dem Boden. Sein Schwanz ist drei Zoll lang und hat wenig Haare. Auch das ist merkwürdig an dem Thiere, daß es nie ein lebender Mensch fressen sah, obgleich die Wilden es lange Zeit gefangen hielten, um sich davon zu überzeugen, wie sie mir selbst berichteten. Noch aber würde ich es nicht geglaubt haben, wenn nicht die Capitäne de l'Espiné und Mogneuille, die eines Tages in dem Hochwald umherstreiften, zwei dieser Thiere von dem Gipfel eines Baumes mit der Büchse herabgeschossen hätten, von denen das eine sehr verwundet, das andere aber nur betäubt war und mir zum Geschenke gemacht wurde. Ich behielt es 26 Tage lang und überzeugte mich, daß es nie fraß noch trank, sondern stets auf derselben Stelle verharrte, wo es schließlich von einigen Hunden, die wir bei uns hatten, erwürgt wurde. Manche glauben, daß das Thier nur von den Blättern eines bestimmten Baumes lebe, den sie ‚Amahut' nennen. Dieser Baum ragt hoch über die anderen und hat sehr kleine und zarte Blätter; und weil es sich da gewöhnlich aufhält, nannte man es ‚Haüt'. Zahm soll es dem Menschen sehr zugethan sein und, seiner Vorliebe für hohe Orte gemäß, stets nach dessen Schultern trachten, was die Wilden, da sie nackt, und die Nägel des Haüt schärfer und länger sind als die des Löwen oder sonst eines wilden Thieres, natürlich nicht ertragen können. Da ich in Constantinopel gefangene Chamäleone sah, die nur von Luft lebten, so erscheint das, was die Wilden mir von diesem Thier erzählten, gleichfalls wahr zu sein. Obschon es Tag und Nacht dem Wind und Regen ausgesetzt war, so blieb es gleichwohl immer trocken." — Ursache und Grund solcher wunderbaren und für den Menschen unbegreiflichen Erscheinungen erforschen zu wollen, hält Thevet für „impertinent", denn sie seien ein Naturgeheimniß, dessen Erkenntniß dem Schöpfer allein vorbehalten sei.

Possirlich nimmt sich die Abbildung aus, womit er seine Beschreibung illustrirt hat: sie besteht nämlich aus einer langkralligen Bärenfigur mit einem äußerst gutmüthigen und vergnügten Menschengesicht.

Dasselbe Bild und eine fast wörtliche Uebersetzung der Thevet'schen Beschreibung ins Lateinische findet sich in C. Geßner's 2. Auflage der Quadrupeden vom Jahre 1603. „Une autre chose digne de memoire, c'est que ceste beste n'a jamais este veue manger d'homme vivant" etc. ist jedoch auffallenderweise durch „Hominis vivi carnem nunquam gustare visum est" wiedergegeben (Fleisch eines lebenden Menschen sah man das Thier nie fressen), und da die nachträgliche Berufung auf das Chamäleon hiernach keinen Sinn mehr hatte, so blieb sie sammt der Schlußmoral weg.

Aus Geßner's „Historie der Thiere" ging Thevet's Bärenfigur mit dem Menschengesichte in andere naturgeschichtliche Werke und sogar in

Athanasius Kircher's „Mursurgia" über, und es dauerte lange, bis der Haüt, dem Geßner den Namen Arctopithecus (Bärenaffe) gab, durch naturgetreue Abbildungen veranschaulicht wurde. Eine für die erste Häfte des 18. Jahrhunderts vortreffliche Abbildung des zweizehigen Faulthiers gab Alb. Seba in seinem „Thesaurus rerum naturalium", behauptet dabei aber, dasselbe sammt seinem Jungen von der Insel Ceylon erhalten zu haben.

Da man vor Entdeckung Amerika's von Bradypoden nie gehört, so erregte die Nachricht von einem ceylonischen Faulthier nicht geringes Aufsehen. Daß die Abbildung auf Tafel 3 des durch seine Kupfer berühmten Foliowerkes vom Jahre 1734 einen Unau darstelle, konnte so wenig in Zweifel gezogen werden, als die Wahrheit von Seba's Aussage, und das Faulthier von Ceylon fand daher in den meisten Naturgeschichten des 18. Jahrhunderts gläubige Aufnahme, von Linné bis Schreber u. s. w. Buffon leugnet zwar nicht, daß Seba seine Faulthiere von Ceylon bekommen habe, bestreitet aber deren ceylonische Heimath. Nach seiner Ansicht liegt hier entweder eine Verwechslung vor, oder die streitigen Thiere sind von Amerika nach Ceylon verbracht und von da erst in Seba's Besitz übergegangen. Vosmaer und Andere traten gegen diese Behauptung auf, aber Buffon hielt seine Ansicht aufrecht und stützt sie in dem 33. Bande seiner „Histoire naturelle" durch die allgemeine Erfahrung, daß die Thiere der mittägigen alten Welt sich so wenig in der neuen finden, als umgekehrt die der neuen auf dem alten Continente.

Da jedoch die um jene Zeit entdeckten Loris oder Faulaffen von Südasien und Guinea mehrfach für fünfzehige Faulthiere gehalten und unter diesem Namen beschrieben wurden, so gewann der Glaube an ein zweizehiges ceylonisches Faulthier dadurch neuen Halt, und erst als alle Nachforschungen nach demselben vergeblich geblieben waren, zweifelte Niemand mehr an Seba's Irrthum; wie er zu demselben gekommen, blieb unaufgeklärt.

In der Beschreibung des Faulthiers und seiner Lebensweise liefen fort und fort Wahrheit und Dichtung bunt durch einander, und mancher Federkrieg wurde über die Bradypoden ausgefochten.

„So lebhaft, thätig und exaltirt die Natur bei den Affen erscheint," sagt Buffon in dem 32. Bande seiner Quadrupeden, „so langsam, beengt und zugeschnürt zeigt sie sich bei den Faulthieren; und es ist weniger Faulheit als Elend, es ist Gebrechen, Mangel, fehlerhafter Bau; die Augen blöde und gedeckt, die Kinnbacken unbeholfen und schwerfällig, das Haar platt, getrocknetem Grase ähnlich, die Schenkel schlecht eingefügt und fast außerhalb der Hüften, die Beine zu kurz, schlecht gewendet und noch schlechter endigend; kein Fußteller, keine Daumen, keine für sich allein beweglichen Finger, sondern zwei oder drei außerordentlich lange Nägel, nach unten gebogen, die sich nur zusammen bewegen können und beim Gehen mehr hindern, als beim Klettern fördern. Die Langsamkeit, Stupidität und Verlassenheit

seines Daseins, selbst der gewöhnliche Schmerz sind Folgen dieses bizarren und vernachlässigten Baues; keine Waffen, um anzugreifen oder sich zu vertheidigen, kein Mittel der Sicherheit, nicht einmal durch Aufscharren der Erde; keine Gelegenheit, sich durch Flucht zu retten, beschränkt nicht auf ein bestimmtes Land, sondern auf die Scholle Erde, auf den Baum, unter (!) dem sie geboren sind; Gefangene mitten im weiten Raume, da sie in der Stunde nicht weiter kommen als eine Klafter; sie klettern mit Mühe und schleppen sich mit Schmerzen fort; die unterbrochenen Klagelaute, die sie nur des Nachts auszustoßen wagen, Alles kündet ihr Elend, Alles erinnert an diese mangelhaften Mißgeburten, an diese tausendmal projectirten unvollkommenen Versuche der Natur, die kaum lebensfähig, auch nur eine Zeit lang bestehen sollten und seitdem aus der Liste der Geschöpfe gestrichen sind; und in der That, wenn die Länder, welche Unau und Aï bewohnen, nicht Einöden wären, wenn die Menschen und gewaltthätigen Thiere sich dort schon in alter Zeit vermehrt hätten, so würden diese Species nicht bis auf uns gekommen, sondern durch die anderen vertilgt worden sein, wie das eines Tages der Fall sein wird."

„Sehen wir uns," fährt Buffon nach einigen philosophischen Betrachtungen fort, „diese armen Thiere näher an; sie können sich keiner Beute bemächtigen, weder Fleisch fressen, noch Gräser abpflücken; genöthigt von Blättern und wilden Früchten zu leben, brauchen sie Zeit, um sich an den Fuß eines Baumes zu schleppen, Zeit um hinaufzuklettern bis zu den Aesten. Während dieser langsamen und traurigen Arbeit, welche manchmal mehrere Tage dauert, sind sie genöthigt, den Hunger zu ertragen und vielleicht die ärgste Noth zu leiden; angekommen auf dem Baume, steigen sie nicht wieder herab, hängen sich an die Zweige, plündern sie nach und nach, fressen allmälig die Blätter jedes Astes ab und bringen so mehrere Wochen zu, ohne durch irgend ein Getränk diese trockene Nahrung befeuchten zu können; und wenn sie dann ihren Vorrath erschöpft haben, und der Baum ganz kahl geworden, so hält sie die Unmöglichkeit herabzusteigen, doch noch auf demselben zurück; macht sich endlich das Bedürfniß nach Nahrung von Neuem fühlbar, drängt es und wird es lebhafter als die Furcht vor Todesgefahr, so lassen sie, da sie nicht herabsteigen können (!), sich fallen, und fallen schwerfällig wie ein Block, wie eine Masse ohne Federkraft, denn ihre steifen und faulen Beine haben nicht die Zeit, sich auszustrecken, um den Fall zu brechen."

Aehnliches findet sich in Antonio di Ulloa's „Relacion historica del viage a la America meridional" (Allgem. Historie der Reisen 9. Bd.) vom Jahre 1748 und in den „Beobachtungen" des königl. Arztes Delaborde in Cayenne, der zwei Faulthiere unterscheidet: Paresseux honteux und Mouton paresseux, und von dem letzteren behauptet, daß es sich von der Höhe der Bäume auf die Menschen werfe, aber so schwerfällig, daß man

ihm leicht ausweichen könne. Trotz der evidenten Fabelhaftigkeit dieser Behauptung nimmt Buffon doch nur an Delaborde's Ausdrucksweise Anstand, die Sache selbst erscheint ihm ganz plausibel: denn wenn das Faulthier auch den Menschen nicht angreife, so müsse es sich doch immerhin von den Bäumen fallen lassen, und könne bei dieser Gelegenheit auch manchmal auf Menschen fallen.

Vergebens verwirft Vosmaer in seiner „Beschreibung eines fünfzehigen Faulthiers von Bengalen" (Amsterdam 1767), womit jedoch offenbar der plumpe Lori (Stenops oder Nycticebus tardigradus) gemeint ist, die Buffon'sche Behauptung; es blieb bei der Fabel, daß die Bradypoden sich aus Faulheit von den leer gefressenen Bäumen fällen lassen, um auf andere zu kriechen.

Wie Buffon, so erblickt auch Cuvier in den Faulthieren die Ueberbleibsel einer anderen Ordnung der Dinge, die lebenden Reste des vorhergegangenen Naturzustandes, dessen Ruinen wir in dem Innern der Erde suchen müssen, Geschöpfe, die durch irgend ein Wunder den Katastrophen entgingen, welche ihre Zeitgenossen zerstörten. (Recherches sur les ossemens fossiles de quadrupèdes etc. Vol. 5. Part. 1.)

Der Elephant allein weicht nach Cuvier vielleicht eben so sehr von dem allgemeinen Plane der Natur bei den Mammalien ab, als das Faulthier, aber hier sind die Abweichungen angemessen, wogegen bei dem Faulthiere jede Eigenheit der Organisation nur das Resultat der Schwäche und Unvollkommenheit zu haben scheint und die Unbequemlichkeiten, die sie dem Thiere verursacht, durch keinerlei Vortheil aufgewogen werden. — Das Skelett des dreizehigen Bradypus oder Aï zeigt außerordentlich anomale und augenscheinlich mangelhafte Verhältnisse. Ober- und Unterarm zusammen sind fast doppelt so lang als Schenkel und Schienbein, so daß das Thier, wenn es auf allen Vieren geht, genöthigt ist, sich auf den Ellbogen fortzuziehen. Könnte es aufrecht auf den Hinterfüßen stehen, so würde der ganze Vorderfuß auf dem Boden ruhen, aber es ist dazu unfähig, des breiten Beckens und der weit auswärts gekrümmten Hinterbeine wegen. Die Länge der Vorderbeine verhindert es zu gehen, und nur indem es mit den Klauen sich an einem Gegenstande festhält und den Körper nachschleift, bewegt es sich auf dem Boden. (Oss. Foss. Vol. 5. Part. 2. Pl. 4.)

Gleich Buffon beurtheilt auch Cuvier das Faulthier nur nach seiner Befähigung, sich auf dem Boden zu bewegen, wozu es von der Natur doch nicht bestimmt, und folglich auch nicht organisirt ist. Hätte er die vorhandenen Anomalien in Bezug auf das Baumleben der Bradypoden betrachtet, so würde er, wie Harlan im Monthly journal of geology and nat. hist. vom Jahre 1832 und Buckland in dem 17. Bande der Transact. of Linn. Soc. vom Jahre 1837 ausgeführt hat, zu anderen Resultaten gekommen sein.

Da das Faulthier zu schwer ist, um bis an das äußerste Ende der Zweige zu klettern, wo die Knospen und feinen Blätter sitzen, die es frißt, so bedarf es, nach Buckland, der langen Arme, um seine Lieblingsspeisen herabzulangen und zu Munde zu führen; überdies dienen sie ihm auch zur Vertheidigung. Die Arme bewegen sich fast rundum in der Pfanne und die Ellbogen gestatten Pronation und Supination, d. h. Vor- und Rückwärtsdrehung der Hand. Das breite Becken, die weit aus einander stehenden krummen Beine und die schief gestellten Sohlen eignen sich allerdings nicht zum Gehen, aber um so besser zum Klettern; der Fuß, der nicht flach auf die Sohle treten kann, schmiegt sich um so fester an die Rundung des Astes. Daß alle Finger- und Fußgelenke, die Klauengelenke ausgenommen, verbunden sind, macht sie um so stärker; als Resident von Para hat Burchell beobachtet, wie sie selbst nach dem Tode des Thieres noch festhielten. Die saftige Nahrung ersetzt den Bradypoden das Trinken und enthebt sie der Veranlassung, den Boden zu suchen.

Alle anderen Thiere, fährt Buckland fort, von der Giraffe und dem Kamel bis zum Walfisch haben unveränderlich 7 Halswirbel, das Faulthier 9. Dadurch wird die rotatorische Bewegung der Halswirbel und die Beweglichkeit des Nackens vermehrt. Daher hat das Thier die ungewöhnliche Fähigkeit, rückwärts über seine Schulter zu schauen. Burchell hat bemerkt, daß es Jemand, der hinter ihm steht, direct ins Gesicht sehen kann, ohne den Körper zu drehen. Da es beim Klettern stets den Stamm oder Ast vor sich hat, und also nicht vorwärts blicken kann, so wurde es durch die Befähigung entschädigt, den Kopf um so weiter rückwärts drehen zu können, der Sicherheit und Nahrung wegen. Die anomale Zahl der Halswirbel erlaubt ihm auch, den Kopf beim Schlafen auf die Brust zulegen. Burchell sah Faulthiere schlafend zwischen einer Astgabel hängen, zur Kugel geballt, den Kopf im Brusthaare verborgen, zum Schutz vor den Insecten.

Da das Faulthier nur von Knospen und weichen Blättern lebt, so bedurfte es nicht des complicirteren Zahnsystems von Quadrupeden, die sich auf dem Boden nähren und Vegetabilien härterer Art zu zerkauen haben.

Dem Bau des Faulthieres kann sonach auch nicht der Vorwurf der Schwäche und Unvollkommenheit, oder gar der Monstrosität gemacht werden, vielmehr ist er den Lebensverhältnissen des Thieres durchaus angemessen.

Nach Waterton's Beobachtungen, auf welche sich Buckland beruft, ist das sonderbare Thier dazu bestimmt, auf Bäumen geboren zu werden, zu leben und zu sterben. Es bewohnt entlegene dunkle Wälder; den vorhandenen Beschreibungen nach ist aber kein Naturforscher in die Wildniß gegangen, um sein Versteck zu beobachten und zu sehen, ob die Natur bei Erschaffung dieser außerordentlichen Creatur einen Mißgriff gemacht hat. Indianer und Neger sind es, welche Faulthiere fangen und sie den Weißen

verkaufen; an Plätzen, für welche die Natur das Thier nicht bestimmte, machen diese dann ihre Beobachtungen: daher diese irrthümlichen Erzählungen.

„Als ich eines Tags über den Essequibo setzte," erzählt Waterton in seinen „Wanderungen in Südamerika", „bemerkte ich am Ufer ein großes zweizehiges Faulthier auf der Erde; obgleich die Bäume nur 20 Yards von ihm entfernt waren, so konnte es durch den Sand doch nicht zeitig genug entfliehen, ehe wir landeten. Es warf sich auf den Rücken und vertheidigte sich mit den Vorderfüßen. Ich hielt ihm einen langen Pfahl hin, damit es sich daran festklammere, und brachte es dann zu einer hohen und stattlichen Mora; es stieg empor mit wundervoller Schnelligkeit und ungefähr in einer Minute war es fast auf dem Gipfel des Baumes, es wendete sich dann seitwärts, indem es den Ast des nächsten Baumes ergriff, und schritt vor gegen die Mitte des Waldes."

Man sieht: die Einen malen zu sehr Grau in Grau, die Anderen setzen zu viel Licht auf, und wie das bei teleologischen Speculationen Regel, so geräth auch Buckland in seiner Apologie des Faulthierbaues häufig auf eine schiefe Ebene.

Daß der Bau des Faulthiers sich vorzüglich zum Klettern eignet, ist gewiß; daß er aber nicht ausschließlich oder in höherem Grade dazu befähigt, als andere Organisationen, beweisen Affen und viele Carnivoren und Nagethiere. Der Marder klettert an senkrechten Wänden hinauf und das Eichhörnchen ist im Nu auf dem höchsten Wipfel der Eiche, setzt in kühnem Sprunge von Ast zu Ast, von einem Baum auf den anderen.

Die Langsamkeit der Faulthiere ist allerdings vielfach übertrieben worden, aber auch mit dem Chronometer der Wahrheit gemessen, erscheint sie noch auffällig genug, denn als Waterton am Essequibo einen Unau mit „wundervoller Schnelligkeit" auf eine stattliche Mora klettern sah, da muß er eine Vision gehabt haben. Dagegen stimmt Gaimard's Angabe, daß ein Aï binnen 20 Minuten auf einem Schiffe über das Tauwerk bis zur Spitze des großen Mastes hinaufgestiegen sei, mit anderen Beobachtungen überein.

Hat die Natur dem Aï die zwei überzähligen Halswirbel wirklich zu dem von Buckland angeführten Zwecke gegeben, so hat sie stiefmütterlich an dem Unau gehandelt; denn diesem ist es nicht vergönnt, den Kopf so weit rückwärts zu drehen, und doch ist er bei seinem Baumleben ganz in derselben Lage wie sein dreizehiger Verwandter. Uebrigens duckt der Unau beim Schlafen den Kopf ganz ebenso auf die Brust und versteckt Schnauze und Augen in deren Haaren, wie der Aï; die Mehr- oder Minderzahl der Halswirbel thut also hier nichts zur Sache. Es ist die Contractionskraft der Beuge- und mehr noch die Dehnbarkeit der Streckmuskeln, welche Aï und Unau zu so vollkommener Senkung des Kopfes befähigen.

Wie mit dem Beugen, so verhält es sich auch mit dem Drehen des Kopfes. Bei gleicher Form und Textur müssen 9 Wirbel allerdings einen weiteren

Schraubengang machen als 7, der Kopf also mehr nach hinten zu stehen kommen. Aber von der Zahl der Halswirbel allein hängt die Drehbarkeit des Kopfes nicht ab, sondern zugleich von der Elasticität ihrer Verbindung. Bei straffer Textur der Wirbel würde deren Neunzahl dem Aï wenig nützen, während er in der That den Kopf nicht nur vollständig rückwärts drehen, sondern auch ungewöhnlich weit ausstrecken kann.

Auch der Unau kann den Kopf weit vorstrecken, aber natürlich nicht so weit wie der Aï, weil er eben nur 7 Halswirbel hat. Um rückwärts nach Nahrung oder einem Feind auszuschauen, muß er mit dem Kopf auch zugleich den Oberkörper drehen. — Warum hat es die Natur dem Unau nicht eben so bequem gemacht als dem Aï? Warum hat sie, obgleich er schwerer als der Aï und also auch weniger weit gegen das Ende der Zweige vorklettern kann, just ihm die kürzeren Arme gegeben?

„Wo es auf rasche Bewegung ankommt," erklärt Buckland am Schlusse seiner Apologie, „da erscheint das Faulthier allerdings schwach, aber es bedarf der Agilität nicht, es kommt nicht in den Fall, Gebrauch davon zu machen. An den Aesten hängend, ist es geschützt vor den Angriffen der Quadrupeden des Bodens, während die Kraft der Arme und die Länge der Klauen es ausreichend gegen Schlangen vertheidigt, die seine furchtbarsten Feinde sind.

Ueber Buckland's Optimismus kann nach diesen Worten kein Zweifel mehr sein; und wenn das Faulthier auch nicht ganz dem Jammerbilde entspricht, welches Buffon von ihm entwirft, so hat es die Natur doch äußerst stiefmütterlich behandelt, und nach Tschudi's Ausspruch seinen Feinden wehrlos preisgegeben. Die Zähne, bemerkt dieser in seiner „Peruanischen Fauna", sind kaum stark genug, Baumblätter zu zermalmen, die Nägel, obgleich scharf und stark, sind durch die unproportionirten, ungelenken Gliedmaßen und dadurch, daß sie als unumgänglich nothwendiger Anhaltspunkt des Körpers dienen müssen, ihrer Wirksamkeit als Vertheidigungsmittel beraubt. Daher giebt es auch so wenig Faulthiere und von Jahr zu Jahr wird ihre Zahl durch große Raubvögel und Katzen verringert. Die den Baumstämmen ähnliche Farbe des Felles ist der einzige Schutz dieser Thiere.

Selbstverständlich scheinen die Bradypoden nur uns so elend, sind es aber nicht in der That; denn so wenig der Ochse nach Braten verlangt, wenn ihn hungert, so wenig kann das Faulthier sich nach Behendigkeit sehnen, weil sie seiner Organisation nicht minder heterogen ist, wie Braten dem Ochsen. Der ganze Bewegungsapparat des Faulthiers müßte erst ein anderer werden, das Faulthier also nicht mehr Faulthier sein, wenn es im Zustande ruhigen Verharrens sich nicht am behaglichsten fühlen sollte. — Wie kämen die Bradypoden, denen jede Bewegung eine Qual, unter den gegebenen Verhältnissen dazu, sich die Gewandtheit von Affen und Eichhörnchen, oder gar die Flüchtigkeit von Hirschen und Rehen zu wünschen? Wie

käme der Fisch, der außer Wasser nicht leben kann, zu dem Wunsche, sich in dem Aether zu baden, die Eintagsfliege, die gar keine praktikablen Freßwerkzeuge hat, zu dem Verlangen nach Nahrung?

Mit der körperlichen Inferiorität der Bradypoden harmonirt deren Stupidität und Stumpfsinnigkeit, eine förmlich reptilienartige Apathie und Zähigkeit des vegetativen Lebens. Piso erzählt in seiner „Naturgeschichte von Brasilien", daß er ein Faulthier secirte, dessen Herz nach der Trennung vom Körper noch eine halbe Stunde lebhaft geschlagen habe. Das Thier selbst bewegte sich, nachdem ihm auch die übrigen Eingeweide ausgeschnitten waren, noch lange nachher, und zog langsam die Füße zusammen, wie es beim Schlafen zu thun pflegt.

Auch in Humboldt's „Zoologischen Manuscripten" finden sich interessante Mittheilungen über die Vitalität der Faulthiere. „Das Weibchen," erzählt der berühmte Naturforscher, „welches behufs unserer anatomischen Untersuchungen getödtet werden sollte, starb erst, nachdem es 20 Minuten lang unter Wasser gehalten wurde. Es schien früher todt, kam aber wieder zu sich, wenn man es herauszog. Ich habe es 1 St. 15 M. nach seinem Tode mit Erfolg galvanisirt. — Unter allen warmblütigen Thieren ist das Faulthier das einzige, bei welchem die Reizbarkeit so lange anhält. Seine Indolenz schiene das Gegentheil anzuzeigen, aber es hat eine unvollkommene Respiration, sehr zusammengedrückte Lungen, das gesammte Athmen zeigt eine niedere Bluttemperatur und folglich ein langsameres Leben, eine andauernde Irritabilität. Die Größe der Nerven, welche zu den Muskeln der Locomotion führen, ist bei diesen Thieren sehr merkwürdig: die Nerven der Extremitäten und die Bauchnerven sind im Verhältniß zum Körper und dem kleinen Gehirn außerordentlich stark."

Also ganz ähnliche Erscheinungen, wie bei den Reptilien: denn just bei dieser Classe ist die Respiration unvollkommen, und das Gehirn weniger Centralpunkt der Empfindung und des Bewußtseins als bei anderen Thieren. Es äußert, weil die Ganglienнerven im Verhältniß zu dem kleinen Gehirn sehr groß und stark sind und das vegetative Leben ausgezeichneter und zäher ist als das animalische, daher auch geringeren Einfluß auf den übrigen Körper und macht es erklärlich, wie Schildkröten ohne Gehirn noch mehrere Monate fortleben und Frösche mit ausgeschnittenem Herzen noch umherhüpfen können.

Auch die bradypodische Zähigkeit im Hungerleiden erinnert an die Amphibien.

„Wir haben eines 52 Stunden lang fasten lassen," erzählt Humboldt an dem angeführten Orte, „und dabei nährte es immer sein Junges und suchte sich durchaus nichts zu fressen zu verschaffen, obgleich es im Freien war. Wenn es aber auf einem dichtbelaubten Baume war, so fraß es unglaublich viel, zog es aber vor zu fasten, als sich seine Nahrung zu verschaffen."

Acht bis vierzehn Tage vergehen, ehe das Faulthier vor Hunger stirbt. Es kann, wie Humboldt versichert, nicht nur Monate lang ohne Getränk leben, sondern scheint überhaupt nicht zu trinken; denn daß diese Thiere, nach Aussage der Indianer von Turbaco, während der Regenzeit viel saufen, ziemlich rasch von den Bäumen herabsteigen, um sich den Flüssen zu nähern, und sogar gut schwimmen, ist von keinem zuverlässigen Zeugen beobachtet worden.

Da die Natur den Bradypoden die Bewegung so sauer gemacht, so gab sie ihnen zum Ausgleich eine Constitution, die sie der Nothwendigkeit der Bewegung so ziemlich überhebt, einen Magen, der ihnen bei der saftigen Blätterspeise das Trinken entbehrlich macht.

Der Unau des Berliner Aquariums* hat keinen Tropfen getrunken und war doch über Jahr und Tag Bewohner der Anstalt. Ihm und dem später erworbenen Aï wurde wiederholt Wasser und Milch offerirt, aber stets von ihnen verschmäht. Außer Eier- und Apfelschnitten, womit die Thiere gewöhnlich gefüttert werden, läßt sich der Unau auch mitunter Semmel, in Milch ausgedrückt, gefallen; ist die Semmel aber zu naß, so verweigert er die Annahme. In diesem Zuge spricht sich nicht allein mangelndes Bedürfniß, sondern entschiedene Abneigung vor dem Trinken aus, und die Schlußfolgerung, daß das Thier auch in seinem Freileben nicht trinke, dürfte hiernach wohl kaum zu gewagt erscheinen. Piso und Markgraf behaupten es geradezu.

Unter den Bäumen seiner Heimath soll sich das Faulthier vornehmlich die Blätter von Bombax, Cavanillesia, Macundo und Cecropia zur Speise auswählen, frißt jedoch auch anderes Laub. Da es in der Gefangenschaft sich nicht dazu bequemt, seiner Nahrung nachzugehen, und lieber hungert, als sich von der Stelle bewegt, so mag bei den Wilden der Glaube entstanden sein, daß es überhaupt nicht fresse. Wie schon mitgetheilt wurde, hat Humboldt ein Faulthier 52 Stunden lang hungern lassen, und obgleich es im Freien war, suchte es sich doch nichts zu fressen zu verschaffen; setzte er es aber auf einen Baum, so fraß es, nach seiner Versicherung, unglaublich viel. Daß das Faulthier in der Gefangenschaft sich sein Futter nicht selber sucht, haben außerdem Waterton, Burchell, v. Tschudi und Andere beobachtet. Der Unau des Berliner Aquariums würde verhungert sein, wenn man ihn nicht gefüttert, ihm nicht Bissen für Bissen in das Maul gesteckt hätte; ebenso der Aï, der sich noch weniger dazu entschließen konnte, Nahrung zu sich zu nehmen. Später machten die Thiere weniger Umstände, zumal wenn sie Hunger hatten. War der Hunger sehr stark, so kletterte der Unau seinem Wärter, wenn dieser oben an der Käfigthür erschien, sogar mit-

---

* Im Mai 1872 erwarb das Berliner Aquarium einen Unau (Cholopus didactylus) und im April 1873 einen Aï (Bradypus pallidus), der jedoch in den ersten Tagen des Juli einging.

unter an dem Drahtgeflechte seiner Behausung entgegen. Bei einer solchen Gelegenheit veranlaßte ich den Wärter einmal, die gewohnte Fütterung vorerst aufzuschieben und nur einige Apfelschnitte in den Käfig zu werfen. Der Unau schien besonders hungrig zu sein, und ich wollte sehen, ob er sich auch in diesem Falle nicht zu einem freiwilligen Imbiß entschließen würde. Es war eine Geduldsprobe, die ich mir auferlegte, aber nicht ohne Erfolg. Der Unau blieb, als der Wärter die Käfigthür ohne Weiteres wieder schloß, eine Weile verdutzt an der Wölbung hängen und trat dann seinen Rückmarsch an. Er hätte, der Fabel gemäß, sich bequem in das weiche Heu können fallen lassen, wenn solch verwegenes Beginnen dem vorsichtigen und ängstlichen Naturell des Faulthiers nicht schnurstracks entgegenliefe. Bei der Locomotion desselben ist kein rasches Prüfen mit den Augen und Handeln wie bei anderen Kletterthieren, da ist nur mühseliges Experimentiren, wo und wie die Klauen am sichersten einzuhaken sind; Arm und Fuß drehen sich dabei fast rundum, — so dehnbar ist das Gliedergefüge. — Es verging eine gute halbe Stunde, bis der Unau auf dem Boden ankam. Er ruhte von der ausgestandenen Strapaze eine Weile aus, und trat dann die Weiterreise nach seinem gewohnten Lagerplatze an. Auf einmal machte er Halt, streckte den Kopf vor und schnüffelte mit der nackten Vorderschnauze. Er hatte Witterung; war übrigens auch nicht zwei Fuß von dem ersten Apfelschnitt. Selbst bei Anrechnung des Heuduftes zeigte sich hiernach sein Geruchssinn amphibienartig schwach. — Jetzt war der Unau dicht bei der Apfelscheibe. Wird er fressen? — Er fraß, und zwar, so lange es ging, ohne Gebrauch einer Kralle. Erst als die Apfelscheibe zu klein wurde und in dem Heue keinen Widerstand mehr fand, faßte er zu, und schob sich den Rest mit den langen Klauen in das Maul. Ganz so verfuhr er bei der zweiten und dritten Apfelscheibe; darauf machte er Anstalt, sich niederzulegen, drehte sich da und dorthin, um sich recht bequem zu betten, und schlief weiter; — darüber war eine zweite halbe Stunde vergangen, denn auch zum Fressen nimmt das Faulthier sich Zeit. — Es öffnet, wenn der Wärter es sitzend zwischen die Beine genommen und ihm die Eier- oder Apfelscheibe, die es fressen soll, zwischen die Lippen schiebt, mit Faulheit das Maul, kaut mit Faulheit, und schluckt den zerstückten Bissen mit Faulheit hinunter. Auf diese Weise nimmt es täglich 2 hart gekochte Eier und 3 bis 4 ziemlich große Aepfel in zwei Mahlzeiten zu sich. Ab und zu schiebt ihm der Wärter auch einmal ein Salatblatt in das Maul; mit Laub hat man gar nicht erst Versuche gemacht, da es im Winter doch nicht zu haben wäre. Das Faulthier geifert beim Fressen, und wenn die Speicheldrüsen nach Rapp's „Anatomischen Untersuchungen über die Edentaten" auch klein sind, so besitzen sie doch viel Absonderungsvermögen und tragen wohl mit dazu bei, den Thieren das Trinken entbehrlich zu machen. Hat das Faulthier die Strapazen des Fressens überstanden, so kriecht es auf seine Lagerstätte zurück und schläft weiter. Uebrigens muß zu seinem

Lobe bemerkt werden, daß es sein Bette nicht verunreinigt, sondern trotz seiner Faulheit abseits excrementirt.

Daß das Faulthier nicht ohne Unterscheidungsvermögen in Bezug auf Bequemlichkeit ist, hat der Unau des Aquariums thatsächlich bewiesen; denn anstatt wie früher, zum Klumpen zusammengeballt und den Kopf auf die Brust gedrückt, an der ihm zum Aufenthalte über Tag bestimmten Stange hängen zu bleiben, kletterte er in der Folge hinab und bettete sich in der weichen Heuunterlage. Ebenso machte es der Aï, hielt sich aber mindestens mit einem Fuße, wie anfänglich auch der Unau, an irgend einem greifbaren Theile seines Käfigs fest. — Um den klammernden Armen eine Erleichterung zu verschaffen, sucht sich das Faulthier in seinem Freileben die Gabel eines Baumes zur Schlafstätte aus. Sollte es nicht gelegentlich auch eine Baumhöhle dazu benutzen?

So wenig das Freileben des merkwürdigen Thieres vollkommen aufgeklärt ist, so wenig ist es dessen Gefangenleben; — da und dort Zweifel und Widersprüche. Daß das Faulthier in der Gefangenschaft nicht ohne Ausnahme kurzlebig ist, hat ein Unau des Amsterdamer zoologischen Gartens bewiesen, der circa zehn Jahre dort ausdauerte. Man fütterte ihn, wie A. E. Brehm in seinem illustrirten „Thierleben" erzählt, mit allen möglichen Pflanzenstoffen, doch blieben Möhren und gekochter Reis seine Hauptnahrung. Den Reis gab man ihm auf einem Teller, die Möhren legte man auf das Heu, mit dem der Boden seines Käfigs gepolstert war. Er wurde gewöhnlich zum Fressen gerufen und richtete sich alsbald auf, wenn er seinen Namen „Kees" hörte. Ja, er kletterte sogar, wenn man ihm an das obere Gitter eine Leckerei, zumal ein Stückchen Zucker, hielt, ziemlich rasch nach oben und öffnete die Schnauze so weit als möglich, um die Lieblingsspeise zu erhalten. — Ob er alles das von Hause aus that, oder erst allmälig dazu angeleitet wurde, ist nicht gesagt.

Bestimmten und eingehenden Aufschluß über diese Frage verdanke ich den interessanten Mittheilungen, die mir der Director des Kölner zoologischen Gartens, Hr. N. Funck, über die dortige Unaufamilie zugehen ließ.

Danach sind die Thiere, Männchen, Weibchen und Junges, am 29. April 1873 dort eingetroffen. Ihre Hauptnahrung besteht aus Weißbrod in Milch oder Wasser eingeweicht. Anfangs wurden ihnen die Bissen in das Maul gereicht; darauf hielt man ihnen den Napf vor und rückte damit allmälig weiter nach unten, um die Thiere zu veranlassen, sich ihr Futter selbst aufzusuchen. Dazu bequemten sie sich denn auch bald; sie fressen, indem sie sich mit den Hinterpfoten an einem Aste festhalten und den Kopf nach unten hängen lassen. Gekochte Mohrrüben verschmähten sie später, und nur das Junge fraß sie noch. Dieses hing nicht auf dem Rücken, sondern auf dem Bauche der Mutter; es fraß aus dem Napfe wie diese und hielt sich dabei

mit den Hinterpfoten an den Bauchhaaren der Mutter fest; mitunter trennte es sich von derselben und suchte sie schließlich gar nicht mehr auf. Auf dem Boden, den sie übrigens nicht freiwillig betreten, sitzen die Thiere in einer halbkugelig gebogenen Stellung mit gesenktem Kopf und stützen den Rücken an die Wand. Auch auf ihrem gewöhnlichen Aufenthaltsorte ziehen sie die sitzende Stellung der hängenden vor.

Das Faulthier ist sehr kurzsichtig. Der körperlichen Kurzsichtigkeit entspricht die Stumpfsinnigkeit, die Indolenz des Thieres. Man entreißt nach Humboldt's Aussage der Mutter ihr Junges, und sie bleibt ruhig, halb eingeschlafen; zuweilen ist sie unruhig und sucht es. „Wir legten einmal ein Junges drei Fuß von seiner Mutter weg, sie sah es nicht; wir machten es schreien, sie hörte es nicht; es mußte sie berühren. Um dem Jungen das Saugen zu erleichtern, beugt sie sich nach hinten; aber sie leckt es nie, wie andere Thiere."

Ueberrascht man ein Faulthier zufällig auf dem Boden, so kann man, wie der Prinz von Neuwied in seinen „Beiträgen zu der Naturgeschichte Brasiliens" erklärt, sich des Staunens über dieses sonderbare Gebilde der Natur nicht enthalten. „Seine wahrhaft komischen, langsamen Bewegungen geschehen mit einem stupiden, kläglichen Ausdrucke; die matten, kleinen, feuchten Augen sind ohne Glanz und Leben, der lange Hals mit dem kleinen Kopfe wird hoch ausgestreckt, der Vorderkörper ist etwas aufgerichtet, und einer der Arme bewegt sich sogleich langsam und gleichsam mechanisch mit den langen Klauen gegen die Brust hin, um den Feind zu umklammern, welches die einzige Vertheidigung dieser hülflosen Thiere ist."

Wie Waterton in seinen „Wanderungen in Südamerika" erzählt, hielt er mehrere Monate ein Faulthier, das er öfters aus dem Hause nahm und auf den Boden setzte, um seine Bewegungen zu beobachten. War der Grund rauh, so half es sich dadurch vorwärts, daß es mit den Klauen einen Grasbüschel oder Stein und dergleichen erfaßte, und dem nächsten Baume zustrebend, den Körper auf dem Boden nachzog; wurde das Thier jedoch auf einen glatten und betretenen Platz gesetzt, „so schien es in Verwirrung und Bekümmerniß."

In ähnlicher Weise schildert Burchell, der sich in den zwanziger Jahren zu Santos und Para einige dreizehige Faulthiere hielt, die jedoch nach 1 bis 2 Monaten eingingen, das Gebahren derselben auf dem Boden.

Unau und Aï des Aquariums wurden bei ihrer Ankunft in dem Bureau der Anstalt gewogen. Der Aï wog etwas über 6, der Unau über 10 Pfund. Während des Wiegens setzte man den Unau auf den Parquetboden des Bureaus. — Es war ein kläglich komischer Anblick. — Das Thier lag platt auf dem Bauche und streckte alle Viere von sich, wie eine todte Patte. Mit jammervoll stupidem Ausdrucke sah es sich nach irgend einem Gegenstande um, der ihm Gelegenheit böte, daran emporzuklettern.

— Die Wage fiel ihm zunächst in das Auge. Faul rutschten die Arme da und dorthin, um nach einem Anhalte für die Krallen zu suchen; endlich war er gefunden. Eine kleine Ritze in der Bedielung genügte dazu, den Krallen Halt zu gewähren. Sie setzten sich ein, der lang ausgestreckte Arm zog an und der Körper rutschte auf dem Bauche nach. Noch einmal wiederholte sich das Manöver, und die Krallen vermochten die Wage zu fassen, an welcher der Unau emporkletterte und sich an dem Hebel festkrallte. Wäre er nicht in seinen Käfig zurückgetragen worden, — er selbst hätte sich nicht von der Stelle gerührt.

Auf dem heureichen Boden seiner Behausung bewegte der Unau sich zwar weniger ungeschickt; aber den Eindruck, als wäre er kreuzlahm und an allen Knochen zerschlagen, machte er auch hier. Absonderlich komisch nimmt es sich aus, wenn er „Toilette“ macht, das heißt das Gesicht von den Heufasern reinigt und sich das Fell zurecht zupft. Die langkralligen Arme bewegen sich dabei so ungelenk wie bei einem Automaten mangelhafter Construction. Noch maschinenmäßiger fährt der Arm gegen die Brust, wenn das Thier ärgerlich ist. Daß ein Geschöpf, welches mit Gleichgültigkeit verhungert oder lebt, sich ärgern soll, klingt überraschend; — aber aus dem Schlafe aufgerüttelt und dadurch in seiner Lieblingsbeschäftigung gestört zu werden, muß just für ein Faulthier empfindlich sein. Es ist das selbst vom menschlichen Standpunkte aus vollkommen erklärlich. Eine ganz exorbitante Energie und Leidenschaftlichkeit zeigte der Unau, als er den Aï zum Mitbewohner bekommen sollte. Er hieb mit den scharfen Krallen so lange auf seinen Familienverwandten ein, bis dieser entfernt wurde.

Ueber die Stimme des Faulthiers differiren die Beobachter. Piso und Markgraf berichten in ihrer „Naturgeschichte von Brasilien“, daß es sehr selten einen Ton von sich gebe, dem Iiiii einer jungen Katze ähnlich. Nach den Beobachtungen des Prinzen von Neuwied besteht die Stimme des Faulthiers in einem geradehin ausgehaltenen, aber selten gehörten, feinen, kurzen, schneidenden Ton, der dem Worte Aï keineswegs gleichlaute, indem er nur eintönig sei. Auch Burchell hat von seinen alten Faulthieren nie einen Ton gehört und von den jungen nur gelegentlich, aber selten nur ein kurzes pfeifendes Quieken. Dagegen behauptet v. Tschudi in seiner „Peruanischen Fauna“, daß das Faulthier bei einbrechender Nacht jämmerlich schreie und zwar ein langgedehntes A mit kurz ausgehauchtem I in langen Pausen, daß es gegen 10 Uhr Nachts aufhöre und zwischen 2 bis 3 Uhr wieder beginne, aber nur für kürzere Zeit und in längeren Pausen. Humboldt widerstreitet, daß das Faulthier viel schreie; „während drei Tagen haben wir von ihm nur tiefe Seufzer gehört, obgleich es häufig gereizt wurde. Beim Gehen auf der Erde schreit es nie, so sehr es auch belästigt ist, sondern nur wie die Affen beim Aufgang der Sonne, um den Tag zu begrüßen.“ Von den Faulthieren des Aquariums, die allerdings während der Nacht nicht

beobachtet wurden, hat man nie einen Ton vernommen, selbst nicht bei der aufregenden Scene zwischen Unau und Aï.

Nach all diesen Angaben ist es ebenso überraschend als belustigend, der Thevet'schen Faulthier-Abbildung in einem encyklopädischen Quellenwerke über Musik zu begegnen, und in dem Capitel über Thierstimmen Oviedo's Curiosum wieder zu finden, daß das Faulthier in der Nacht eine auf- und absteigende Scala von zwölf Tönen singe, nämlich ut, ré, mi, fa, sol, la; la, sol, fa, mi, ré, ut,* und diese Scala so kunstgerecht ausführe, daß die Spanier Menschen zu hören vermeint hätten. — Solches steht gedruckt in Athanasius Kircher's „Musurgia" vom Jahre 1650.

* Es beruht das auf einer Verwechslung mit dem südamerikanischen Rollschwanzaffen Cebus Azarae, welcher in der Erregung mindestens sechs verschiedene Laute ausstößt, die bei den anderen Affen ähnliche Empfindungen erwecken sollen.

Das Erdferkel.

Dem Namen nach ist man versucht, das sogenannte Erdferkel für ein Mitglied der borstigen und störrigen Familie der Schweine zu halten; aber nicht die Beschaffenheit der Gliedmaßen und demnächst der Zähne war bei jener Bezeichnung maßgebend, sondern der Geschmack des Fleisches, der dem des Wildschweins ähnelt und die holländischen Colonisten zu dem Namen Aard-Varken verleitete.

Nach wissenschaftlichen Unterscheidungsmerkmalen gehört das Thier zu den Edentaten oder Zahnlückern, und nicht, wie das Schwein, zu den Pachydermen oder Dickhäutern.

Bei aller Armuth an Gattungen enthält die Ordnung der Edentaten doch so verschiedene und sonderbare Formen, daß sich ein allgemeiner Typus derselben schwer aufstellen läßt. Nur darin stimmen sie überein, daß allen mindestens die Vorderzähne, vielen auch die Eckzähne und einzelnen wenigen geradezu alle Zähne fehlen, obgleich z. B. das Riesengürtelthier ein Gebiß von ca. hundert Backzähnen hat, also mehr als jedes andere Landsäugethier. Auch die Bildung der Zähne ist eigenartig, denn sie haben weder Schmelz noch Wurzel.

Fast alle Edentaten kennzeichnen sich überdies durch lange krumme Krallen, die ihnen sowohl zur Erlangung ihres Lebensunterhaltes, als zur Vertheidigung dienen.

Sie gehören sämmtlich der tropischen Zone an und zerfallen in Faulthiere (Bradypoda), Scharrthiere (Effodientia) und Kloakenthiere (Monotremata). An Gattungen enthält die erste Familie das drei- und zweizehige Faulthier (Bradypus und Choloepus), die zweite das Gürtelthier (Dasypus), den Schildwurf (Chlamydophorus), das Erdferkel (Orycteropus), den Ameisenfresser (Myrmecophaga) und das Schuppenthier (Manis); die dritte Familie, die gleich den Vögeln nur einen Ausgang für ihre Excremente hat, zählt den Ameisenigel (Echidna oder Tachyglossus) und das im ruhigen Wasser lebende paradoxe Schnabelthier (Ornithorhyn-

chus), dessen mehrfach angefochtene Säugethiernatur außer Zweifel gesetzt ist, zu ihren Mitgliedern.

Alles scheint die Natur bei diesen Edentaten anders bestimmt zu haben als bei den anderen Säugethieren, denn während hier die innere Verwandtschaft sich in der Regel auch äußerlich durch eine gewisse Familienähnlichkeit kund gebt, waltet bei den Edentaten, mit Ausnahme der beiden Faulthiergattungen, gerade das Gegentheil ob.

Der Körper des Gürtelthieres und des Schildwurfes ist mit sohlenlederartigen Schilden bedeckt, der des Schuppenthieres mit hornigen Schuppen, die Haut des Erdferkels ist mit dünnen spärlichen Haaren besetzt, die des Ameisenfressers mit langen flatternden Borsten; das sind Differenzen, die jeden Gedanken an eine Familienverwandtschaft ausschließen. — Und dennoch stehen die so verschiedenen Gattungen der Scharrthiere durch ihren inneren Bau in nahem Verbande und kennzeichnen, wenn man von dem Unterschiede der Bekleidung absieht, dieses Verhältniß auch äußerlich durch gewisse charakteristische Merkmale.

Wie die ganze Organisation der stumpfsinnigen Faulthiere für den Aufenthalt auf Bäumen, so ist die der Scharrthiere für den Aufenthalt auf dem Boden eingerichtet; aber zu schnellen und gewandten Bewegungen sind sie deshalb doch nicht befähigt. Ihre kurzen, kräftigen Gliedmaßen und die langen, starken Krallen eignen sich, zumal die hinteren Extremitäten etwas länger sind als die vorderen, nicht sowohl zum Laufen als zum Scharren und Graben, und dieser Lebensweise entspricht auch der kegelförmig zugespitzte Kopf und die rüsselartige Schnauze.

Ihrem Zahnbaue nach theilt man die Scharrthiere in bezahnte, d. h. mit Backzähnen versehene Edentaten, und zahnlose. Zu der ersten Abtheilung gehören Gürtelthier, Schildwurf und Erdferkel, zu der zweiten Ameisenfresser und Schuppenthier.

Während die Nahrung der Faulthiere hauptsächlich in Baumblättern und die des robbenartigen Schnabelthieres in kleinen Wasserthieren besteht, sind alle anderen Edentaten, trotz ihrer verhältnißmäßigen Größe, Entomophagen oder Insectenfresser, und haben somit einerlei Bestimmung in dem großen Haushalte der Natur.

Als Schutzwehr gegen die maßlose Vermehrung der Ameisen und Termiten in den Tropengegenden sind besonders das Schuppenthier und Erdferkel für die alte, der Ameisenfresser und Ameisenigel für die neue Welt prädestinirt.

Das Schuppenthier hat außer dem südlichen Asien und den Sunda-Inseln auch das tropische Afrika bis Guinea zum Vaterlande; das Erdferkel dagegen nur Afrika, vom Cap bis an den Senegal und den oberen Nil; der Ameisenfresser bewohnt das tropische Südamerika; der Ameisenigel Neuholland und Vandiemensland.

Die erste Nachricht von dem Erdferkel gab ein portugiesischer Mönch, Johann dos Santos, um das Jahr 1587. Es wurde anfänglich der Gattung der Myrmekophagen oder Ameisenfresser zugezählt, nachdem aber Camper auf die erheblichen inneren Differenzen des afrikanischen und amerikanischen Ameisenfressers aufmerksam gemacht, von Geoffroy im Jahre 1791 zur Gattung erhoben und mit dem Namen Orykteropus, d. h. Gräberfuß, belegt.

Die äußere Gestalt des Erdferkels zeichnet sich durch einen dicken unförmlichen Leib aus, gegen den der lange, schmächtige Kopf und die langen, schmalen Ohren sonderbar abstechen. Der Kopf ist sehr in die Länge gestreckt, wobei die Oberlippe die untere beträchtlich überragt, der Unterkiefer ist schmal und spitzt sich nach vorn zu; die Mundspalte ist sehr klein. Die Nasenlöcher liegen am vordersten Theil der Schnauze und sind von einem Kranze dichtstehender Haare umgeben. Die Augen sind weit von den Nasenlöchern abgerückt, dagegen den Ohren sehr genähert. Die Ohren sind sehr lang und schmal, durchscheinend, nach oben zugespitzt und nur sehr spärlich mit feinen Härchen besetzt. Der Leib ist stark gerundet und nimmt von vorn nach hinten an Dicke zu. Der Schwanz ist an der Wurzel auffallend dick und nicht besonders lang. Die Vorderfüße theilen sich in vier Zehen, welche nach außen an Länge abnehmen und mit sehr starken, etwas gekrümmten, unten abgeplatteten und an den Rändern schneidenden Nägeln bewaffnet sind. Die Hinterfüße haben fünf Zehen, von welchen die äußerste und innerste sehr kurz, die mittlere am längsten ist; ihre Nägel sind fast noch größer und etwas flacher und breiter. Die Haut ist sehr fest und derb und spärlich mit straffen Haaren besetzt.

Wie überhaupt den Edentaten, so fehlen auch dem Erdferkel Schneide- und Eckzähne; die Zahl der Backenzähne wechselt zwischen je fünf bis acht im Oberkiefer und je vier bis sechs im Unterkiefer. Es scheint, daß im Alter die vorderen kleinen Zähne verloren gehen und nur die hinteren stehen bleiben.

Die Zunge des Erdferkels ist gleich der des Schuppenthieres, des Ameisenfressers und Ameisenigels, sehr lang und schmal und mit verschiedenerlei Warzen besetzt. Sie kann mittelst ringförmiger Muskelfasern im Innern sehr weit ausgestreckt und wieder zurückgezogen werden und dient den Thieren beim Durchstöbern der Ameisen- und Termitennester gleichsam als Leimruthe. Nachdem sie mit den scharfen Klauen die steinharten Lehmgewölbe der Termiten durchbrochen, recken sie den langen Kopf mit dem kleinen Saugmunde in das Myriadengewimmel im Innern und lassen die klebrige Zunge ihr geschäftiges Spiel treiben. Alle Augenblicke fährt diese vor und mit Termiten bespickt wieder zurück. Nur bei einer so außerordentlichen Beweglichkeit der Zunge und der ungeheueren Verbreitung der Ameisen und Termiten in den Tropen ist es denkbar, wie ein Geschöpf gleich dem Erdferkel, das über hundert Pfund schwer wird, mit der winzigen Nahrung sich erhalten könne.

Man unterscheidet zwei Arten von Erdferkeln, das cap'sche (Orycteropus capensis), mit einer mehr ins Röthliche spielenden Varietät vom Senegal, und das erst im Laufe unseres Jahrhunderts bekannt gewordene äthiopische (O. aethiopicus), welches sich von jenem durch etwas kürzere, oben zugleich schmälere und mehr von der Stirn abgesetzte Schnauze unterscheidet. Die Haut ist hellfahl, die Behaarung blaßgelblich, an den Extremitäten in Schwarz übergehend, also ähnlich wie beim cap'schen Erdferkel.

Die Körpergröße der einen wie der anderen Art beträgt circa $3^1/_2$ Fuß in der Länge und auch die Lebensweise ist dieselbe.

„Das äthiopische Erdferkel," erzählt Th. von Heuglin in seiner Reise nach Abessinien (1861 und 1862), „das specifisch kaum vom südafrikanischen abweicht, lebt einzeln im Tiefland bis in die Woina-Dega herauf. Es ist ein scheues Thier mit feinem Gehör und Geruchssinn, haust in selbstgegrabenen Höhlen, die es nur bei Nacht verläßt, um sein weites Revier zu durchschweifen. Kennt man das Erdferkel nur aus den Carricaturen unserer Naturaliencabinete und zoologischen Werke, so glaubt man in der Natur ein ganz anderes Thier vor sich zu haben; obgleich der lange, schmale Kopf mit wenig Gehirn und die wenig lebhaften Augen ihm ein etwas stupides Aussehen verleihen, ist es sehr behende und lebhaft, spielt gern, macht drollige Luftsprünge und Drehungen um sich selbst, wobei es sich des kräftigen Schwanzes als Stütze bedient. Die Stellung im Allgemeinen ist känguruartig, es geht häufig nur auf den Hinterfüßen, mit ramassirtem Körper sich auf den Schwanz lehnend, den Kopf senkrecht gegen die Erde gerichtet, die langen Löffel oft zurücklegend, wie ein Hase. In steter Bewegung ist die Nase, mit der jeder Fleck beschnoppert wird, wobei die spiralförmig stehenden Borsten am inneren Rand der Nasenlöcher durch immerwährendes rasches Zusammenziehen und Ausdehnen der Muskeln den anhängenden Sand und Staub abbürsten. Hat das Thier einen Sprung in der Erde entdeckt, unter dem Ameisen leben können, so bläst es den Staub ab und beriecht den Platz und beginnt dann mit äußerster Gewandtheit, Kraft und Schnelligkeit mit den vorderen Extremitäten zu graben, die aufgelockerte Erde mit den Hinterfüßen weit zurückwerfend. Hat es den Bau erbrochen, so geht es hastig an die Mahlzeit; es scheint, daß das Erdferkel die Ameisen mehr mit den Lippen als mit der Zunge fängt, und diese fallen dann in Menge über den Ruhestörer, dessen dicke Haut ihn nicht vor ihren Bissen schützt. Durch Springen, Kratzen und Reiben entledigt er sich ihrer wieder.

„Für seinen Urin und die Losung gräbt das Erdferkel eine kleine Grube, die dann wieder sorgfältig bedeckt wird. Im Bau schläft es zusammengerollt auf der Seite liegend. Ich habe nicht bemerkt, daß es im Schlaf und bei hoher Temperatur so stark transspirirt, wie seine Verwandten, die Schuppenthiere. Verfolgt eilt es in weiten Sätzen davon und gräbt sich rasch ein, die Röhre hinter sich schließend. Die Nahrung besteht in Termiten, Mu-



Erdferkel.

tillen (Bienenameisen), Heuschrecken, Würmern, Käfern, Larven; auch sahen wir es an Aas, wohl um Insectenlarven zu suchen.

„Ich habe alt eingefangene und Junge durch Jahre zahm gehalten und sie mit Termiten, Milch, Honig, Eiern, Mehl, Brod, Weintrauben, Datteln, Zucker u. dgl. gefüttert, doch ist es nöthig, sie in einem äußerst starken Käfig zu halten, da sie namentlich bei Nacht sehr unruhig sind und durch Graben und Scharren auszubrechen suchen. Sie kennen ihren Herrn bald und folgen ihm wie ein Hund. Das Fleisch ist fein, weiß und saftig. Jüngere Thiere sind meist stärker behaart als die Alten, die sich die steifen borstenartigen Haare in der Erde und im Sand abreiben. Das Weibchen wirft im Mai oder Juni immer nur ein Junges, das ganz unbehaart und fleischfarben ist."

Das wohlschmeckende Fleisch und die Haut, aus der ein starkes Leder bereitet wird, machen das Erdferkel zu einem geschätzten Wild, und wenn es gerade beim Eingraben in den Boden oder in einen Termitenbau überrascht wird, zur sicheren Beute des Jägers. Wie alle Edentaten, und an deren Spitze das Faulthier, so hat auch das Erdferkel ein stumpfsinniges, träges Temperament und beschäftigt sich am liebsten mit Schlafen.

Das äthiopische Erdferkel des Berliner zoologischen Gartens widmete dieser Beschäftigung den größten Theil seines Daseins. Erst gegen Abend, wenn der Wärter ihm sein Futter gebracht, verließ es seinen mit Sand und Stroh versehenen Kasten, reckte die Glieder, setzte sich nieder und fraß. Nachdem es sich hierauf noch eine Zeit lang zurückgezogen, um sein Verdauungsschläfchen zu machen, erschien es wieder und blieb die Nacht über einige Stunden wach.

Das Thier fraß täglich anderthalb Pfund gemahlenes Fleisch, eine Handvoll Ameisenpuppen und drei Semmeln in Milch. Was ein einziges Exemplar der Orykteropoden in der Freiheit hiernach an Ameisen und Termiten zu seinem Lebensunterhalte bedarf, übersteigt jede Vorstellung in Zahlen.

Der grosse Ameisenbär.

Die Ameisenbären oder Ameisenfresser gehören zu der von Cuvier errichteten Ordnung der Edentaten.

Daß diese Edentaten ganz absonderliche Geschöpfe sind, beweisen auch die Myrmekophagen. Sie und die Schuppenthiere sind sogar die einzigen Mitglieder der Ordnung, welche wirklich zahnlos sind; ihnen fehlen alle, den anderen nur bestimmte Zähne.

Es giebt dreierlei Arten von Ameisenbären, Myrmecophaga jubata, tetradactyla und didactyla. Die beiden letzten, nämlich der mittlere und der kleine Ameisenbär, sind um mehr als die Hälfte kleiner als der große und haben statt der buschigen Fahnenruthe einen an der Spitze nackten Greifschwanz zum Erklettern der Bäume.

Der Schädel ist bei allen mehr oder weniger spitzkegelförmig gestreckt, der Mund klein. Die Zunge zeichnet sich durch ihre lange, dünne, wurmförmige Gestalt aus — daher der Familienname Wurmzüngler (Vermilinguia) — und kann weit vorgestreckt werden. Sie ist nach W. von Rapp's mikroskopischen Untersuchungen mit kleinen, rückwärts gekrümmten, spitzen Stacheln besetzt und wird von sehr langen Muskeln bewegt.

Die Rippen sind so ungewöhnlich breit, daß ihre Ränder sich nicht allein gegenseitig berühren, sondern sogar noch etwas überragen. Die vorderen Gliedmaßen sind etwas kürzer als die hinteren, aber wie bei allen grabenden Thieren ungemein stark entwickelt und mit längeren und stärkeren Krallen ausgerüstet.

Das Gehirn ist klein und wog bei einem großen Ameisenbären des Londoner Gartens, der am 29. September 1853 ankam und am 6. Juli 1854 verendete, nach Owen's Untersuchung nicht mehr als drei Unzen; trotzdem betrug die Körperlänge des Thieres von der Schnauze bis zur Schwanzwurzel 4 Fuß 7 Zoll, die Länge des Kopfes 14 und die des Schwanzes 33 Zoll (Proceed. Zoolog. Soc. 1854). Die Höhe des Tamandua bandeira oder Banner-Ameisenbären beträgt circa 1 Fuß 8 bis 10 Zoll.

Man denke sich die Unmasse von Ameisen und Termiten, die zur Ernährung eines solchen Thieres nöthig sind!

Der lange, dünne Kopf, die borstigen Flatterhaare und die großen Sichelkrallen verleihen demselben ein befremdendes Aussehen. Es gipfelt in der überaus kleinen Mundöffnung des Spitzkegelkopfes, und bezeichnend nennen die Guarani-Indianer den Ameisenbären deshalb Yurumi, das heißt kleiner Mund.

Die ersten richtigen Aufschlüsse über einen großen Theil der südamerikanischen Säugethiere, denen auch die Myrmekophagen oder Ameisenfresser angehören, verdankt die Naturgeschichte dem unermüdlichen Fleiße des spanischen Genieofficiers Don Felix de Azara. Derselbe kam im Jahre 1781 als Commissär für die Grenzberichtigung mit Brasilien nach Amerika und hielt sich zwanzig Jahre in dem ehemaligen Vicekönigreiche Buenos-Ayres auf, wo er vorzüglich die an Brasilien stoßenden Provinzen Banda-Oriental, Enter-Rios und Paraguay bereiste. Die Portugiesen legten aber den Grenzberichtigungen so viele Hindernisse in den Weg, daß oft jahrelang Stockungen in dem Geschäft eintraten. Diese freie Zeit benutzte Azara, um die Karte von Paraguay und der südlicher am Parana gelegenen Provinzen aufzunehmen und über die physische Beschaffenheit, die bürgerlichen Einrichtungen und die Geschichte des Landes Thatsachen zu sammeln. Angezogen durch die Neuheit und Mannigfaltigkeit der Thierwelt, welche ihn umgab, beschäftigte er sich überdies, und zwar ohne früher Naturgeschichte studirt zu haben, mit der Zoologie jener Gegenden, beschrieb die Thiere, welche er sich auf seinen Reisen verschaffen konnte, und beobachtete die Sitten derselben im freien und im häuslichen Zustande. So entstanden seine zwei bekannten Werke: „Naturgeschichte der vierfüßigen Thiere von Paraguay" und „Reisen durch Südamerika".

Weitere Mittheilungen über die Säugethiere von Paraguay verdankt die Wissenschaft dem Prinzen von Neuwied, die ausführlichsten und genauesten dem praktischen Arzte Dr. Rengger.

„Ich lebte," erzählt dieser in der Vorrede seiner Naturgeschichte der Säugethiere von Paraguay, „sechs Jahre lang in diesem Lande, dessen Hauptstadt, Asuncion, mein gewöhnlicher Aufenthaltsort war. Von da aus durchreiste ich das Land nach allen Richtungen, besuchte aber vorzugsweise die wenig bevölkerten und die ganz öden Gegenden desselben. So brachte ich jährlich einige Monate bald in abgelegenen Meiereien, bald in den menschenleeren Urwäldern unter freiem Himmel zu. Da mich die Zeit nicht drängte, die Naturgeschichte auf diesen Reisen mein Hauptzweck war, und das Leben in diesen Wildnissen durch die Schönheit und die Größe der umgebenden Natur, sowie durch die Befriedigung, welche überwundene Gefahren und Schwierigkeiten gewähren, mich nicht wenig anzog, so konnte ich mit der gehörigen Muße mich zoologischen Beobachtungen widmen. Ich verschaffte

mir von mehreren Gattungen von Säugethieren eine ziemlich große Anzahl von Individuen, nach denen ich die charakteristischen Merkmale derselben und die Abänderungen, welche sie je nach dem Geschlechte, dem Alter, der Jahreszeit und der Individualität darbieten, bestimmte, und ging den Thieren oft tagelang nach, um ihren Haushalt im Zustande der Freiheit kennen zu lernen. Zugleich scheute ich weder Mühe noch Kosten, um lebende Thiere zu erhalten und sie in unserer Wohnung aufzuziehen, wodurch mir über ihre Sitten und ihren Charakter, besonders aber über die Veränderungen, die sie mit dem Alter erleiden, mancher neue Aufschluß zu Theil ward."

Die praktischen Aerzte Dr. Longchamp und Dr. Parlet unterstützten ihren Berufsgenossen in seinen Bemühungen, und trotz des hemmenden Mißtrauens des Dictators Dr. Francia brachte derselbe dennoch ein so reichhaltiges Material zusammen, daß seine, im Jahre 1830 zu Basel erschienene „Naturgeschichte der Säugethiere von Paraguay" — von der Zootomie abgesehen — wenig zu wünschen übrig läßt.

Den großen Ameisenbären beschreibt Dr. Rengger wie folgt: „Der Pelz des Yurumi besteht aus dicht stehenden, steifen, rauh anzufühlenden Borstenhaaren. Sie sind am Kopfe kurz; längs des Nackens und Rückgrates, wo sie eine Art Mähne bilden, beträgt ihre Länge vier bis neun Zoll; am übrigen Rumpfe und an den Extremitäten sind sie drei bis vier, am Schwanze zehn bis fünfzehn Zoll lang. Sie liegen entweder, mit rückwärts sehender Spitze, an dem Körper an, oder hängen an den Seiten desselben herunter; nur auf dem Kopfe stehen sie senkrecht empor. Ihre Gestalt ist walzenförmig, außer am Schwanze, wo sie seitwärts zusammengedrückt und lanzettförmig erscheinen. Die Spitze der Schnauze, die Lippen, die Augenlider und die Fußsohlen sind nackt.

„Die Farbe des Pelzes ist am Kopfe aschgrau und mit Schwarz gemischt, indem aschgraue und schwarze Ringe an den Haaren abwechseln; beinahe die nämliche Farbe haben der Nacken, der Rücken, zum Theil auch die Seiten des Rumpfes, die zwei vorderen Extremitäten und der Schwanz mit Ausnahme seiner unteren Seite; jedoch wird an diesen Stellen ein Theil der aschgrauen Ringe durch gelblichweiße, oder wie dieses auf dem Schwanze der Fall ist, durch weißlichgelbe vertreten; die Kehle, der Hals, die Brust, der Bauch, die hinteren Extremitäten und die untere Seite des Schwanzes sind schwärzlichbraun; ein schwarzer, anfangs fünf bis sechs Zoll breiter und spitz zulaufender Streifen erstreckt sich von dem Halse und der Brust aus, über die Schulter und die Seite des Körpers, in schiefer Richtung bis zum Kreuze und wird von zwei anderen, schmalen, blaß aschgrauen Streifen, die mit ihm gleichlaufen, eingefaßt. Eine schwarze Binde umgiebt das untere Ende des Vorderarmes; die Zehen der vorderen Extremitäten und die nackten Theile des Körpers sind gleichfalls schwarz, die Nägel schwärzlichbraun.

„Die jungen Individuen sind im Allgemeinen etwas heller gefärbt als

die ausgewachsenen; jedoch finden sich bei ihnen die gelblichweißen und weißlichgelben Ringe an den Haaren des Rückens, des Schwanzes u. s. w. nicht vor.

„Das Aussehen des Yurumi ist äußerst häßlich. Sein Kopf hat die Gestalt eines langen, schmächtigen, etwas nach unten gebogenen Kegels; er endet mit einer kleinen stumpfen Schnauze. Beide Kinnladen sind gleich lang; die untere hat nur wenig Bewegung, indem der Mund bloß wie eine Spalte erscheint, die höchstens einen starken Mannsdaumen aufnehmen kann; die Nasenlöcher sind halbmondförmig; die Augen klein und tief im Kopfe sitzend; die Ohren gleichfalls klein, etwas über einen Zoll breit, eben so lang und oben abgerundet. Der Hals scheint seiner langen Haare wegen dicker als der Hinterkopf; der Rumpf ist groß, unförmig und von oben nach unten etwas breit gedrückt; die Extremitäten sind kurz, die Vorderarme breit und sehr musculös. Die vorderen Füße erreichen eine Länge von sechs Zoll und sind mit vier Zehen versehen, an denen sich ein dicker, gleich Adlerskrallen zusammengedrückter Nagel befindet. Dieser ist an der ersten oder innersten Zehe fünf Linien lang und beinahe gerade, an der zweiten ein und dreiviertel Zoll lang, gebogen und am inneren Rande scharf; an der dritten hat er eine Länge von dritthalb Zoll und die nämliche Gestalt wie der vorhergehende, nur daß er an seinen beiden Rändern scharf ist; an der vierten Zehe endlich gleicht er in Größe und Form dem ersten. Im Gehen und im Ruhezustand legt das Thier diese Nägel, wie die Finger einer geschlossenen Hand, gegen die Fußsohle zurück, indem es nicht mit der Fläche, sondern mit dem äußersten Rande der Sohle auftritt, wo sich gleich hinter der äußersten Zehe eine große Schwiele vorfindet. Es kann übrigens die Zehen nur so weit ausstrecken, daß die Nägel mit der Fußsohle kaum mehr als einen rechten Winkel bilden. Auf der Sohlenfläche bemerkt man mehrere kleine und gegen ihren hinteren Rand eine große Schwiele. Die hinteren Extremitäten sind bei weitem nicht so stark gebaut wie die vorderen; ihr acht Zoll langer Fuß ist mit fünf Zehen versehen, deren Nägel blos fünf bis acht Linien lang, von den Seiten etwas zusammengedrückt, schwach gebogen und nach vorn gerichtet sind. Das Thier tritt mit der ganzen Sohle des Hinterfußes auf. Der lange zottige Schwanz ist hoch und schmal und bildet eine wahre Fahne.

„Die Zunge, deren Dicke nicht mehr als drei bis vier Linien beträgt, hat die Gestalt eines langen, sich allmälig zuspitzenden Kegels; sie besteht aus zwei Muskeln und zwei drüsenartige Körper sitzen auf ihrer Basis. Sie ist der Länge nach sehr ausdehnbar, indem das Thier sie beinahe anderthalb Fuß weit zum Maule herausstrecken kann. — —

„Der Yurumi kommt nicht sehr häufig in Paraguay vor, wo er die menschenleeren oder doch wenig besuchten Felder im Norden des Landes bewohnt. Er hat weder ein bestimmtes Lager, noch sonst einen bestimmten Aufenthaltsort, sondern schweift bei Tage auf den Ebenen umher und schläft, wo ihn die Nacht überfällt; jedoch sucht er zu letzterem Zwecke eine Stelle

zu gewinnen, wo das Gras sehr hoch ist oder wo sich einige Büsche vorfinden. Man trifft ihn gewöhnlich allein an, es sei denn, daß ein Weibchen sein Junges mit sich führe. Sein Gang ist ein langsamer Schritt oder zuweilen, wenn er verfolgt wird, ein schwerfälliger Galopp, mit dem er aber so wenig vorrückt, daß ihn ein Mensch im Schritt einholen kann. Seine Nahrung besteht einzig und allein aus Termiten, aus Ameisen und den Larven von beiden. Um sich diese zu verschaffen, kratzt und reißt er mit den Nägeln seiner Vorderfüße die Erdhügel und die Erdhaufen, welche denselben zur Wohnung dienen, auf, streckt dann seine lange Zunge unter die von allen Seiten herzuströmenden Kerbthiere und zieht sie, von denselben überzogen, wieder in den Mund zurück. Dieses wiederholt er so lange, bis er gesättigt ist oder bis keine Ameisen oder Termiten mehr zum Vorschein kommen.

„Das Weibchen wirft im Frühjahr ein einziges Junges, und trägt dasselbe einige Zeit mit sich auf dem Rücken herum. Das Junge scheint während mehrerer Monate zu saugen, und soll, wenn es auch schon sich von Kerfen nähren kann, seine Mutter nicht verlassen, bis sie wieder trächtig ist. Wahrscheinlich gebraucht es, da ihm die Kraft zum Aufreißen der Termitenhügel noch mangelt, während dieser Zeit die Hülfe der Mutter, um leichter zu seiner Nahrung zu gelangen.

„Der vorzüglichste unter den Sinnen des Yurumi's ist der Geruch, dessen Organe sehr ausgebildet sind; auf diesen folgt das Gehör; das Gesicht scheint nur schwach zu sein. Der einzige Laut, den er von sich giebt, und nur wenn er in Zorn geräth, ist eine Art von Brummen.

„Es ist ein stilles, friedliches Thier, das weder dem Menschen noch den anderen Säugethieren den geringsten Schaden zuzufügen sucht, es sei denn, daß es heftig gereizt werde. Man kann den Yurumi auf offenem Felde weite Strecken vor sich hertreiben, ohne daß er widersteht. Wird er aber mißhandelt, so setzt er sich, wie schon Azara bemerkt, auf die Sitzbeine und die Hinterfüße und breitet die Arme gegen seinen Feind aus, um ihn mit seinen Nägeln zu fassen.

„Ich habe lange Zeit einen Yurumi besessen, der noch kein Jahr alt war, als ich ihn erhielt. Man hatte ihn in einer Meierei am linken Ufer des Xexuy zugleich mit seiner Mutter eingefangen, welche aber nach wenigen Tagen starb. Ich zog ihn mit Milch, Ameisen und gehacktem Fleische auf. Die Milch nahm er schlürfend zu sich, oder auch indem er die Zunge darin badete und sie dann mit der wenigen ihr anhangenden Flüssigkeit in den Mund zurückzog. Die Ameisen suchte er im Hofe und in den Umgebungen des Hauses auf. Sowie er einen Haufen ausgewittert hatte, fing er gleich an, denselben aufzukratzen und that dies so lange, bis dessen Bewohner in großer Anzahl zum Vorschein kamen, dann wälzte er die Zunge unter ihnen herum und zog sie, mit Hunderten von ihnen übersäet, in den Mund zurück. Azara behauptet, daß der Yurumi seine Zunge in einer Secunde zweimal

ausstrecke und zurückziehe, was aber bei dem meinigen nicht der Fall war, indem er, um dieses nur einmal zu bewerkstelligen, schon mehr als eine Secunde brauchte. Die Ameisen bleiben übrigens nicht sowohl, wie von den meisten Schriftstellern angeführt wird, auf der Zunge kleben, als daß sie sich zu ihrer Vertheidigung mit ihren Freßzangen auf derselben anklammern, was sie immer thun, wenn sie, gereizt, auf einen fremden Körper stoßen. Die schwachen und die wehrlosen Termiten hingegen werden auf dem klebrigen Ueberzuge der Zunge wie auf einer Leimruthe festgehalten. Mein Yurumi fraß nicht alle Gattungen von Ameisen gleich gern; er liebte besonders diejenigen, welche weder große Freßzangen noch Nadeln besitzen; eine ganz kleine Gattung, die einen sehr stinkenden Geruch von sich giebt, verschmähte er gänzlich. Das feingehackte Fleisch, mit dem ich ihn zuweilen ernährte, mußte ihm anfangs in den Mund gestoßen werden, später nahm er dasselbe gleich den Ameisen vermittest der Zunge zu sich.

„Die Hälfte des Tages und die ganze Nacht brachte er schlafend zu, ohne sich dafür einen eigenen Platz zu wählen. Er schlief auf der Seite liegend und etwas zusammengerollt, indem er den Kopf zwischen die Vorderbeine steckte, die Extremitäten so einzog, daß sie sich berührten, und sich mit dem Schwanze bedeckte. War er wach, so ging er im Hofe umher und suchte Ameisen. Da er anfangs nicht nur die Zunge, sondern auch die Schnauze in die aufgescharrten Haufen steckte, so liefen ihm zuweilen die Insecten über die Nase hinauf, wo er sie dann mit den Vorderfüßen recht gut wieder abzustreifen wußte.

„Er besaß, so jung er auch war, große Kraft. Ich vermochte nicht mit meinen Händen seine zwei größeren Nägel an den Vorderfüßen zu öffnen, wenn er sie gegen die Fußsohle angedrückt hatte.

„Er zeigte mehr Intelligenz, als man bei den anderen sogenannten zahnlosen Säugethieren antrifft. Ohne die Menschen von einander zu unterscheiden, war er doch gern um sie, suchte sie auf, gab sich ihren Liebkosungen mit Vergnügen hin, spielte mit ihnen, und kletterte ihnen besonders gern in den Schooß. Folgsam war er übrigens nicht und gehorchte nur selten dem Rufe, obschon man an den Bewegungen seines Kopfes wohl sah, daß er denselben verstanden hatte. Er vertrug sich mit allen Hausthieren und ließ sich von einigen Vögeln, wie Chauna chavaria (Chaja), Dicholophus cristatus (Cariama) und Pauxi mitu (Helmhuhn), die ich gezähmt hatte, manchen kleinen Angriff gefallen, ohne sich zu erzürnen. Wurde er aber mißhandelt, so fing er an zu murren und suchte sich mit den Klauen seiner Vorderfüße zu vertheidigen.

„Das Fleisch und das Fell des Yurumi werden blos von den wilden Indianern benutzt; jedoch giebt es Landleute in Paraguay, die das letztere, unter das Betttuch gelegt, für ein untrügliches Mittel gegen das Lendenweh halten und es auch dagegen gebrauchen. Selten macht Jemand auf diesen

Ameisenfresser Jagd; trifft man ihn zufällig auf dem Felde an, so ist es ein Leichtes, ihn mit jedem Stocke durch einige Schläge auf den Kopf zu tödten. Diese Thiere sollten übrigens vom Menschen eher beschützt als verfolgt werden; statt schädlich zu sein, gewähren sie im Gegentheil großen Nutzen, indem sie die Termiten und Ameisen vermindern, welche in einigen Gegenden von Paraguay so überhand genommen haben, daß dort keine Pflanzungen gedeihen können.

„Der Jaguar und der Cuguar sind neben dem Menschen wohl die einzigen Feinde des Yurumi. Die fabelhaften Erzählungen der Einwohner von Paraguay über Kämpfe, welche zwischen ihm und dem Jaguar stattfinden sollen, hat schon Azara widerlegt."

„Man giebt vor," erzählt dieser in seiner Naturgeschichte der Quadrupeden von Paraguay, „daß der Jaguar den Yurumi nicht anzugreifen wage, widrigenfalls ihn dieser umfasse und erst nachdem er ihm das Lebenslicht ausgeblasen, wieder aus den Klauen lasse. Dabei soll es mitunter vorkommen, daß Einer und der Andere auf dem Kampfplatze bleibt. Es ist richtig, daß der Yurumi sich auf solche Art vertheidigt; aber es ist unglaublich, daß er damit gegen den Jaguar ausreichen sollte; denn ehe er diesen zu umfassen vermag, hat ihn ein Biß, ein Prankenschlag des Raubthieres getödtet, da er schwerfällig ist, nicht zu springen vermag und seinen Angreifer überhaupt nur mit den Vorderfüßen umklammert. Ich habe einige dieser Thiere getödtet, indem ich ihnen mit einem dicken Stock auf den Kopf schlug, und zwar mit derselben Sicherheit, als ob ich gegen einen Baumstamm geschlagen hätte."

Schwächere Thiere, als gerade den Jaguar, vermag der Yurumi jedenfalls durch eine Umarmung zu erdrosseln.

„Nicht ungewöhnlich," erzählt der englische Naturforscher H. W. Bates in seiner Reise am Amazonenstrom, London 1860—1863, „ist in dieser Gegend der große Ameisenfresser, den die Eingeborenen Tamandua nennen. Auf ihn wurde ich verwiesen, wenn ich klagte, daß ich mich an die eingesalzenen Fische, welche die Hauptnahrung bildeten, nicht gewöhnen könne und der ewigen Reissuppe mit Mehl und der gerösteten Bananen bald überdrüssig werden würde. Das Fleisch des Tamandua, sagte man, werde gedünstet und schmecke wie Gänsefleisch. Gerade an diesem Tage hatte mir ein Jäger einen großen Ameisenfresser versprochen, aber als ich ihn aufsuchte, kam er mir mit großer Betrübniß entgegen und klagte mir, daß sein Lieblingshund einem Tamandua in die Klauen gerathen und von ihm getödtet worden sei. Ich eilte zu der Stelle und fand, daß der Hund nicht todt, aber von den Klauen seines Gegners, dem er selbst mehrere tödtliche Bisse versetzt hatte und der eben losließ, arg verwundet war."

Mitunter scheinen bei einem solchen Kampfe übrigens in der That beide Gegner auf dem Platze zu bleiben, und dann später als Skelette von



Ameisenbär.



Ameisenbär
im Kampfe mit einem Hunde.

den Eingeborenen gefunden zu werden, denn wie P. Marcoy in seiner Reise durch Südamerika (1869) erzählt, besteht für diesen Fall die sprichwörtliche Redensart: „Jaguar und Tamandua haben schlecht mit einander gelebt.“

Die Heimath des Yurumi's erstreckt sich vom La-Plata-Strome bis zum karaibischen Meere, also fast über den ganzen Osten des tropischen Südamerika's. Er wohnt daselbst in einsamen Gegenden, auch in Waldungen, ohne jedoch, wie seine Verwandten, die Bäume zu besteigen, und ist nirgends häufig. Im Westen scheint er nicht vorzukommen, wenigstens ist in Tschudi's peruanischer Fauna nur Myrmecophaga tetradactyla und didactyla aufgeführt, und auch in neueren Reisebeschreibungen jener Gegenden wird er nicht erwähnt.

Beim Gehen senkt der Yurumi den Kopf zur Erde und schnoppert mit der Nase auf dem Boden. Die lange Fahnenruthe trägt er gestreckt, die Rückenmähne gesträubt, und erscheint dadurch noch größer als er ist. Außer Ameisen und Termiten hat man in dem Magen des Ameisenbären auch öfters Erde und Holztheile vorgefunden; diese dienen ihm aber weder zur Nahrung, noch zur besseren Verdauung, sondern werden beim Durchwühlen der Ameisen- und Termitenhaufen unabsichtlich mit eingeschlürft. Dagegen ist es sicher, daß der Yurumi außer seiner Hauptnahrung auch noch andere Kerfen und deren Larven, sowie Asseln und Würmer verzehrt. Wie seine kletternden Verwandten, soll auch er, wenn er dazu gelangen kann, sich wilden Honig schmecken lassen.

Er wurde in der Neuzeit öfters nach England und Spanien, auch manchmal nach Deutschland gebracht; aber ein seltener Gast unserer Thiergärten bleibt er doch immer. Auch dauert er nicht aus, weil er meist von der Reise her den Todeskeim schon in sich trägt.

Außer dem Londoner und Hamburger haben noch andere zoologische Gärten diese Erfahrung gemacht. Sehr gut dagegen hielten sich die beiden letzten Ameisenbären des Londoner Gartens. Sie kamen im October und November 1867 daselbst an und waren 1872 noch am Leben; der eine stammt aus Brasilien, der andere aus den Llanos von Casanares in New-Granada. Sie werden hauptsächlich mit klein gewiegtem Fleische gefüttert, wie das sogenannte afrikanische Erdferkel, das sich in seinem Freileben gleichfalls von Ameisen und Termiten ernährt. (Proceed. Z. S. 1867 und 1868.)

Im December 1872 erhielt der Berliner zoologische Garten einen noch nicht ganz ausgewachsenen Yurumi, aber trotz der ihm gewidmeten Sorgfalt war er einige Wochen nach Neujahr eine Leiche. Er wurde anfänglich mit rohen Eiern, Milch und Mehl gefüttert, und nährte sich kaum ausreichend; später verschmähte er die Milchspeise und bequemte sich nur noch zu rohem Ei, das feingeschabte Fleisch, welches ihm eingespritzt wurde, würgte er wieder aus, die mühsam in der Nähe aufgetriebenen Ameisen waren so wenig

nach seinem Geschmack wie die von Moskau bezogenen. Das kleinste Holzstückchen, das sich mit an die Zunge klebte, streifte er sorgfältig wieder ab und hörte auf zu fressen; im Uebrigen nährte und geberdete er sich in der von Rengger beschriebenen Weise. Im Herbste 1875 kaufte der Berliner zoologische Garten einen neuen Ameisenbären und dieser scheint ausdauern zu wollen, denn er entwickelte sich im Lauf des Winters zu einem Prachtexemplar.

Einen komischen Anblick gewährt es, den Yurumi sich zudecken zu sehen, zumal im Stehen: die lange Fahnenruthe streckt sich dabei gerade aus, klappt an der Wurzel um, und hinter einem Schirm von langen Borstenhaaren ist der Körper des Thieres verschwunden; darauf läßt sich dasselbe auf die Seite fallen, zieht Kopf und Füße ein und fängt unter der Decke seines buschigen Schwanzes sofort an zu schlafen, denn das ist die Lieblingsbeschäftigung der Ameisenbären und der übrigen Edentaten.

Die Termiten.

Keine andere Thierclasse fügt dem Menschen größeren und dauernderen Schaden zu, als die Insecten. Nur Bienen, Seidenraupen und Cochenillen bringen ihm directen Nutzen und werden von ihm als Hausthiere gehegt und gepflegt; die Mehrzahl der anderen Entomozoen oder Einschnittsthiere peinigt ihn und sein Vieh bis aufs Blut, zerstört ihm Felder und Wiesen, Wälder und Wohnungen und spottet, vorab in den Tropen, all seiner Erfindung in der Kunst des Krieges. Der sogenannte Herr der Schöpfung erscheint dieser rührigen und gefräßigen Thierwelt gegenüber um so machtloser, je kleiner und unfaßbarer sie ist, je ungeheurer die Zahl, in der sie auftritt.

Heutzutage, sagt A. v. Humboldt, sind es nicht die Gefahren der Schifffahrt auf kleinen Kähnen, nicht die wilden Indianer und Schlangen, Krokodile und Jaguare, welche die Reise auf dem Orinoko furchtbar machen, sondern die Mosquitos. Manche Gegenden Südamerika's, namentlich an den Strömen, sind dieser Stechmücken wegen völlig unbewohnbar.

Wie diese „Teufelstrompeter" den Menschen, so peinigen und schädigen die Bremsen und Bremen das Vieh. Der Afrikareisende Bruce erzählt, daß in manchen Gegenden Abyssiniens die Einwohner der Tsaltsalya oder Tsetsefliege wegen zur Regenzeit mit ihren Heerden auswandern müssen. Denn sobald jene erscheint und ihr Gesumme hören läßt, läuft alles Vieh von seinen Weideplätzen und rennt so lange wild umher, bis es endlich vor Müdigkeit, Schrecken und Hunger todt niederfällt. Nicht größer als unsere Schmeißfliege, tödtet die Tsaltsalya oder Zimb, wie die Araber sie nennen, mit ihrem Gifte Schafe und Rinder, Pferde und Kameele, und häufig sind Reisende in jenen menschenarmen Gegenden durch sie ihrer unentbehrlichen Reit- und Zugthiere, häufig ganze Stämme ihres Viehstandes beraubt worden.

Was für Verwüstungen die Wanderheuschrecke anrichtet, ist aus der Bibel bekannt.

„Es ziehet herauf in mein Land ein mächtiges Volk und deß ohne

Zahl; das hat Zähne wie Löwen und Backzähne wie Löwinnen," heißt es daselbst, und alle späteren Berichte stimmen mit diesem Bilde überein. Ueber die Wanderheuschrecken, welche 1747 in Siebenbürgen eingefallen und von denen 1748 und 1749 sich Züge durch ganz Deutschland verbreitet haben, enthält das auf kaiserlichen Befehl aufgesetzte Protocoll unter Anderem Folgendes: Sie sind im August aus der Walachai und Moldau schaarenweise durch die engen Gebirgspässe gekommen. Einer der Schwärme hat vier Stunden gedauert, war etliche hundert Klafter breit und noch viel höher. Die Thiere flogen so gedrängt, daß man Sonne und Menschen auf zweihundert Schritt nicht sah. Man hat Kanonen gegen sie abgefeuert; sie theilten sich aber nur so weit, als die Wirkung des Pulvers reichte, und vereinigten sich dann gleich wieder. Die außerordentliche Vermehrung dieser Thiere ist daraus zu ersehen, daß allein die schlesische Stadt Drossen über dreizehn Scheffel (ca. 16 Mill.) Eier sammelte und vernichtete.

Auch in unserem Jahrhundert verbreitete sich die Wanderheuschrecke (Oedipoda migratoria) mehrmals über ganz Deutschland. In der Mark Brandenburg erschien sie einige Mal zu Anfang der fünfziger Jahre, 1856 bei Breslau, 1859 in Hinterpommern, und erst 1875 verheerte sie wieder ganze Feldmarken des Teltower Kreises bei Berlin.

Auch Amerika, besonders das südliche, ist nicht frei von jener Landplage. „Gegen Abend," erzählt Temple in seiner peruanischen Reise, „hatten wir in einiger Entfernung von uns auf der Fläche des Landes einen ungewöhnlichen Anblick: statt der grünen Farbe des Grases und der Baumblätter in allen Schattirungen bemerkten wir eine gleichförmige, rothbraune Masse, so daß Einige von uns glaubten, es sei Haide, auf welche die Sonne scheine; in der Wirklichkeit waren es aber — Heuschrecken. Dieselben bedeckten buchstäblich Erde, Bäume und Sträucher, soweit das Auge reichte. Die Zweige der Bäume bogen sich unter ihrer Menge wie bei starkem Schneefall, oder wenn sie mit Früchten überladen sind. Wir passirten mitten durch den von ihnen eingenommenen Raum und brauchten eine volle Stunde, ehe wir an das Ende kamen, während wir mit unserer gewöhnlichen Schnelligkeit reisten."

Wo die Wanderheuschrecken einfallen, da verschwindet alles Grün, jeder Halm, jede Saat bis zur Wurzel hinab. „Ein Feuer verzehrt vor ihnen," sagt der Prophet Joel, „und hinter ihnen brennt eine Flamme; das Land ist wie Edens Garten vor ihnen, und hinter ihnen eine verödete Wildniß."

Die Ameisen, die bei uns zu Lande durch ihre Puppen — fälschlich Ameiseneier genannt — und durch Vertilgung schädlicher Forstkerfen mehr nützen, als durch Leckerhaftigkeit nach Obst und anderen Süßigkeiten schaden und belästigen, werden in den Tropengegenden durch ihre ungeheure Menge zur Landplage.

In den prachtvollen Waldungen Sumatra's bedecken sie jeden Pfad,

jeden Strauch, jedes Blatt; die riesenstarken und eisenfesten Stämme der Teakbäume höhlen sie zu staubigen Mumien aus, und wo sie in die Wohnungen der Menschen dringen, lassen sie selten etwas Anderes zurück als Schutt und Moder.

Die von Savage am Palmcap in Westafrika beobachteten Treiberameisen (Anomma arcens) leben ohne feste Wohnsitze unter Baumwurzeln und Gestrüppe und ziehen des Nachts oder bei trüben Tagen vagabondirend auf Raub aus. Sie nähren sich von Fleisch und tödten durch ihre Menge selbst die größten Thiere, indem sie ihren Angriff vorzüglich auf die Augen ihrer Opfer richten. Wenn sie Nachts in die Häuser dringen, fliehen Ratten und Mäuse, Schaben und Eidechsen 2c.; selbst die Menschen nehmen vor ihnen die Flucht in das Freie. Werden zur Regenzeit ihre Schlupfwinkel überschwemmt, so schaaren sie sich, die Brut und die Schwächlinge in die Mitte nehmend, zu einem runden Haufen und treiben auf den Fluthen, bis sie an irgend einer Stelle an das Land geschwemmt werden. Ueber Bäche und schmälere Gewässer, auf welche sie bei ihren Raubzügen stoßen, sollen sie, sich an einander fest haltend, eine lebendige Brücke schlagen.

Einer der neuesten Amazonien-Reisenden, der Naturforscher H. W. Bates, wurde eines Nachts von seinem Diener aus dem Schlafe geweckt, mit der Meldung, daß Ratten an den Farinhakörben nagten. Bei näherer Untersuchung fand sich eine Colonne von vielen Tausenden der sogenannten Sauba oder Visitenameise (Oeconoma oder Atta cephalotes). Die Körbe mit dem erwähnten Mehle standen auf einem Tische und waren über und über von den Ameisen bedeckt; das Zernagen der sie ausfütternden trocknen Blätter hatte das Geräusch hervorgebracht. Von den Abziehenden hatte jede sich mit einem Körnchen beladen, welches zuweilen größer und schwerer war als das ganze Thier. Der Versuch, mit Holzschuhen dazwischen zu schlagen und dadurch die Eindringlinge zu tödten, erwies sich völlig nutzlos, denn die unmittelbar nachdringenden Schaaren ersetzten sofort die vernichteten. Die nächsten Nächte, in denen sie wieder erschienen, wurde Schießpulver auf ihrer Bahn angezündet, was sie nach und nach doch eingeschüchtert haben mochte; denn sie blieben zuletzt weg.

Die Sauba marschirt in breiten Reihen um die Vorstädte und beraubt, zur Qual der Brasilianer, die Fruchtbäume hres ganzen Blattwerks. Mit den Blättern bedecken sie ihre unterirdischen Wohnungen, um die Brut vor dem Eindringen des Regens zu schützen. Sie sind in manchen Gegenden so häufig, daß Ackerbau und Baumcultur dadurch unmöglich wird. Als Bates bei Baiao am Flusse Tocantins die Eingeborenen fragte, weshalb sie ihre Pflanzungen so wüste liegen ließen, erhielt er die Antwort: Es wäre vergeblich, hier den Boden bebauen zu wollen, weil die Sauba-Ameise sofort alle Anpflanzung zerfresse. Statt mit Kaffeebau beschäftigten sich die Männer deshalb mit Fischerei.

Der unterirdische Aufenthalt dieser merkwürdigen Ameise, deren Nester mitunter vierzig Ellen Umfang, aber selten mehr als zwei Fuß Höhe haben, ist sehr ausgedehnt. Im botanischen Garten zu Para blies man Schwefeldämpfe mittelst eines Blasebalgs in einen solchen Ameisenhaufen und siebzig Ellen davon drang der Dampf noch an die Oberfläche. An der dortigen Magoary-Reismühle unterminirten die Ameisen einmal die Dämmung eines großen Reservoirs und das Wasser entwich, bevor der Schaden bemerkt wurde; sogar unter dem Bett des Flusses Parahyba, der ungefähr so breit ist, wie die Themse bei London, soll die Sauba von Rio de Janeiro einen Tunnel ausgehöhlt haben.

Die Feuerameise, deren Stich von den Brasilianern mit dem einer rothglühenden Nadel verglichen wird — daher der Name Formiga de foco — hat die Bewohner durch ihre Ueberzahl schon öfters veranlaßt, ihre Wohnungen aufzugeben. Sie unterminirt den ganzen Grund und Boden und macht dem Menschen jede Nahrung streitig. Alles Eßbare muß in Körben aufgehängt werden, deren Stricke mit Copauba-Balsam getränkt sind; die Seile der Hängematten, die Füße der Stühle und Tische, Schemel ꝛc., Alles muß mit diesem Balsam bestrichen werden; das ist das einzige Mittel, sie am Emporklettern zu verhindern.

Den Ameisen ähneln in Figur und Lebensweise die Termiten und werden — wegen der weißlichgelben Färbung ihrer Larven, welche am zahlreichsten im Baue sind — auch schlechtweg weiße Ameisen genannt. — Sie sind die ärgsten Verwüster, und weil man früher zwischen Ameisen und Termiten keinen Unterschied machte, so gehört überdies mancher Schaden, der den ersten zugeschrieben worden ist, auf ihr Conto.

Mögen sich Naturforscher und Reisende, welche über diese kleinen lichtscheuen Geschöpfe berichtet haben, in Einzelheiten auch vielfach widersprechen, so stimmen sie doch Alle darin überein, daß die Termiten zu den Schrecknissen der Tropengegenden gehören, welche jeden Reisenden in Erstaunen setzen. Sie dringen von ihren Nestern aus durch unterirdische Gänge in die menschlichen Behausungen und zerstören da, ohne daß die Bewohner es gewahr werden, sämmtliches Hausgeräth und Balkenwerk.

Vergebens führt der Mensch seit Jahrhunderten einen Vernichtungskrieg gegen diese Einbrecher und Schädiger seiner Habe; Rauch, Feuer, heißes Wasser, ätzende Lauge ꝛc., Alles scheitert an der Zähigkeit und Ueberzahl der Thiere. Spinnen und Ameisen stellen ihnen nach, Skolopender und Skorpione, Eidechsen und Kröten, Schuppenthiere und Erdferkel, Ameisenfresser und Ameisenigel, und wenn die männlichen und weiblichen Insassen des Baues ihre Flügel bekommen und ihren Hochzeitsausflug machen, da halten Caprimulgen, Eulen und Fledermäuse ꝛc. fette Mahlzeiten. Von den Myriaden, die ausgeflogen, entgeht nur eine verhältnißmäßig geringe Zahl dem Verderben, das von allen Seiten auf sie hereinbricht, aber diese wenigen

werden als nachmalige Königinnen und Könige die Begründer neuer Termitarien, die Stammeltern einer gleichfalls nach Myriaden zählenden Nachkommenschaft.

Die Termiten sind in den Tropenländern der alten und neuen Welt zu Hause und durch Verschleppung von circa 1790 ab auch da und dort in dem südlichen Europa aufgetreten. Ueber ihre Verheerungen ließe sich ein Buch schreiben; wir begnügen uns mit einigen Beispielen aus der Liste ihrer Unthaten. Diese gingen, wie der Morning-Herald vom December 1814 meldet, einmal sogar so weit, daß die stolze Residenz des General-Gouverneurs in Kalkutta durch Zerstörung von Termiten dem Einsturz nahe war. Selbst in ein britisches Linienschiff, den Albion, hatten sich die schlimmen Gäste so eingenistet, daß es nach erfolgter Rückkehr in die Heimath aus einander gebrochen werden mußte.

Daß die Termitensäure selbst Metall angreift, wurde nach einer Mittheilung Lichtenstein's durch die holländischen Behörden auf der Gewürzinsel Ternate constatirt. Es sind dort wiederholt Defecte an metallenen Glocken, Eisenwaaren und Kanonen vorgekommen, die von den betreffenden Beamten der Vernichtung dieser Gegenstände durch Termiten zugeschrieben wurden. Eine solche Behauptung erschien denn doch zu unwahrscheinlich, um den Verdacht einer Veruntreuung niederschlagen zu können, und es wurde deshalb eine genaue Untersuchung der Sache eingeleitet. Dabei ergab es sich jedoch, daß jene Berichte wahrscheinlich nicht immer falsch gewesen, denn die auf den Wällen liegenden Kanonenläufe waren von Termitengängen bedeckt und so schnell durch Rost zerstört worden. Unzweifelhaft hat die intensiv wirkende Termitensäure hierzu viel beigetragen, da sie nach Chauvallon's und Thwaite's Angaben Alles, selbst Metall stark angreift, und nach Bobe-Moreau's Beobachtungen sogar auf Glas Spuren zurückläßt, die Acidum nitricum nicht zerstört.

Auch auf Isle de France suchte ein Beamter, wie Bory de St. Vincent in seinem Reisewerke erzählt, einen bedeutenden Holzdefect in den königlichen Magazinen mit den Zerstörungen der sogenannten Karia zu entschuldigen. Er wurde zwar seines Amtes nicht entsetzt, erhielt aber von dem humoristischen Minister eine Kiste voll Feilen mit Weisung, den Termiten die Zähne abzufeilen, da das Gouvernement fernerhin nicht gesonnen sei, derartige Verwüstungen zu dulden.

H. Smeathman erklärt in seinem ausführlichen und vielbenutzten Bericht über die Termiten Afrika's deren Zerstörungen für so bedeutend, daß sie kaum glaublich seien, wenn man sie nicht selbst gesehen habe. Nach seiner Angabe bahnen sich die Termiten einen unterirdischen Weg unter die Fundamente der Häuser und dringen dann durch den Fußboden in die Pfosten der Seitenwände, durchbohren dieselben, den Fasern des Holzes folgend, und machen seitliche Höhlungen und Oeffnungen darin. Von dort gehen sie in

die Querbalken und greifen das Dach als vorzüglich beliebte Speise an. Sie zerstören daselbst die Palmblätter und Zweige und die Schlingpflanzen, mit welchen die Sparren angebunden sind, und setzen die Gebäude der Gefahr des Einstürzens aus. In der Kiste, die Smeathman's zusammengesetztes Mikroskop umschloß, hatten sie Alles außer Glas und Metall zerstört. Ein Faß mit altem Madeira war durch ihre Bohrlöcher ausgelaufen, und so gründlich hatten sie von dem Magazin in Tobago Besitz ergriffen, daß der ganze Ueberrest des Gebälkes und der sonstige Inhalt des Gebäudes nach Smeathman's Angabe kaum zwanzig Pfund wog. Sie höhlen Tische und was auf denselben liegt, z. B. Bücher, von innen her, ohne die Oberfläche zu verletzen, so künstlich aus, daß Alles schadlos und unberührt aussieht, während bei genauer Besichtigung nur die beiden Pappdeckel durch einige unversehrte Fasern zusammengehalten werden.

Dem Afrika-Reisenden d'Escayrac de Lauture zerstörte die Arda oder Ardte (d. h. Erdarbeiterin), wie die Termite im Sudan heißt, in einer Nacht einen cartonnirten Atlas und das Futteral eines Fernrohrs zur Hälfte. Die Zerstörung des Atlasses wurde erst bemerkt, als er zum Nachschlagen aufgenommen wurde. Die Arda hatte, um an ihn zu gelangen, den Boden des Gemachs und eine Bank durchbohrt. Aeußerlich war keine Verletzung sichtbar, die Thiere waren von unten in den Atlas gedrungen und hatten fast den ganzen Deckel und die nächsten Blätter zerstört.

Wie Denham in seiner Reisebeschreibung von Nord- und Mittel-Afrika erzählt, sind die weißen Ameisen bei Kuka im innern Afrika wie Sand am Meere. Während eines Aufenthaltes von drei Tagen zerstörten sie die Matten und den Teppich, worauf Denham schlief, vollständig. Ein Araber schlief bei Burnu über einem Termitenneste ein und wachte des Morgens nackt auf, denn sein ganzer Anzug war zerstört.

Ein ähnliches Schicksal hatte der französische Afrika-Reisende H. Hecquard. Als er eines schönen Morgens in der Nähe von St. Louis erwachte, waren seine Kleider buchstäblich wie ein Sieb durchlöchert; sogar in seine Blechschachteln hatten die Termiten Eingang gefunden und sämmtliche Schmetterlinge zerstört.

Nach A. v. Humboldt haben die Termiten in Mexiko fast alle geschichtlichen Documente verzehrt, und überhaupt sollen in Amerika, wo die weiße Ameise haust, selten Bücher gefunden werden, die älter als fünfzig Jahre sind. In Rio de Janeiro büßten die Reisegefährten von Dr. Pohl ihre ganze Wäsche durch Termiten ein und zu gleicher Zeit wurden daselbst im Zollhause 50 Kisten ostindische Nankings zur Hälfte von den Thieren zernagt. Sie zerstören im Innern des Landes oft ganze Plantagen und machen sie durch ihre Ansiedelung zur ferneren Bebauung untauglich. Am Prado in Brasilien haben die sogenannten Cupim nach Feldner im Jahre 1813 eine Kirche zum Einstürzen gebracht, und nicht selten geschieht es, wie

Dr. Rengger in seiner Reise nach Paraguay erzählt, daß in Häusern, wo man nicht auf diese Thiere achtet, durch das Einstürzen von Balken und Dächern Menschen erschlagen oder schwer verwundet werden.

In Europa trat die weiße Ameise gegen Ende des vorigen Jahrhunderts zuerst in Toscana auf, bald darauf in den Treibhäusern von Schönbrunn und an einigen Plätzen von West- und Süd-Frankreich. Ohne erheblichen Schaden angerichtet zu haben, gingen die lästigen Gäste in den Schönbrunner Treibhäusern durch Winterkälte zu Grunde; in der Provence und Charente, sowie in einigen Gegenden Italiens und Spaniens behaupteten sie sich dagegen. Wahrscheinlich hatten die Termiten sich bereits im Jahre 1780 in Rochefort und seinen Marine-Etablissements eingenistet, zogen jedoch erst 1797 die Augen des Publicums und der Behörden auf sich. Ein Gebäude in der Rue royale, das lange unbewohnt gestanden, war fast völlig von ihnen zerstört, und von dort aus verbreiteten sie sich rasch in die Nachbarhäuser und setzten so die Gegend in Allarm. Dann haben sie nach und nach auch die übrigen Städte und Ortschaften des Departements der unteren Charente eingenommen und in den letzten vierzig Jahren auch die Bäume der nahe liegenden Felder angegriffen.

Bobe-Moreau, ein alter Marinearzt, hat seit 1797 die Zerstörungen jener Termiten (Termes lucifugus) beobachtet und seine Erfahrungen 1843 in einem Memoire veröffentlicht. Danach sind Bäume und verarbeitetes Holz, Saat und Früchte die Lieblingsspeise derselben. Animalische Substanzen greifen sie in Rochefort sehr selten an, Wolle nie; doch hatten sie das Leder einiger Schuhe, namentlich den Faden, mit dem sie genäht waren, zerfressen. Eine Reihe brochirter Bücher hatten sie quer durchnagt, und bei Wachslichten die Dochte einige Centimeter weit zerstört. Der Kasten, in dem die Lichte bewahrt wurden, stand in der zweiten Etage des Hauses, und die Termiten hatten sich aus dem Garten bis dahin emporgearbeitet. Bei Charente vernichteten sie einmal eine ganze Weizenernte und hatten nach Zerstörung der Wurzeln auch die Halme angegriffen. In Bäumen mit hartem Holz zerfressen sie zuerst den Bast, und greifen gesunde Bäume eben so leicht an als kranke. Von den Bäumen gehen sie auch in deren Früchte, Aepfel, Birnen, Citronen, Kastanien über. In Früchte, die auf Tischen aufbewahrt wurden, drangen sie durch die Tischplatte ein und trafen dabei stets den Contactpunkt der Frucht und des Tisches.

Die Zerstörungen, welche die Termiten im Departement von Unter-Charente anrichteten, sind so bedeutend, daß sie mehrfach die Augen der Behörden auf sich gelenkt haben. In Charente, Saint-Savien, Soubise, Saint-Nizaire, Port des Barques zerstörten sie wie in Rochefort öffentliche und private Mehlvorräthe in den Magazinen. In Soubise bewohnen sie die Zollgebäude, während das benachbarte Wachtlocal frei blieb. In der Stadt Ciré hausen sie seit langer Zeit auch nur an einer Seite, während die andere

verschont ist. In Soubise sind die auf dem Hügel stehenden Gebäude frei von Termiten, nur das gerade in der Mitte der Straße stehende Bäckerhaus haben sie angegriffen; ähnliche Verhältnisse zeigen Saint-Nizaire und Port des Barques. In Fourres fanden sie sich 1818 kurze Zeit nach der Ernte in einem Speicher ein und zerstörten einen Theil des Getreides. Mehrfach zerstörten sie ganze Segelspiele, das heißt Alles, was zur Armirung der Schiffe gehört, die Hanfvorräthe, die Archive und Acten der Behörden, so daß die Marine-Archive in Metallkästen aufbewahrt werden müssen. Die Pfeiler der Dächer, unter denen die Schiffe gebaut werden, mußten, weil sie innen ganz zerfressen waren, durch Steinpfeiler ersetzt werden. In dem Gasthause Grace de Dieu fielen während des Frühstücks die Gäste mit dem Fußboden in den Keller. In Rochelle wurde das Gebäude der Präfectur zerstört, in Saint-Georges das Presbyterium und das Dach der Kirche, bei Rochefort ine Canalschleuse; sogar der Eichenklotz eines fleißig benutzten Schmiede-Amboses brach, von den Termiten zerfressen, während der Arbeit plötzlich zusammen.

So berüchtigt die Termiten durch ihre Zerstörungen sind, so berühmt sind sie durch ihre Baukunst und die Organisation ihres Gemeinwesens.

Die Bauten gewisser Termiten, die eine Höhe von 10 bis 16 Fuß und einen Umfang von 50 bis 60 Fuß haben, imponiren nicht blos durch ihre Größe und steinartige Härte, sondern auch durch die Reichhaltigkeit ihrer mäandrisch verschlungenen inneren Einrichtung. Sie haben die Form eines riesigen Zuckerhutes oder Heuschobers und werden von Reisenden, die ihrer zum ersten Mal aus der Ferne ansichtig werden, in der Regel für Wohnungen der Eingeborenen gehalten.

Baute der Mensch in demselben Verhältniß wie die kriegerische Termite (Termes bellicosus) von Afrika, so würden seine Häuser mindestens fünfmal die Höhe der Pyramiden von Dschiseh übersteigen, denn mehr als fünfhundermal so groß, als die entomologischen Architekten, sind deren Brutstätten.

Das Material zu denselben besteht in der Regel aus Thon, der körnchenweise zusammengetragen und durch den Speichel der Thiere so fest an einander gekittet wird, daß selbst Büffel, ohne einzubrechen, über diese Termitenbauten hinschreiten können.

Wie Bienen und Ameisen, so zerfallen auch die Termiten oder weißen Ameisen in verschiedene Stände oder Kasten.

Man unterscheidet in einem vollständigen Termitarium: König und Königin, sogenannte Imagos oder vollkommen entwickelte Insecten nebst deren Larven und Nymphen, und unfruchtbare Arbeiter und Soldaten nebst deren Larven.

Die Termiten sind kleine, den Ameisen ähnliche Insecten, die aber nicht wie diese den Haut- oder Aderflüglern (Hymenopteren), sondern den Netz-

oder Gitterflüglern (Neuropteren) angehören. Ihre langen schwachen Flügel bekommen die Thiere erst im letzten Stadium ihrer Entwicklung und es können daher auch nur zu einer bestimmten Zeit Imagos in dem Termitarium vorkommen. Nachdem sie die Flügel zum Ausflug aus dem Termitarium benutzt und sich begattet haben, verlieren sie dieselben und werden die Beute zahlloser Feinde, die auf diesen günstigen Zeitpunkt lauern. Die überlebenden Männchen und Weibchen der Imagos werden die Begründer neuer Termitengemeinden und erhalten als solche den Namen König und Königin. Die geschlechtslosen Arbeiter und Soldaten sind stets flügellos und unterscheiden sich von einander lediglich in der Gestalt und Wehr des Kopfes. Dieser Körpertheil ist bei den Arbeitern glatt und gerundet, und der Mund zur Herstellung des für die Stöcke nöthigen Baumaterials eingerichtet; bei den Soldaten ist der Kopf sehr breit und mit allen möglichen Werkzeugen zum Angriff und zur Vertheidigung ausgestattet, mit hornigen Vorsprüngen in Form von Piken und Dreizacken, mit Sicheln, Säbeln und Sägen. Arbeiter und Soldaten sind blind, halten aber mit merkwürdiger Fühlung jeweils an ihrer Aufgabe fest; die Einen bauen, machen verdeckte Wege, nähren die junge Brut vom Ei an aufwärts, sorgen für den König und die Königin, welche die Fortpflanzer der ganzen Colonie sind, und sichern den Männchen und Weibchen, wenn diese Flügel bekommen und zur Paarung ausschwärmen, den Ausgang; die Anderen vertheidigen die Gemeinde gegen feindliche Eindringlinge und heißen deshalb Soldaten.

Was es für eine Bewandtniß mit jenen spitzköpfigen Exemplaren hat, die neben den gewöhnlichen Arbeitern und Soldaten in einzelnen Termitennestern aufgefunden wurden, ist noch nicht aufgeklärt. Dr. Hagen in Königsberg, der den Termiten im 10. und 12. Bande der „Linnea entomologica“ (Stettin 1855 und 1858) eine eben so gründliche und umfassende als geistreiche Monographie gewidmet hat, hält auch sie wegen ihrer abweichenden Form für einen besonderen Stand und giebt ihnen den Namen Nasuti, auf Deutsch etwa Lang- oder Spitznasen.

So wenig wie über diese Langnasen ist man über die Function des Königs im Reinen. Nach den bisherigen Wahrnehmungen stirbt das Insectenmännchen sehr bald, nachdem es sich begattet und damit seinen Lebenszweck erfüllt hat. Bei den Termiten dagegen trifft man den König — wie erst neuerdings wieder durch Bates und den französischen Entomologen Lespes thatsächlich festgestellt ist — auch nach vollzogener Paarung in der Zelle der Königin. Da die Königin, nach ihrem Wachsthum zu schließen, circa zwei bis drei Jahre alt wird, so müßte ihr Partner annähernd dasselbe Alter erreichen; eine solche Langlebigkeit wäre aber eine noch weit auffallendere Anomalie im Insectenleben als wiederholte Paarung. Vielleicht klärt die Zukunft auch dieses Mysterium des Termitariums auf.

Nachdem die Königin befruchtet ist, schwillt der Hinterleib sackförmig an

und erreicht schließlich eine Länge von mehr als 8 Centimeter und Fingerdicke. Smeathman hat nach wiederholten Beobachtungen in der Minute 60 Eier ablegen sehen, was für den Tag etwa 80,000 ausmacht. Bobe-Moreau traf nach seinem Memoire vom Jahre 1843, Ende Mai Termiten-Larven von solcher Kleinheit, daß er vermuthet, sie seien gerade ausgekommen. Ende September traf er Larven von gleicher Kleinheit und dann wieder Ende März kurz vor der Auswanderung, so daß die Königin also mindestens ein Jahr fortlegt. Ihre Nachkommenschaft beläuft sich nach Dr. Hagen's anatomischen Untersuchungen auf Millionen. Smeathman's Nachfolger, der Missionair T. S. Savage, fand in Westafrika unter anderen eine Königin von $4^2/_3$ Zoll Länge; er sah Hügel fünf Jahre hindurch wachsen, und da dann auch stets die Königin die entsprechende Größe hatte, so glaubt er, daß sie so lange lebe. Ausnahmsweise kommen auch zwei Königinnen in einer Zelle vor, aber getrennt durch eine Scheidewand; Professor Peters in Berlin hat sogar während seines Aufenthaltes in Mozambique einmal zwei Königinnen verschiedener Art in einem Baue angetroffen. Am auffallendsten ist in dieser Hinsicht Bates' Bericht über die Termiten am Amazonenstrom. Er sagt darin unter Anderem:

„Die Umgegend von Santarem besteht in einem sauren sandigen Boden, besetzt mit wenigen einzelnen Bäumen und in der Regenzeit mit herrlichem Graswuchs und niedrigen Gesträuchen. Eine Ebene von mehreren Quadratmeilen hinter der Stadt ist gänzlich unbebaut und in jeder Richtung mit Termitenhügeln bestreut. Bei oberflächlicher Betrachtung scheinen dieselben nur zwei Arten anzugehören, welche ungefähr gleich häufig sind, die einen stellen niedrige, rundliche Kegel oder längliche Haufen von 18 Zoll Höhe, durchweg körniger Structur und schwarzer Farbe dar, welche von der hellen des Sandes, auf welchem sie ruhen, stark absticht. Die anderen erreichen die beträchtliche Höhe von 5 bis 6 Fuß, bei einem Durchmesser von 2 bis 3 Fuß, haben eine unregelmäßig würfelige Gestalt, gleiche Farbe mit dem Sandboden und große Aehnlichkeit mit Sandsteingebilden. Die ersteren sind die Werke einer einzigen Art, die in enormer Zahl an dem Baue arbeitet, und enthalten nur ein befruchtetes Weibchen, die sogenannte Königin, nebst einem erwachsenen Männchen. Die großen Hügel dagegen sind das Werk einer Anzahl verschiedener Arten, die in verschiedenen Theilen der Bauten wohnen und ihre Zellen aus verschiedenartigem Material bilden. Es sind diese Termitennester die gemeinsame Besitzung von Colonien verschiedener Termiten, die in derselben Weise, wie eine Sandbank von allerlei Ameisen, Sphegiden und anderen Hymenopteren bewohnt wird. Sie sind unzweifelhaft sehr alt und wachsen sehr langsam. Eine der Termitenarten, die sie bewohnen, beschränkt sich zur Vergrößerung der Colonie nicht auf ein einziges Pärchen. Einmal fand ich über fünfzig in den Kammern verwahrt Männchen und Weibchen in fast gleicher Anzahl."

König und Königin bleiben stets in ihrer aus einer steinharten Masse bestehenden Zelle inmitten des Hügels eingeschlossen. Es ergiebt sich das aus den Oeffnungen, die zu diesem Gewölbe führen und so klein sind, daß nur die Nahrung zutragenden Arbeiter dadurch aus- und einschlüpfen können.

Die Arbeiter bringen die Eier in die Brutkammern um das Königsgemach und sorgen als Pflegeeltern für die junge Brut. Sie scheinen dieselbe im ersten Stadium mit ihrem Speichel und erst bei fortschreitender Entwicklung mit vegetabilischen Stoffen zu nähren.

„Es war nicht möglich," versichert Bates in seiner Reise durch Amazonien, „die Larven der verschiedenen Kasten, so lange sie noch sehr jung waren, zu unterscheiden, aber auf vorgerückterer Stufe konnte man leicht erkennen, welche Männchen und Weibchen und welche Arbeiter und Soldaten werden würden. Die Arbeiter haben stets dieselbe Form, die Soldaten zeigten auf ihrer späteren Entwicklungsstufe den großen Kopf und die Vorsprünge, wenn auch weniger entwickelt als im ausgewachsenen Zustande. Die Männchen und Weibchen waren erkennbar an Anfängen von Flügeln und Augen, die nach drei Häutungen jeweils sichtlicher wurden."

Da man bisher annahm, daß Arbeiter und Soldaten durch geringere Nahrung verkümmerte Weibchen und Männchen seien, so fällt die Entdeckung, daß die verschiedenen Kasten sich schon früh unterscheiden, um so mehr ins Gewicht, denn statt Zufall würde der Unfruchtbarkeit der Arbeiter und Soldaten nunmehr Prädestination zum Grunde liegen.

Das Wachsthum der jungen Familie vollzieht sich in circa zwanzig Monaten und es tritt dann das größte Ereigniß im Termitenleben ein: nämlich der Zeitpunkt, wo die Männchen und Weibchen Flügel bekommen und ihren Ausflug aus dem Stocke machen.

„Es ist interessant," sagt Bates, „ein Termitarium zu beobachten, wenn ein solcher Ausflug stattfindet. Die Arbeiter sind in die größte Thätigkeit versetzt, als ob sie wüßten, daß die Existenz ihrer Art von der glücklichen Auswanderung und Begattung ihrer Brüder und Schwestern abhinge. Sie säubern den Weg für deren große aber gebrechliche Leiber und beißen Löcher in die Außenwände, damit jene hinaus können. Der Auszug vollzieht sich nicht in einem Tage, sondern dauert fort, bis alle Männchen und Weibchen ihrer Larvenhülle entschlüpft und davongeflogen sind. Er findet statt an feuchten ruhigen Abenden, oder bei wolkigem Morgenhimmel. Die Schwärme werden durch Licht in den Häusern angezogen und fliegen zu Myriaden in die Zimmer, dabei füllen sie die Luft mit laut rauschendem Lärm und fallen oft in solcher Zahl, daß sie die Lampen auslöschen. Sobald sie den Boden berühren, schütteln sie die Flügel ab, was ihnen die Natur dadurch erleichtert hat, daß nah bei der Wurzel eine Quernaht hinläuft, welche das Horngewebe theilt."

Wie die Termiten mit Unrecht weiße Ameisen genannt werden, so

heißen sie auch fälschlich Termiten. Der Name ist lateinischen Ursprungs und stammt ungefähr aus dem zweiten Jahrhundert n. Chr., man verstand aber unter Termes, das nach Vossius von dem griechischen „τέρμα“ (Termin, Ende) herkommen soll, keineswegs die sogenannte weiße Ameise, sondern einen Holzwurm. Später verschwand der Name und erst im 16. Jahrhundert tauchte er wieder auf und wurde bald für Fleischmade, bald für Holzwurm gebraucht. Der Engländer Charleton bezeichnete damit die sogenannte Todtenuhr (Atropos pulsatorius); ihm folgend gründete Linné für dieses Insect die Gattung Termes und fügte als andere Art eine Termite aus Indien bei, die er aber nur im Larvenzustande kennen lernte und zudem durch mangelhafte Abbildung. Vor Linné führten die Termiten nie diesen Namen und wurden, wie im Alterthum, auch nachher noch oft mit den wirklichen Ameisen verwechselt. Durch regere Aufmerksamkeit auf die merkwürdigen Geschöpfe wurden nach und nach 84 lebende und 14 fossile Arten zusammengebracht, die nach Dr. Hagen's Eintheilung in solche mit und ohne Haftlappen zwischen den Klauen zerfallen. Die ersten haben entweder neben den fazettirten Hauptaugen noch kleinere Nebenaugen (Calotermes), oder nicht (Termopsis); bei den zweiten fehlen die Nebenaugen (Hodotermes), oder sie sind vorhanden (Termes). Bei der letzten Gattung mit 60 Arten sind Arbeiter und Soldaten durchweg blind, bei der vorletzten mit 13 Arten haben sie Augen. Die erste Gattung mit 20 und die zweite mit nur einer lebenden und einigen fossilen Arten sind noch zu wenig bekannt. Die Termiten sind nebst Schaben und Heuschrecken die ersten Insecten, welche die Farrenkrautwälder der Vorzeit bewohnten, und finden sich schon in der Kohlen- und Triasperiode.

Daß nicht alle Termiten so große und feste Wohnungen bauen, wie die sogenannte kriegerische (Termes bellicosus) in Afrika, wurde bereits angedeutet; auch ist das Material und die Form der Nester, sowie deren innere Einrichtung jeweils verschieden. Golberry gedenkt drei bis vier Fuß hoher cylindrischer Nester mit einem rundum mehrere Zoll weit überragenden kegelförmigen Dache, die er in Afrika antraf, und wahrscheinlich sind die „pilzförmigen“ Termitennester, von denen Lichtenstein spricht, dieselben. Eine andere Termite Süd-Afrika's macht sich, wie Dr. Fritsch erzählt, durch sonderbare, schornsteinähnliche Röhren aus Lehm bemerklich, welche in Gruppen neben einander stehen und etwa 2 Fuß Höhe erreichen bei einem Durchmesser von 3 bis 4 Zoll. In dem hohlen Raum dieser Röhren, welche Luftlöcher für den unterirdischen Bau zu sein scheinen, spazieren die Termiten auf und nieder. Während die Röhren verschmelzen, erhebt sich das Ganze allmälig über den Boden und erreicht unter wechselnder Gestalt eine Höhe von mitunter 10 Fuß. Bald ist der Bau ein oben zugerundeter Kegel, bald verlängert er sich in eine Spitze, bald nimmt er die Gestalt eines Wartthurmes auf breiter Grundlage an mit einzelnen gro-

ßen Oeffnungen wie Thüren und Fenster. — Burmeister vergleicht die Nester, welche er auf seiner Reise von Rio de Janeiro nach Lagoa-Santa antraf, mit Riesenkartoffeln, während Leichardt in Australien spitze Kegel von 3 bis 5 Fuß Höhe beobachtete, einzeln stehend, oder in Reihen dicht bei einander. — Manche Arten legen gar keine Hügelbauten an, bringen aber desto mehr in die Tiefe; in Louisiana stieß man, bei Anlage eines Brunnens, circa 25 Fuß unter der Erdoberfläche auf Termitenröhren. Andere bauen Nester, die mitunter die Größe einer Tonne erreichen, auf Bäumen; bald aus Lehm, bald aus verkitteten faulen Holzstückchen.

Nicht alle Stöcke enthalten eine Königin und ihren Partner. Viele sind Neubauten, die in ihren Gängen und Gemächern nur eine große Zahl von Arbeitern zeigen, wie sie Eier aus einem alten übervölkerten Termitarium herbeischleppen; daneben eine kleine Abtheilung von Soldaten, die augenscheinlich zu deren Schutz aufgeboten wurden. Auch die kugeligen Baumnester haben, nach Bates' wiederholten Untersuchungen, keine Königin und erwecken in diesem Forscher die Vermuthung, daß sie nur ein Abbau zu bestimmten Zwecken seien und daß die Thiere außerdem noch Erdnester haben, in deren Innerem sich die Königin aufhält. — Ein weiteres Mysterium des Termitariums, dessen verborgene, meist unterirdische Lage der Beobachtung fast unübersteigliche Hindernisse bietet.

Der Verkehr zwischen dem Mutterstock und den Filialen wird auf überdeckten Wegen unterhalten, welche die Arbeiter nach allen Punkten ihrer Thätigkeit hin anlegen. Nie treten sie an das Tageslicht, und wenn ihrer Minirarbeit in einem Felsstück oder sonst einem harten Gegenstand ein Hinderniß entgegentritt, so führen sie einen bogenförmigen Gang, der sich den mannigfaltigen Klüftungen des Terrains genau anschließt, über seine Oberfläche. In solchen Fällen construiren sie jedoch, wenn es irgend möglich ist, demselben parallel laufende unterirdische Gänge, in denen sie, wenn jenem Zerstörung droht, sich schnell zu retten suchen.

Die bedeckten Wege bauen die Termiten, nach Savage's Ansicht, weniger weil sie das Licht scheuen, zumal Arbeiter und Soldaten blind sind, als zum Schutz gegen ihre zahlreichen Feinde. Lespes hatte eine Anzahl Termiten in ein Glasgefäß gebracht und sah öfters, daß sie ihre Gänge an die Glaswand anbauten und selbst vor dem Sonnenlicht nicht flohen. Sie bauen dieselben, wie Bobe-Moreau und frühere Beobachter versichern, überall an Steinen, Mauern, Holz und lebenden Gewächsen. Der Durchschnitt derselben ist cylindrisch, jedoch die der Wand zugekehrte Seite etwas dünner, und nicht selten benutzen sie die Wand selbst zur inneren Seite. Die Gänge sind innen stets sehr glatt und groß genug, um den Arbeitern und Soldaten freie Circulation zu gewähren. Beim Bauen bringen jene jeweils ein kleines Kügelchen, befeuchten es mit Schleim aus ihrem Munde und befestigen es so, daß innerlich eine ebene Fläche entsteht und die rauhere

Fläche des Ganges äußerlich bleibt. Für gewöhnlich führen sie allerdings ihre Gänge längs den Wänden aus, ist aber der Umweg dadurch zu bedeutend, so wölben sie sogar Brücken und Bogen durch die freie Luft, so daß der Bogen von seinem Fundamente frei ausläuft. Wenn eine Colonie von Termiten gestört wird, so sind die Arbeiter zuvörderst die einzigen Mitglieder der Gemeinschaft, welche gesehen werden; sie verschwinden eilig durch die endlos verästelten Galerien, mit welchen ein Termitarium versehen ist, und es erscheinen die Soldaten.

„Ich erfreute mich oft,“ erzählt Bates, „an der Kampflust, welche sich entfaltete, wenn ich ein Loch in einen der cementirten Bogengänge ihrer verdeckten Wege machte und eine Schaar dieser kleinen Gesellen die Bresche bestieg, um den Arbeitern den Rückzug zu decken. Die Kanten des Bruchs starrten von bewaffneten Köpfen, indem sich die muthigen Krieger in dichter Linie rundum aufpflanzten. Sie griffen wild jeden eindringenden Gegenstand an, und wenn ihre vordersten Reihen vernichtet waren, so füllten andere ihre Plätze aus. Wenn die Kinnladen im Fleische hafteten, so ließen sie sich eher in Stücke reißen, als zum Weichen bringen. Man könnte sagen, daß dieser Instinct ihnen mehr zum Untergange als zum Schutz gereiche, wenn eine Colonie von dem wohlbekannten Feinde der Termiten, dem Ameisenbären, angegriffen wird; aber es sind die Soldaten allein, die sich an die lange, wurmförmige Zunge des Thieres heften, während die Abeiter, von denen das Gedeihen der jungen Brut unmittelbar abhängt, meistens ungefährdet bleiben. Ich fand stets, wenn ich meinen Finger in das Gewimmel eines Termitenhaufens steckte, daß nur die Soldaten daran fest hafteten. So dient die streitende Kaste gerade zum Schutze der Art, indem sie sich opfert für deren Wohl.“

Uebrigens verbeißen sich nicht alle Arten auf die von Bates und auch bereits von Smeathman beschriebene Art. Viele lassen, wie Savage beobachtete, unmittelbar nach dem Bisse los und stürzen wild nach einem anderen Orte hin. Dies Verfahren wiederholen sie mehrfach rasch hinter einander. Es zeigt sich auch hier wieder, daß jede Art ihre Eigenthümlichkeiten hat und daß vielen Widersprüchen in der Biologie dieser merkwürdigen Thiere lediglich Artenverschiedenheit zum Grunde liegt.

Wie Wanderheuschrecken so verzehren manche Völkerschaften auch die Termiten als Nahrungsmittel und mitunter selbst als Leckerbissen; namentlich soll, nach Th. Brougton's Briefen über die Maharatten, die Königin mit besonders nährenden Eigenschaften begabt sein und die Eßlust reizen. In verschiedenen Districten Java's verkauft man die Termiten auf dem Markte unter dem Namen „Laron“ und füttert mit deren Brut die Hausvögel. In Afrika werden sie, nach Smeathman, beim Schwärmen in Kalebassen gesammelt, in einer Kaffeetrommel über dem Feuer geröstet und händevollweise verzehrt. Die Hottentotten kochen sie, wie Sparrmann in seiner

Reise nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung erzählt, oder essen sie roh und werden fett davon. Auch am Seekuhflusse dienen sie nach Lichtenstein den Wilden zur Nahrung. Aehnliches berichten Bates und Wallace über die Termiten der amerikanischen Tropen. Ein Indianer, der auf „Cupim" ausgeht, erzählt der Letztere, schabt die Erde vom Nest und steckt einen langen Grashalm tief hinein. Beim Herausziehen findet er 10 oder 12 Termiten daran festhaltend und wiederholt das Manöver, bis er genug hat. Man ißt sie lebend oder geröstet, jedoch nicht den Leib, sondern den starken Kopf und Thorax, welche beträchtliche Muskeln enthalten. Die Brasilianer benutzen, nach Burmeister, den mit einem organischen Bindemittel gemengten Lehm der Cupimwohnungen zum Bau ihrer Backöfen.

Gegen den immensen Schaden, den die Termiten dem Menschen zufügen, kann jener verschwindende Nutzen natürlich nicht in Betracht kommen, — und dennoch haben diese gefürchteten und verfolgten Insecten wiederum ihr eigenes Verdienst, ihre unersetzliche Stelle in dem Kosmus der Tropen, und ob auch verderblich im Einzelnen, dürfen ihre Zerstörungen im großen Ganzen doch nur als ein Segen der Natur betrachtet werden; denn wie die Aas- und Mistkäfer todte Thiere und animalische Excremente beseitigen und die tödtlichen Gase in den Kreislauf des Lebens zurückleiten, so beseitigen die Ameisen und Termiten die fauligen Vegetabilien ihrer Heimath, umgestürzte Stämme, moderndes Holz- und Wurzelwerk 2c. und bewirken gleich Sylphen, Nekrophoren und Onthophagen einen Stoffwechsel, ohne welchen die höheren Thierclassen, sammt dem sogenannten Herrn der Schöpfung, bald genug an der Möglichkeit ihrer Existenz verzagen würden.

Goliath's Hochzeitskleid.

An einem der ersten Märztage des Jahres 1874 machte ich mich auf den Weg nach dem zoologischen Garten. Der physische Frühling hatte den astronomischen überholt, und die Sonne strahlte bereits behagliche Wärme aus. Fröhliches Gekreische und erotisches Geschnatter tönte mir von dem großen Teiche her entgegen, und ich war eben im Begriffe, meine Schritte dahin zu lenken, als mich die Stimme des Dr. Bodinus an einen anderen Ort rief. — „Rasch, rasch!" schallte es über den Teich herüber, und in der Meinung, es sei Gefahr im Verzuge, griff ich aus wie ein Orlow-Traber und war im Nu an Ort und Stelle. Bei dem Anblick, der sich mir bot, hatte ich die Horaz'sche Weisheitslehre: „Nil admirari" sofort vergessen.

Es war der Riesen-Reiher im Hochzeitsstaat. — Die Vögel legen zwar in der Regel im Frühjahr ein schmuckeres Kleid an, angethan mit mancherlei Federzier, aber keinem hat Eros einen originelleren Hochzeitsschmuck verliehen als dem Goliath; sein Sommerkleid ist ein Unicum. Es besteht in vier, dem Anscheine nach, aus Zwirnfäden gefertigten Quasten, welche baumelnd von der unteren Brust und dem Bauche herabhängen, zwei und zwei neben einander. Vor dem Steiß findet sich eine ähnliche, aber kürzere Federnbildung in Kegelform. Bei jedem Schritt, den der stattliche Vogel thut, gerathen die weichen, schlaffen Quasten in Schwingung, bei jeder veränderten Stellung hängen sie anders im Loth. Die Quasten sind von mattgelber Farbe, an den ausgefaserten Enden weiß; sie haben eine Länge von 15 bis 18 Centimetern und eine Federflur oder Basis von durchschnittlich 4 bis 5 Centimetern. — Man kann sich hiernach eine Vorstellung von dem originellen Aussehen eines ausgewachsenen Riesenreihers im Hochzeitskleide machen.

Jüngeren Männchen fehlt der Quastenbehang, und überhaupt scheint derselbe an dem ca. vierjährigen Goliath des Berliner zoologischen Gartens

zum ersten Male beobachtet worden zu sein; ich für meine Person habe wenigstens nie davon gehört oder gelesen, nie eine Abbildung oder ein ausgestopftes Exemplar mit jener absonderlichen Befiederung gesehen. Die Riesenreiher des zoologischen Museums sind insgesammt jüngere Vögel; ältere sind zu scheu und vorsichtig, um den Jäger auf Schußweite nahe kommen zu lassen.

„Betreffs des Riesenreihers," schrieb mir der Thierhändler Hagenbeck am 5. Januar 1875, „kann ich Ihnen leider wenig mittheilen. Ich hatte bis jetzt an zwanzig Stück dieser Vögel, doch müssen das sämmtlich junge Vögel gewesen sein, da ich die besagten Federbüschel an der Brust und dem Unterleib nie an einem bemerkt habe. Den ersten Riesenreiher sah ich vor circa zehn Jahren im zoologischen Garten von Amsterdam, und soviel ich weiß, war dieser Vogel mehrere Jahre daselbst, und wurde damals als große Seltenheit betrachtet, da zu der Zeit kein anderer Garten einen solchen aufzuweisen hatte. Vor ungefähr sechs Jahren erhielt ich die ersten Riesenreiher, und habe von da ab jedes Jahr einige dieser Vögel gehabt, welche sämmtlich von der Westküste Afrika's kamen."

Daß der Goliath auch in Ostafrika vorkommt, ist bereits durch Rüppell bekannt. Nach seinen Mittheilungen in dem „Atlas zu der Reise im nördlichen Afrika" (1826) und der „Systematischen Uebersicht der Vögel Nordost-Afrika's" (1845) ist der Riesenreiher über ganz Afrika innerhalb der Wendekreise verbreitet, findet sich häufig am Bahr el Abiad, einem Nebenflusse des Nils, und einzeln in Sennar und Abyssinien. Von den Riesenreihern des Berliner zoologischen Museums ist einer am Senegal geschossen, ein anderer in Mozambique.

Auf seiner Reise nach Abyssinien, den Gala-Ländern, Ost-Sudan und Chartum in den Jahren 1861 und 1862 sah Th. von Heuglin den Vogel auf der Insel Dahlak im Rothen Meere, in der Thalschlucht des Ataba, am Tana-See in der tief gelegenen Provinz Dembea und in dem seichten Wasser des Bahr el azreq oder blauen Nils. Im Gabungebiet traf ihn du Chaillu, im Damaraland Andersson, in den Capländern Layard, in Natal Ayres, in Mozambique Peters und in Sambesi Kirk und Chapman. Auch auf Madagaskar wurde der Goliath (Grand Héron, Longourou) schon mehrmals beobachtet.

„Wir haben diesen Reiher an der Mündung des Flusses Sambéranu gesehen," heißt es in F. Pollen's und C. van Dam's Fauna von Madagaskar (1868), „aber es war uns unmöglich, ihn zu tödten. Er war der einzige Riese unter den zahlreichen Reiherarten, welche wir auf Madagaskar beobachteten. Ich nehme an, daß der Vogel auf diesen Seestrichen selten ist, weil meine Diener bei dessen Anblick in einstimmigem Erstaunen ausriefen: „Vaza mahita Langarubé", d. h. „Weißer, sieh den großen Reiher."

Der Riesenreiher (Ardea Goliath) hat in der Figur und dem Benehmen viel Aehnlichkeit mit dem gemeinen grauen Fischreiher, ist ganz so heimtückisch und boshaft als dieser, nur ungleich größer und stärker. Er mißt nach Rüppell vom Scheitel bis zur Schwanzspitze 3 Fuß 8 Zoll; die Höhe des aufrechtstehenden Vogels vom Scheitel bis zur Fußsohle beträgt fast 4 Fuß. Der Lauf ist 8 Zoll lang, der Schnabel $8^1/_2$ Zoll, der Flügel 1 Fuß 9 Zoll.

Wie bei dem gemeinen Reiher, so ergeben auch bei dem Goliath die Ausmessungen von alten Vögeln gegen junge vom ersten Jahre bedeutende Abweichungen; letztere sind stets viel kleiner und auch anders gefärbt und gezeichnet. Scheitel und Hinterhaupt mit aufrichtbarem Schopf, Brust, Flügelbeuge, Unterleib, Steiß und Schienen des ausgewachsenen Riesenreihers sind rothkastanienbraun; Rücken, Flügel und Schwanz bläulich aschgrau, die großen Schulterdeckfedern zerschlissen und etwas heller. Der Hinterhals ist hell zimmtfarben, die Kehle weiß, Vorderhals schwarz und weiß gesprenkelt. Die Federn dieser Gegend sind an der äußeren Fahne weiß, an der inneren schwarz und haben öfters einen zimmtfarbenen Streifen längs des Schaftes. Das Ende des Halses ist weiß mit herabhängenden zerschlissenen Federn, der Oberschnabel und die Füße sind bleischwarz, der Unterschnabel ist an der Spitze grüngelb, an der Wurzel violett, die Iris gelb. — Bei dem jungen Vogel sind Schnabel, Kopf, Haube und Hals wie bei dem alten; der Unterleib aber ist schmutzig weiß, mit Grau und Rostfarbe gemischt, der Rücken aschgrau; die kleinen Deckfedern der Flügel sind rostfarbig eingesäumt, die Schienen braungrau. Das Kleid des jungen Goliaths ist also viel unscheinbarer als das des alten.

Der Riesenreiher nährt sich von Fischen, Reptilien und Kerfen, zumal Heuschrecken, stellt aber gelegentlich auch Vögeln und kleineren Säugethieren nach.

Sein Flug ist träge; da er sehr weit sieht, und der Gefahr zeitig genug aus dem Wege geht, so hat er nicht nöthig, sich zu eilen. Seine Stimme klingt rauh und unangenehm, wie ein tiefes Geplärre.

Mehr ist zur Zeit über das Freileben des Riesenreihers nicht bekannt, und obgleich junge Vögel dieser Specialität neuerdings häufiger nach Europa gebracht werden, so ist doch noch nicht festgestellt, ob der Goliath vereinzelt oder in Gesellschaft nistet, wie unser Fischreiher. Letzteres ist jedoch nicht wahrscheinlich, weil ein solch gemeinschaftlicher Stand kaum der Beobachtung hätte entgehen können.

Daß die Riesenreiher sehr boshaft und jähzornig sind, davon haben uns die Gefangenen unserer zoologischen Gärten genugsam überzeugt; sie gehen selbst auf Erwachsene los, und versetzen ihnen eben so grimmige als schmerzhafte Stöße mit dem Schnabel. Andere Vögel bringen sie um. Als die Riesenreiher des Berliner zoologischen Gartens eines Tages gefüttert werden



Riesenreiher.

sollten, fehlte dem Männchen die Spitze des Oberschnabels. Es hatte ohne Zweifel in blinder Tücke nach einem der benachbarten Kraniche gestoßen und den Schnabel an der scheidenden Drahtwand gebrochen. Um den verstümmelten Goliath auch fernerhin zum Erfassen seiner Nahrung zu befähigen, mußte der vorragende Unterschnabel entsprechend verkürzt, und auch ein Stückchen Zunge abgeschnitten werden. Die Operation gelang, trotz der Empfindlichkeit dieser Vögel und ihrer kurzen Ausdauer in Gefangenschaft, und der frühere Langschnabel präsentirt sich seit etwa zwei Jahren als Stumpfschnabel.

Er kam im Sommer 1871 mit einem Weibchen in dem Garten an. Ende Februar 1874 zeigten sich die ersten Spuren des absonderlichen Hochzeitskleides, von welchem oben die Rede war; drei bis vier Wochen darauf schienen die Federquasten ihre volle Länge erreicht zu haben und waren auch am dunkelsten in der Farbe, fahlrostgelb. Der Vogel war in dieser Zeit sehr erregt und umkreiste öfters mit gespreizten Flügeln, vorgestrecktem Halse und gesträubten Kopffedern das Weibchen. Daß seine Bewerbungen Gehör gefunden, ist unwahrscheinlich, denn bis jetzt hat das Weibchen keine Nistanstalten gemacht. Ende April fing die gelbe Farbe der Federquasten bereits an, zu erbleichen und ging mehr und mehr in ein schmutziges Weißgelb über; im Sommer wurden die Quasten zottiger, die Enden der einzelnen Fäden zerfaserten sich mehr oder weniger zu einer dunenartigen Spitze und fielen im August und September allmälig aus. Im Januar 1875 begann das Hochzeitskleid sich zu erneuern und entwickelte sich wie im vorigen Jahre; ebenso nahm es gegen Herbst an Fülle wieder ab.

Welcher Kategorie von Federn gehören diese Quastenfäden des Riesenreihers nun aber an? —

G. L. Nitzsch unterscheidet in seinem von Burmeister 1840 herausgegebenen System der Pterylographie oder Federflurenbeschreibung vier Arten von Federn, nämlich Contour- oder Lichtfedern (pennae), Dunen (plumulae), Halbdunen (pennoplumae) und Fadenfedern (filoplumae). Mit keiner dieser vier Hauptarten von Federn stimmt der Hochzeitsschmuck des Riesenreihers überein, denn die Contourfedern, die Halbdunen und die Fadenfedern haben einen steifen Kiel, die Dunen eine von unten an flockige Fahne. Nun giebt es aber nach Nitzsch noch eine Unterart von Dunen, nämlich die Puderdunen, und mit ihnen stimmen die Quasten oder Zotteln des Goliaths in den Hauptmerkmalen überein.

Puderdunen (plumae pulverulentae) sind Dunen, deren Schaft an seinem untersten Ende niemals fertig wird, sondern vielmehr beständig aus dem bleibenden Balge hervorwächst, während die oberen Enden der Aeste abgestoßen werden. Diese Dunen nennt Nitzsch Puder- oder Staubdunen, weil sie aus dem oberen offenen Ende des Balges, welcher den Schaft umgiebt, fort und fort einen weißen oder bläulichen Staub ausschütten, der

ohne Frage der trockne Rest der gallertartigen Flüssigkeit ist, aus welcher die Feder gebildet wird. Diese Puderdunen, die man gewissermaßen für Secretionsorgane halten kann, finden sich bei verschiedenen Vogelgeschlechtern, besonders in der Hüftgegend und an den Seiten des Rückens, bei einigen zerstreut, bei anderen in bestimmt begrenzten Fluren. Bei den Reihern, bei denen allein man diese Puderdunen schon früher kannte, finden sich immer zwei große Fluren auf dem hinteren Theile der Hüften und zwei kleinere neben dem Gabelbein; nicht immer ist noch ein drittes, aus schmalen Streifen gebildetes Paar in der Leistengegend vorhanden. Die Reiherfamilie ist zugleich die einzige unter den Sumpfvögeln, bei welcher Puderdunen vorkommen. Sie bilden ein lockeres Gewirre unentwickelter Flaumfedern, welches sich weich und fettig anfühlt, und einen puderigen Staub auf den betastenden Fingern zurückläßt. Dasselbe thun auch die fadenartig herabhängenden Quastenfedern unseres Riesenreihers, unterscheiden sich von den gewöhnlichen Puderdunen jedoch auffallend durch ihre Länge; denn während diese sich unter den Contourfedern versteckt halten, ragen jene circa 15 bis 18 Centimeter darüber hinaus. Wo die Fahne aus dem Balge heraustritt, an den Enden der einzelnen Fäden, bildet sich eine zerschlissene, ungemein feinflockige Dune, welche wie Baumwollfasern klebt und selbst auf glattem Papiere haftet. Schon mit der bloßen Hand und ohne Mikroskop kann man die einzelnen Fäden der Länge nach in die feinsten Fasern theilen, und bei dieser Gelegenheit auch die Staubbildung wahrnehmen, von welcher vorher die Rede war. Legt man einen dieser Fäden auf ein dunkles Tuch und schabt sanft mit dem Federmesser darüber hin, so bildet sich auf dem Tuche und der Klinge ein feiner weißer Staubniederschlag. Fährt man mit dem Schaben fort, so zerfasert sich der Faden zu einem baumwollenartigen Geflocke.

Die hochzeitlichen Fadenquasten des Riesenreihers sind somit, trotz ihrer absonderlichen Länge, nichts Anderes als Puderdunen. Der fettige Charakter der Fäden, die klebrige Beschaffenheit der Dunenspitzen und Fasern, sowie die Staubbildung, an welcher sich zum Theil auch der vertrocknete Balg betheiligt, lassen keinen Zweifel darüber.

Bis auf die neueste Zeit war der Riesenreiher eine seltene Erscheinung unserer Thiergärten. Der Londoner vom Jahre 1849 und der Amsterdamer vom Jahre 1855 waren wohl die ersten, welche lebend nach Europa kamen.

Das Benehmen des gefangenen Riesenreihers gleicht dem aller echten Reiher. Meist steht er mit hochaufgerichtetem Rumpfe, den Hals wie ein Taschenmesser zusammengelegt, stocksteif auf einer Stelle; will er etwas vom Boden aufnehmen, so biegt er, ohne seine Stellung zu ändern, blos den ausgestreckten Hals herab und der Schnabel reicht ganz bequem auf den Boden. Erregt etwas seine besondere Aufmerksamkeit, so hebt sich der Hals

und steigt senkrecht aufwärts, wobei aber Kopf und Schnabel wagerecht bleiben; hat der Vogel sich beruhigt, so verfällt er sofort wieder in seine frühere barocke Stellung. Manchmal setzt er sich auch auf die Fersen nieder und schläft. Kurz der Riesenreiher ist gleich seinen Gattungsverwandten ein recht langweiliger Vogel, aber in Bezug auf seinen Hochzeitsschmuck ein Unicum in der Vogelwelt.

Der Reiher und die Beizjagd.

a) Der Reiher.

Der Reiher ist ein eben so stattlicher als barocker Vogel, die charakteristische Staffage einsamer Waldlandschaften mit Wasser, eine lebende Erinnerung an vergangener Zeiten fürstliche Pracht und Jagdherrlichkeit. — Unser gemeiner grauer Fischreiher erreicht — von der Schnabel- bis zur Schwanzspitze gemessen — eine Länge von vier und eine Höhe von drei Fuß, und doch ist sein Rumpf ohne Federn nicht größer als der des Haushahns, und dabei außerordentlich schmal. Es sind vornehmlich die langen Beine und der lange Hals, welche ihm die ansehnliche, aber durch unschöne Haltung entstellte Figur verleihen. Ist der Reiher in der Verdauung begriffen, so steht er so gerade aufgerichtet, daß Rücken und Schwanz fast eine senkrechte Fläche bilden; die Flügel hängen herab bis auf die Hälfte der Beine, und der Hals biegt sich der Art zusammen, daß Kopf und Schnabel wagerecht auf der Gurgel ruhen. Er scheint in dieser Stellung, in welcher er auch schläft, ganz ohne Arg; allein sein kleines, lebhaftes Auge wirft mißtrauische, listige und hämische Blicke auf die Umgebung, und im Nu schnellt der Schnabel gegen das schwächere Geschöpf, das sich diesem Heuchler unvorsichtig näherte. Selten verfehlt das Geschoß sein Ziel, und so schnell als der Hals sich ausstreckte, so schnell klappt er wieder zusammen; beides ist das Werk eines Augenblicks.

Naht sich dem Fischreiher in dieser Stellung irgend ein Gegenstand, vor dem er Furcht hat, so hebt sich der Hals allmälig und macht eine schönere Krümmung, der Vogel thut einige langsame Schritte und die ganze Figur wird schlanker; verzieht sich die Gefahr, so nimmt der Reiher seine frühere Stellung wieder an, kommt der Gegenstand seiner Furcht dagegen näher, so steigt der Hals, ohne daß Kopf und Schnabel aus ihrer wagerechten Haltung kommen, senkrecht aufwärts, und stocksteif, unbeweglich wie ein Pfahl, steht nun der große Vogel da, wartend bis die Luft wieder rein, oder bis er glaubt, entfliehen zu müssen. — Will der Reiher etwas vom Boden auf-



Gemeiner Fischreiher.

nehmen, so verändert er die fast senkrechte Stellung des Rumpfes gar nicht, indem der Schnabel durch Herabbiegen des Halses ganz bequem auf die Erde reicht. Manchmal setzt sich der Fischreiher auch auf die Fersen nieder und sieht in dieser Stellung durch den zusammengeklappten Hals recht klein aus. Nur beim Beschleichen der Beute nimmt der Körper eine wagerechte Lage an.

Das Gefieder des Fischreihers ist zwar unscheinbar, aber geschmückt mit allerlei duftiger Federzier. Kopf und Hals des ausgefärbten Vogels sind überwiegend weiß mit trübröthlichem Anflug. Von dem Auge bis zum Hinterkopf, dessen verlängerte Federn eine Holle bilden, zieht sich ein blauschwarzer Fleck, und zwei bis drei Reihen kleiner blauschwarzer Flecke laufen am Vorderhalse herab. Dem Hinterkopf entkeimen zwei bis drei ca. sechs Zoll lange und nur zwei Linien breite tief blauschwarze Federn, welche im Winde flatternd gegen den Rücken herabhängen. Auch die Federn der Brust erreichen eine Länge von ca. sieben Zoll und werden von der Mitte des Schaftes an ungemein schmal. Eine Partie tief blauschwarzer, zum Theil verschlissener Federn zieht sich zart und weich wie Sammet über den Bug des ruhenden Flügels, und an den Seiten der weißen Brust und des Bauches entlang bis in die Nähe des Afters. Alle oberen Theile vom Hinterhals bis auf den Schwanz hinab sind bläulich aschgrau, die Fahnen der Oberrücken- und Schulterfedern in schmale bänderartige Strahlen von silbergrauer Farbe zerspalten. Der Flügelrand ist weiß, die Daumenfedern, Fittichdeckfedern und Schwingfedern blauschwarz. Durch die vielerlei schmalen und verschlissenen Federn erscheint das Gefieder des Flußreihers wie mit Spitzen geschmückt, und seine Schönheit wird durch das hohe Gelb des Schnabels und des lebhaften Auges noch mehr gehoben. Das Weibchen ist stets kleiner, weniger schön gefärbt und mit kürzeren Genickfedern versehen. Bei jungen Vögeln überwiegt die graue und weiße Farbe, und erst nach der ersten Mauser, d. h. im zweiten Jahre, zeigen sich die Anfänge der beschriebenen Zierfedern. Nach der zweiten Mauser, also im dritten Lebensjahre, hat der Fischreiher sein ausgefärbtes Kleid und seine volle Größe; vorher ist er kleiner und seine Extremitäten kürzer. So ist beispielsweise bei jungen Vögeln der seitlich zusammengedrückte Schnabel unter, bei ausgewachsenen über fünf Zoll lang, und der Lauf bei jenen sechs, bei diesen fast sieben Zoll hoch.

Am schönsten ist das Gefieder des ausgefärbten Fischreihers im Winter und Frühjahr; im Laufe des Sommers nimmt es ab, und nicht selten sind vor Beginn der neuen Mauser die meisten Schmuckfedern abgerieben, zerbrochen oder gänzlich verloren gegangen. Im letzten Falle erscheint an Stelle der schwarzen mitunter auch eine weiße oder schwarzweiße Genickfeder, aber selten. Wo die Reiher häufig sind, zumal an ihren Nistplätzen, kommen auch noch andere zufällige Abweichungen in den Farben vor, indem zwischen den grauen mitunter einzelne weiße Federn erscheinen. Weißgescheckte Fisch-

reiher gehören aber zu den Seltenheiten; noch seltener sind rein weiße oder schwärzliche Spielarten.

Eine merkwürdige Erscheinung des Reihergefieders sind nach Nitzsch's Federflurenkunde die sogenannten Puderdunen. — Mit diesem Namen belegt der berühmte Pterylograph eine Dunenart, deren Spulen sich nie vollkommen ausbilden, und durch fortwährendes Abnützen der Aeste einen weißlichen Staub erzeugen, der wie Puder an den betastenden Fingern klebt. Dergleichen Puderdunengruppen finden sich zwar auch bei anderen Vögeln, aber nicht in solcher Zahl und Intensität wie bei den Reihern. Sie sitzen bei dem Fischreiher auf beiden Seiten des Gabelknochens, an den Hüften und in der Leistengegend unter den Contourfedern und bilden durch ihr weiches Gewirre förmliche Polster.

Trotz der Aehnlichkeit in der Figur fehlt dem Fischreiher, wie seinen sämmtlichen Gattungsverwandten, doch die gravitätische Haltung der Störche; sein Gang besteht aus langsamen, pathetischen Schritten ohne Würde, wie J. Fr. Naumann in seiner „Naturgeschichte der Vögel Deutschlands" sich ausdrückt. Er tritt leise auf und versteht zu beschleichen, kann aber nicht schnell laufen; daher sucht auch ein flügellahm geschossener Reiher nicht zu entkommen, sondern setzt sich sofort, gänseartig schreiend, zur Wehre, und seine nach den Augen gerichteten Schnabelstöße sind dann sehr zu fürchten. Er schwimmt aus freiem Antriebe nie, und in der Noth erbärmlich; sein Flug dagegen ist ausgezeichnet. Mit ein paar Sprüngen, oft auch nur mit einem, erhebt er sich unter hastigen Flügelschlägen von der Erde. Diese werden bald mäßiger, und sind, wenn er sehr hoch fliegt und es recht schwül ist, kaum mehr zu bemerken. Der Schnabel ruht dabei in der oben beschriebenen Weise auf der Gurgel, und die Füße sind nach hinten gerade ausgestreckt. Die Höhe zu gewinnen, oder aus dieser herabzusteigen, fliegt er meistens in Kreisen, das Schweben aber fällt ihm schwer; er kann, so leicht er auch fliegt, der Flügelschläge doch nur auf kurze Strecke entbehren. Wird er, in voller Sicherheit gemächlich durch die Lüfte streichend, plötzlich durch einen Schuß oder dergleichen erschreckt, so fährt er gewaltig zusammen, erhebt auf einen Augenblick den Kopf und schwankt, die Flügelschläge verdoppelnd, herüber und hinüber, kehrt aber doch bald in das alte Tempo zurück. Auf der Wanderung fliegt er mit seinen Reisegefährten oft so hoch, daß die in schräger Linie dahin ziehenden Vögel kaum Taubengröße zu haben scheinen.

Der Fischreiher ist ein außerordentlich scheuer und mißtrauischer Vogel, zumal der alte; schon auf die Entfernung von tausend Schritt steht dieser beim Anblick eines Menschen stocksteif und verfolgt jede Bewegung desselben mit den Augen. Wenige Vögel sind so ängstlich auf ihre Sicherheit bedacht, wie er. Sind mehrere beisammen an einem Orte, dessen Lage eine ungesehene Annäherung gestattet, so stellt sich einer von ihnen an einem erhabenen Platze mit weiter Umschau als Wache auf, um den übrigen durch Zeichen

und eigene Flucht von der nahenden Gefahr Kunde zu geben. Einen schrecklichen Effect macht ein Fehlschuß auf den Fischreiher; ebenso nahe Blitze und Donnerschläge. „Wir beobachteten," erzählt Naumann, „an einem Feldteiche in einem Erdloche versteckt, ein paar Mal einige Fischreiher während solchen Wetters, und konnten uns über ihre Grimassen des Lachens kaum enthalten, als sie bei jedem heftigen, damals sehr schnell nach einander wiederkehrenden Blitze und Schlage mit Geschrei auffuhren, gerade in die Höhe sprangen und flogen, bei dem nächsten sich in der Luft fast überschlugen, umkehrten, sich wieder ans Wasser setzten, und dies Alles in die höchste Angst verrathenden Abwechslungen wiederholten, so daß sie auch ein Fehlschuß nicht forttrieb, weil sie ihn vermuthlich für dasselbe Phänomen hielten. Sie benahmen sich gerade so, wie wenn fortwährend auf sie geschossen worden wäre, wie wenn aus jeder Richtung, wohin sie entfliehen wollten, immer wieder von Neuem Schüsse auf sie abgefeuert würden."

Bei starkem Regenwetter ist der Reiher traurig und verläßt den gewählten Stand dann lange nicht; bei schwachem Regen schwärmt er dagegen von einem Teich und Flußufer zum anderen. Am unruhigsten ist er, wenn anhaltendes Regenwetter bevorsteht, am trägsten bei stiller, heißer Witterung, wo er oft den Schnabel aufsperrt und keucht. Er lebt dabei meistens einsam und abgeschieden von anderen Vögeln; bringt ihn der Zufall mit ihnen zusammen, so ist er gegen stärkere argwöhnisch und furchtsam, gegen schwächere unfriedlich, neidisch, heimtückisch und bissig. Auch gegen Seinesgleichen ist er wenig freundlicher; doch sieht man vorzüglich junge Fischreiher oft zu zweien und dreien beisammen und es bilden sich in der Zugzeit meist noch größere Vereine, aber weniger aus Zuneigung, wie es scheint, als aus dem beängstigenden Gefühle des Alleinseins. In der Fortpflanzungszeit ist der Fischreiher insofern am geselligsten, als oft mehr als hundert Paare in einer Colonie dicht neben einander nisten; sie fischen jedoch auch dort nicht gesellig, sondern einzeln, über die ganze Gegend verbreitet, und oft in weiter Entfernung vom Nistplatze. Liegt der Fischplatz meilenweit davon ab, so fliegen sie allerdings oft zu dreien und vieren dahin, zerstreuen sich aber sofort an Ort und Stelle.

Wie aus dem Namen hervorgeht, nährt sich der Fischreiher hauptsächlich von Fischen, aber nur von solchen, die er ganz hinabwürgen kann, denn das Zerstückeln größerer gelingt ihm nicht. In Ermangelung von Fischen frißt er auch Frösche und Kaulquappen, größere Wasserinsecten nebst deren Larven und Regenwürmer. Gelegentlich raubt er auch noch ganz unbehülfliche junge Sumpf- und Wasservögel und fängt sogar Mäuse, denen er wie die Katze auflauert. Auch die großen dünnschaligen Teichmuscheln müssen im Nothfalle seinen Hunger stillen helfen. Er ist ein arger Fresser und versteht sich vortrefflich auf den Fischfang. Schon von Weitem und aus der Höhe erkennt er die Stellen, wo die meisten Fische sich aufhalten, streichen und ihren Laich

absetzen. Hier läßt er sich nieder, und mit gesenktem Halse und Schnabel, den spähenden Blick auf das Wasser geheftet, schleicht er so behutsam und leichten Trittes an dem seichten Uferrande entlang, daß nicht das geringste Plätschern entsteht. Alle Augenblicke fährt der Schnabel in das Wasser und mit einem Fische wieder zurück. Ist der Kopf des Fisches nach vorn gerichtet, so wird er sofort verschluckt, anderenfalls der Flossen wegen zuvor in dem Schnabel gewendet. Seine Fischereien betreibt der Fischreiher zu allen Stunden des Tages, und oft bis in die Nacht hinein, wenn diese still und mondhell ist; am wenigsten in der Mittagszeit heißer Sommertage. Er streicht auch ohne gestört worden zu sein, gern von einem Fischplatze zum anderen und scheut selbst meilenweite Entfernungen nicht. Da er sich meistens von kleineren Fischen nährt, so wird er besonders den Zuchtteichen sehr nachtheilig, und nicht ohne Grund sind ihm die Fischereibesitzer so aufsässig und verfolgen ihn, wo er sich nur blicken läßt.

Der Fischreiher ist fast über die ganze alte Erde verbreitet und auch in Nordamerika nicht selten. Er ist bei uns Zugvogel, in südlicheren Ländern mehr Strichvogel; doch überwintern einzelne auch bei uns, und streichen dann von einem offenen Gewässer zum anderen. Bei heftiger Kälte leiden sie aber sehr, magern ab, und erfrieren wohl gar einzelne Zehenglieder. Die Mehrzahl wandert im September und October in südlichere Gegenden und kehrt Ausgangs März und im April wieder zu uns zurück. Ihre Reisen machen sie am Tage, langsam aber sehr hoch fliegend; ist es in den unteren Luftregionen schwül, und in den oberen recht still, so ziehen sie zuweilen auch bei Nacht; bei stürmischem Wetter pausiren sie, oder schwingen sich in ruhigere Luftschichten auf.

Den Strand der hohen See ausgenommen, hält der Fischreiher sich an jederlei Gewässer auf, fließendem und stehendem, süßem und salzigem, wenn es nur fischreich und klar ist. Zu dicht mit Wasserpflanzen bedeckte Sümpfe sind nicht nach seinem Geschmack; mit Gebüschen können indessen die Gewässer dicht umgeben sein, oder auch mitten im Walde liegen, wenn sie nur seichte Uferstellen und pflanzenfreies Wasser haben, ja er liebt gerade Bäche und Flüsse, welche durch waldreiche Gegenden strömen, und von Hochwald umkränzte Landseen am meisten. Zuweilen verläßt der Fischreiher auch das Wasser auf einige Zeit ganz, und man sieht ihn dann auf großen Viehweiden, auf Brach- und Stoppeläckern und anderen trocknen Orten oft stundenlang herumgehen. Der Wald bleibt indessen immerhin sein Hauptquartier. Er pflegt dort, auf einen starken Ast postirt, oft lange der Ruhe und wählt dazu, um eine recht weite Umschau zu haben, stets die Wipfel der höchsten Bäume. Er hat seine Lieblingsbäume, die auch von anderen Fischreihern, welche durch die Gegend kommen, zu Ruheplätzen gewählt werden. Ohne auf die Art eigensinnig zu sein, scheint er doch alten Eichen mit dürren Wipfeln oder trockenen Aesten, sogenannten Hornzacken, den Vorzug zu geben.

Auf solch freien Hornzacken sieht man nicht selten zwei bis drei Fischreiher sich neben einander aufstellen; niedrige Bäume und Buschholz dagegen überläßt er den Rohrdommeln und anderen Verwandten.

Auch zum Nisten wählt der Reiher sich die höchsten Bäume seines Reviers aus, und da er in der Fortpflanzungszeit sehr gesellig ist und sich mit Seinesgleichen zusammenthut, so bilden sich größere oder kleinere Colonien, die man Reiherstände nennt. Diese bestehen, je nach der Oertlichkeit, aus zehn bis hundert und mehr Nestern. In dem von den Seen der Dahme begrenzten Dubrower Forst bei Königswusterhausen zählten wir deren gegen fünfhundert. Der dortige Reiherstand liegt auf einer Anhöhe des Schmelde-See's und bietet einen eigenthümlich überraschenden Anblick. Die Kuppe der Anhöhe besteht aus einem ausgeholzten freien Platze, umsäumt von Eichenwaldung, deren Wipfel ringsum mit Nestern oder Horsten besetzt sind. In den Horsten oder nebenbei saßen bei unserem Besuche im Juni 1874 mehr oder weniger flügge Junge, die Alten flogen ab und zu mit Nahrung, und der Boden war mit Federn, herabgefallenen Fischen und Eierschalen bedeckt; auch einige durch Sturm oder Unvorsichtigkeit verunglückte Junge fanden sich darunter. Von den Excrementen der Thiere ist das Laub der Bäume, das Geäste und der Boden darunter weiß verkalkt. Blätter und Aeste sterben allmälig durch die ätzenden Excremente ab, und auf winterlich kahlen Wipfeln sitzt schließlich die struppige Brutstätte. Der Dubrower Reiherstand wird geschont, aber wo dies auch nicht der Fall, gehören merkwürdigerweise schon arge Verfolgungen dazu, um die sonst so scheuen und furchtsamen Vögel dahin zu bringen, daß sie ihren alten Nistplatz aufgeben und sich einen neuen suchen. Je zahlreicher und älter eine solche Colonie ist, desto schwerer hält ihre Vertreibung.

Das Fischreihernest hat Aehnlichkeit mit einem großen Raubvogelneste, und heißt daher in der Jägersprache Horst. Es ist zwischen zwei und drei Fuß breit, ziemlich flach und ohne besondere Kunst gebaut, doch so, daß es meistens Haltbarkeit genug hat, um nicht zu leicht von Stürmen herabgeworfen zu werden. Es besteht aus dürren Zweigen und Reisern, gemischt mit Rohrstengeln, Schilfblättern, Stroh und anderen trocknen Pflanzentheilen, und ist mit Borsten, Wolle, Haaren, Federn und dergleichen nachlässig ausgefüttert. In der letzten Hälfte des Aprils sind diese Nester, welche beide Gatten gemeinschaftlich ausführen, mit drei bis vier hellgrünlichen Eiern von der Größe der Enteneier belegt. Das Weibchen brütet ungefähr drei Wochen und wird während dieser Zeit von dem Männchen fleißig mit Futter versorgt. Es sitzt ziemlich fest auf seinen Eiern und fliegt gewöhnlich erst ab, wenn mit einem Stock unten an den Baum geschlagen wird. Die Jungen in ihrem Dunenkleide sind häßliche, unbehülfliche Geschöpfe, wachsen aber bald heran. Sie rücken, wenn sie Federn bekommen, öfters auf den Rand des Nestes und stellen sich später wohl auch auf die nächsten starken Aeste,

kehren aber, sobald sie Gefahr merken oder von den Alten gewarnt werden, schnell in dasselbe zurück. Die Alten tragen den Jungen in dem zur Brutzeit besonders ausgedehnten Kehlsacke fleißig Futter zu, und speien es ihnen vor. Mancher Fisch fällt dabei herab und wird der Fäulniß überlassen, dadurch aber und durch die Excremente ein Gestank erzeugt, welcher den Aufenthalt an einem zahlreichen Reiherstande sehr unangenehm macht. Die Jungen sitzen länger als vier Wochen im Neste und verlassen es nicht eher, als bis sie völlig wie die Alten fliegen und nach deren Anweisung sich nähren können. Ist dieser Zeitpunkt gekommen, so suchen sie andere entferntere Gegenden auf und verweilen, wo sie Futter genug finden, bis zum wirklichen Fortzuge. Auch die Alten zerstreuen und vereinzeln sich nach vollbrachter Fortpflanzung und verlassen größtentheils die Nistgegend. An den Reiherständen, wo zwei bis drei Monate lang ein reges Leben herrschte, wo Lust und Freude, Sorge und Angst wechselten und sich laut aussprachen, ist nun Alles still und öde geworden, bis auf einzelne Reiher, die fortwährend ihre Nachtruhe dort halten.

Wo der Kormoran vorkommt, sucht er mitunter in größerer Zahl sich der Reiherstände zu bemächtigen und sie für seine eigene Brut zu benutzen. Die Reiher setzen sich gegen solches Beginnen energisch zur Wehre, müssen aber schließlich sich doch dazu entschließen, ihren Stand mit den Eindringlingen zu theilen. Beide Arten betreiben dann, trotz der vielen unangenehmen Berührungen, ihre Fortpflanzungsgeschäfte bunt durch einander, aber die Reiher kommen gewöhnlich im nächsten Jahre nicht wieder und ihre Horste bleiben den Kormoranen überlassen.

Ein flügellahm geschossener Reiher bleibt gewöhnlich nicht lange am Leben, sondern stirbt in den nächsten Tagen den freiwilligen Hungertod, auch wenn ihm ein einsamer Platz im Freien und selbst an einem natürlichen Gewässer in einem Garten oder Parke angewiesen wird. Wird je ein solcher am Leben erhalten, so bleibt er doch wild und scheu, und wird selbst gegen seinen Wärter nie zutraulich. Auch der jung eingefangene und im Ganzen leicht zähmbare Vogel verliert nie die ihm angeborene Schüchternheit und Tücke, und versetzt dem schwächeren Geflügel, das ihm beigesellt ist, manch empfindlichen Schnabelhieb. Seine Mordlust läßt er besonders an Sperlingen aus. Scheinbar arglos steht der Heimtücker an dem Weiher unseres zoologischen Gartens neben dem Troge, welcher Körner für die Wasservögel enthält; vergnügt und sorglos naht sich der Spatz, nicht achtend der so wenig verdächtig aussehenden grauen Gestalt. Je unbeweglicher der Reiher in seiner Körperhaltung ist, um so schärfer ermißt sein Auge die vorhandene Entfernung; nur wenige Zoll noch, und der Spatz ist erreichbar. Da schießt auf ihn das tödtliche Geschoß des Schnabels, kein Schreien, kein Zappeln hilft, gehörig zerbissen wird er zum Wasser getragen, hineingetaucht und verschlungen. Obschon nun gefangene Fischreiher, indem sie sich bald an allerlei

thierische Küchenabfälle gewöhnen, als Hofvögel leicht zu erhalten sind, so entwickeln sie, von ihrer Gefährlichkeit für Küchelchen abgesehen, doch in der Folge so wenig intellectuelle Fähigkeiten, daß ihr trauriges Aussehen, ihr fortdauerndes Phlegma und ihre düstere Stimmung nur langweilen können.

Mit dem Schaden verglichen, den der Reiher den Fischereien zufügt, ist sein Nutzen kaum der Rede werth. Auf den englischen Märkten wurde er zwar früher dreimal theurer bezahlt als eine Gans, aber jetzt benutzt man nur noch die jungen Vögel zu den sogenannten Reiherpasteten. — Die Reiherbüsche, welche früher je nach ihrer Schönheit hundert bis tausend Thaler kosteten, sind in Deutschland ziemlich aus der Mode; auch werden dazu vorzugsweise die Schmuckfedern des Silberreihers verwendet, während die des Fischreihers jetzt fast ganz werthlos sind. Dem Fischreiher wird darum auch überall nachgestellt, und nur in fürstlichen Revieren wird er des Jagdsports halber noch hin und wieder geschont. Ihn zum Schusse zu bekommen, hat jedoch seine Schwierigkeit, denn schon auf eine Entfernung von 400 Schritt fliegt der alte Fischreiher beim Anblick des Jägers davon, und auch der junge läßt ihn nicht näher kommen, als höchstens auf 200 Schritt. Sieht man einen Fischreiher und wäre die Entfernung auch noch so groß, so darf man versichert sein, auch bereits von ihm gesehen worden zu sein. Er fliegt auf, um eine hohe Ufercke und hat sich dort gesetzt; jetzt hofft man, sich ihm ungesehen nähern zu können, aber nachdem der Jäger mühsam schleichend dort angelangt, ist längst kein Reiher mehr da. Er hat das ganze Manöver durchschaut und sich rechtzeitig aus dem Staube gemacht, ehe der Schütze ihm schußmäßig nahe kommen konnte. Solche berechnende Vorsicht zeigt der verschlagene Vogel nicht allein gegen den Jäger, sondern mit kaum merklicher Mäßigung auch gegen andere Menschen; selbst einem vorüberfahrenden Wagen oder Nachen weicht er schon aus, ehe möglicherweise ein Schuß mit Erfolg auf ihn anzubringen wäre. Die sicherste Art, seiner habhaft zu werden, bleibt daher allein der Anstand an seinen bekannten Fischplätzen, in einem Erdloche gut verborgen, oder im Walde, wo er Abends zu bäumen oder zu übernachten pflegt, hinter Bäumen versteckt. Gegen die Jungen in den Horsten kann nur die Kugel mit Erfolg angewendet werden; für einen Schrotschuß sind die Nestbäume in der Regel zu hoch, und die Horste zu gedeckt. Wie schwer es hält, dem Reiher seinen Stand für immer zu verleiden, wurde schon gesagt. Das bloße Wegschießen vieler Jungen und dann und wann eines Alten reicht dazu nicht aus. Um das Wegbleiben einer Reihercolonie zu erzwingen, ist es nöthig, daß man das ganze Jahr hindurch auf die Vögel Jagd macht, sie überall durch Schießen beunruhigt und von den Jungen möglichst wenige aufkommen läßt. — Zum Fangen des Fischreihers dienen Laufschlingen, Tellereisen und mit lebenden Fischen beköderte Angelhaken. Das früher mit Leidenschaft betriebene Beizen desselben durch abgerichtete Falken ist, seiner Kostspieligkeit halber, fast gänzlich in Abgang gekommen.

b) Die Beizjagd.

Die Jagd mit sogenannten Beiz- oder Hetzvögeln ist sehr alt, und ihr Ursprung verliert sich bei centralasiatischen Völkerschaften in dem Nebel der Sage.

Durch die Abrichtung von Raubvögeln zur Jagd hat der Mensch einen ungleich schwierigeren Sieg über die widerstrebende Thiernatur errungen, als durch die des Hundes. Der Hund ist ein geselliges und gelehriges Hausthier, von ungemeiner geistiger Befähigung und Anhänglichkeit an den Menschen; der Raubvogel dagegen ein Thier von unbändiger Freiheitsliebe, wild, störrig, scheu; ein Einsiedler der Lüfte, der den Menschen flieht, von frischer Beute lebend, blutgierig und gefräßig. Er pflanzt sich nie in Gefangenschaft fort, dient dem Menschen nicht aus Zuneigung, und weiß sich, wenn er frei kommt, sofort wieder selbständig durchzubringen. Ohne Anhänglichkeit an einen bestimmten Ort, bewegt er sich im schrankenlosen Element rasch da und dorthin. Einen solchen Vogel zu dressiren, mußte man die hervortretendste seiner Neigungen benutzen, und das ist die Gefräßigkeit. Die Raubvögel verschlingen auf einmal eine große Menge Nahrung, die sie für einige Zeit schwer macht und unfähig zu neuer Verfolgung. Der Mensch hat sie sich unterworfen, indem er diese vorherrschende Leidenschaft derart regelte, daß, wenn der Vogel der Freiheit übergeben wird, er nicht sofort das Bewußtsein davon hat, und durch das Verlangen, seiner Gier zu genügen, sich dazu hinreißen läßt, auf das Wild zu stoßen, das man ihm zeigt. Selbst wiederfangen läßt er sich durch seinen Herrn, wenn dieser ihm sein Lieblingsfutter reicht.

Der Jagdhund folgt freiwillig oder aus Furcht vor Strafe seinem Herrn, zieht ihn jedem Anderen vor und verläßt ihn nicht, sucht und apportirt, ohne Belohnung zu verlangen, und behält den Unterricht, den man ihm gegeben. — Der Jagdvogel dagegen hat gar keine Anhänglichkeit, gehorcht nie aus eigenem Triebe, und glaubt, indem er dem Vergnügen Anderer dient, nur seinen Bedürfnissen genug zu thun. Strafen würden gar nichts helfen. Er entflieht, sowie er einige Stunden seine Freiheit genießt. Indem er die Thiere verfolgt, auf die man ihn hetzt, und das sind häufig solche, auf die er in Freiheit nicht stößt, treibt ihn also weniger der Instinct, als das Bewußtsein, belohnt zu werden. Er kehrt nie aus eigenem Antriebe wieder und muß durch seine Lieblingsnahrung zu seinem Herrn erst gelockt werden; auch behält er den Unterricht nur, so lange er geübt wird; sowie er einige Tage in Freiheit zugebracht, muß man mit ihm von vorn anfangen. Die Zeit der Mauser genügt, ihn Alles vergessen zu lassen.

Ob der Hund die zur Jagd nöthigen Eigenschaften hat, merkt man bald; da er dem Wild durch Instinct nachstellt, braucht dieser nur geregelt und gehorsam gemacht zu werden. Bei dem Jagdvogel giebt es keine Anzeichen

für sein Naturell. Beim Abrichten handelt es sich zunächst darum, seinen wilden und scheuen Charakter zu verbessern, indem man ihn stundenlang auf der Faust umherträgt und ihn an die Gesellschaft von Menschen und Thieren gewöhnt. Ist er zugänglich gemacht, so zwingt man ihn durch Hunger, zu seinem Herrn zu kommen, wenn dieser ihm das Futter zeigt. Richtet man ihn, nachdem er es erst so weit gebracht hat, zum Fluge ab, so muß dies geschehen, wenn er noch nüchtern ist, worauf man ihn durch seine Nahrung belohnt. Auch muß jeder Vogel auf dasjenige Wild dressirt werden, welches er jagen soll. In der Theorie klingt das Alles ganz einfach, aber die Praxis wird erst durch langjährige Erfahrung gewonnen.

Man kann verschiedene Raubvögel zur Jagd abrichten, aber mit Erfolg nur wenige Arten, bei denen sich Muth mit den nöthigen Waffen und der erforderlichen Flugkraft vereinigt. Der Milan fliegt zwar ausgezeichnet, ist aber feige und schwachkrallig; der Geier ist durch die Form seiner Fänge nicht geeignet, eine agile Beute zu fassen; der Bussard hat genügende Waffen, aber zu langsamen Flug; bei dem rothfüßigen oder Rothfalken und dem Thurmfalken ist der Flug genügend, aber die Kralle zu schwach; bei dem Baum- und Saphir-Falken sind Flug und Krallen gut, die Benutzung derselben aber nicht geschickt genug; der Meeradler ist nicht geeignet, weil er nur von Fischen lebt. Der Adler wurde in Europa wenig zur Beize verwendet, einerseits weil er zu selten, andererseits weil er zu schwer auf der Faust ist. Man bedient sich dazu hauptsächlich des weißen Falken, des isländischen, des Geier- oder Gerfalken, des Sakers, des Würgfalken, des Alphanets oder tunesischen Würgers, des gewöhnlichen oder Wanderfalken und des Merlins oder Schmirls zum Hochflug, des Habichts und des Sperbers zum Tiefflug. Die ersten heißen Edelfalken, die beiden letzten Habichte.*

* Der weiße Falke (Falco candidans) ist der geschätzteste und berühmteste unter den Edelfalken, aber schwer zu fangen, da er sich nur in arktischen Gegenden aufhält. Die Schönheit seines Gefieders, sein traitabler Charakter und seine Größe und Kraft übertrifft alle anderen. Das Weibchen mißt vom Schnabel bis zur Schwanzspitze ca. 2 Fuß und spannt ca. 4 1/2 Fuß; das Männchen ist kleiner. Das Gefieder ist überwiegend weiß mit dunklen Flecken, im ersten Jahre schmutzig weiß mit länglichen, schwarzbraunen Flecken, den Jungen verwandter Arten ähnlich, weshalb er auch von den meisten Naturforschern und Autoren der Falknerei von dem isländischen und Geierfalken specifisch nicht unterschieden wurde. Kaiser Friedrich II., de Franchières, d'Arcussia, Belisaire u. s. w. halten die drei für Varietäten von verschiedenen Wohnplätzen. Der weiße Falke hält sich hauptsächlich auf Grönland auf, besucht Island, aber in geringer Zahl. Die Erwachsenen ziehen selten bis zum 50. Grad n. Br. In Sibirien, Kamtschatka, auf dem Ural und Altai wird er selten bemerkt; dagegen soll er nach Richardson auf Hudsondsbai und in anderen nördlichen Districten Amerika's vorkommen. Sein Nest baut er in Spalten von Felsabhängen und macht Jagd auf Regenpfeifer, Enten, Gänse und Schneehühner, die sich mit Bestürzung im Schnee verkriechen.

Der isländische Falke (Falco islandicus) gleicht in der Gestalt und den Eigen-

Bei Aristoteles ist der Gattungsname für die falkenartigen Raubvögel Hierax, bei Plinius Accipiter. Falco ist neueren Ursprungs und findet sich zuerst bei Firmicus und Servius im vierten Jahrhundert, das neugriechische φάλκων erst im zehnten bei dem byzantinischen Grammatiker Suidas. Daß Falke, Falkenier, Falkner, Falknerei, Falkenkunst ꝛc. von Falco kommen, liegt auf der Hand. Das mittelhochdeutsche „beizen“ — in oberdeutscher Mundart „baizen“ — wurzelt in „beißen“, und bedeutet zum Beißen reizen, hetzen. Beizen und Beize wird ausschließlich für die Jagd mit Vögeln gebraucht, und zwar in Verbindung mit dem jagenden und dem gejagten Thiere. Man sagt sowohl Falkenbeize wie Reiherbeize ꝛc.

Die Raubvögel werden, um sie zur Beize abzurichten, entweder jung aus dem Neste genommen, was bei Falken, die auf steilen Felsen nisten, oft gefährlich ist, oder man fängt sie, während der Wanderzeit, auf den weiten

---

schaften dem weißen, nur ist er weniger licht, und namentlich haben Rücken und Flügeldecken breitere, schieferbraune Flecken. Er scheint nur auf Island heimisch zu sein, wenigstens wurde er noch nicht anderwärts angetroffen. Er nährt sich im Sommer von Land- und Wasservögeln, im Winter hauptsächlich von Schneehühnern.

Der Geierfalke oder Gerfalke (Falco gyrofalco) ähnelt dem vorigen, ist aber etwas kleiner, vom Kopf bis über den Rücken schieferbraun, Schwingen schwarzbraun. Er haust hauptsächlich auf den Alpen von Norwegen, scheint aber auch auf dem Ural und Altai heimisch zu sein; Junge werden zuweilen in Holland gefangen. Ueber die Etymologie des Namens herrschen verschiedene Meinungen. Friedrich II. leitet ihn von κύριος (Herr) ab, weil er der vorherrschendste in der Falknerei, Albertus Magnus von gyrare (kreisen), holländische Falkner von „gieren“, d. h. unter Anderem sich schräg auf etwas werfen; die Ableitung von γυρός (der Kreis) scheint übrigens die natürlichste.

Der Saker (Falco sacer) ist gleichfalls ein stattlicher Falke, aber unansehnlich in der Farbe, den jungen Gerfalken ähnlich. Er kommt nur im östlichen Europa und dem westlichen Asien vor. Der Name Saker, latinisirt sacer, ist seit Kaiser Friedrich II. in Gebrauch, und scheint aus dem persischen Schahar, arabisch Sakar, türkisch Tschakir, ein Jagdvogel, herzukommen.

Der Würgfalke oder Blaufuß (Falco laniarius) hat blaue, im Alter gelbe Wachshaut und Beine, und ist ca. 22 Zoll groß. Das Gefieder ist braun bis braungrau mit hellen gesäumten Federn, unterseits weiß, zuweilen gelblich, immer mit länglichen oder runden braunen Flecken, der Kopf röthlich. Der Würgfalke hält sich nur in Osteuropa auf, und kommt selten nach Deutschland. Er scheint früher von den Falknern sehr gesucht gewesen zu sein, da in ihren Werken oft von ihm die Rede ist.

Der Alphanet oder tunesische Würger (Falco alphanet) unterscheidet sich nur durch einige Farbentöne von dem vorigen. Da diese Modificationen aber constant sind, und er sich auch nicht in der Heimath des Würgerfalken aufzuhalten scheint, so machten manche Autoren aus ihm eine besondere Art. Er ist in Größe und Organisation dem anderen gleich, aber wie alle Falken individuell verschieden. Jean de Franchières unterscheidet ihn als „Tunisien“. d'Arcussia sagt, die Griechen hätten ihn als ersten im Rang nach dem ersten Buchstaben ihres Alphabets benannt.

Der Wanderfalke (Falco peregrinus) ist auf der Oberseite dunkelbraun, im Alter schiefergrau, auf der Unterseite weißlich mi,t vielen braunen Querwellen und Längsflecken; zwei deutliche braunschwarze Streifen ziehen vom Mundwinkel und vom hinteren Augen-

Haidekrautflächen Norddeutschlands und Hollands, sowie an den Seeküsten Frankreichs und Spaniens mittelst Netzen, deren Aufstellung eine ziemlich complicirte Vorrichtung erfordert. Der Falkenier hält sich ca. 300 Schritt davon in einer Rasenhütte versteckt, und hat alle Fäden, den Falken anzulocken, in seiner Hand. Ein eingesperrter Neuntödter kündet ihm durch sein mehr oder weniger ängstliches Benehmen die Nähe eines solchen, und der Falkner zieht nun mittelst eines Bindfadens die bereit gehaltene Taube aus ihrem Korbe und macht sie dem Falken auffällig. Dieser stößt auf sie und ist so erpicht auf seinen Raub, daß er mit diesem herangezogen und mit dem Netze umhüllt werden kann. Den Gerfalken zu fangen, begeben sich die Falkner, da er Norwegen selten verläßt, an dessen Küsten und Plateaus. Ist das Terrain günstig, so giebt es auch ein ganz einfaches Mittel, große Falken zu fangen. Man sucht sich dem Falken, sobald er in Sicht kommt, möglichst zu nähern, verbirgt sich dann, und läßt eine Taube fliegen, an

---

winkel herab. Er ist 17—21 Zoll lang und spannt 3—4 Fuß. Da er sich fast in allen Ländern der Erde vorfindet, so wurde er am allgemeinsten zur Jagd verwendet, und deshalb von den Falknern der gewöhnliche genannt. Wanderfalken hießen bei ihnen überhaupt auf der Wanderung gefangene Falken, die sie dann wieder als berberische, als tartarische, und wenn sie aus dem Norden kamen, als „Schlechtfalken" (schlicht, edel) unterschieden.

Der Zwergfalke (Falco aesalon) ist auf dem Rücken aschgrau, unterseits rothgelb mit schwarzbraunen Strichen, und nur 10—12 Zoll lang, in der Spannweite 2 Fuß 2 Zoll. Er findet sich in ganz Europa, im Sommer in dem nördlichen, im Winter in dem mittleren Europa. Merlin (alte Schreibart murleon) heißt der Falke im Englischen, französisch émerillon, deutsch Schmirl; seinen wissenschaftlichen Beinamen hat er von *αἰσάλων*, eine nicht bestimmte kleinere Falkenart des Aristoteles.

Der Baumfalke oder Lerchenfalke (Falco subbuteo), welcher dem Wanderfalken im Gefieder ähnelt, aber statt weißer röthlichgelbe Hosen hat und nur 2 Fuß 8 Zoll Spannweite der Flügel, gehört zwar noch zu den Edelfalken, wird aber nach H. Schlegel und A. H. Verster v. Wulverhorst (Traité de Fauconnerie 1844 bis 1853) nicht zur Jagd abgerichtet, weil er, von zu wenig wildem Naturell, in Gefangenschaft die Geschicklichkeit der Klauen verliert. Dagegen hat der von den alten Falkenieren mißachtete Lerchenfalke bei Vogelstellern und Allen, die aus der Jagd einen Verdienst machten, eine gewisse Berühmtheit erlangt. Man läßt ihn, um Lerchen zu fangen, über den Hund hinfliegen; die Lerchen ducken sich bei seinem Anblick und lassen eher das Netz über sich hinziehen, als sie sich dem Angriff dieses gefürchteten Feindes aussetzen. Unbemittelte Edelleute, die mit diesem Vogel jagten, wurden in Frankreich spottweise mit seinem Namen belegt, daher Hoberau, soviel als Krautjunker.

Die Habichte unterscheiden sich von den Falken durch kürzere Flügel und gelbe Augen. Ihr Flug ist nicht so schnell und von so langer Dauer wie der der Falken, aber um so gewandter. Auch verfolgen sie ihre Beute selbst in Wäldern und Baumgegenden bis zum Versteck. Der gemeine Hühnerhabicht (Accipiter palumbarius) ist fast 2 Fuß lang und klaftert ca. $3\frac{1}{2}$ Fuß; der kleine Habicht, Sperber oder Finkenstößer (Accipiter nisus), ist ca. 1 Fuß lang und klaftert $2\frac{1}{3}$ Fuß, beide zeichnen sich gleich sehr durch Muth und Blutgier aus, und kommen fast in dem ganzen nördlichen Europa als Zug-, Strich- oder Standvögel vor.

deren Fuß ein ca. meterlanger Faden mit Vogelleim befestigt ist, beschwert mit einem kleinen Kiesel oder dergleichen. Der Falke verwickelt sich in den Faden und fällt zu Boden. Mitunter bedient sich der Falkner auch eines Fadens ohne Vogelleim; derselbe muß aber dann so lang und schwer sein, daß der Falke die Taube nicht mit fortschleppen kann. Hat er seine Beute erfaßt und sich niedergesetzt, um sie zu verzehren, so verscheucht ihn der Falkner durch seine Dazwischenkunft, legt einen Schleifknoten an und verbirgt sich wieder. Wenn der Falke Niemand mehr sieht, kehrt er zu seiner Beute zurück und geräth mit den Füßen in die Schlinge. Auch verlorene Falken werden auf diese Art wieder eingefangen. — Habichte fängt man mittelst eines großen viereckigen Käfigs, der auf einem Pfosten an der Lisière des Waldes aufgestellt wird. In dem Käfig, der oben offen ist, liegt ein Netz mit einer Taube aus. Sowie der Habicht die Taube ergreift, zieht sich das Netz durch einen einfachen Mechanismus zusammen, und der Räuber ist gefangen. Man benutzt zu diesem Zweck auch öfters ein Netz, welches einen Raum von 10 bis 12 Kubikfuß umspannt, in dessen Mitte eine Taube befestigt ist. Der Habicht stößt auf den Köder und verwickelt sich der Art in den Maschen, daß alle Anstrengungen sich loszumachen vergebens sind. Zum Fang kleiner Raubvögel bedient man sich des Finkennetzes oder Ziehgarns. Natürlich sind die Fangarten sich nicht überall gleich; die Methode der Abrichtung ist dagegen bei allen Völkern so ziemlich dieselbe.

Jung aus dem Neste genommene Falken läßt man erst die nöthige Reife erlangen, ehe man an deren Abrichtung geht, und sorgt durch Futter und Pflege dafür, daß sie sich möglichst kräftig entwickeln. Auf der Wanderung gefangene Falken werden zunächst „aufgehaubt", „gefesselt" und auf der Sitzstange befestigt, täglich jedoch mehrere Stunden auf der Faust getragen, und ebenso gefüttert. Bewegt der Falke sich zu heftig auf der Faust, so taucht man ihn in Wasser oder begießt ihn damit. Ist er ruhiger geworden, so nimmt man ihm über Nacht die Kappe ab, damit er das Gewölle auswerfen kann, denn jetzt füttert man ihn nicht allein mehr mit Ochsenfleisch, wie in den ersten Tagen seiner Gefangenschaft, wo er Tag und Nacht aufgehaubt blieb, sondern giebt ihm auch mitunter eine Taube, ein junges Kaninchen u. dergl., weil Federn und Haare, die später als Klumpen (Gewölle) wieder ausgewürgt werden, die Verdauung befördern. In der Folge nimmt man dem Falken beim Umhertragen manchmal die Kappe ab, und giebt ihm, wenn man ihn wieder aufhaubt, einige Happen; auch streichelt man ihn öfters mit einem Taubenflügel, denn das Berühren mit der Hand ist den Vögeln unangenehm. Hat man den Falken acht bis vierzehn Tage so behandelt, so kann man mit den Präliminarien der Abrichtung beginnen. Auf der Faust muß er aber täglich getragen werden; ihn statt dessen in einem aufgehängten Käfig oder Reifen zu schaukeln, wird von allen guten Falkenieren verworfen, indem derartige Parforcemittel den Vogel nur scheuer machen und durch Be-

raubung des Schlafes zwecklos schwächen; denn daß er dadurch seinen Ursprung und seine alte Unabhängigkeit vergessen sollte, ist ein schwer zu glaubendes Märchen. Dagegen mag er durch rationelle Behandlung allmälig zu dem Bewußtsein gelangen, daß er ganz und gar von seinem Pfleger und Erzieher abhängt und nur durch ihn seiner Freßgier genügen kann. Sein Egoismus treibt ihn, sich dessen Willen zu fügen; sein scheues und störrisches Naturell widerstrebt; wo der Falke vertrauen kann, natürlich weniger, als wo er zu fürchten hat. Läßt der Falke sich erst ohne Kappe ruhig auf der Faust umhertragen, so gewöhnt man ihn mittelst dargehaltenen Futters auf immer weitere Distanz freiwillig auf die Faust zu fliegen, belohnt ihn stets durch einen Happen und schließlich durch eine tüchtige Mahlzeit. Ist er darauf eingeschult, so hetzt man ihn in dem Beizsaal durch den gleichmäßig wiederholten Schrei Hallo, Hallo! oder ähnlichen Zuruf auf eine Taube, die an einem Faden befestigt ist. Diese Uebung wird dann im Freien fortgesetzt auf immer größere Distanz, indem der Gehülfe, der die Taube hält, aus Leibeskräften läuft. Statt der Taube nimmt man später ein Huhn oder einen Hahn, und hetzt, bis der Falke diese trotz ihres Geschreies und Sträubens faßt. Dann läßt man den Falken, der bisher an einer Schnur flog, ganz frei jagen, und belohnt ihn jedesmal, wenn er den Hahn angegriffen hat, durch eine lebende Taube. — Da die jung aufgezogenen Falken weniger wild und handscheu sind, so werden sie natürlich auch mit weniger Mühe „abgetragen" oder „getreint" (to train), wie das Abrichten in der Kunstsprache heißt; die Falkner ziehen aber Vögel, die in der Freiheit gemausert haben, den in Gefangenschaft aufgewachsenen Jungen vor, weil sie kräftiger sind. Abgerichtet werden diese Jungen in ähnlicher Weise wie die anderen. Wenn sie vollständig entwickelt sind, fängt man sie ein, gewöhnt sie ruhig auf der Faust zu sitzen, auf diese zu springen und von ihr hinab nach einem hingeworfenen Stück Fleisch. Hat der Vogel es gefressen, so ruft man ihn zurück, indem man ihm sein Futter hinhält. Darauf gewöhnt man ihn an das Federspiel oder den Köder (eine Holztaube mit zwei natürlichen Flügeln, an welcher ein Stück Fleisch befestigt wird), wirft diesen bald da, bald dorthin, immer weiter, und hetzt den Falken zu folgen. Später läßt man durch einen Gehülfen das bestimmte Wild, an einem Faden befestigt, laufen oder fliegen und hetzt den Falken darauf. Wiederholt man das eine Zeit lang und füttert ihn stets wieder, so gewöhnt er sich bald. Sollen jung aufgezogene Falken in Ermangelung anderer zum Hochflug verwendet werden, so nimmt man solche von einer oder mehreren Mausern.

Um den Falken zur Reiherbeize abzurichten, fängt man den Reiher in seinem Horste mittelst Schlingen. Da dieser in der Gefangenschaft gewöhnlich keine Nahrung zu sich nimmt, stopft man ihm Stücke Fleisch in die Gurgel, gießt ein Glas Wasser dazu und sorgt durch gelindes Zubinden der Kehle dafür, daß er die Nahrung nicht wieder auswürgen kann. Will man ihn

benutzen, so befestigt man an seinem Lauf einen starken, langen Faden, und versieht den Schnabel mit einem Etui, denn der gefangene Reiher setzt sich durch heftige Schnabelstöße zur Wehr, während der frei fliegende sein Heil einzig und allein in der Flucht sucht. Ein Piqueur läßt nun den Reiher an der Leine fliegen, und der Falkner hetzt seinen Falken darauf, wie vorher auf die Taube. Dann läßt man den Reiher frei, aber mit einem Bindfaden von ca. 20 Fuß Länge am Lauf, damit er nicht zu hoch fliegen kann. Haben die Falken den Reiher gefaßt, so eilen die Falkeniere rasch hinzu und locken jene durch eine lebende Taube ab. Ist das genugsam geübt, so geht es auf Reiher in Freiheit, wenn sie vom Fischfang heimkehren und schwer fliegen, zuerst auf die untersten, dann höher und höher. Diese Abrichtung dauert ca. 2 Monate, die vorhergehende ca. 4 bis 5, die ganze „Abtragung" somit 7 bis 8 Monate.

Am wenigsten Mühe und Umstände macht die Abrichtung des eben so kühnen als zugänglichen Merlins oder Schmirls. Man setzt ihm nur die Kappe auf, um ihn nach Hause zu bringen, und verfährt dann mit ihm, wie mit den jung aufgezogenen großen Falken. Er ist so zugänglich und willig, daß er bereits nach vier bis fünf Wochen zur Jagd kleiner Vögel benutzt werden kann. — Habichte nimmt man am liebsten als „Dacklinge" (von dem holländischen Tak, der Ast), das heißt als Junge, die schon das Nest verlassen, aber noch nicht ganz flugfähig sind. Die Kappe setzt man ihnen nur in den zwei ersten Tagen ihrer Gefangenschaft auf. Da der Habicht weniger schnell fliegt als der Falke, so muß er sein Wild sehen, um sich sofort auf dasselbe stürzen zu können; ebenso der Sperber. Im Uebrigen geht die Abrichtung in ähnlicher Weise vor sich, wie bei den Falken.

Wird bei der Jagd auf Vögel nur das Vergnügen veranschlagt, und nicht der Nutzen, so nimmt die Reiherbeize den ersten Rang ein; d'Arcussia nennt sie in seinem Werke über Falkenkunst die „Königliche Jagd". Ihr zunächst steht, wo überhaupt dieser Sport in Europa noch geübt wird, die Milanbeize, indem auch sie sich hoch oben in den Lüften abspielt. Man reitet hinaus in die Gegend, wo Milane sich aufhalten. Kommt ein solcher in Sicht, so läßt man einen Schuhu mit einem Fuchsschwanze fliegen. Durch diese Vorrichtung soll der Schuhu nicht allein ein groteskes Aussehen erhalten, sondern auch am Entfliehen verhindert werden. Sowie der in den Wolken schwebende Milan den verhaßten Vogel erblickt, stürzt er auf ihn, und indem werfen die Falkeniere ihre Falken. Zu schwach zur Gegenwehr, bedient der Milan sich der Mittel des Fluges, womit ihn die Natur in so hervorragender Weise ausgestattet hat, und in breiter Spirale schwebt er in die Höhe. Da die Falken ihm weit folgen müssen, bis sie ihn erreichen, und er ihre Angriffe mit Geschicklichkeit zu vermeiden weiß, so kann man das schöne Schauspiel mit Muße betrachten.

Ueberwiegend komisch ist die Jagd auf die Elster, durch die Kniffe und

Pfiffe, die der schlaue Vogel anwendet, um seinen Verfolgern zu entgehen. Man richtet zu der Elsterbeize in der Regel junge Falken ab. Das Jagdpersonal besteht aus zwei berittenen Falkenieren und vier bis fünf Gehülfen, die dazu nöthig sind, um die Elster aus den Verstecken aufzujagen, in denen sie sich verbirgt. Sie schlüpft in Löcher und Wagengeleise, sucht zwischen den Rädern und den Füßen der Pferde Schutz, und weiß durch ihre raschen Flugbewegungen und kurzen Wendungen, wobei ihr der lange Schwanz als Steuer dient, den Angriffen ihrer Verfolger geschickt auszuweichen. Gelingt es ihr, ein Gehölz oder einen hohen Baum zu erreichen, so würde es vergebens sein, sie von hier verjagen zu wollen. Flüchtet die Elster in eine Hecke, so sucht sie die buschigste Stelle als Versteck, und wenn die Jäger und Gehülfen vorbeigekommen, flieht sie, den Boden streifend, rückwärts.

Zur Wachtel- und Rebhuhnjagd reitet man gleichfalls mit jungen Falken aus, begleitet von einem oder zwei Gehülfen, die den Stehhund dirigiren. Steht der Hund, so wirft man den Falken, der 150 bis 200 Fuß in die Höhe steigt, wenn er gut abgerichtet ist; steigt er höher, so ruft man ihn mit der Stimme oder dem Köder. Hat er seine Beute gefaßt, so nähert man sich ihm vorsichtig, damit er sie nicht wegschleppt, lockt ihn durch einige Happen und haubt ihn auf. Halten die Hühner nicht Stand, so trägt man ihn ohne Haube und beizt ihn sofort auf das Wild, welches man, über die Felder reitend, aufscheucht. Mit einem Falken kann man so vier bis fünf Hühner fangen, dann erst giebt man ihm seine volle Mahlzeit.

Sieht man bei der Hühnerbeize mehr auf den Ertrag als das Vergnügen, so betreibt man sie mit dem Habicht, den d'Arcussia deshalb „cuisinier“ (Koch) nennt. Man reitet oder schreitet mit ihm dicht hinter dem Stehhunde dahin, und läßt ihn, sobald die Hühner sich erheben, los. Kann er sie nicht erreichen, so setzt er sich, wo sie eingefallen, auf einen Baum oder sonst einen erhöhten Platz, bis der Hund die Kette von Neuem aufscheucht. Hat er ein Stück ergriffen, so belohnt man ihn durch einige Happen, und fährt dann in der begonnenen Weise fort. Landedelleute und Andere, die sich keine Falken halten konnten, liebten diese Jagd sehr. Man kann sie ohne Kosten zu Fuß und auf bebautem Terrain ausführen, und braucht dazu nicht mehr als ein Exemplar dieses Vogels, dessen Abrichtung zudem weit weniger Mühe kostet, als die des Falken. Für die Fasanenbeize zieht man ihn, da der Fasan sich vorzugsweise im Gehölz aufhält und der Falke nur in freier Gegend jagt, diesem sogar vor. Auch auf Lapins wird er öfters benutzt. Hasen beizt man dagegen nur mit dem weißen, isländischen und Gerfalken, Reiher und Milane außerdem noch mit dem Wanderfalken, besonders dem Weibchen, welches bekanntlich bei allen Raubvögeln größer ist als das Männchen.

Daß die orientalischen Völkerschaften zum Theil andere Beizmethoden hatten als die occidentalischen, ergiebt sich aus d'Arcussia's Bericht über die

Verwendung des Schmirls in der Türkei. Die Türken schätzen hiernach diesen kleinen Raubvogel sehr hoch und richten ihn zu 30 bis 40 Stück auf den Kranich ab.

Ueber den Ursprung der Beizjagd haben Hunderte von Autoren geschrieben. Daß der Sport schon von den alten Griechen betrieben worden sein müsse, schloß philologische Spitzfindigkeit aus Homer's Odyssee, wo Odysseus und Telemach, wie sie die Freier der Penelope niedermachen, mit Raubvögeln verglichen sind, die sich auf andere Vögel stürzen. Einen weiteren Hinweis auf Falkenbeize erblickte man in Aristoteles' Erzählung von der Vogeljagd in Cedropolis. In diesem Theile Thraziens wurden hiernach kleine Vögel in Gemeinschaft mit dem Sperber gejagt. Man schlug dabei mit Stecken an die Gebüsche und Bäume, um die Vögel aufzuscheuchen, und ließ dann den Sperber auf sie los. In ihrer Todesangst duckten die Vögel sich zu Boden und wurden hier mit den Stecken erschlagen. Auf ähnliche Art ließen die Vogelsteller Italiens noch im 17. Jahrhundert kleine Vögel durch abgerichtete Sperber ihren Netzen und Leimruthen zutreiben. Schlüsse auf die Falkenbeize sind aber weder hieraus, noch aus Homer's ganz allgemeinem Vergleiche zu ziehen. Bestimmte Hinweise auf dieselbe finden sich dagegen in einem japanischen „Auszuge alter und neuer Schriften über Falknerei", wo von einer großen Beize des Königs Wen-Wang vom Lande Tsu, in der chinesischen Provinz Hunan, die Rede ist. Da nun Wen-Wang von 689 bis 675 v. Chr. regierte, so folgt daraus, daß die Falkenjagd in China seit undenklichen Zeiten geübt wurde. Der erste griechische Schriftsteller, der davon spricht, ist Ktesias (400 v. Chr.), der von den Pygmäen, einem unbekannten Volke Asiens, unter Anderem erzählt, daß sie den Fuchs und den Wolf nicht mit Hunden, sondern mit Raben, Milanen, Krähen und Adlern jagen. Noch ausführlicher findet sich dies Fragment bei Aelian (200 n. Chr.), nach dessen Bericht die Indier — womit eine Völkerschaft Centralasiens gemeint ist — keine Hunde zur Hasen- und Fuchsjagd verwenden, sondern kleine Adler, Raben und Milane, die sie abrichten. Sie binden zu diesem Zweck einem Hasen oder gezähmten Fuchse ein Stück Fleisch auf den Rücken und lassen ihn laufen. Darauf aufmerksam gemacht, verfolgen die Vögel diese Thiere mit aller Schnelligkeit, um die Lockspeise zu erwischen, die sie als Lohn ihrer Gelehrigkeit bekommen. Derart abgerichtet, läßt man sie die Hasen und wilden Füchse der Berge jagen, die sie, in der Hoffnung die gewohnte Belohnung zu bekommen, ohne Unterlaß verfolgen und ihrem Herrn bringen (?). Man theilt ihnen dann, statt des gewohnten Köders, die Eingeweide der erjagten Thiere zu. Bis Persien, wo Ktesias als Arzt des Königs Artaxerxes Mnemon lebte, war also im vierten Jahrhundert v. Chr. der Gebrauch von Beizvögeln noch nicht vorgedrungen, doch verliert sich deren Einführung auch hier im Dunkel der Geschichte. Firdusi nennt in seiner alten persischen Reichsgeschichte in Versen „Schah-

nameh" einen mythischen König Theimuratz, der zuerst mit dem Jagdpanther und dem Falken gejagt habe.

In China und Japan stand die Beizjagd im dritten und vierten Jahrhundert n. Chr. bereits in voller Blüthe und nahm ein so üppiges Wachsthum, daß nach Marco Polo's Versicherung die mongolischen Kaiser des dreizehnten Jahrhunderts bei großen Festlichkeiten mit zehntausend Falkenieren auszogen, die auch Adler auf die Wolfsjagd abrichteten. Wie im Osten, so im Westen von Asien. Der türkische Sultan Murad oder Amurat II. unterhielt 7000 Falkeniere, die sein Sohn Muhamed II., welcher 1453 Konstantinopel eroberte, auf 500 reducirte.

Aus all diesen Mittheilungen geht hervor, daß die Falkenjagd im Innern von Asien durch nomadische Stämme in grauer Vergangenheit betrieben wurde, und von da Eingang fand einerseits über Japan nach der Neuen Welt (?), andererseits nach Indien, Persien, Westasien, Nordafrika und Europa.

In Mexico fanden die Spanier bei ihrer Eroberung dieses Landes Beizvögel vor, und die Hypothese, daß Amerika von Asien aus bevölkert wurde, gewinnt dadurch weiteren Halt. Cortez' Geschichtsschreiber Herrera erzählt, daß die Jagdvögel in den Gärten Montezuma's täglich 500 Stück Geflügel als Nahrung nöthig hatten. Bei Beschreibung der Jagden Montezuma's gedenkt er auch der Flugjagd, der der Fürst aber kein besonderes Interesse schenkte, obgleich er, seine Größe und Ueberlegenheit über andere Könige zu zeigen, beständig Adler und andere Jagdvögel mit sich geführt habe. Weiter war die Beize in Amerika nicht bekannt.

Nach Olearius, der 1635 über Moskau nach Ispahan reiste, sind die Kirgisen und andere Völkerschaften des caspischen Meeres so leidenschaftliche Liebhaber der Jagd mit Beizvögeln, daß man in jeder Hütte einen solchen findet. Die Kirgisen richten Adler ab, die sie von Orenburg und dem Altai beziehen. Sie geben für die letzteren zwei bis drei Pferde, für andere Jagdvögel ein Schaf, und für einen abgerichteten Adler zwei Kameele. Nach dem Adler und Falken ist der Habicht bei den Tartaren, Kalmücken und Baschkiren der geschätzteste Beizvogel. — Im Jahre 1681 fand Tavernier beim Schah von Persien 800 zur Jagd abgerichtete Falken, wovon die einen auf Wildesel, Antilopen, Füchse, die anderen auf Kraniche, Reiher, Feldhühner und Gänse dressirt waren. Bei der Dressur auf Haarwild nahm man zuerst ausgestopfte Thiere, füllte die Augenhöhlen mit Fleisch und gewöhnte den Vogel daran, dieses herauszuhacken; nach und nach setzte man den auf Rädern stehenden Balg in Bewegung und jagte schließlich durch ein vorgespanntes Pferd in vollem Rennen davon. Auch Kolkraben wurden abgerichtet, sich an dem Kopf des Wildes festzukrallen, ihm nach den Augen zu hacken und es dadurch zu stellen und den Hunden zu überliefern. Selbst Menschen jagte man nach Chardin, einem Zeitgenossen Tavernier's, mit

dressirten Raubvögeln. In ähnlicher Weise, wie diese beiden Reisenden des 17. Jahrhunderts, berichtet J. Malcolm in seiner „Geschichte Persiens" vom Jahre 1835 über die Jagd auf Antilopen längs der Meeresküste. Trifft man auf ein einzelnes Stück, so werden Hunde und Falken losgelassen, trifft man dagegen auf einen Haufen, so läßt man durch die Windhunde erst ein Stück isoliren und beizt dann die Falken darauf. Diese schlagen, wenn sie das Wild erreicht haben, mit den Flügeln und dem Schnabel so lange auf dessen Kopf, bis er stürzt und dadurch von den nachjagenden Hunden und Jägern eingeholt wird. Eine Hetze von 3 bis 4 englischen Meilen führt in der Regel zum Ziele. Trappen werden mit zwei Vögeln gejagt, dem Tcherkh und dem Bheiri; der erste greift die Trappe im Sitzen an, der zweite im Fluge. Man ordnet sich in Reihen und reitet vorwärts; die Jäger, die den Tcherkh tragen, hauben ihn manchmal ab und lassen ihn Umschau halten. Wie er ein Wild erblickt, stürzt er darauf los. Hat die Trappe nicht Zeit zu fliehen, so geht sie mit erhobenem Kopfe und gespreizten Flügeln ihrem Angreifer entgegen. Steigt sie auf, so wirft man den Bheiri, der sie im Fluge anfällt. Manchmal vertheidigt sich die Trappe mit solcher Hartnäckigkeit, daß die Jagdvögel müde werden und abstehen.

Araber und Türken haben die Falknerei wahrscheinlich im ersten Jahrhundert nach Muhamed während ihrer Eroberungszüge in Persien erlernt, und von da über Indien, Arabien und das ganze nördliche Afrika verbreitet. Bereits im dreizehnten Jahrhundert schickten die Könige von Norwegen den Deys von Tunis Falken, und bis 1791 erhielten die Kaiser von Marokko isländische Falken von den Königen von Dänemark. Clifford berichtet über eine Beizjagd, die er 1830 mit dem Scheik Abdel-Kerem und dessen sechs Söhnen abgehalten, wobei zwei Gazellen und neun Trappen erbeutet wurden.

Wann die Beizjagd in Europa eingeführt wurde, ist nicht genau bekannt. Trotz des frühzeitigen Verkehrs zwischen Griechenland und Persien scheint sie jedoch vor Konstantin dem Großen im Occident nicht betrieben worden zu sein. Wenigstens ist Firmicus der erste Autor, der hier in seinem „Astronomicon" vom Jahre 336 n. Chr. mit Bestimmtheit davon spricht. „Menschen, die in der Epoche geboren sind, wo die Venus sich im Zeichen des Wassermanns befindet," heißt es daselbst, „haben nur Talent für die Jagd, und beschäftigen sich nur mit Thieren, die man dazu verwendet, wie Sperber, Falken, Habichte, Adler, Pferde" rc. — In Spanien scheint die Beizjagd im siebenten Jahrhundert durch die Mauren eingeführt worden zu sein, und auch in England reicht sie nachweislich bis in das achte Jahrhundert. In einer Epistel des heiligen Bonifacius bittet der angelsächsische König Ethelbert, ihm zwei Falken für Kraniche zu schicken, da in Kent sehr wenig Vögel zu dieser Beize geeignet seien. — Schwung und größere Verbreitung verschafften der Falkenjagd aber erst die Kreuzzüge. Man weiß aus

dem Werke Kaiser Friedrich's II., daß die Araber damals in der Falkenierkunst allen anderen Völkern voraus waren, und wenn sie in Bezug auf Krankheit und Heilung der Beizvögel auch mancherlei Vorurtheile nährten, so verdankt man ihnen und ihren Schriften doch all die Kenntnisse, welche zur Vervollkommnung dieser Kunst mit beigetragen haben. Durch die Beize, welche Friedrich II. für eine edlere Kunst erklärte als die Jagd, wurde letztere mehr oder weniger in den Schatten gestellt, und den Jägermeistern viel Verdruß bereitet. Die Falknerei spielte mehrere Jahrhunderte hindurch eine Rolle, von der man sich jetzt keinen Begriff mehr macht. Die Kenntniß derselben war unerläßlich für Einen, der auf Geburt und Erziehung Anspruch machte, und bei feierlichen Aufzügen fehlte nie die Falkenier-Equipage. Der Beizvogel war Attribut aller Edlen beiderlei Geschlechts, und vornehme Geistliche erkauften öfters für schweres Geld das Privilegium, mit dem Falken auf der Hand in der Kirche zu erscheinen, und ihn während des Messelesens auf den Altar zu setzen. In welchem Werth ein guter Falke stand, geht aus Diderot's und d'Alembert's Encyklopädie hervor, worin erzählt wird, daß der König Philipp August während des dritten Kreuzzugs einen weißen Falken mitgehabt habe, der 1191 vor Ptolemais durchging und sich auf die Mauern der Stadt setzte. Er wurde gefangen und dem Sultan Salaheddin gebracht, der den Fang für eine gute Vorbedeutung ansah und die 1000 Ducaten ausschlug, die der König für die Wiedererlangung des Vogels bot. Ludwig XIII. übertraf in seiner Liebhaberei für Falken und den Ausgaben dafür alle seine Vorgänger, sammt den anderen Königen Europa's, und ließ sich, nach d'Arcussia's Bericht, Falken aus Flandern, Deutschland, der Schweiz, Norwegen, Indien, der Berberei, Tunis, Malta, Sicilien, Candia, Alexandrien, Majorca, Korsika und Slavonien 2c. kommen. Ludwig XIV. zog die Jagd der Falknerei vor, und der Adel, der sich nach den Kämpfen der Fronde an den Hof zog, unterhielt keine eigenen Falknereien mehr. Unter Ludwig XV. war die Beizjagd nur noch der Schatten von früher, und unter Ludwig XVI. wurde nach Aussage des Falkners van den Heuvell gar keine Hochflugjagd mehr abgehalten und nur auf Rebhühner, Wachteln und Elstern gebeizt. Vom Jahre 1787 ab schickte darum der Hof von Dänemark keine isländischen Falken mehr, und 1792 wurden alle Falkner entlassen.

Da die europäischen Falkeniere — im Gegensatz zu den asiatischen und afrikanischen Völkerschaften, aber in merkwürdiger Uebereinstimmung mit den Japanesen — den Falken auf der Linken tragen, so steigen sie von der rechten Seite zu Pferde. Daß dieser Gebrauch in Frankreich zum Sprachbilde geworden, daß man im Französischen statt rechts aufsteigen „monter à cheval en fauconnier“ sagt, beweist am besten, wie populär die Falknerei früher in jenem Lande gewesen.

In England wurden zur Zeit Heinrich's I. und noch lange nachher

Strafen mit Falken bezahlt, die auf diese Weise einen Theil der Kroneinkünfte bildeten. Heinrich VII. verbot 1494 bei Gefängniß von einem Jahr und einem Tag nebst jeweils zu bestimmender Geldstrafe, die Nester von Falken und Habichten auszunehmen und sich in England ausgebrüteter Beizvögel zu bedienen. Wer sich eine Falknerei halten wollte, mußte die Vögel dazu von auswärts beziehen. Durch einen ähnlichen Machtspruch verbot Heinrich VIII. Rebhühner, Fasanen und Reiher an den Plätzen zu erlegen, die er sich für die Falkenbeize vorbehalten hatte. Von Karl II. an erkaltete die Liebhaberei für die Beizjagd mehr und mehr, und im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts stellte der dänische Hof auch in England seine Geschenke isländischer Falken ein.

In Deutschland war das Federspiel schon vor dem 10. Jahrhundert allgemein verbreitet, und schon in den ältesten Jagdgesetzen treten die Falken als Regal auf. Ihr Ausnehmen und Wegfangen war streng verpönt, und nach den salischen Gesetzen mußte die Entwendung eines Falken oder Sperbers mit 3—15 und sogar 45 Solidis gebüßt werden. Weithin berühmt waren die Reiherbeizen der Erzherzöge von Oesterreich an der Donau oberhalb Wiens, die der Markgrafen und Kurfürsten von Brandenburg um Spandau und Bötzow herum, sowie die der Kurfürsten von Sachsen an der Elbe. Wenn der gebeizte Reiher noch lebensfähig war, so pflegte man ihm einen metallenen Ring mit dem betreffenden Namen und Datum um den Fuß zu legen und ihn wieder fliegen zu lassen. Reiher, deren Alter hiernach über fünfzig Jahre hinausging, sollen schon öfters gefangen worden sein. Nach Zedler's Universal-Lexikon wurde im Mai 1723 bei Laxenburg ein Reiher gebeizt, welcher einen Fußring von Ferdinand III. mit der Jahreszahl 1651 trug, worüber große Freude herrschte. Ja nach derselben Quelle soll 1724 daselbst sogar ein Reiher mit der Jahreszahl 1319 gebeizt worden sein. Wenn kein Irrthum oder Jagdscherz vorläge, so müßte dieser Reiher sonach das fabelhafte Alter von 405 Jahren erreicht haben. Während dieses wunderbaren Fanges war die Beize übrigens auch in Deutschland bereits im Abnehmen begriffen, und es galt als besondere Merkwürdigkeit, daß man im Anfang unseres Jahrhunderts bei der Forstakademie in Dreißigacker noch einen alten sachsen-meiningischen Falkenier hatte, welcher im Abtragen der Schlechtfalken Unterricht gab. Ebenso gingen auch die Falknereien von Holland, Italien und Spanien im Laufe des 18. Jahrhunderts mehr und mehr ein, und wo die Beize nicht schon vorher aufgehört hatte, da versetzten ihr die französische Revolution und deren Folgen den Todesstoß. Die Zeit dieses kostspieligen Sports war abgelaufen, und nur von einigen reichen Privatgesellschaften Englands, Hollands und Dänemarks (?) wird er gegenwärtig noch geübt.

An der Spitze Derer, welche die verwaiste Kunst der Vogelbeize in ihren Schutz genommen, steht der „Hawking-Club“ zu Loo in Geldern, auf

dessen Veranlassung H. Schlegel, Director des zoologischen Museums zu Leyden, und A. H. Verster v. Wulverhorst 1844 bis 1853 ein prachtvoll illustrirtes Großfolio-Werk über Falknerei (Traité de Fauconnerie) herausgegeben haben. Wie durch seine Leidenschaft für die Tulpenzucht, so zeichnete sich Holland seiner Zeit auch durch seine Liebhaberei für die Falknerei und die Geschicklichkeit seiner Falkeniere aus. In Valkenswaard und Loo wird das „Treinen" der Falken noch jetzt als Zunftgeheimniß betrieben, und die Reiherbeize bei Loo, in dessen Ständen sich alljährlich über tausend Paar dieser Vögel zusammenfinden, ist weithin berühmt. Sie beginnt in der Regel im Juni, wenn die jungen Reiher flügge werden, und dauert bis gegen Ende Juli, wo der Falke in die Mauser tritt. Da man bestimmte Jagdplätze hat, so errichtet man dort Cabannen zur Aufnahme von Menschen und Pferden.

Um den Reiher in dem angegebenen Zeitraum Tag für Tag beizen zu können, sind nach den angeführten Autoren mindestens zwei Falknereien mit je einem Falkenmeister und drei Gehülfen nöthig. Von den Gehülfen fungirt einer als Falkenier, die beiden anderen thun Piqueur- und Trägerdienste. Falkeniere und Piqueure müssen gut beritten sein. Die Gesammtzahl der Falken beläuft sich auf ca. 45 Stück, jede Falknerei hat deren 20 bis 25; denn mehr wie 4 kann ein Mann kaum versorgen. Diese Vögel brauchen jährlich 7000 bis 8000 Pfund bestes Ochsenfleisch und 1200 bis 1500 Tauben; rechnet man dazu ihre Anschaffungskosten, die Besoldung des Falknerei-Personals, den Ankauf und Unterhalt der Pferde, die nöthigen Gebäulichkeiten ꝛc., so kann man sich ungefähr eine Vorstellung von der Kostspieligkeit einer Falknerei machen. Und dabei dauert die Jagdzeit auf Reiher nicht länger als zwei Monate.

Gebeizt wird von Nachmittags 4 Uhr bis Sonnenuntergang, so lange die Reiher von ihren Fischereien am Zuider-See, der Yssel und dem Rhein zu ihren Horsten zurückkehren. Wenn die Jagdgesellschaft zur Stelle ist, reitet ein Falknereigehülfe als Vedette voraus auf eine Anhöhe, von wo aus er die ankommenden Reiher überblicken kann. Zwei Falkeniere zu Pferde, den Falken auf der Faust, postiren sich einige hundert Schritt von der Gesellschaft. Sobald der Piqueur einen jagdfähigen Reiher bemerkt, benachrichtigt er die Gesellschaft, indem er vom Pferde steigt und dessen Kopf dem nahenden Reiher zukehrt. Alles beeilt sich jetzt, einen Platz zu gewinnen, von dem aus das nunmehr sich entwickelnde Schauspiel am besten beobachtet werden kann. Die Falkeniere suchen sich dem Reiher zu nähern, vorsichtig, um ihn nicht abzulenken, und wenn er erst einige hundert Schritte vorüber ist, hauben sie die Falken ab und werfen sie in die Höhe. Obgleich die Beizvögel sich erst in weitem Bogen von einander entfernen und dem Reiher kaum zu nähern scheinen, merkt dieser doch alsbald, daß es auf ihn abgesehen ist, entledigt sich, um leichter zu werden, mit ausgestrecktem Halse

der Fische in seinem Kropfe und strebt nun mit dem Aufwand aller Flugkraft seinem Stande oder einem benachbarten Gehölz zu, während die Falken sich kreisend emporschwingen und ihm näher zu kommen suchen. Wird dem Reiher dadurch der Weg abgeschnitten, so steigt er, in dem Bewußtsein, daß die Falken sich stets von oben auf ihre Beute stürzen, mehr und mehr in die Lüfte. Die Falken, die bisher in verschiedenen Richtungen auseinander flogen, vereinigen sich jetzt mit eminenter Schnelligkeit zu gemeinschaftlicher Action, und die Spannung der Zuschauer wird immer größer. Der Reiher stößt Klagetöne aus und strebt höher und höher; aber höher und höher schwingen sich auch die Falken auf, und es erfolgt der erste Angriff. Der Reiher macht eine rasche Seitenbewegung, und durch die Heftigkeit des Stoßes kommt der Falke etwa 20—30 Schritte von ihm ab; aber schon ist der zweite da; stößt auch dieser fehl, so wiederholt der erste seinen Angriff, und um den Reiher ist es geschehen. Hat ihn einer der Beizvögel gefaßt, so krallt sich sofort auch der andere an ihm fest, und als Klumpen stürzen die Drei nun zur Erde. Um sich nicht zu beschädigen, lassen die Falken im rechten Moment die Beute los, fassen sie aber sofort wieder, wenn sie am Boden liegt. Die Falkeniere, welche der Jagd mit verhängtem Zügel gefolgt sind, und nun rasch vom Pferde springen, ködern die Falken an sich und bemächtigen sich des Reihers. Kann er noch weiter fliegen, so befestigt man eine kleine Kupferplatte mit dem Namen des Jagdclubs und dem Datum des Fanges an seinem Fuße und giebt ihm die Freiheit; andernfalls behält man ihn zur Abrichtung, setzt ihm eine Haube auf und versieht den Schnabel mit einem Futteral, denn als Gefangener haut er um sich, aber nicht im Fluge, wie man glaubt. Unterdessen stellen sich zwei andere Falkeniere mit neuen Vögeln auf, und bei dem nächsten Reiher, der daher kommt, beginnt das interessante Schauspiel von Neuem. Hat der Reiher nicht gefressen, so entschwindet er mitunter dem Auge und entkommt in den Wolken. Ist es sehr windig, so verliert man öfters die Falken, und das sind gerade die besten, die von dem Wild nicht ablassen, bis es sich in ein Gehölz oder Wasser gerettet hat, in welches es sich wie Blei fallen läßt. Bei heiterem Himmel, ohne Wind, wenn der Reiher, alt und kräftig, grade aufsteigt in die Luft, macht sich die Jagd am schönsten. Aber trotz der Tausende von Zuschauern und Zuschauerinnen zu Pferd und zu Wagen, die diesem Sport mit beiwohnen, kann er in seinem modernen Rahmen doch nur ein ziemlich farbloses Bild der früheren Beizherrlichkeit bieten.

Das Talegalla-Huhn und seine Züchtung.

In Australien, dem Vaterlande der zoologischen Anomalien und Curiositäten, giebt es Hühner, die ihre Eier nicht selbst ausbrüten, sondern diese in einen mit den Füßen zusammengescharrten Laub- und Erdhaufen legen, und das Brutgeschäft der hier durch Fermentation sich entwickelnden Wärme überlassen. Man nennt sie deshalb Wallnister oder ihrer starken Beine wegen Megapodiden, d. h. Großfüße.

Der Fuß ist ein großer, kräftiger Schreitfuß mit tief eingelenkter Hinterzehe und stumpfen, unten abgeflachten, aber metallharten Krallen. Er befähigt den schwerfällig fliegenden Vogel zu schnellem, selbst reißendem Lauf. Im Bau sind die Megapodiden den Hühnern verwandt, aber höher gestellt und schlanker; in ihren Bewegungen und der Art zu fliegen ähneln sie den Rallen. Das Gehirn ist klein, das Becken dagegen, der auffallenden Größe der Eier entsprechend, besonders ausgebildet. Ihre absonderliche Art, das Brutgeschäft zu üben, macht sie zu einem ornithologischen Phänomen.

Gelegentliche Notizen von Entdeckungsreisenden abgerechnet, ist John Gould der Erste, dem wir nicht allein über die Megapodiden, sondern überhaupt über die gefiederte Fauna Australiens ausführliche Kunde verdanken.

Nachdem derselbe im Jahre 1837 sein Werk über die Vögel Europa's vollendet hatte, richtete er, durch das Zusammentreffen verschiedener Umstände dazu veranlaßt, sein Augenmerk zunächst auf jene Australiens.

Dr. Shaw's „Zoologie Neuhollands", Lewin's, Vigor's und Horsfield's Beschreibungen und Abbildungen der Vögel Neuhollands, sowie Latham's, Cuvier's und Vieillot's Werke boten ihm zwar reiches, aber dennoch nicht genügendes Material, und somit entschloß sich denn der eifrige Ornithologe, selbst nach Australien zu reisen, um die dortige Vogelwelt persönlich in ihrem Naturzustande zu beobachten.

Nachdem er Van-Diemens-Land, die Insel der Baßstraße, Südaustralien und Neu-Südwales untersucht hatte und gegen vierhundert Meilen von der Küste in das Innere eingedrungen war, veranlaßte er seinen Adjuncten Mr.

Gilbert zur Erforschung der West- und Nordküste und kehrte im August 1840 wieder nach England zurück. Hier begann Gould sofort seine Arbeit und erhielt im Verlauf derselben von Schiffsofficieren, die an den australischen Küsten zur Bewachung stationirt waren, noch mancherlei schätzenswerthe Beiträge.

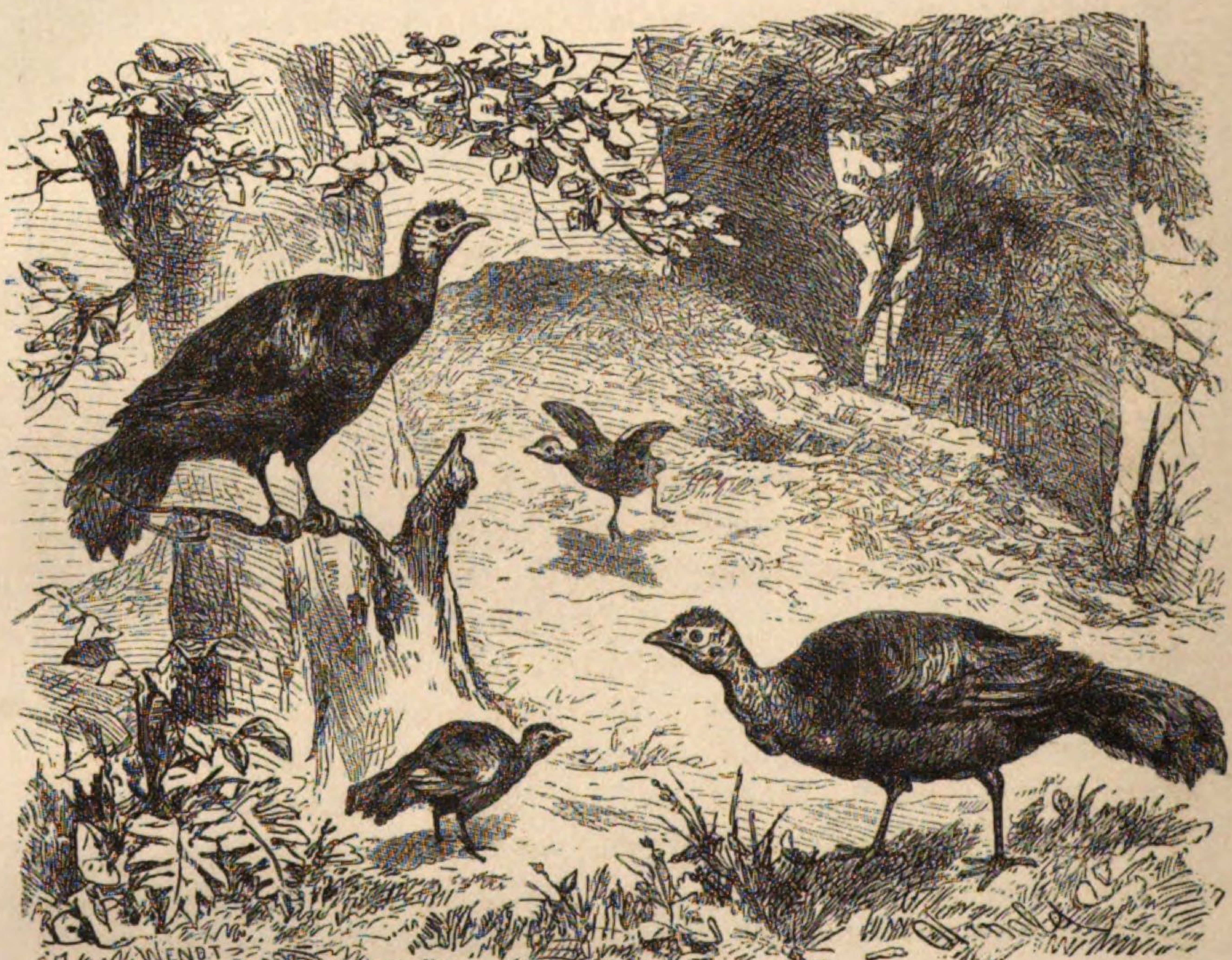
Nach zweijährigem Aufenthalte in West- und Nordaustralien kehrte Mr. Gilbert im September 1841 nach England zurück und brachte ein Resultat seiner Anstrengungen heim, welches sich so wichtig und werthvoll zeigte, daß Gould in der begründeten Voraussetzung, es dürfte dort noch viel zu entdecken sein, seinen getreuen Mitarbeiter veranlaßte, nochmals dorthin zu reisen, was auch im folgenden Frühling geschah. Nachdem Gilbert hierauf den Schwanenfluß besucht und das Innere so eifrig, als es ausführbar war, durchforscht hatte, kam er bis Sydney, wo er sich an Dr. Leichardt's Landreise von Moreton-Bay nach Port Essington betheiligte und bei einem verrätherischen Ueberfalle der Eingeborenen sein Leben einbüßte. Zum Glück für die Wissenschaft wurden aber Gilbert's Tagebücher und seine Sammlungen erhalten und von Dr. Leichardt dem Verfasser der „Vögel Australiens" übersandt.

Auf diese Weise entstand ein Werk, welches sich ebenso sehr durch die Reichhaltigkeit seines Inhalts, als die Pracht seiner Ausstattung auszeichnet. Es erschien vom December 1840 bis December 1848 in sechsunddreißig Lieferungen zu je drei Guineen und enthält über sechshundert Blatt Abbildungen und ebenso viele Blätter Text in Großfolio. Die Abbildungen sind colorirt und fast durchweg lebensgroß; der Titel lautet: The Birds of Australia by John Gould Esq. Vol. I—VII. London 1848.

Im Gegensatz zu seiner Armuth an Säugethieren enthält Australien einen ornithologischen Reichthum, der dem anderer Länder derselben Breitengrade mindestens gleichkommt und sich auf mehr als sechshundert Specialitäten beläuft.

Da die große Aufgabe, welche die Vogelwelt zu lösen hat, im Allgemeinen wohl für alle Welttheile dieselbe ist, so finden sich die ornithologischen Typen der nördlichen Halbkugel auch auf der südlichen; einzelne Gattungen dagegen, wie z. B. der Atlasvogel (Ptilonorhynchus) und der Kragenwürger (Chlamydera), die sich zu gesellschaftlichen Zusammenkünften mitunter drei Fuß lange Bogengänge oder Lauben aus Reisig und Gras erbauen und diese mit Muscheln und hübschen Kieseln ꝛc. ausschmücken, sind specifisch australische Curiositäten und neue Belege für das so mannigfaltig veranlagte Seelenleben der Vögel.

Am auffallendsten unterscheiden sich von den Vögeln der alten Welt und namentlich von ihren Verwandten, den Hühnern, die Megapodiden oder Wallnister, indem ihnen der Trieb, zu brüten, der bei jenen mitunter zur blinden Leidenschaft wird, völlig abgeht.



Talegalla-Huhn.

Gould unterscheidet drei Gattungen dieser merkwürdigen Vögel und specificirt sie als Talegalla Lathami, zu Ehren Latham's, Leipoa ocellata, d. h. die Augenfleckige, und Megapodius tumulus, der wallbauende Großfuß.

Bei Latham's Talegalla sind Oberseite, Flügel und Schwanz schwarzbraun, Kopf und Halshaut tief nelkenroth mit zerstreuten braunen Federn besetzt, Kehllappen hochgelb.

Die augenfleckige Leipoa kennzeichnet sich durch die dunkelbraunen, augenartig schwarz gesäumten Mondflecken und drei grauweiße Querbänder auf Rücken und Flügel, nebst dunkelbrauner Kopfhaube.

Der wallbauende Großfuß ist durchweg zimmtbraun gefärbt, Halsrücken und die ganze Unterseite sehr dunkelgrau, der röthlichbraune Schnabel ist gelb gesäumt, die Beine hochorange.

Alle drei Specialitäten kommen darin mit einander überein, daß sie nicht brüten, sondern Wallnester bauen, in welche sie ihre Eier legen und deren Zeitigung der hier sich entwickelnden Wärme überlassen.

Die erste Specialität ist in Ost-, die zweite in West- und die dritte in Nordaustralien zu Hause.

Die volle Verbreitung des Talegalla-Huhns, mit dem wir es vorzugsweise zu thun haben, ist nach Gould's Angabe nicht hinlänglich ermittelt; die häufigen Jagden durch die Waldungen von Illawarra und Maitland haben es schon sehr vermindert und es findet sich am zahlreichsten in den dichten und noch wenig betretenen Buschhölzern auf Manning und Clarence.

Der vom Cap Howe bis Moreton-Bai in Neu-Südwales heimische Vogel lebt gesellig und zeigt sich gewöhnlich nach Art der Hühnervögel in kleinen Trupps und ist, wie viele derselben, sehr scheu und mißtrauisch. Aufgescheucht vereitelt er die Verfolgung durch die Leichtigkeit, mit welcher er durch das verworrene Buschwerk rennt. Hart bedrängt oder von seinem schlimmsten Feinde, dem wilden Hunde, angefallen, erhebt sich der ganze Trupp auf den niedrigsten Ast eines benachbarten Baumes und hüpft nach und nach immer höher, von Zweig zu Zweig, bis zum Gipfel und bleibt da sitzen oder fliegt auf einen anderen Theil des Dickichts.

„Sie pflegen auch," fährt Gould fort, „auf den Baumzweigen Schutz vor der Mittagssonne zu suchen, eine Eigenthümlichkeit, welche ihren Untergang herbeiführt, da sie nicht allein dem Jäger sich auf diese Weise als sicheres Ziel aussetzen, sondern diesen auch veranlassen, sie nach und nach alle herabzuschießen. Ohne besondere Mittel für ihre Erhaltung, muß dieser Umstand ihre Ausrottung veranlassen, was um so mehr zu beklagen ist, als sie interessante Vögel für Vogelhäuser sind und ein außerordentlich wohlschmeckendes und zartes Fleisch haben. Der merkwürdigste Umstand in der Lebensweise dieser Vögel besteht darin, daß sie ihre Eier nicht bebrüten. Die Bebrütung geschieht, obwohl nach ganz anderem Princip, auf ähnliche Weise

wie bei dem Strauß.* Der Vogel sammelt einen ungeheuren Haufen abgestorbener Pflanzentheile zur Unterlage für die Eier und vertraut auf die Wärme, welche der Proceß der Zersetzung hervorbringt und das Junge entwickelt. Der Haufen, welcher hierzu dient, wird durch die Vögel schon mehrere Wochen vor dem Legen gesammelt und ist in der Größe verschieden von zwei bis vier Karrenladungen und vollkommen pyramidal. Der Bau eines solchen Bollwerks ist nicht die Arbeit eines Pärchens, sondern das vereinte Werk mehrerer, und dasselbe Gebäude scheint nach seiner Größe und vollkommenen Zersetzung des unteren Theils mehrere Jahre hinter einander benutzt zu werden; die Vögel fügen jedesmal vor dem Legen neue Zuthat hinzu. Die Art, wie sie die Materialien zusammenbringen, ist gleichfalls eigenthümlich. Sie bedienen sich dabei nicht des Schnabels, sondern fassen eine Quantität mit dem Fuße, werfen sie rückwärts auf einen Punkt zusammen und reinigen den Boden auf eine beträchtliche Strecke so, daß kaum ein Blatt oder Grashalm daselbst bleibt. Ist nun der Haufen gewachsen und die Hitze hat sich hinlänglich entwickelt, so werden die Eier gelegt, aber nicht wie sonst neben einander, sondern in Entfernung von neun bis zwölf Zoll von einander und etwa armtief, vollkommen aufrecht, mit dem breiten Ende nach oben; sie werden so, wie sie gelegt sind, bedeckt und bleiben so, bis die Jungen auskriechen. Eingeborene und Colonisten, welche in der Nähe solcher Bauten lebten, versicherten mich, daß man nicht selten aus einem Haufen einen Scheffel Eier erhielte, welche äußerst wohlschmeckend sind und deshalb sorgfältig aufgesucht werden. Auch behaupteten die Einen, daß die Weibchen beständig in der Nähe des Haufens sich um die Zeit aufhielten, wo die Jungen auskriechen, und oft die entblößten wieder bedecken, ebenso den ausgekrochenen beistehen; Andere sagten dagegen, die Eier würden nur abgelegt und die Jungen fänden ihren Weg ohne Beistand. Da die Natur dieses Mittel der Reproduction gewählt hat, so hat sie wahrscheinlich auch den Jungen die Kraft verliehen, sich selbst in der frühesten Periode zu erhalten, und die Größe der Eier scheint damit übereinzustimmen, daß der Vogel in ihnen eine bedeutendere Entwicklung erlangen soll, als in verhältnißmäßig kleineren Eiern. Bei dem Nachsehen nach den Eiern fand ich die Ueberbleibsel eines jungen Vogels, der nicht mit Dunen, sondern ganz mit Federn bedeckt war. Die aufrechte Stellung der Eier bestätigt die Meinung, daß sie nach dem Legen nicht gestört werden. Leider war ich für die Brütezeit zu spät gekommen, indessen sah ich mehrere Haufen sowohl im Innern als zu Illawarra, welche sämmtlich in den entlegensten und schattigen Thälern und am Abhange eines Hügels aufgehäuft waren. Nur einmal fand ich noch ein vollkommenes Ei, und die Schalen von mehreren, aus denen die Jungen aus-

* Gould scheint hiernach noch der irrigen Ansicht zu sein, daß der Strauß nicht brüte, sondern seine Eier durch die Wärme des Sandes entwickeln lasse.

gekrochen waren, lagen in der beschriebenen Weise umher. Zu Illawarra lagen sie mehr in der vegetabilischen Erde als auf den Blättern, welche einen beträchtlichen Haufen über ihr bildeten. Die Eier sind vollkommen weiß, langoval, $3^3/_4$ Zoll lang und $2^1/_2$ Zoll breit. Wenn der Vogel im Walde ist, läßt er oft einen laut kluckſenden Ton hören, und in mehreren Theilen des Gestrüppes fand ich Eindrücke in der Erde, die nach der Versicherung der Eingeborenen von den Vögeln herrührten, die sich da im Staube badeten. Der Magen ist außerordentlich fleischig, und ein untersuchter Kropf war mit Samen, Beeren und einigen Insecten gefüllt."

Ferner erzählt Gould, indem er dabei auf die Möglichkeit der Zähmung hinweist, daß Mr. Alexander Mac Leay mehrere Jahre hindurch ein Talegalla-Exemplar besaß, welches im Hühnerhofe sich gewöhnlich zu den Hühnern hielt, und schließt mit den Worten: „Bei meiner Ankunft in Sydney zeigte mir der Besitzer diesen Vogel, der so, wie in seinem Walde, zwei Jahre lang in der oben angegebenen Art eine ungeheure Masse vegetabilischer Materialien aufgesammelt hatte. Die Mündung war in diesem Falle gegen vierthalb Fuß tief und öffnete sich zehn Fuß über dem Boden. Als ich meinen Arm hineinbrachte, fand ich eine Hitze von 90 bis 95 Grad F. Der Vogel selbst befand sich in aufgeblasener Stellung daneben und zeigte ein stolz majestätisches Ansehen, paradirte manchmal rund um den Haufen, ein anderes Mal setzte er sich auf den Gipfel und brüstete sich mit seinem schön gefärbten Halse und Kehllappen; letzteren kann er nach Willkür ausdehnen und zusammenziehen, bald ist er kaum sichtbar, bald sehr groß. Bevor ich Neu-Südwales verließ, fiel Mr. Mac Leay's Vogel leider in einen Wasserbottich, wo er wahrscheinlich in seinem Bilde einen Nebenbuhler zu sehen geglaubt hatte, und ertrank. Bei der Section zeigte es sich, daß der Ertrunkene ein Hahn war, wodurch bewiesen wurde, daß auch die Männchen diesen merkwürdigen Bautrieb besitzen.

Der Leser wird später hören, daß er den Männchen sogar ausschließlich eigen ist.

Wie die „birds playhouses", d. h. Vogel-Lusthäuser der Ptilonorhynchen und Chlamyderen, von denen oben die Rede war, von Reisenden für Spielwerk oder Kinderwiegen der Eingeborenen gehalten wurden, so sah man, bis auf Gould, die Wallnester der Megapodiden für Grabhügel an.

Daß die Megapodiden zu den Raritäten unserer Thiergärten zählen müssen, ergiebt sich aus ihrer Lebensweise und der Bodenbeschaffenheit ihres Vaterlandes.

Australien hat eine länglichviereckige Gestalt mit vertiefter Mitte, die von einem meist zusammenhängenden Zuge von Bergen und Plateaus in der Höhe von 1000 bis 6000 Fuß umgeben ist. Nichts kann verschiedener sein als das Gepräge des Landes diesseits und jenseits dieser Barrieren, besonders

auf der Ostküste, wo zwischen den Gebirgen und dem Meere die Vegetation zum großen Theil einen tropischen Charakter zeigt. Eukalypten, Feigen und hochanstrebende Palmen finden sich da in dem massenhaft von dem Hügellande angeschwemmten Boden. Die Oberfläche ist unmittelbar über dem Boden durch dichtes undurchdringliches Buschholz geschlossen, welches über und über mit Lianen und anderen Schlingpflanzen und Schmarotzergewächsen durchflochten ist.

Die Jagd ist in diesen Gegenden dadurch ebenso mühsam als gefährlich, und schon mancher verirrte Jäger starb in den pfadlosen Wildnissen den Hungertod oder wurde von feindlichen Eingeborenen erschlagen. Zudem kommen Zeiten vor, wo durch mehrere Monate hindurch Dürre herrscht, wo Flüsse und Seen austrocknen und das Land zur versengten Wüste wird. Die einheimischen Säugethiere und Vögel verziehen sich dann in die Gebirge oder in entlegene Gegenden, welche der verwüstenden Dürre weniger ausgesetzt sind; aber Tausende von Schafen und Rindern kommen um. Tritt endlich eine Aenderung ein, so geht es auch dabei nicht ohne Unglücksfälle ab. Die schweren Regen füllen die Flußbetten oft so plötzlich, daß die Fluth über Alles, was ihr irgend im Wege ist, hinwegstürzt. Wehe dann den unvorsichtigen Ansiedlern, deren Haus oder Grundstück im Bereich der Ueberschwemmung gelegen.

Als Gould in den Ebenen um den Lower Namoi in Neu-Südwales reiste, machte er die Bekanntschaft des Lieutenants Lowe, der mit seinem Neffen dahin gekommen war, um der Schur seiner Schafheerden beizuwohnen. Sieben Tage nach seinem Weggange von deren Aufenthalt trat, wie Gould erzählt, eine schwere Regenzeit ein, die Bergwässer schwollen zu schäumenden Strömen und füllten die Hohlwege an. Die Flüsse stiegen, manche bis zu vierzig Fuß Höhe, und schwemmten Alles vor sich her. Der Namoi trat weit über seine Ufer hinaus und wälzte sich dahin mit gewaltiger Wuth, schwemmte die Hütten der Hüter in seinem Laufe hinweg, riß Bäume aus und jagte erschreckte Menschen und Heerden bis zur Vernichtung. Bevor noch Zeit war zum Fliehen, wurde die Hütte, in welcher Lieutenant Lowe und sein Neffe sich aufhielten, umgestürzt und fortgeschwemmt. Vom Strom überwältigt, versank der Neffe und kam um; mit ihm zwei von den Leuten. Lieutenant Lowe hatte sich auf den Stamm eines entwurzelten Baumes geworfen und hoffte so, irgendwohin zu gelangen, wo er Beistand finden könnte. Die Fluth führte ihn aber mitten in einen See, welcher sich so weit erstreckte, als sein Auge reichte. Hier wurde er langsam angetrieben, die Regengüsse hatten aufgehört, das Thermometer zeigte 100 Grad, eine blendende Sonne und ein kupferrothes Himmelsgewölbe war über ihm und er sah sich vergeblich nach Hülfe um, aber keine Aussicht zu entkommen ermuthigte ihn und die Hitze der Sonne begann ihr Sengen und Brennen. Seine Haut wurde voller Blasen, sie dorrte ein und wurde hart wie die

Rinde eines Baumes und das Leben begann unter diesen Umständen zu schwinden. Endlich kam Hülfe — aber leider zu spät; er war zwar noch lebendig, starb aber unmittelbar nachher, zu Tode geröstet.

Unter solchen Fährlichkeiten muß eine Mehrzahl der Vögel Australiens für die Museen Europa's gejagt und erlegt werden; ungleich mehr Mühe erfordert es natürlich, ihrer lebendig für die zoologischen Gärten habhaft zu werden, vorab der Megapodiden, deren Junge sofort flügge aus dem Wallneste herauskriechen und schnellfüßig durch das Gestrüppe schlüpfen, leichter noch als die Alten, die sich mitunter in dem natürlichen Netzwerk von Zweigen und Schlingpflanzen verrennen und, von den Hunden gestellt, gefangen werden; — so dicht ist das Gestrüppe in diesen heißen und erstickenden Buschhölzern.

Immerhin gelang es dem Eifer der australischen Ansiedler, ihrem Mutterlande auch gefangene Buschhühner oder Buschtruthühner (Brush-Turkey) übersenden zu können. Im Jahre 1854 erhielt der zoologische Garten im Regents-Park das erste Paar derselben. Die Vögel pflanzten sich in dem Garten fort und die überflüssigen Exemplare dieser Züchtung wurden an Schwesteranstalten des Continents verkauft.

Der Erste, welcher Talegalla-Hühner auf dem Continente züchtete, war J. M. Cornely de St. Gerlach, der auf seinem Schlosse Beaujardin zu Tours einen großen Vogelpark unterhält.

Er kaufte im August 1866 im Acclimatisations-Garten des Bois de Boulogne drei Talegallen, ein Männchen und zwei Weibchen. Die Vögel lebten schon seit mehreren Jahren in dieser Anstalt, hatten öfters Nester hergerichtet und eine große Anzahl Eier gelegt, aber — wohl wegen der Beschränkung des ihnen angewiesenen Raumes — ohne Erfolg.

Nachdem J. M. Cornely, wie er der Acclimatisations-Gesellschaft am 29. Juni 1871 berichtete, die Talegallen zwei Wochen lang in der Voliere gehalten und sich versichert hatte, daß sie bei dem Anblick der Wachthunde und anderer Thiere seines Parkes nicht mehr erschraken; nachdem er sie daran gewöhnt hatte, auf einen bestimmten Ruf zum Fressen zu kommen, ließ er sie flügeln und bald darauf frei in dem Parke umherlaufen, wo sie übrigens keinerlei Schaden anrichteten. Zunächst begaben sie sich von Zeit zu Zeit in den Küchengarten, aber statt die Gemüse zu schädigen, wie andere Gallinaceen, machten sie sich nützlich, indem sie Würmer, Raupen und Schnecken auffraßen.

Zum Schlafen wählten sie sich eine große Fichte aus, ganz in der Nähe des Wohnhauses, und nie ermangelten sie, sich gegen Abend darauf niederzulassen.

„Ich kenne keine harmloseren Vögel," erklärt Cornely, „als diese. Der einzige Streit, dessen Zeuge ich war, entstand zwischen dem Talegalla-Männchen und einem jungen Hahn. Dieser verdiente übrigens die Fußhiebe,

die ihm zu Theil wurden, denn er hatte sich erlaubt, einer der Talegalla-Hennen etwas gar zudringlich den Hof zu machen. Während des kurzen Streites ließ der Vogel sein Kampfgeschrei ertönen, ein dumpfes, eigenthümliches Schnarren. Dasselbe stieß er aus, als es einem Truthahn in den Sinn kam, die Nacht unter demselben Baume zubringen zu wollen, wie die Talegallen. Die Weibchen hörte ich nie einen Ton von sich geben. Meine Vögel zeigen sich sehr vertraut mit den Menschen; sie kommen auf den bestimmten Pfiff und fressen Brot aus der Hand. Sie haben die größte Winterkälte ertragen, ohne darunter irgendwie zu leiden."

Den 8. April 1870 bemerkte Cornely in einer Ecke seines Parkes einen kleinen circa 40 Centimeter hohen Haufen von dürren Blättern und Erde. Der Hahn war eifrig damit beschäftigt, den Haufen zu vergrößern und nur bei sehr trocknem Wetter ließ er in seinem Eifer nach und begnügte sich mit einigen Stunden lässiger Arbeit. Trat Regen ein, so entwickelte er eine um so größere Thätigkeit. Bei einer solchen Gelegenheit bemerkte Cornely zum ersten Male, daß ein Weibchen dem Hahn bei seiner Arbeit behülflich war. Es hatte vom 1. bis 10. Mai nicht geregnet, am 11. öffneten, wie Heine sagt, „des Zeus graue Töchter" ihre Schleusen, und außer dem eifrigen Hahn war auch eine Henne damit beschäftigt, die Brutstätte mit nassem Erdreich zu versehen, ohne sich jedoch dabei besonders anzustrengen. Bis dahin ließ sich kein Weibchen in der Nähe des Nestes sehen und sie schienen den Hahn sogar zu fliehen, wenn er sich ihnen näherte. Jetzt beschäftigten sich Männchen und Weibchen damit, die Abhänge des Hügels, der nunmehr über einen Meter hoch war, zu ordnen und den Gipfel abzuplatten. Der Hahn bezeigt der Henne seine Liebe und bald darauf kauert sich diese in ein Loch, welches jener in den oberen Hügelrand gescharrt hat, und verweilt daselbst über eine Stunde. — „Sollte sie legen?"

Am 19. Mai bemerkte Cornely eine große Vertiefung auf dem Gipfel des Nestes; ein Weibchen setzte sich darauf, das Männchen stand daneben als Schildwache. Um drei Uhr war die Pyramide wiederhergestellt.

Den 20. Mai ist der Gipfel der Pyramide abermals abgeplattet; das Weibchen kauert oben, den Schwanz hin und her bewegend; es macht ein tiefes Loch, dem des vorigen Tages gegenüber. Gegen fünf Uhr scharrt der Hahn das Loch wieder zu.

Den 21. Mai streift das zweite Weibchen in der Nähe des Nestes umher.

Bis zum 7. Juni kommen die Talegallen oft zu dem Neste, aber das Männchen arbeitet nur noch allein; es scharrt die trockne Erde hinweg und ersetzt sie durch nasse.

Den 19. beobachtete Cornely noch einmal ein Weibchen, welches auf dem Gipfel des Hügels legte, das Männchen daneben. Einige Tage beschäftigte sich letzteres noch mit dem Neste, dann verließ es dasselbe gänzlich; desgleichen die Weibchen.

Bald darauf sah Cornely, daß die Talegallen ein neues Nest anlegten und just unter der Traufe der Meierei; ein kleiner Haufen Sägespäne diente ihnen dabei als Unterlage; aber das Nest glich in Nichts dem ersten, hatte nichts Regelmäßiges. Das Unkraut des Gemüsegartens, welches nahebei lag, wurde sofort verwendet, und das Männchen sammt den beiden Weibchen verbrachten ihre Tage mit dessen Hinwegräumung. Cornely sah diese zweite Anlage trotz des Eifers seiner Vögel für fruchtlos an und schenkte ihr zu seinem Bedauern keine weitere Beachtung.

„Den 6. August," fährt Cornely fort, „als ich just an einem Kirschlorbeerbusche vorüber ging, flog ein kleiner schwarzer Vogel vor mir auf, der mir die erste Arbeit meiner Talegallen in das Gedächtniß zurückrief. Mein Fasanenwärter, der zugegen war, sah das Thierchen sich auf das Gesims der Stallungen setzen, circa drei Meter vom Boden, und hielt es für ein Wasserhühnchen. Bei der Verfolgung flog der Vogel auf und ließ sich in einem dichten Gehölze nieder. Meine Leute herbeirufen und diese ganze Partie des Parkes umstellen, war das Werk eines Augenblicks. Nach zwei vergeblichen Versuchen hatte ich die lebhafte Freude, das erste Talegalla-Junge, welches auf dem europäischen Continente zur Welt gekommen war, in meinen Händen zu halten.

An demselben Tage entdeckten wir noch ein zweites Junge in der Nähe des ersten Nestes; den Tag darauf fingen wir zwei andere; ein drittes flog über die Parkmauer davon.

Da die Gärtner bemerkt hatten, daß die Talegallen den Tag zuvor an dem zweiten Neste gearbeitet, so ließ ich daselbst behutsam nachsuchen, und es wurden mehrere Eier gefunden und sofort wieder zugedeckt. In der Annahme, daß das erste Nest verlassen sei, ließ ich es untersuchen. Auf 45 Centimeter fand ich ein Ei, und mein Fasanenwart, der auf der anderen Seite suchte, stieß auf ein verdorbenes zweites Ei und dicht dabei auf ein ganz befiedertes, sehr munteres Junge, welches wir griffen."

Im Verlauf der nächsten Tage wurden noch zwei weitere Junge gefangen.

Der Hahn erhöhte unterdessen das zweite Nest Tag für Tag und deckte die Eier auf und zu, so daß man sie nach Cornely's Versicherung einmal sehen konnte. Zu gleicher Zeit beschäftigte sich der Vogel noch mit einem dritten Neste, welches aber ohne Resultat blieb. Die Weibchen kümmerten sich um keines der Nester mehr. Gegen Ausgang August ergriff ein Gärtnerjunge zwei Junge in dem Augenblick, als sie sich aus dem zweiten Neste herausarbeiteten; ein anderes wurde am 10. September in der Nähe desselben Haufens gefangen.

Aus Besorgniß vor den Katzen, welche sich Tag und Nacht in dem Parke umhertrieben, ließ Cornely seine jungen Talegallen in einer Voliere aufziehen. Sie fraßen klein gehacktes Ochsenherz, zerstückelte Regenwürmer

und zerkrümeltes Brot, fielen mit Begierde über Erdbeeren und Kirschen her, verschmähten aber Ameiseneier und mit harten Eiern gemischtes Brot.

Als Cornely, der den Winter über abwesend war, im April 1871 in die Touraine zurückkehrte, hatten die jungen Talegallen bereits die Größe ihrer Eltern erlangt; von neun Stück war eins umgekommen, welches dem Museum in Tours überwiesen wurde. Obgleich in der Voliere großgezogen, zeigten sich die jungen Vögel doch wilder als die alten. Trotzdem entließ sie Cornely in seinen Park. Nach und nach wurden sie vertrauter, verbargen sich nicht mehr bei dem geringsten Geräusch und fraßen aus der Hand wie ihre Eltern.

Um diese Zeit hatten die alten Talegallen bereits ein neues Nest vollendet und beschäftigten sich mit Wiederherstellung des vorjährigen zweiten.

Als der alte Talegallus in der Nähe des Nestes, an dem er arbeitete, eines Tages ein junges Weibchen bemerkte, scharrte er sofort ein Loch und suchte die Vorübergehende durch eigenthümlich komische Bewegungen anzulocken.

Ein junger Talegallus hatte sich des ersten Nestes der Alten bemächtigt, und da das Wetter just sehr trocken war, verschaffte er sich aus der benachbarten Lache feuchte Erde, die er über zwei Meter hoch dem Neste zuschleuderte.

Am 27. Juni kam eine der Schwestern dieses fleißigen Arbeiters auf das Nest.

„Trotz der außerordentlichen Feuchtigkeit des Jahres 1871," erklärt Cornely am Schluß seines interessanten Berichtes, „haben meine Vögel doch fünf Nester gebaut, und seit dem 27. Juni bin ich Besitzer der dritten Talegalla-Generation; ich habe zwölf Junge und darf mit Grund behaupten, daß die Acclimatisation einer Hühnerspecies gelungen ist, die sich als Federwild von vortrefflichem Fleische empfiehlt."

Im Herbste 1870 kaufte Dr. Bodinus in London ein Talegalla-Paar für den zoologischen Garten in Berlin und sofort im Sommer 1871 gab dasselbe Gelegenheit, das eigenthümliche Brutgeschäft dieses Vogels in nächster Nähe beobachten zu können.

Die Erfahrungen, die dabei gemacht wurden, stimmen mit Cornely's Beobachtungen meist überein, weichen dagegen von Sclater's Schilderung der Talegallen-Fortpflanzung mehrfach ab.

Nach den Beobachtungen von Augenzeugen nahm das Brutgeschäft des Talegalla-Paares im zoologischen Garten zu Berlin folgenden Verlauf:

Im April begann dem Vogel die gelbe Haut um den Vorderhals zu schwellen und bildete schließlich eine schiefe Wulst. Bald darauf fing der Hahn — und zwar ausschließlich dieser, wie auch der wissenschaftliche Secretär des Londoner Gartens berichtet — mit dem Nestbau an. „Das männliche Buschhuhn," sagt Sclater, „beginnt, wenn die Brutzeit herannaht,

innerhalb seines Geheges alle vorhandenen Pflanzenstoffe zusammen zu scharren, indem es dieselben nach hinten wirft, immer einen Fußvoll auf einmal. Da es seine Arbeit stets am äußersten Rande des Geheges anfängt, wird die Masse nach innen geworfen und mehr und mehr zum Haufen aufgethürmt."

Auf ähnliche Weise brachte auch unser Talegallus einen Haufen von 40 bis 50 Fuß Umfang und 3 bis 4 Fuß Höhe zusammen. Die Form war elliptisch, die höchste Höhe nicht in der Mitte, sondern in dem einen Brennpunkt und dachte sich gegen den anderen hin ab.

„Sobald der Haufen," fährt Sclater fort, „eine Höhe von ungefähr 4 Fuß erreicht hat, machen sich beide Vögel daran, ihn zu ebenen, und wenn dies geschehen, höhlen sie eine Vertiefung aus. In letzterer werden zu bestimmten Zeiten die Eier niedergelegt und ungefähr 15 Zoll unter dem Gipfel in einem Kreise geordnet. Das Männchen beaufsichtigt den Hergang der Entwicklung und namentlich der Wärme des natürlichen Brutofens sehr sorgfältig. Es bedeckt gewöhnlich die Eier und läßt nur eine runde Oeffnung, durch welche die nöthige Luft nach unten gelangt und durch welche eine übermäßig gesteigerte Wärme Abfluß findet; bei heißem Wetter aber nimmt es zwei- oder dreimal täglich fast die ganze Decke weg."

Von einem so systematischen und planvollen Verfahren war bei dem Hahn des Berliner zoologischen Gartens keine Rede; er machte zwar, und zumal, wenn das Weibchen das Nest besuchte, mitunter eine Vertiefung und füllte sie später wieder aus, aber nie deckte er die Eier auf und zu. Um das Erste zu bewerkstelligen, wäre eine solche Masse vermodertes Laub und Erde wegzuräumen gewesen, daß es unmöglich unbemerkt hätte bleiben können. Auch von einer runden Oeffnung, durch welche nach Sclater's Behauptung die Luft zuströmen soll, zeigte sich an dem Haufen keine Spur. Derselbe bestand vielmehr aus einer gleichmäßig compacten Masse von Laub, Erde, Gräsern, Zweigen, Tannzapfen und anderen Stoffen, die sich in dem Gehege vorfanden. Selbst ein Stück Spiegelglas, welches dem Vogel zufällig aufstieß, lag auf der Abdachung, ein Zeichen, daß er nicht wählerisch ist, sondern blindlings zusammenscharrt, was ihm gerade unter die Füße kommt.

Wie und wann das Huhn seine Eier legt, wurde leider nicht beobachtet; jedenfalls geschieht es nicht zur Nachtzeit, wie manche Eingeborene meinen, denn unser Talegalla-Paar brachte die Nacht stets im Hause zu und wurde erst Morgens um 6 Uhr in das Sommergehege herausgelassen.

Der Hahn war fort und fort beschäftigt, der unter dem Laubdache der Bäume angelegten Brutstätte neues Material zuzuscharren, aber Woche um Woche verging, ohne daß sich ein Junges zeigte.

Schon war die Hoffnung auf Nachkommenschaft für dies Mal aufgegeben und nur gewohnheitsmäßig sah sich der Wärter, wenn er die Alten herausließ, in dem Gehege um. Als er das nun eines schönen Morgens — es

war just am ersten September — wiederholte, da rauschte es plötzlich in den Zweigen und ein junges Talegalla-Hühnchen flatterte über die Bordwand des Gartens in das Freie. — Freudige Ueberraschung und heftiger Schreck konnten nicht jäher auf einander folgen wie hier.

Das Kleine hatte sich in der Zeit seines Alleinseins wohl von Zweig zu Zweig emporgearbeitet und sich dadurch den Flug über die Bordwand erleichtert; denn vom Boden aus würde ihm derselbe, trotzdem es vollkommen flügge war, gewiß nicht gelungen sein.

Glücklicherweise wurde das interessante Thierchen wieder aufgespürt und eingefangen, setzte aber durch die Schnellfüßigkeit, mit der es unter dem Buschwerk dahineilte, ein halbes Dutzend Menschen in Trab.

Da es bereits einmal entflohen war, so wollte man sich dieser Gefahr natürlich nicht zum zweiten Mal aussetzen und wies ihm, zumal auch die kühle Witterung zu dieser Vorsichtsmaßregel rieth, einen Käfig des Winterhauses zum Aufenthalte an. Man ließ das Huhn zu; aber fremd und kalt gingen die Beiden an einander vorüber; keines schien eine Ahnung der nahen Beziehung zu haben, in der sie zu einander standen; keine Stimme des Blutes regte sich, Mutter und Kind waren und blieben sich fremd. Uebrigens bedurfte das Junge zu seinem Fortkommen auch weder mütterlicher noch väterlicher Unterstützung; es war, als es zum Vorschein kam, vollkommen selbständig, etwa von der Größe eines Puterküchelchens, nicht mit Daunen, sondern mit Federn bekleidet, äußerst flink auf den Beinen, und sofort auf Befriedigung seines Magens bedacht.

Nach Sclater's Behauptung verweilt das ausgeschlüpfte Junge mindestens noch zwölf Stunden in dem Innern des Hügels, ohne die geringste Anstrengung zum Herausgehen zu machen. Am zweiten Tage kommt es hervor und zwar mit wohlentwickelten Federn, welche beim Ausschlüpfen noch in einer bald platzenden Hülle stecken. Es scheint jedoch keine Neigung zu haben, diese Federn zu gebrauchen, sondern bewegt sich ausschließlich mit Hülfe seiner kräftigen Füße. Nachmittags geht es nach dem Brutofen zurück und wird von dem besorgten Vater wieder vergraben, obschon in geringerer Tiefe als früher; am dritten Tage ist es zum Fliegen vollständig befähigt.

Im Widerspruche mit Sclater und in Uebereinstimmung mit den Erfahrungen des Berliner zoologischen Gartens erklärt Cornely in seinem Bericht an die Acclimatisations-Gesellschaft: „Was die Eltern anbelangt, so ließ diese der Anblick ihrer Nachkommenschaft völlig gleichgültig. Nicht der geringste Lockruf, nicht die geringste Beachtung der ausgeschlüpften Küchlein. Ich habe die Ueberzeugung, daß die Talegallen dem Neste, aus welchem die Jungen sich herausarbeiteten, seit Wochen nicht nahe kamen. Diese zeigten übrigens in keinerlei Weise das Bedürfniß mütterlicher Hülfe. Wie Minerva sind sie ganz gewappnet geboren oder wenigstens stark genug, sich selbst zu genügen."

Von einem Beistande, den die Alten, oder auch nur der Hahn, beim Auskriechen leisten sollen, konnte in unserem Falle schon darum keine Rede sein, weil das Talegalla-Paar, als das Junge sich zum Licht emporarbeitete, sich gar nicht bei der Brutstätte befand, sondern eingesperrt war.

Am 13. September kam ein zweites Talegalla-Hühnchen aus. Es flatterte ebenfalls über den Kopf des Wärters hinweg, allein einem Winkel des Hauses zu, wo es leicht eingefangen wurde. Bald darauf kam ich in das Gehege und ließ mir die Gelegenheit, den Durchgang zu untersuchen, durch welchen sich das Thierchen zu Tage gearbeitet hatte, natürlich nicht entgehen. Es war eine Erdröhre von dem Umfange eines Maulwurfsloches. Nachdem sie entsprechend erweitert worden war, zwängte der Wärter den Arm hindurch, gelangte aber erst in der Tiefe von mehr als zwei Fuß auf den Grund, wo die geborstene Eierschale lag, deren einzelne Stückchen sehr klein und zerbrechlich waren.

Nach Sclater's Beobachtung sprengen nämlich die jungen Talegallen und Kasuare die Eierschale, während die anderen Vögel sie aufpicken.

So unglaublich es klingen mag, daß ein eben erst dem Ei entschlüpfter Vogel eine — und noch dazu ziemlich compacte — Laub- und Erddecke von 2 bis 3 Fuß Dicke durchbrechen soll, so ist es trotzdem Thatsache; selbst die Annahme, es könnte Hahn oder Henne den Jungen schon Tags vorher beim Auskriechen geholfen haben, würde bei der gleichmäßigen Enge der Durchgangsröhre nicht stichhaltig gewesen sein.

Gould's Voraussetzung, daß die Natur, nachdem sie bei den Megapodiden nun einmal dieses Mittel der „Reproduction" gewählt, den Jungen auch die Kraft verliehen habe, sich selbst in der frühesten Periode zu erhalten, wird somit durch die Erfahrungen im zoologischen Garten zu Berlin bestätigt.

In den ersten Tagen des Octobers hielt die deutsche ornithologische Gesellschaft ihre statutenmäßige Jahresversammlung zu Berlin, und da ein weiteres Auskommen von Jungen nicht mehr zu erwarten stand, so ließ Dr. Bodinus, um seinen Gästen eine besondere Aufmerksamkeit zu erzeigen, den Brutwall der Talegalla-Hühner abtragen; denn es lag ja die Möglichkeit, sogar die Wahrscheinlichkeit vor, in dessen Innerem noch auf unentwickelte Eier zu stoßen und dadurch über die problematische Lage derselben Aufklärung zu erhalten. Es dauerte lange, bis diese Hoffnung sich erfüllte; über einen Fuß war der Haufen bereits niederer geworden, als sich das erste Talegalla-Ei zeigte, aber halb zerdrückt und in fauligem Zustande. Bei weiterem Abtragen folgte ein zweites, drittes und endlich auch ein noch unversehrtes ganzes Ei; es hatte gleich den übrigen die auffallende Größe eines Storcheneies. Auch ein halb verwestes, bereits befiedertes Hühnchen wurde ausgegraben, welches beim Herausarbeiten aus dem Brutwall wahrscheinlich auf einen harten Gegenstand gestoßen und auf diese Art um das Leben ge-

kommen war. Die Eier lagen übrigens nicht systematisch geordnet, in der Mitte des Brutwalls, sondern zerstreut und mehr gegen die vordere Peripherie der Ellipse zu, aber mindestens zwei Fuß tief. Sie schienen, anstatt in einen ausgehöhlten Krater des fertigen Haufens, an den Rand seiner Anfänge gelegt, und dann mit Laub und Erde überworfen worden zu sein; so viel ist wenigstens Thatsache, daß bei der Abtragung des Brutwalls weder Krater noch symmetrisches Gelege vorgefunden wurde.

Daß im Ganzen so wenig Junge auskamen und deren Zeitigung so lange Zeit erforderte, lag augenscheinlich an der zu geringen Wärme der Brutstätte. Der Hahn hatte, in Ermangelung des nöthigen Vorraths an Pflanzenstoffen, zu viel Erde zum Aufbau des Wallnestes verwenden müssen und dadurch die Fermentation beeinträchtigt.

Ungefähr um dieselbe Zeit wie im Frühjahr 1871 begann der Talegallus auch 1872 mit der Herstellung eines Brutwalles, der schließlich einen Umfang von ca. 36 Fuß bei 3 bis 4 Fuß Höhe erreichte. Er hatte dazu einen Platz in der Nähe des ersten ausgewählt, aber nur nach längerem Umherjagen in dem Gehege bequemte sich die Henne dazu, den Hügel zu betreten; daß sie legte, wurde nicht bemerkt. Da der Hahn sich jedoch meist auf dem Neste aufhielt und sich mit demselben viel beschäftigte, so setzte man ein Gelege voraus; allein die Zeit des Auskriechens verstrich, ohne daß ein Junges zum Vorschein kam. In den ersten Tagen des Octobers, als die ornithologische Gesellschaft abermals ihre Jahresconferenz abhielt, wurde der Haufen abgetragen und sorgfältig untersucht, aber nicht die Spur eines Eies fand sich vor. Die Henne hatte nicht gelegt und der Hahn sich somit ganz vergeblich mit dem Neste beschäftigt.

Im Jahre 1873 blieben die Talegallen auch die Nächte und den Winter über im Freien und schon am 4. Januar fing der Hahn — wohl infolge der ungemein milden Witterung — einen neuen Nestbau an. Derselbe hatte am 15. bereits eine Höhe von ca. 2 Fuß, als das Weibchen mit Tod abging.

Die interessanteste Erfahrung ist übrigens bereits gemacht, nämlich die: daß die Talegallen-Küchlein zum Auskriechen aus dem Brutwall weder väterlicher noch mütterlicher Hülfe bedürfen.

Der Gimpelhäher und sein Nest.

Obgleich die Vögel Neuhollands, sofern sie nicht wie Talegalla, Leipoa und Megapodius eine besondere Familie bilden, sich meist ohne weitere Schwierigkeit in das System einreihen lassen, so ist die Zugehörigkeit anderer dagegen um so zweifelhafter, ihre Einreihung, weil sie verschiedene Familienmerkmale an sich tragen, um so schwieriger. Zu dieser Gruppe gehört Gould's Struthidea.

Kopf, Hals und Unterseite dieses merkwürdigen Vogels sind grau, daher St. cinerea; die Federn licht gespitzt, die Flügel braun, der Schwanz schwarz, Mittelfedern metallgrün schillernd; Iris perlweiß, Schnabel und Beine schwarz. Das Weibchen ist ebenso gefärbt. Der Schnabel ist kürzer als der Kopf, robust, oben gekrümmt, höher als breit; die Nasenlöcher grundständig, seitlich, rund und offen; die Flügel mäßig, rund, erste Schwinge kurz, vierte und fünfte am längsten, zweite Reihe lang und breit; der Schwanz länglich abgerundet. Der Lauf ist vorn geschildert, hinten glatt; die Zehen lang und stark, äußere länger als innere, Nägel stark, zusammengedrückt und sehr gekrümmt.

Der Name Struthidea kommt her von *στρουθός*, d. h. ein kleiner Vogel, besonders Sperling, und *ἰδέα*, Aussehen, Gestalt, ist also ziemlich vag und wenig zutreffend, zumal der Träger dieses Namens ca. 11 Zoll mißt. Bezeichnender ist der von Dr. Brehm erfundene deutsche Name Gimpel- oder Finkenhäher, aber auch nicht erschöpfend, denn der Vogel erinnert durch den gedrungenen Körper nicht allein an den Gimpel, und in der Physiognomie an den Häher, sondern außerdem an die Meise, die Lachdrossel, den Kuckuck rc., und im Gang an die Dohle. Er vereinigt ein Gemisch von Charakteren, welches durch die Lebensweise und den Nestbau noch auffälliger wird.

Nach Gould's Beobachtung scheint er dem Innern von Australien anzugehören und auf den Südosten dieses Continents beschränkt zu sein. Der berühmte Ornithologe fand ihn auf den mit nadelbaumähnlichen Gewächsen bestandenen Klippen um die ausgedehnten Ebenen am oberen und unteren Namoi. Die Vögel befanden sich in kleinen Gesellschaften von drei bis vier

Stück auf den höchsten Zweigen der Bäume und waren äußerst beweglich und unruhig. Sie hüpften reißend schnell von Zweig zu Zweig, wobei sie Flügel und Schwanz entfalteten, und einen rauhen, unangenehmen Ton hören ließen. Gould's Gehülfe, Gilbert, welcher im Frühjahr 1842 eine zweite ornithologische Reise nach Australien unternahm, fand in der Folge auch das Nest und die Eier des Vogels. Letztere, vier an der Zahl, hatten, nach Gilbert's Angabe, eine Länge von $1^1/_4$ und eine Dicke von $^7/_8$ Pariser Zoll; sie waren weiß, am dicken Ende röthlichbraun, purpurgrau und grünlichbraun gefleckt; mehrere Flecken schienen wie mit einer weichen Bürste auf die Schale gezeichnet. Das Nest hielt Gilbert für eine alte Brutstätte der australischen Rallendrossel (Grallina australis), eine der abweichendsten Formen der ornithologischen Fauna dieses Erdtheils, welche mit irgend einer bekannten Gruppe nur in ferner Verwandtschaft steht, ein Mittelding zwischen Ralle und Drossel, wie der deutsche Name andeutet. Jenes Nest bestand aus einem Becken von Schlamm auf horizontalem Zweige und war mit Gras ausgefüttert. Zwei Tage darauf traf Gilbert eine andere Struthidea, welche er vom Neste aufjagte. Das Nest war dem ersten gleich, hatte wie jenes eine dicke Lage von Gras und schien eben erst zur Aufnahme der Eier beendigt.

So viel von dem Freileben dieses Vogels, der erst seit einigen Jahren nach Europa gebracht wird. Nach den „Proceedings der Londoner zoologischen Gesellschaft" erhielt diese die ersten Gimpel- oder Finkenhäher am 5. März 1872. Prof. Newton bezeichnet die Gattung als eine sehr dunkle Form der Passerinen-Ordnung, deren Stellung ganz unsicher sei. Bald darauf kaufte der Berliner zoologische Garten und das Aquarium ein Paar Gimpelhäher, und trotz ihres unscheinbaren Kleides fielen sie doch durch ihr ungemein lebhaftes Temperament und ihre rastlose Beweglichkeit wohlgefällig auf. Kenner hatten natürlich um so mehr zu bewundern, zu beobachten, zu vergleichen; Dr. Finsch sprach sich bei einer solchen Gelegenheit für den Namen Kuckukshäher aus, ein Beweis, wie verschiedenartig der Vogel auf den Betrachter wirkt.

Nach einem erfolglosen Nistversuch im Aquarium gingen die Gimpelhäher des zoologischen Gartens im Frühsommer 1875 mit um so mehr Ernst an den Nestbau und bestätigten durch denselben die Gilbert'schen Beobachtungen. Das Fluggebauer, das ihnen zum Sommeraufenthalte dient, bot dem Paare Thuyen- und Juniperenbüsche zum Nisten, aber es wählte statt deren einen horizontalen Ast des trocknen Baumstammes in der Mitte aus, und ging nun rüstig an die Arbeit. Zuvörderst beklebten sie den etwa anderthalb Zoll dicken Ast an einer bestimmten Stelle rechts und links mit einem Gemengsel von Lehm, schwarzer Gartenerde und Speichel, so daß eine kleine runde Scheibe entstand. Um diese schichteten sie nun den untersten Reif der Wandung und dann in etwas größerer Spirale den zweiten und

dritten. Ihrem Baumaterial mehr Festigkeit zu geben, mengten sie demselben kleine Federn, die sie auf dem Boden fanden, und trockne Pflanzenfäserchen ein. So entstand eine runde Schale von ca. 5 Zoll Durchmesser und gegen 3 Zoll Tiefe. Das Innere fütterten die Vögel mit rundum laufenden Grasstengeln und feinen Wurzelfasern aus, aber nicht besonders dicht. Auf dem Boden sah das nackte Holz des Astes durch und auch der untere Theil desselben war frei geblieben. Der Nestbau ging lediglich von den beiden Seiten des Astes aus. — Auch in der Anlage und dem Material ihrer Brutstätte unterscheiden sich die Gimpelhäher, als Maurer, somit von allen ihnen verwandten Gattungen.

Im Mai hatten die Vögel angefangen zu bauen, und bereits in den ersten Tagen des Juni legte das Weibchen vier Eier. Allein das Männchen pickte eins nach dem anderen auf und verspeiste es in der Nähe des Nestes. Das Weibchen flog mit Geschrei herzu, schien sich aber schließlich an der Mahlzeit zu betheiligen. Der eheliche Friede wurde durch den Zwischenfall wenigstens nicht gestört; denn schon am 27. Juni hatte das Weibchen, nachdem das Nest durch einen weiteren Ring auf 6 Zoll Durchmesser und $3\frac{1}{2}$ Zoll Tiefe gebracht worden war, abermals vier Eier gelegt, welche nunmehr von beiden Vögeln abwechselnd mit regem Eifer bebrütet wurden. Die Eier sind von weißlicher Farbe, an dem dickeren Ende spärlich gefleckt. Die Flecken gleichen zufälligen Schmutzflecken, zumal sie eine ganz unregelmäßige Form haben und einige derselben wie verwischt aussehen. Bereits nach 14 Tagen — eine für so große Vögel ungewöhnlich kurze Zeit — waren drei Junge ausgebrütet; das vierte Ei war nicht befruchtet. Wie beim Brutgeschäft so unterstützten sich die beiden Vögel auch in der Pflege und Wartung der Jungen, wachten abwechselnd mit ausgebreiteten Flügeln über ihnen in dem Neste und atzten sie gemeinschaftlich mit Körnerfutter und animalischer Kost, Mehlwürmern und Ameisenpuppen.

Als der Wärter am Morgen des 15. Juli in das Bauer kam, da waren die jungen Gimpelhäher, wohl die ersten in Europa, verschwunden. Man glaubte anfänglich, sie seien das Opfer einer Ratte geworden, welche sich über Nacht in den Käfig hineingearbeitet hätte, und traf die nöthige Vorkehr, um dieser Qual der zoologischen Gärten den Zutritt zu dem Neste fernerhin unmöglich zu machen; aber auch die zweiten Jungen waren eines Morgens spurlos verschwunden. Ueber das Schicksal der beiden Bruten blieb nun fürder kein Zweifel mehr: sie waren das Opfer eines Kindesmordes geworden, dessen sich hoffentlich blos das Männchen schuldig gemacht hat. Wahrscheinlich regte sich der Paarungstrieb aufs Neue in ihm, und der vorher so sorgliche Vater, dem das Brutgeschäft zu lange dauern mochte, wurde dadurch zum Kindesmörder.

Der Kiwi und der Moa.

Es sind sonderbare Gestalten, diese Kiwis; — zum Theil sehen sie wie kleine Strauße oder Kasuare aus, zum Theil wie Schnepfen. Sie führen darum auch den deutschen Gattungsnamen Wald- oder Schnepfenstrauße. Der wissenschaftliche Name des Kiwi's ist Apteryx (von ἀ-πτέρυξ, ohne Flügel). Ganz ohne Flügel ist der Kiwi zwar nicht, aber diese sind so verkümmert, daß sie nur an dem Gerippe sichtbar werden, und nicht an dem lebenden Vogel; der kurze Stummel verschwindet hier gänzlich unter dem Gefieder. Außer den Flügeln fehlt dem Kiwi, gleich dem australischen Strauß und dem Kasuar, auch der Schwanz.

Die verkümmerten Flügel, der mangelnde Schwanz, das haarartig verschlissene Gefieder, der lange dünne Schnabel und die ungewöhnlich dicken und starken Beine dieses Vogels verleihen seinem Aussehen etwas Absonderliches und Apartes, etwas Vorweltliches.

Das Vaterland des Kiwi's ist Neu-Seeland.

Neu-Seeland besteht bekanntlich aus zwei durch die Cooksstraße getrennten Inseln mit einem Flächeninhalt von ca. 4350 Q.-Meilen, ist also größer als England und Schottland. Um so mehr muß die Armuth von Land-Säugethieren auffallen, welche die ersten und späteren Entdecker hier vorfanden. Die Zahl derselben beschränkt sich nämlich auf eine kleine Ratte und eine Fledermaus. Ein Seitenstück zu dieser merkwürdigen Erscheinung bietet Australien, dessen größtes Säugethier das Riesen-Känguru ist.

In ornithologischer Hinsicht ist Neu-Seeland eine Curiosität; denn nirgends sonst als auf diesen beiden großen Inseln des Australoceans und dem dazu gehörigen kleinen Barrier-Eilande findet sich der Kiwi; nirgends sonst, neben diesem kleinsten Vertreter der Straußenfamilie, der fossile Riese derselben, der sogenannte Moa oder Dinornis, d. h. der furchtbare Vogel.

So wenig der Elephant zu allen Zeiten das größte Landsäugethier war, so wenig war der Strauß von jeher der größte Vogel. Im Jahre 1850 fand



Kiwi.

Abadie bei den Eingeborenen auf Madagaskar die Eier eines straußartigen Vogels, die so groß sind, daß sie dem Inhalt nach 5 bis 6 Straußeiern oder 148 Hühnereiern gleichkommen. Geoffroy gab diesem Giganten, der nach der Aussage der Eingeborenen noch leben soll, den Namen Aepyornis maximus. Ihm zunächst steht in Bezug auf Größe Owen's Dinornis giganteus, der bei den Eingeborenen den Namen Moa führt. Auch der Moa soll noch am Leben sein. Nach einer neuseeländischen Volkssage wohnt er in einer Höhle an der steilen Seite eines Berges, wo er schlafend von zwei Eidechsen bewacht wird, welche jeden, der sich nähert, sofort umbringen. Man fand Moaeier, deren Schalenhälften die Größe haben, daß sie den Kopf eines Menschen bedecken. In der Folge wurde die Größe und das Aussehen dieser Vögel auch durch aufgefundene Knochenüberreste derselben dargethan. Als man nach diesen Ueberresten erst zu suchen anfing, fanden sich deren mit der Zeit so viele zusammen, daß daraus nicht nur mehr oder weniger vollständige Skelette zusammengesetzt, sondern auch verschiedene Arten und Gattungen unterschieden werden konnten.

Nicht alle Mitglieder der Moafamilie überragen den afrikanischen Strauß an Höhe, die meisten sind sogar kleiner als dieser; aber durchweg übertreffen sie ihn an plumper Massenhaftigkeit des Gliederbaues, zumal der Beine. Der Dinornis giganteus ist 10½ Fuß hoch, also ca. 3 Fuß höher als der Strauß, Palapteryx crassus dagegen ist nur 4 Fuß 1 Zoll hoch und sein elephantenfüßiger Verwandter Palapteryx elephantopus 5 Fuß 2 Zoll.

Mit demselben Recht und Unrecht wie der Dronte oder Dudu (Didus) Madagaskars zählt man auch den Moa und den Kiwi zu den Struthioniden oder straußartigen Vögeln; immerhin haben sie mit diesen augenscheinlich mehr Aehnlichkeit als mit den Grallinen oder Stelzern, denen sie Owen als besondere Familie zuordnen will. Bis auf den Schnabel ähneln sie theils dem indischen und neuholländischen Kasuar oder dem amerikanischen Strauß, theils dem Trappen. In ihrer Haltung und der Massenhaftigkeit der Beine gleichen sie am meisten dem Kiwi. Aus der Bildung der Knochen geht hervor, daß die Riesenvögel Neuseelands so wenig fliegen konnten wie die noch jetzt lebenden Strauße, und daß es plumpe, langsame und anscheinend dumme, meist dreizehige Pflanzenfresser waren.

Thiere wie diese Moafamilie sammt dem Kiwi waren natürlich zum Kampf um das Dasein nicht geeignet und konnten nur unter den absonderlichen zoologischen Verhältnissen Neuseelands ein prekäres Dasein fristen. Daß der Mensch diese zoologischen Provinzen nur als Fremdling betrat, fühlt ein jeder, der, wie Peschel in seiner „Völkerkunde" sich ausdrückt, den Thatsachen der Thiergeographie ihre geschichtlichen Lehren abgewonnen hat. Mit der Einwanderung der Maoris waren die Bedingungen, unter denen diese Moas und Kiwis existiren und überhaupt ins Leben treten konnten, erschüttert, und sie mußten infolge dessen untergehen. So weit ist es mit

dem Kiwi allerdings noch nicht, allein auch sein völliges Aufhören ist nur noch eine Zeitfrage.

Wann das Geschlecht der Moas erloschen, läßt sich natürlich nur annähernd bestimmen. Daß es nicht schon vor der Ankunft der Maoris geschehen sein kann, beweist nebst dem vaterländischen Namen des Vogels dessen Erwähnung in vielen ihrer Traditionen und Gesänge. Zudem fand Dr. Haast, der Curator des Canterbury-Museums zu Christ Church, auf einer im Frühjahr 1872 unternommenen Forschungsreise nach dem Cap Moabone (Moagebein) auch materielle Beweise jenes Zusammentreffens der Maori-Ansiedler mit den Moas, indem eine der dortigen Felsenhöhlen neben den Gebeinen dieser Vögel auch Küchenabfälle und andere Spuren menschlichen Daseins enthielt, ja sogar die steinernen Werkzeuge, mit denen die Röhrenknochen des Marks wegen zerschlagen worden waren. Nach der Versicherung der Eingeborenen soll der große Moa innerhalb der Grenzen von Jougarizo noch jetzt leben; da dieser Ort aber kaum zugänglich ist, so mußte Dr. Haast bis jetzt darauf verzichten, ihn zu durchforschen. Einer anderen Maoritradition zufolge, welche A. Kennedy in seinem „New Zealand" (London 1873) mittheilt, hat der letzte Moa seinen Wohnsitz zu Punakitri Turanga an der Povertybai, wogegen die Eingeborenen von Rotu-Rua sich, nach Diefenbach, mit der Sage tragen, daß ihre Vorfahren nahe bei einem Totarabaum den letzten Moa getödtet hätten. Auf so widersprechende Zeugnisse ist natürlich wenig Werth zu legen. Andererseits aber erzählt R. Taylor in seinem „New Zealand and its inhabitants" (London 1855), daß der Regierungsdolmetsch Meurant ihm mitgetheilt habe, daß er ausgangs 1823 Moafleisch in Molyneux-Harbour gesehen habe, und daß seitdem die Haare der Eingeborenen mit Federn dieses Vogels geschmückt seien. Sie waren von schwarzer oder dunkler Farbe mit Purpursaum und hatten Kiele wie die des Albatros, nur viel stärker. Es wird sogar von dem Berichterstatter ein Mann namhaft gemacht, der den Moa selbst gesehen haben will, „ein immenses Ungeheuer, ca. 20 Fuß hoch, wenn es aufrecht stand". Maßgebend sind nach alledem einstweilen nur die Knochenbefunde. Unter diesen sollen viele, nach übereinstimmender Aussage wissenschaftlicher Zeugen, nur wenig versteinert sein, und auch Dr. Haast hat auf seiner Erforschungsreise nach Moabone-Point diese Erfahrung gemacht; er fand durchweg nur die untersten Gliedmaßen calcinirt, die Schenkelknochen dagegen, durch die anhaftende Fleischbekleidung geschützt, ziemlich unversehrt. Daß der Untergang der letzten Moavögel noch nicht Jahrhunderte hinter uns liegen kann, ist hiernach einleuchtend. Die Moafamilie muß vordem auf Neuseeland sehr zahlreich gewesen sein, das geht aus den vielen Ueberresten dieser Vögel hervor. Die Hauptniederlage der Moagebeine ist in Christ Church; von da erhielt 1872 das Berliner Anatomische Museum sein Dinornisskelett und neuerdings noch ein größeres; von da wurde die Wiener

Weltausstellung im Jahre 1873 mit einer Reihe von Moaskeletten beschickt, von da empfing 1875 das New-Yorker Museum eine ganze Sammlung dieser Riesenvögel, nämlich Dinornis maximus und gracilis, Meiornis didiformis und casuarinus, Palapteryx crassus und elephantopus, Euryapteryx rheides und mehr oder weniger defecte Knochengerüste von Dinornis ingens, struthioides und robustus, von Aptornis didiformis und Harpagornis Moorei.

Der Kiwi wurde zum ersten Male im Jahre 1812 durch Capitän Barclay nach Europa gebracht und von Dr. Shaw als Apteryx australis beschrieben. Der Balg ging später in die Sammlung des Grafen Derby über und war lange Zeit Unicum. In den vierziger und fünfziger Jahren kamen mehrere Exemplare des Kiwi's von verschiedenen Plätzen der Insel her nach England, und dadurch lernte man in der Folge noch zwei neue Arten dieses Vogels kennen. Die eine Art nannte Bartlett, ihrem Entdecker Dr. Mantell zu Ehren, Apteryx Mantelli, der anderen gab Gould, zu Ehren Owen's, den Namen Apteryx Owenii, der dritten Specialität verblieb der Name Apteryx australis. Sie haben ungefähr die Größe eines Perlhuhns oder in Zahlen ausgedrückt ca. 2 bis $2^1/_2$ Fuß und sind sonach die kleinsten Mitglieder der Straußenfamilie. Nach Aussage der Eingeborenen soll es aber auch unter diesen Kleinen wahre Riesen geben oder wenigstens jüngsthin noch gegeben haben. Das Fleisch des 7 Fuß hohen „Kiwi papa whenua“ behauptet ein alter Häuptling Namens Rauparaha, mit welchem Taylor bekannt war, in seiner Jugend noch gegessen zu haben. Fossile Beweise größerer Apteryx-Arten hat man, wie bereits bemerkt wurde, schon mehrfach gefunden, und in den unzugänglichen Waldwildnissen des Innern mögen auch noch einzelne lebende Vertreter größerer Specialitäten vorkommen, erlegt oder gefangen hat man bis jetzt nur die angeführten kleineren Arten.

Der Schnepfenstrauß ist ein unansehnlicher und dabei barock aussehender Vogel. Das aus schlaffen Borstenfedern bestehende Kleid ist bei dem Apteryx australis graubraun, bei dem Apteryx Mantelli, dem kleinsten der drei bekannten Specialitäten, rostbraun. Der Apteryx Owenii ist in der Färbung weniger grau als der gleichgroße australis, und dabei unregelmäßig gebändert; hauptsächlich aber unterscheidet er sich durch die außerordentlich dichten, haargleichen Federn, so daß er nach Gould mehr wie ein Säugethier, als wie ein Vogel aussieht. Der Leib ist verhältnißmäßig gedrungen, der Hals kurz und dick, der Kopf mäßig groß, der leicht gekrümmte dünne Schnabel ca. anderthalbmal so lang als der Kopf. Er unterscheidet sich von jedem anderen Vogelschnabel (den des amerikanischen Straußes etwa ausgenommen) durch die Stellung der Naslöcher, die sich erst an der Spitze des Schnabels öffnen. Die unförmlich dicken Beine, die nicht pneumatisch oder lufthaltig sind, laufen in drei kräftige Zehen und eine eben solche Afterzehe

aus, bewehrt mit starken Grabekrallen zum Aufscharren des Bodens. Die Nahrung des Kiwi's besteht nämlich zumeist aus Gewürm und Larven; um diese besser riechen zu können, sollen die Naslöcher sich so tief an der Schnabelspitze befinden. Der Kiwi hält sich am liebsten in dichten Farrenkrautbeständen auf und verbirgt sich hier den Tag über in Felsspalten und Erdlöchern unter Wurzelwerk und dergleichen, denn er ist ein entschieden nächtlicher Vogel.

Da das Fleisch des Schnepfenstraußes sehr nahrhaft und wohlschmeckend ist, nach Taylor zartem Ochsenfleische ähnlich, so stellten die Maoris dem Vogel von jeher eifrig nach, und in bewohnten Gegenden ist er darum auch längst ausgerottet. Wie Diefenbach in seinen „Reisen in Neu-Seeland“ (London 1843) erzählt, erhielt er während eines neunzehnmonatlichen Aufenthaltes nur einen Apteryx, welchen der Hund eines Colonisten in Mango-nui, bei der Lauriston-Bai, getödtet hatte. In den düsteren Hügelwaldungen zwischen Mango-nui und Hokianga, sowie in dem sumpfigen Gebirgszug in der Nachbarschaft von Waimate und ähnlichen Plätzen soll er dagegen noch häufig vorkommen. Als Skeet im Jahre 1861 das Gebirge zwischen dem Takaka- und dem Bullerflusse in der Provinz Nelson untersuchte, fand er, nach Dr. Hochstetter's Mittheilung, auf dem grasigen Bergrücken an der Ostseite des Owen-River den Vogel so häufig, daß er mit Hülfe von zwei Hunden jede Nacht 15 bis 20 Stück fangen konnte. Er und seine Leute lebten von Kiwifleisch.

Um des Kiwi's habhaft zu werden, ahmen die Eingeborenen den Ruf des Vogels nach, und zünden, wenn sie ihn herangelockt haben, plötzlich eine Fackel an, wodurch das nächtliche Thier so betäubt und verwirrt wird, daß es entweder mit der Hand gefangen oder mit einem Stocke erschlagen werden kann. Mit Leichtigkeit faßt es natürlich der von den Europäern eingeführte Hund in diesem Zustande. Der Kiwi ist übrigens, wie Taylor in seinem „Neu-Seeland und dessen Bewohner“ (London 1855) erzählt, nicht nur seines Fleisches, sondern auch seiner Haut wegen hoch geschätzt, indem diese zusammengenäht und als Kleidungsstück für die vornehmsten Häuptlinge benutzt wird. Er brachte ein solches Kiwi-Gewand des Wanganui-Stammes als Geschenk für die Königin mit nach England.

Bis in die sechziger Jahre war der Kiwi noch eine Rarität unserer Museen, in der Folge wurde er häufiger nach Europa gebracht, und das Berliner zoologische Museum besitzt gegenwärtig sämmtliche drei Arten in mehreren Exemplaren.

Im Jahre 1852 kam der erste lebende Kiwi, ein Geschenk des Lieutenant Governor Eyre in dem Londoner zoologischen Garten an; es war ein Weibchen. Man wies ihm einen dunklen Stall an, dessen Ecken mit Stroh ausgefüllt waren. Zwischen dem Stroh hielt sich der Vogel den Tag über versteckt, und erst nach Sonnenuntergang kam er zum Vorschein, rannte lebhaft

umher, durchsuchte jeden Winkel und stach nach Art der Schnepfen mit seinem langen Schnabel in den weichen Boden. Man ernährte ihn mit Würmern und fein geschnittenem Hammelfleisch, von dem er täglich ca. ein halbes Pfund verzehrte.

Am 19. Juni 1859 legte der Kiwi sein erstes Ei, und etwa drei Monate darauf ein zweites. Das wiederholte sich mehrere Jahre, und öfters setzte sich der Vogel auf das Ei, als wenn er brüten wollte. Im Jahre 1865 erhielt der Garten von H. Slade einen männlichen Kiwi; die Thiere befreundeten sich mit einander, und am 3. Januar 1868 legte das Weibchen, wie der Oberaufseher Bartlett in den „Proceedings" der Londoner zoologischen Gesellschaft berichtet, ein Ei und bebrütete dasselbe einen oder mehrere Tage. Aber sowie es das Nest verließ, nahm das Männchen seine Stelle ein und blieb dann beständig sitzen. Am 7. Februar legte das Weibchen ein zweites Ei und überließ nun dem Männchen das Brutgeschäft ganz allein. Die Eier lagen längsweise neben einander in einer Höhlung des Bodens unter dem Stroh, und das Männchen setzte sich quer über dieselben, so daß die Spitzen der ungewöhnlich großen Eier an der Seite vorschauten. So saß der Vogel mit Ausdauer bis zum 25. April, wo er das Nest sehr erschöpft verließ. Bartlett untersuchte die Eier, fand aber leider keine Spur eines jungen Vogels in denselben. Immerhin war durch den Vorgang die Ueberzeugung gewonnen, daß der Kiwi seine Eier auf ähnliche Weise bebrütet, wie die übrigen Mitglieder der Straußenfamilie, und daß er seine Nesthöhle weder mit Laub füllt und der Fermentation das Brutgeschäft überläßt, noch sich unter dem Neste eine tiefere Höhle gräbt und von da aus das Ei von unten nach oben mit dem Rücken bebrütet, wie die Eingeborenen so phantastisch erzählen.

Die Paradiesente.

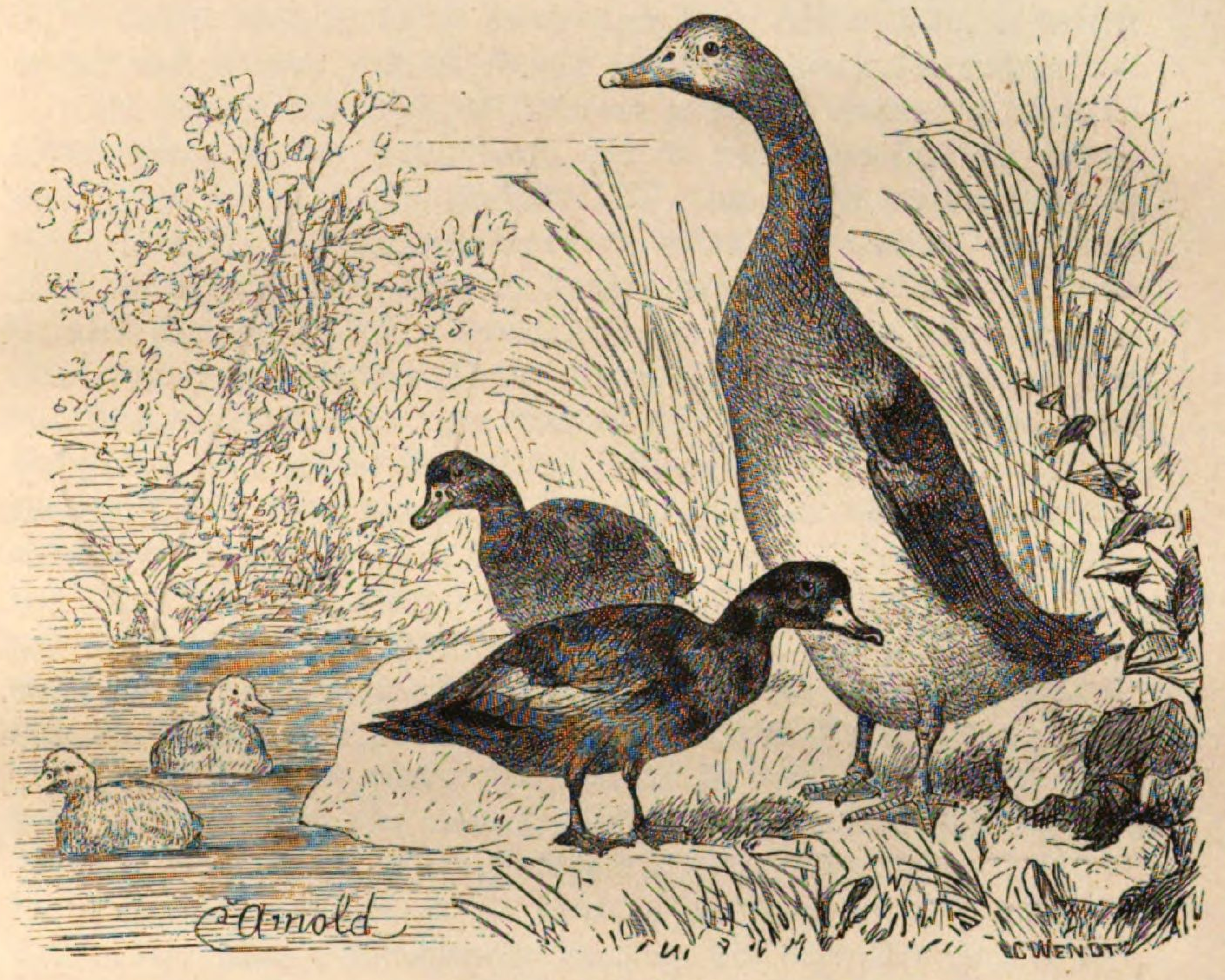
Das Vaterland des Kiwi's und des Kakapo's* beherbergt in den wildromantischen Felsenthälern und hochgrasigen Buchten seiner von brausenden Hochwassern zerklüfteten Uferabhänge, außer anderen Schwimm- und Wasservögeln, etwa sieben Anatiden- oder Entenarten, von denen fünf der langgestreckten Alpeninsel der Südsee eigenthümlich sind.

Die schönste derselben ist die sogenannte Paradiesente der Ansiedler; die Eingeborenen nennen sie Putangitangi, im Süden Putakitaki. Sie findet sich an allen Flußmündungen der dünn bevölkerten Nord- und Südinsel, ist sehr scheu und stürzt sich bei dem geringsten Anschein von Gefahr mit ihren Jungen in die Brandung. Ihr Fleisch ist ziemlich ungenießbar, das der Jungen aber sehr schmackhaft.

Die Paradiesente gehört zu der Sippe der Fuchsenten. — Fuchsente (vulpanser) nannten die Alten eine Ente, welche sich, nach Art der Füchse, in Erdhöhlen und Uferspalten versteckt und in Fuchs- und Dachsbauen nistet. Eine derselben, die rothgelbe Fuchsente des caspischen Meeres, führt den russischen Namen Kasarka, der später zum Gattungsnamen für die asiatische, afrikanische, neuholländische und neuseeländische Fuchsente erhoben wurde. Die Kasarken sind stattliche Vögel und haben gleich der gemeinen Fuchs- oder Brandente** Europa's einen metallgrünen Spiegel und weiße Flügeldecken. Kopf und Nacken der Neuseeländerin (Casarca variegata) sind von dunkelglänzendem Schwarzgrün; Brust und Unterhals schwarz mit rothbraunen Wellenzeichnungen; Rücken und Unterbrust schwarz mit weißen Wellen. Der Unterleib ist rostfarbig, schwarz gebändert und gewellt, der Schwanz glänzend

* Ein eulenartiger Papagei Neu-Seelands, welcher fast nur auf dem Boden lebt, unter überhängenden Felsstücken und dem Gewurzel der Bäume, und ein durchaus nächtliches Leben führt, daher Nachtpapagei, Eulenpapagei (Strigops). Seine Nahrung besteht in Moos, Beeren und Farrenkrautwurzeln.

** Italienisch Tadorna, daher der wissenschaftliche Name Anas tadorna.



Junge Paradiesente.

schwarz; die Extremitäten sind gleichfalls schwarz. Das Weibchen ist ähnlich befiedert, hat aber auffallender Weise einen schneeweißen Kopf und Nacken, und da die Paare stets monogamisch zusammenhalten, so macht sich die Paradiesente durch diesen Unterschied zwischen Männchen und Weibchen weithin kenntlich. Die Länge derselben beträgt 2 Fuß, die des Schnabels bis zum Mundwinkel 2 Zoll, die der Schwingen 1 Fuß und die des Fußes und des Laufes $2^1/_2$ Zoll.

Obgleich man die Paradiesente bereits nach Cook's zweiter Expedition in die Südsee durch die beiden Forster im Balge kennen lernte, so dauerte es doch noch geraume Zeit, bis sie zum ersten Mal lebend nach Europa kam.

Im Jahre 1862 erhielt der Londoner zoologische Garten die ersten lebenden Exemplare der Paradiesente, aber es waren Weibchen; im August 1863 folgte ein Paar. Im Frühjahr 1865, etwa in der zweiten Woche des April, legte das Weibchen, wie Sclater in den „Proceedings" vom Jahre 1866 erzählt, fünf Eier, und fünf Junge kamen am 15. Mai aus. Eines derselben starb in dem ersten Dunenkleide, welches dem der Rostente (Casarca rutila) des caspischen Meeres ähnelt. In dem Alter von ungefähr drei Monaten legten die übrigen vier das erste Federkleid an, und bei dieser Gelegenheit stellte sich die Paradiesente, obgleich sie in Nichts von dem Typus der übrigen Enten abweicht, als ornithologische Curiosität, wo nicht gar als Unicum in der Vogelwelt dar, denn die Jungen glichen nicht, wie das Regel, der Mutter, sondern dem Vater und hatten einen schwarzen Kopf und Nacken. Erst in der Herbst-Mauser nahmen drei von ihnen den charakteristischen weißen Kopf und Nacken des Weibchens an. Von 1865 ab brüteten die Paradiesenten jedes Jahr in dem Londoner Garten.

Im Herbst 1869 erwarb der Berliner zoologische Garten ein Paar dieser auf dem Continente immerhin seltenen Vögel und bereits im Mai 1870 begann die Ente in der künstlichen Höhlung einer kleinen Teichinsel das Brutgeschäft. Leider war sie dabei zu eifrig und erdrückte durch ihr Gewicht die kaum ausgekommenen Jungen. Ein ärgerlicher Zufall; aber wenigstens war die Ueberzeugung wirklicher Begattung gewonnen, und damit tröstete sich Dr. Bodinus auf das Jahr 1871.

Die Zeit kam heran und abermals gegen Ende des Wonnemonats Mai saß die Paradiesente brütend auf vier Eiern. Aber als Dr. Bodinus eines Morgens seinen gewohnten Rundgang durch den Garten machte, traf er seine Neuseeländerin in erbittertem Streit mit einer Magellans-Gans der Falklandsinseln. Das Gehege überspringen und die Streitenden trennen, war das Werk eines Augenblicks. Die Neuseeländerin war jedoch bereits flügellahm und ihre Brutstätte ein Tohuwabohu. Zum Glück sah die Sache schlimmer aus, als sie war, denn drei Eier lagen wenigstens noch unversehrt umher. Durch seine Leichtigkeit kennzeichnete sich zwar das eine sofort als sogenanntes Windei, aber zwei ließen, gegen das Licht gehalten, bereits den

Embryo erkennen. Sie wurden glücklich einer in der Nähe brütenden ägyptischen Gans untergeschoben und die flügellahme Mutter zur Herstellung des beschädigten Gliedes in einer Privatzelle untergebracht, wo sie sich auch nach einiger Zeit vollständig erholte.

In der Besorgniß, es könnte den zu erwartenden Neuseeländerinnen bei ihrer Pflegemutter derselbe Unfall begegnen, wie früher bei ihrer natürlichen, nahm Dr. Bodinus der Aegypterin die untergeschobenen Eier vor ihrer vollständigen Entwicklung wieder weg und legte sie einer als Brüterin bewährten Cochinchina-Henne unter.

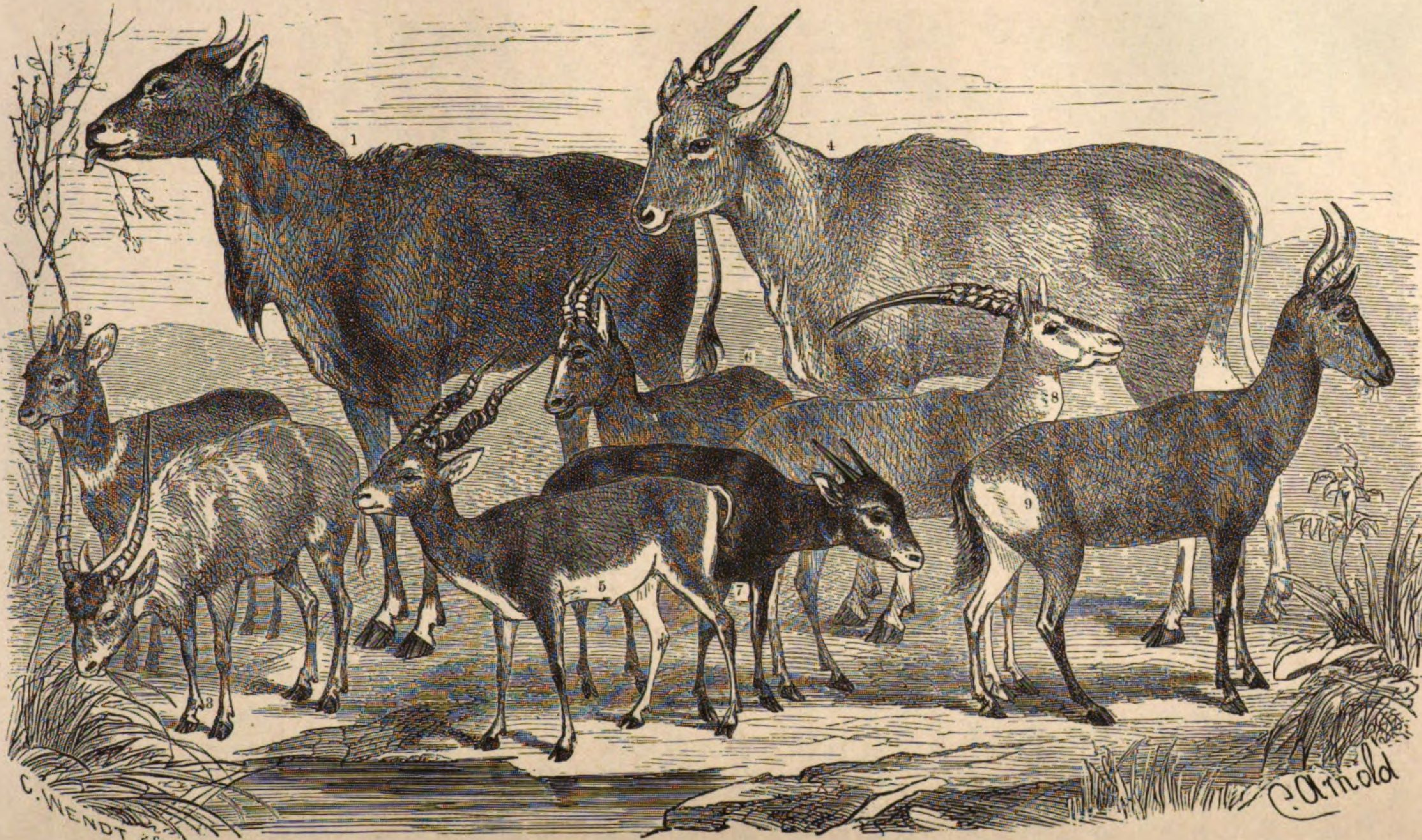
Daß Hühner Enten und Enten Hühner ausbrüten und großziehen, ist eine allbekannte Thatsache, und nur die Seltenheit der Zucht macht das schließliche Ausbrüten des jungen Neuseeländerpaares durch eine Cochinchina-Henne zu etwas Besonderem.

Es wurde eine Teichecke für die Kleinen abgegrenzt, und wie ängstlich sich auch die Henne dagegen sträubte, die jungen Enten folgten ihrem angeborenen Triebe für das Wasser. So wurden sie acht Tage alt und es erschien wünschenswerth, ihnen, unter dem Schutze einer geeigneteren Führerin, als die wasserscheue Henne es war, einen größeren Spielraum anzuweisen. Ob sie sich wohl bei einer Pinguin-Ente, die gerade ein Paar rothe Fuchsenten ausgebrütet hatte, würden einschmuggeln lassen?

Der Versuch wurde gemacht und gelang trotz des Altersunterschiedes der beiden Paare.

Die Pinguin-Ente, eine wunderlich hochgereckte Varietät unserer Hausente, rechtfertigte das Vertrauen, das man in ihre Leichtgläubigkeit gesetzt hatte, und führte in Gemeinschaft mit den caspischen auch die neuseeländischen Kleinen.

Der Unterschied der beiden Arten wurde nach Ablegung des Dunenkleides erst recht auffällig, denn jene erschienen nun überwiegend rostroth, diese präsentirten sich, wie unsere Abbildung zeigt, in dem dunkelfarbigen Gefieder der männlichen Paradiesente. Dem Kleide nach war man veranlaßt, die neuseeländischen Jungen für Männchen zu halten; aber als die Zeit der Herbstmauser kam, färbte der Kopf des einen, vom Schnabel an, sich allmälig weiß, während der des anderen bei seiner schwarzgrünen Farbe verharrte; die beiden Vögel präsentirten sich somit als Paar.



Antilopen.

1) Nilgau. 2) Buschbock. 3) Mendes=Antilope. 4) Elen=Antilope. 5) Hirschziegen=Antilope. 6) Bläßbock. 7) Anoa. 8) Säbel=Antilope. 9) Hartebeest.

Die Antilopen.

Die Antilopenfamilie ist eine der artenreichsten unter den Säugethieren. Ihre Angehörigen verhalten sich in den Extremen etwa wie ein zierliches Windspiel zu einem kräftigen Pferde. Die kleinste ist die Pfriemen-Antilope Guinea's, die größte die Elen-Antilope Südafrika's, die bei ausgezeichneten Exemplaren eine Länge von 9 bis 10 und eine Schulterhöhe von 6 bis $6^1/_2$ Fuß erreicht und 800 bis 1000 Pfund schwer wird, während bei der Pfriemen-Antilope die Länge kaum 20 und die Schulterhöhe kaum 11 Zoll beträgt.

Die Antilopen sind Wiederkäuer und haben als solche einen vierfachen Magen, nämlich den Pansen, der wie ein Magazin das grob gekäuete Futter aufnimmt und es in kleinen Portionen dem maschig gegitterten Netzmagen mittheilt. Hier wird es noch mehr erweicht, durch einen Act normalen Erbrechens wieder ins Maul getrieben und noch einmal durchgekäuet (ruminirt), worauf es geradesweges in den Blättermagen übergeht. Dies ist der kleinste, innen mit blätterigen Falten besetzte Magen, aus welchem das Futter endlich zur völligen Verdauung in den Fettmagen oder eigentlichen Magen hinabgeführt wird. Die Speiseröhre mündet oben am Zusammentritt der drei ersten Magen ein, so daß das Futter willkürlich in einen von ihnen übergehen kann. Nur der Fett- oder Labmagen ist bei den saugenden Jungen ausgebildet und nimmt die Milch sogleich auf. Wenn die übrigen Magen sich entwickelt haben, hören die Jungen von selbst auf, zu saugen. Die Bildung des Magens charakterisirt allein die Wiederkäuer, weshalb Thiere, bei welchen man mitunter ebenfalls ein Wiederkäuen ohne die genannte Magenbildung beobachtet hat, wie Känguruh und Hasen, nicht zu den Wiederkäuern gehören. Die complicirte Magenbildung hängt wahrscheinlich mit der vegetabilischen Nahrung der Wiederkäuer zusammen, indem Gräser und Kräuter sehr wenig Fleisch und Blut bildende Substanzen enthalten, wodurch nicht allein eine größere Menge Futter nöthig wird, sondern auch ein vollkommeneres Ausnützen desselben. Dagegen genügt eine Reihe schaufelförmiger Zähne im Unterkiefer, um durch deren Anpressen an die flache Seite des vorderen zahnlosen Oberkiefers die Gräser und Kräuter abzuschneiden oder abzurupfen und

sie den Mahlzähnen und dann dem Magen zur Verdauung zu überliefern. Das Zahnsystem der Wiederkäuer besteht deshalb in der Regel auch nur aus 8 unteren Schneidezähnen und je 6 Backenzähnen im Ober- und Unterkiefer.

Die Wiederkäuer treten mit zwei Hufzehen auf und haben in der Regel hinten noch zwei kleinere, nicht auftretende Afterzehen. Sie zerfallen in vier große Gruppen, nämlich Schwielensohler (Kamele und Lama's), Kameloparden (Giraffe), Hirsche mit abwerfbarem soliden Geweih, und Hohlhörner, bei welchen die Hörner scheidenartig die Stirnzapfen umgeben und nicht abgeworfen werden.

Zu der letzten Gruppe gehören außer den Rindern, Schafen und Ziegen auch die Antilopen.

In der Mehrzahl ähneln diese den Hirschen und Rehen; andere nähern sich zugleich mehr oder weniger dem Typus anderer Wiederkäuer, aber selbst die Gegensätze der zierlichen Gazellenschönheit kennzeichnen sich durch die Form und Beschaffenheit der Hörner, die den Weibchen bei vielen Arten fehlen, sowie durch die schlanken Beine als Antilopen.

Mit alleiniger Ausnahme der sogenannten Gabelgemse (A. furcifer) der nordamerikanischen Prärien, deren Gehörn noch einen flachen oder runden Seitenansatz hat, sind die Hörner der Antilopen zackenlos, wie bei den sonstigen Cavicorniern drehrund, glatt oder geringelt, auf verschiedene Weise gekrümmt oder gerade. Bei den Zwerg-Antilopen werden sie kaum zwei Zoll hoch, bei den Oryx-Antilopen über drei Fuß; bei der Gemse biegen sie sich hakenförmig nach hinten, bei dem Klippspringer (A. oreotragus) steigen sie gerade auf, bei dem mächtigen Kudu (A. strepsiceros) der südafrikanischen Buschwälder bilden sie mehr als drei Fuß hohe Schrauben, bei der Mendes-Antilope und den Gazellen nehmen sie die Form einer Leier an. Eine merkwürdige Ausnahme macht in Bezug auf die Zahl der Hörner die zierliche Tschikara Bengalens, denn diese hat vor den gewöhnlichen noch zwei kleinere Hörner stehen, daher Antilope quadricornis, was bei wild lebenden Thieren nirgends weiter vorkommt.

Die Antilopen haben zwei oder vier Zitzen; seitlich davon befindet sich meist ein durch eine Hautfalte gebildeter Beutel mit Drüsen (pori inguinales), welche eine riechende Substanz absondern, wie die Seitendrüsen mancher Spitzmäuse. Das Haarkleid ist meist kurz und eng anliegend, der Schwanz verschiedenartig behaart; manche haben Thränengruben, wenige einen Kinnbart. Es sind gesellige und ungemein lebhafte Thiere, voll Freiheitsliebe, neugierig, aber äußerst scheu und furchtsam, mit ausgezeichneten Sinnen begabt. Jung eingefangen, werden zwar manche, zumal die Weibchen, leicht zahm, aber eigentliches Hausthier ist noch keine geworden.

Wie in Bezug auf Figur und Größe, so vereinigen sich auch in Bezug auf den Aufenthalt in der Antilopen-Familie die schroffsten Gegensätze. Die Gemse ist bekanntlich ein Kind der Alpen; in Afrika wird sie durch den nied-

lichen Klippspringer vertreten, in Asien durch den Goral und andere Ziegen-Antilopen. Die gleichfalls ziegenartige Woll-Antilope Nordamerika's (A. lanigera) lebt auf der Höhe des Felsgebirges, die sogenannte Gabelgemse dagegen auf den Prärien. Sie verdankt den Namen Gemse lediglich dem gerade aufgerichteten und an der Spitze hakenförmig gekrümmten Gehörn. Dem Tschiru der nördlichen Himalayakette ist die Temperatur des Thales verderblich, der Mehrzahl der anderen Antilopen die Kälte. Buschbock (A. silvatica), Riedbock (A. eleotragus) und Wasserbock (A. ellipsiprymna) u. s. w. kennzeichnen ihren Aufenthalt durch den Namen. Außer dem Buschbock leben noch andere Antilopen in Waldungen, weitaus die meisten jedoch in den unabsehbaren Flächen der Wüste und Steppe. Salz ist ihnen Lebensbedürfniß.

Die anmuthigste und zierlichste unter den neunzigerlei Antilopen ist die wegen ihrer Schönheit vielgepriesene Gazelle.

Die Gazelle (A. dorcas) ähnelt in Gestalt und Größe dem Reh, ist aber noch zarter und schlanker gebaut als dieses und auch schöner gezeichnet. Das glatt anliegende kurze Haarkleid hat ein fahlgelbes Colorit, welches gegen den Rücken und an den Läufen in dunkles Rothbraun übergeht. Die untere Leibeshälfte ist glänzend weiß und von der oberen durch einen dunklen Längsstreifen geschieden. Den fein zugespitzten Kopf ziert ein sieben Zoll hohes, lyraförmiges Hörnerpaar von schwarzer Farbe; glänzend schwarze, schmale, hohe Hufen zieren die schlanken Beine. Die Augen sind groß und lebhaft, dunkel und von gewinnendem Ausdruck. Dorkas, d. h. die Blickende, nannten darum die Griechen die Gazelle. Die Araber, denen sie zugleich ein Bild weiblicher Schönheit ist, gaben ihr den Namen el Gazal, d. h. Antilope, indem sie in ihr mit Recht das Prototyp der Antilopenschönheit erblickten. In Aegypten hieß sie Isis-Antilope.

Jung eingefangen, wird sie sehr leicht zahm und fast Hausthier. Die arabischen Frauen werden nicht müde, sie zu streicheln und sich in dem dunklen Glanz ihres Auges zu spiegeln. Wie in den ältesten Zeiten, so preisen die orientalischen Dichter noch heutzutage die Anmuth und Zierlichkeit der Gazelle, und der liebende Araber kann die Geliebte nicht höher feiern, als wenn er ihr deren Reize zuschreibt, die Schönheit des Auges, den schlanken Hals und den zierlichen Wuchs der Glieder &c. „Deine zwo Brüste sind wie junge Gazellen-Zwillinge, die unter den Rosen weiden," heißt es bereits im Hohen Liede Salomonis.

„Soll deine Freundin bis zum Brautstand nur
Das Liebe hindernde Gelübde halten?
Soll sie für immer wohnen hier im Hain
Bei den Gazellen, die im Blick ihr gleichen,
Und die sie liebt, als wären's ihre Schwestern?"

fragt der König in Kalidasa's „Sakuntala".

Die Gazelle lebt familien- und rudelweise in den mit Mimosen bestandenen Ebenen von Nordostafrika und dem steinigten Arabien und ist ein scheues, furchtsames Thier, das sich nur im äußersten Nothfalle mit seinem Gehörne zur Wehr setzt. Mehr ostwärts, in Arabien und Persien bis gegen Indien hin, tritt die schwarznasige Gazelle (A. arabica) an die Stelle der gewöhnlichen. Sie ist dieser in Figur und Größe gleich und nur in Farbe und Zeichnung etwas verschieden. Auch der Dschairan (A. subgutturosa) der vorderasiatischen Steppen unterscheidet sich von der Dorkas nur auffallend durch den kropfartig hervorstehenden Kehlkopf des Männchens. Sehr ähnlich sind dieser ferner bis auf die mangelnden Kniebüschel die glattfüßige Gazelle (A. laevipes) von Senegambien und Sennar, sowie die langhörnige Antilope (A. leptoceros) der oberen Nilgegenden. Mit Ausnahme der langen Hörner ist diese Art den eigentlichen Gazellen so ähnlich, daß Sundevall sie für eine Varietät der gewöhnlichen Gazelle ansieht, und Gray sie nicht einmal als eigene Art aufstellt, sondern nur unter den Abänderungen seiner Dorkas aufführt.

Da die Modificationen der Antilopen-Charaktere nicht parallel neben einander fortlaufen, sondern scheinbar ohne allen inneren Zusammenhang durch einander auftreten, so ist es äußerst schwierig, die sehr große Zahl der Arten in natürliche Gruppen zu ordnen. Den langen, dünnen und fast bis zur Spitze geringelten parallelen Hörnern nach würde die langhörnige zu den Oryx-Antilopen gehören, während alle übrigen Merkmale, selbst Größe und Färbung, ihr einen Platz bei den Gazellen anweisen. Auch sie ist ein Beweis, wie wenig standhafte Merkmale zwischen den verschiedenen Gruppen von Antilopen aufzustellen sind.

Den barockesten Gegensatz zu der anmuthigen Schönheit und Zierlichkeit der Gazellen bilden die Gnu-Antilopen Südafrika's.

„Im westlichen Negerlande," erzählt Plinius in dem achten Buche seiner Naturgeschichte, „ist die Quelle des Nigerflusses; bei dieser wohnt ein wildes Thier, Namens Katoblepas; es ist klein, hat schwache Beine, nur der Kopf ist unförmlich groß und hängt wegen seiner Schwere immer zur Erde nieder. Dieser Umstand ist ein wahres Glück für die Menschheit, denn wer dem Thier ins Auge sieht, ist auf der Stelle todt."

Nach Aelian's Beschreibung sieht „das Katoblepon einem Stier ähnlich, hat aber hohe, struppige Augenbrauen, wilde, mit Blut unterlaufene Augen, die immer zur Erde gerichtet sind. Es hat eine Mähne, die bis auf die Stirn geht. Die Nahrung besteht aus giftigen Wurzeln. Wenn es boshaft ist, geht ein giftiger Hauch aus seinem Schlunde; Thiere und Menschen, die von diesem Hauche berührt werden, sterben unter Krämpfen."

Was hier von dem giftigen Blick und Hauche des Gnu's erzählt wird ist natürlich Fabel, aber bezeichnend für den Eindruck, welchen das seltsame

Thier auf die Beobachter früherer Jahrhunderte gemacht hat. Uebertreibungen wären unausbleiblich, denn das Aussehen des Gnu's fordert förmlich dazu heraus.

Der fein zugespitzte Gazellenkopf ist bei dieser Antilopenart zum langen, schmalen Stierkopfe geworden, mit großer, breiter Muffel, borstig struppiger Behaarung und einem weißlichen Kinnbart. Die Hörner laufen horizontal über die Stirn, wenden sich in starker Krümmung rückwärts und mit der Spitze schließlich nach oben. Die Augen sind groß, dunkelbraun, ringsum mit steifen, langen, weißen Borsten umkränzt, die dem Blick viel Wildheit verleihen, zumal der Kopf mit dem starken, dicken Halse stets gesenkt ist; daher Katoblepas, d. h. der Niederschauende. Der Hals ist mit einer Borstenmähne bekleidet, der Nasenrücken mit einem Büschel langer, schwarzbrauner Borsten; weiße Borsten stehen auf den Lippen. Statt des kurzhaarigen Antilopenschwanzes hat das Gnu einen zwei Fuß langen, bräunlichweißen Pferdeschweif.

Die Farbe des Felles ist bei Katoblepas-Gnu dunkelgraubraun, bei Katoblepas-Gorgon dunkelaschgrau, mit sepiabraunen, verschwommenen Verticalstreifen. Außerdem unterscheidet sich der Kokun von dem Gnu durch eine Rammsnase und größere Figur. Er erreicht mitunter eine Höhe von 4½ und eine Länge von 9 Fuß; der Kopf wird fast 2 Fuß lang. Mähne, Bart und Schweif sind bei der Gorgon-Antilope schwarz.

Gnu und Kokun sind Bewohner der südafrikanischen Ebenen. Aus dem Caplande sind sie vertrieben, kommen aber auf ihren jährlichen Wanderungen noch immer dahin, vorzugsweise das Gnu. Es sind ungemein bewegliche und muthwillige Thiere, unbändig und voll Freiheitsliebe. Der Name „Wilde beest", den die holländischen Ansiedler dem Gnu gaben, ist bezeichnend. Gejagte Gnus zeigen in der Art und Weise, wie sie den Kopf aufwerfen, aufstampfen und ihren Feind vor der Flucht erst betrachten, eine auffallende Aehnlichkeit mit verfolgten wilden Rindern. Kommen die Jäger ihnen näher, so peitschen sie wild mit dem Schweife, springen hoch auf und rennen in tollen Sätzen davon. In einiger Entfernung machen sie Halt, zeigen drohend die Hörner und begeben sich von Neuem auf die Flucht, aber nicht geradeaus, sondern kreisend, so daß sie nach einigen Minuten wieder auf dem Platze stehen, über welchen die Jäger soeben erst hinweggeritten. Muß das Gnu daran verzweifeln, in der Flucht seine Rettung zu finden, so stürzt es sich wüthend auf seinen Angreifer, sei dieser nun Mensch oder Hund. Es wirft sich bei solchen Gelegenheiten und beim Kampfe mit seinesgleichen auf die Knie und stößt mit gesenktem Kopfe von unten nach oben. Gesicht, Geruch und Gehör des seltsamen Thieres sind vorzüglich, aber seine sonstige Begabung ist gering. Selbst jung eingefangene Gnus bleiben immer ungemüthliche Geschöpfe, störrig, unempfänglich für Schmeicheleien und wetterwendisch; der Wärter hat stets bei ihnen auf der Hut zu sein, daß sie ihm nicht

unversehens einen Stoß versetzen. Uebrigens zeigen auch die zahmen Antilopen, zumal wenn sie älter werden, leicht die Hörner.

Das Gnu ist ein Mittelding zwischen Antilope, Rind und Pferd; einen wirklichen jungen Büffel aber glaubt man beim Anblicke des Sapi-Utang von der Insel Celebes vor sich zu haben. Diese Art, gewöhnlich Anoa (A. depressicornis) genannt, unterscheidet sich von ihren Verwandten durch die untersetzte Gestalt, den dickeren Kopf und die geringe Höhe der Beine; sie wird deshalb mitunter noch jetzt der Rinderfamilie zugezählt, mit der sie auch die Losung gemein hat. Gleichwohl weisen ihr die in ziemlich gleicher Flucht mit der Stirnfläche stehenden geraden Hörner ihren Platz unter den Antilopen an. Als Heimath der Anoa ist nur die Insel Celebes bekannt, wo diese Thiere in Wäldern wohnen, sehr wild sind und mit ihren Hörnern gefährlich verwunden sollen. Nach ihrem Benehmen in der Gefangenschaft zu schließen, scheinen sie gleich den Büffeln auch wohl gern ein Schlammbad zu nehmen.

Die Anoa ist hiernach bis auf die Hörner Rind. Zu förmlichen Caricaturen aber gestaltet sich die Vermischung des Antilopen- und Rindertypus bei den elchartigen Antilopen.

Die sonderbarsten derselben sind die bei den holländischen Ansiedlern unter dem Namen Hartebeest bekannte Kaama der Hottentotten (A. Caama) und die Kuh-Antilope Nordafrika's (A. bubalis). Sie kennzeichnen sich durch hohe Schultern, abschüssigen Rücken, schmächtige Kruppe und auffallend langen, schmalen Kopf. Die Augen sind unschön nach oben gerückt; dicht neben einander erheben sich die dicken Hörner auf der schmalen, kurzen Stirn und krümmen sich je nach dem Lebensalter in knorrigem Bogen aus einander mit aufwärts und rückwärts gerichteter Spitze. Sie erreichen ungefähr die Größe des Edelhirsches und leben gewöhnlich in Rudeln von sechs bis acht Stück. Zur Zeit der Wanderung schaaren sie sich zusammen und bilden dann Heerden von einigen Hunderten. Mit ihnen ziehen Gnus und andere Antilopen, Quaggas und Strauße. Die mit den schärfsten nnd feinsten Sinnen ausgestatteten Mitglieder einer solchen gemischten Gesellschaft übernehmen bei diesen Wanderungen die Sorge für das allgemeine Wohl; so lange die Wachen sich ruhig verhalten, überlassen die Anderen sich unbesorgt ihrer Weide und Unterhaltung; giebt aber eine derselben das Signal zur Flucht, so eilen Strauße, Antilopen und Tigerpferde, in wilder Flucht ihren Führern folgend, über die Ebene. So lange sie kann, flüchtet die Antilope, wird sie aber in die Enge getrieben oder verwundet, so wendet sie sich plötzlich und stürzt gesenkten Hauptes gegen ihren Angreifer. Auch unter sich führen die Antilopen zu gewissen Zeiten blutige Kämpfe und stoßen mit den Hörnern so lange auf einander los, bis eine der anderen das Feld räumt oder verwundet liegen bleibt.

Aehnliche, aber minder auffallende Formen zeigen die von Professor

Peters in Mozambique entdeckte breithörnige Kuh-Antilope (A. Lichtensteinii) und der Bläßbock (A. albifrons) ꝛc.

Dem kräftigen Ochsentypus nähern sich, aber ohne dabei zur Caricatur zu werden, vornehmlich die langwammigen Männchen der bereits erwähnten Elen-Antilope; gleichwohl ist in der ganzen Gestalt die Verwandtschaft mit den Antilopen nicht zu verkennen, zumal die Hörner über die Familienangehörigkeit keinen Zweifel lassen. In dem Caplande ist die Elen-Antilope ausgerottet, aber im Innern findet sie sich noch ziemlich häufig. Sie lebt in Rudeln von acht bis zehn Stück oder auch in größeren Gesellschaften. Ist Gefahr im Anzuge, so entfliehen die Weibchen und Jungen, so schnell sie können, selbst über Berge, daher wohl auch der Name Berg-Antilope (A. oreas), denn ihr gewöhnlicher Aufenthalt ist die Ebene. Alte Männchen, die zum Bergsteigen zu feist geworden sind, bleiben in der Ebene zurück und stellen sich, nachdem die Ausdauer des Pferdes sie schließlich außer Athem gesetzt, dem Jäger oder ergeben sich in ihr Schicksal. Jung eingefangen, wird die Kanna leicht zahm und pflanzt sich ohne Umstände fort. Im Haag war ein Kanna-Paar, dessen Männchen sich vor ein Cabriolet spannen ließ, aber wenig Ausdauer zeigte. In der Neuzeit sind die Elen-Antilopen in den Thiergärten Europa's eine gewöhnliche Erscheinung. Sie sollen insgesammt von zwei Paaren abstammen, welche 1840 und 1851 durch den Earl von Derby in England eingeführt wurden. Das Fleisch der Kanna wird sowohl frisch als geräuchert verspeist. Frisch schmeckt es wie Rindfleisch, hat aber einen auf die Dauer unangenehmen Beigeschmack; geräuchert verliert es denselben, und die der Länge nach ausgeschälten Muskeln der Keulen sind dann ein Leckerbissen und werden, in dünne Scheiben geschnitten, roh zu Butterbrot gegessen.

In Asien vertritt der Nylgau (A. picta) in Bezug auf Körpergröße die Elen-Antilope. Er erreicht eine Länge von 8 und eine Schulterhöhe von fast 4$^1/_2$ Fuß und ist wahrscheinlich identisch mit dem Hippelaphus oder Pferdehirsch des Aristoteles. An das Pferd erinnert der Kopf dieser Antilope, an den Hirsch und das Rind die Figur; die Farbe ist röthlich- oder bläulichgrau, daher der Name blauer Ochse. Die Hörner, die trotz der Größe des Nylgau's nur 7 Zoll lang werden, sind nahe über den Augen aufgesetzt, und es erscheint das Hinterhaupt dadurch ungewöhnlich lang. Der Nacken ist mit einer schwärzlichen Mähne versehen, die Kehle mit einem langen Haarbüschel; der Schwanz reicht bis an das Knie und ist an den Seitenkanten zunehmend behaart. Zwei weiße Querbinden umsäumen die Fußfesseln; die Ohren sind innen schwarz gestreift. Farbe und Zeichnung rechtfertigen den Namen Antilope picta, d. h. die bemalte oder bunte.

Der Nylgau bewohnt Ostindien und Kaschmir und findet sich am häufigsten zwischen Delhi und Lahore. Er lebt gewöhnlich paarweise am Rande der Dschungeln, in deren Dickicht er aus Furcht vor dem Tiger nicht ein-

zudringen wagt. Seine Jagd wird von den Indiern mit Leidenschaft betrieben, und die Herrscher des Landes bieten Schaaren von Untergebenen auf, welche ihnen die Antilope zutreiben müssen.

Im Jahre 1767 kam ein Nylgaupaar nach England, gegen Ende des Jahrhunderts gelangten andere nach Frankreich, Holland und Deutschland. Jetzt fehlt der blaue Ochse wohl in keinem größeren Thiergarten Europa's. Er pflanzt sich ohne Umstände fort und wird auch leicht zahm, aber zu trauen ist ihm nie. Sobald er erregt wird, krümmt er den Rücken, klemmt den Schwanz zwischen die Beine und schleicht, schielend und finstere Blicke um sich werfend, langsam dahin. Der Nylgau der Freiheit ist ein entschlossenes und bösartiges Thier, das sich wüthend gegen den Jäger kehrt und, auf den Knien vorrutschend, blitzschnell gegen ihn aufspringt.

Ungleich seltener als der Rindertypus ist der Schaftypus in der Antilopenfamilie vertreten und in unschöner Form nur bei der Steppen-Antilope oder Saiga der Tataren.

Die Saiga (A. saiga) erreicht ungefähr die Größe des Damhirsches. Der Kopf ist unverhältnißmäßig stark und durch einen knorpeligen Wulst auf dem Nasenbeine verunstaltet. Die durch eine Längsfurche getheilte Nase ragt über den Unterkiefer hinaus und ist sehr beweglich.

Daß die Saiga beim Saufen das Wasser nicht blos durch das Maul, sondern auch durch die Nase einziehe, ist eine alte, aber trotz ihrer Wunderlichkeit immer einmal wiederkehrende Fabel. Da die Nasenlöcher des Thieres beim Saufen fast den Wasserspiegel berühren, so gewinnt es allerdings den Anschein, als müsse beim Einziehen des Wassers in das Maul auch Wasser in die Nase dringen. Die Saiga versteht das aber durch die Beweglichkeit ihrer Nase just sehr geschickt zu vermeiden, indem sie die Nasenlöcher möglichst aufwärts und seitwärts zieht. So wenigstens machten es, so oft wir ihr Saufen beobachteten, die Saiga-Antilopen des Berliner zoologischen Gartens. Die Wulstnase dient der Saiga wohl zur Beseitigung des Schnees, der mitunter die Steppenkräuter bedeckt, während sie diese durch die tief sitzenden Nasenlöcher leichter wittert oder ausfindig macht.

Es finden sich nach C. G. Giebel (die Säugethiere in zoologischer, anatomischer und paläontologischer Beziehung) unter den Steppen-Antilopen auch Exemplare mit drei und nur einem Horn.

Jung aufgezogen, wird die Saiga sehr zahm und folgt ihrem Herrn auf Schritt und Tritt. Sie flieht vor ihren wilden Artgenossen und kehrt des Abends von selbst in ihren Stall zurück. Das Kind der Freiheit ist zum Sklaven geworden, und in diesem Zustande sind Abnormitäten in der Hornbildung nichts Ungewöhnliches.

Die Heimath der Saiga erstreckt sich von der polnischen Grenze bis zum Irtisch und Altai. An der Wolga, in der irtischen und tatarischen Steppe begegnet man den wulstnasigen Thieren alle Tage. Sie sind gleich

ihren näheren und entfernteren Verwandten sehr neugierig und kommen manchmal bis an die Wagen der Reisenden heran. Wenn das Rudel weidet oder ruht, ist stets ein Wachtposten ausgestellt, wird er müde, so tritt ein anderer an seine Stelle. Ist Gefahr im Anzuge, so läuft das Rudel zusammen, sieht sich zagend um und flieht unter der Führung des Bockes. Im Herbste vereinigen sich die Rudel zu Heerden von Tausenden und wandern nach wärmeren Steppen; im Frühjahr kehren sie rudelweise zurück.

Die Nomaden jagen die Saigas mit Leidenschaft. Man verfolgt sie zu Pferde mit Hunden oder Beizvögeln und holt sie trotz ihrer Flüchtigkeit in der Regel ein, weil sie bald ermüden und außer Athem kommen. Da ihnen wie den übrigen Antilopen selbst ganz unbedeutende Verwundungen leicht gefährlich werden, so hauen die Kirgisen Pfade in das Schilf und Steppengras, schneiden die Halme fußhoch ab und treiben die Saigaheerden auf diese Stachelfelder. Die Thiere verletzen sich an den scharfen Spitzen des Rohres und erliegen den Verwundungen. Auch die Wölfe richten arge Verheerungen unter ihnen an, und eine Dassel- oder Biesfliege legt ihnen die Eier in solcher Menge in die Haut, daß die auskriechenden Maden den Brand des Felles verursachen und das Thier umbringen.

Außer der Gemse der Hochalpen ist die Saiga die einzige Antilope, die auch in Europa vorkommt. In Amerika kommen ebenfalls nur zwei, und zudem zweifelhafte Arten vor, nämlich die sogenannte Gabelgemse (A. furcifer) und die Woll-Antilope (A. lanigera). Australien hat gar keine Wiederkäuer. Auf Asien und Afrika kommt somit die Gesammtzahl der Antilopen, und zwar auf jenes circa $^1/_5$, auf dieses $^4/_5$ derselben.

Afrika ist das Vaterland der kleinsten und größten, der schlanksten und plumpsten, der zierlichsten und barocksten. Die in den Waldungen der Küste von Guinea wohnende Pfriemen-Antilope (A. spinigera) erreicht nicht einen Fuß Höhe. Die pfriemenförmigen Hörner mit ihrer scharfen, schwarzen Spitze gleichen vollkommen den Dornen der Akazien und werden meistens nicht einen Zoll lang. Der javanische Kantchil oder Kaninchenhirsch (Moschus Kantchil) und die Pfriemen-Antilope sind die kleinsten Wiederkäuer. Nicht viel größer werden die Moschus-Antilope (A. moschata) der Küste von Zanzibar und Mozambique, die abyssinische Windspiel-Antilope (A. Hemprichiana), die südafrikanische Zwerg-Antilope (A. pygmaea) und die flockige Schopf-Antilope (Cephalolophus rufilatus) Guinea's. Wie in der Figur und der Fuchsfarbe, so ähneln diese kleinen Antilopen einander auch in der Lebensweise.

Es sind Bewohner der Buschwälder, an denen Afrika so reich ist. Sie laufen zwar sehr schnell, sind aber zu klein, um ihr Heil bei Gefahr in offener Flucht finden zu können, und leben deshalb auch nicht auf freiem Felde, sondern im Dickicht, nicht in Rudeln und Heerden, sondern paarweise. Die kleinen Thierchen schlüpfen mit Leichtigkeit durch das dichteste Gestrüpp, und

es gehört das scharfe und geübte Auge des Eingeborenen dazu, um sie in dem Gewirr des Strauchwerks zu entdecken und ihre Spur nicht zu verlieren. Bei dem geringsten verdächtigen Geräusch springt der Bock in die Höhe, horcht scharf auf und schleicht nach einem offenen Platz, um den Gegenstand der Gefahr auch zu sehen. Findet er es gerathen, zu fliehen, so schleicht er vorsichtig wieder in das Dickicht zurück, sucht den dünner bestandenen Buschwald zu gewinnen und eilt, von dem Weibchen gefolgt, in schnellenden Sätzen dahin, kehrt aber schließlich in weitem Bogen immer wieder zurück zu dem gewohnten Versteck. Natürlich werden die zierlichen Thierchen durch diese Anhänglichkeit an ihren Standort des Jägers Beute um so sicherer.

An diese Kleinsten der Kleinen reihen sich in sacht aufsteigender Scala die übrigen Schopf-Antilopen (Cephalolophus). Eine der merkwürdigsten dieser Sippe ist der nahezu rehgroße Taucherbock oder Ducker (C. mergens). Er verdankt diesen Namen der Eigenthümlichkeit seiner Flucht, indem er bei seinen Kreuz- und Quersprüngen plötzlich niederduckt und in dem langen Grase oder zwischen den Büschen so still dahinschleicht, daß Jäger und Hund über die einzuschlagende Richtung im Zweifel sind. Hat der Ducker durch diese List den gehörigen Vorsprung erlangt, so eilt er auf und davon.

Gewissermaßen das Gegenstück zu dem fliehenden Ducker bildet der Urebi.

Der Urebi oder Bleichbock der Ansiedler (A. scoparia) erreicht kaum die Größe unseres Rehes und hat an den Vorderfüßen herabhängende Kniebüschel: daher Büschel-Antilope. Er bewohnt die Capcolonie und wird besonders häufig um die Algoa-Bai in offenen Gegenden gefunden. Ohne eigentlich gesellig zu sein, trifft man doch öfters zehn bis zwölf Stück beisammen, aber zerstreut und bei Alarm nach verschiedenen Richtungen aus einander stiebend. Der gewöhnliche Stand der Büschel-Antilope ist das hohe Steppengras; wird sie aus ihrem Lager aufgescheucht, so flieht sie mit der größten Schnelligkeit und bietet durch die plötzlichen Luftsprünge, welche sie dabei macht, einen eigenthümlichen Anblick. Das Gras ist zu hoch, sie kann nicht sehen, woher ihr Gefahr droht: daher diese Hochsprünge; sie macht während derselben ihre Rundschau, wendet sich, je nachdem es Noth thut, im Zickzack rechts und links und kommt dem Hunde, ob er ihr gleich eifrig auf der Fährte folgt, dadurch häufig aus dem Gesicht.

Noch eigenthümlicher ist das Benehmen des fliehenden Springbockes.

Der Springbock (A. euchore) oder Prunkbock der Ansiedler wird etwas größer als das Reh und bewohnt die ausgedehnten, aber quellenlosen Ebenen des nördlichen Caplandes. Um die Wassertümpel, welche von der Regenzeit her auf diesen unabsehbaren Flächen zurückbleiben, sammeln sich die lebhaft zimmtbraun und weiß gefärbten Gazellen zu Heerden von 20000 bis 25000 Stück. Tritt nun, wie es alle vier bis fünf Jahre geschieht, anhaltende

Dürre ein, so treibt der Mangel an Nahrung und Wasser die Thiere südwärts, und wie Heuschreckenschwärme brechen sie dann verheerend in das Capland ein und vernichten in einer einzigen Nacht die Hoffnung des Landwirths auf Ernte. Vergebens werden die Vordersten erlegt, vergebens die Hunde unter sie gehetzt; vom Hunger getrieben, drängen Tausende nach und ersetzen die Gefallenen; der Strom ist nicht aufzuhalten. Wood erzählt, daß eine Schafheerde, welche zufällig unter die wandernden Springböcke gerathen war, widerstandslos mit fortgerissen wurde und von dem Hirten nicht wieder zusammengebracht werden konnte. Sogar der Löwe soll bei seiner Jagd auf diese Thiere schon derart in das Gedränge gerathen sein, daß er wohl oder übel mit fortwandern mußte. Gern würden die entsetzten Antilopen solch gefährlichem Feinde den Durchgang gestatten, aber es ist unmöglich, die ahnungslos nachdrängenden Schaaren der Gefährten verhindern jede freie Bewegung.

Tausende von Springböcken fallen bei ihren Wanderungen den Raubthieren als Beute anheim, Tausende den Menschen, noch mehr dem Hunger. Ehe die Hintersten der Heerde zu den Futterplätzen gelangen, sind diese bereits kahl geweidet; verzweiflungsvoll suchen unter solchen Umständen die Letzten die Ersten zu werden, und es entsteht ein stetes Hin- und Herwogen in der Heerde, ein beständiges Drängen und Treiben. Springböcke, die nicht vorzudringen vermögen, verhungern und werden die Speise der Geier und Hyänen 2c.

Der Springbock führt seinen Namen Euchore (von εὖ, gut, χορός, Tanz) nicht umsonst. Er macht, zumal wenn er verfolgt oder gehetzt wird, Sätze von 10 bis 15 Fuß; einer springt über den anderen und scheint dabei förmlich in der Luft zu schweben. Kommen die Flüchtigen an einen Weg, der vor Kurzem erst von Menschen betreten war, so setzen sie mißtrauisch in einem einzigen Satze darüber hinweg und gewähren dadurch einen überraschend schönen Anblick.

Lebende Springböcke sind in Europa selten. Sie halten in Gefangenschaft nicht lange aus und sind ziemlich unverträglich, zumal die Böcke. Unbegrenzte Freiheit der Bewegung ist ihnen wie den meisten Antilopen Lebensbedürfniß. Wie toll rennen sie mitunter plötzlich gegen das Gitter, das sie hindert, mit dem Sturm um die Wette zu jagen, und brechen dabei Hals oder Bein.

Wie die Araber die Gazelle, so preisen die Hindus den Sassi (A. cervicapra) wegen seiner Schönheit. Er nimmt in dem Thierkreise derselben die Stelle des Steinbocks ein und ist der Tschandra oder Mondgöttin geweiht wie die Gazelle der ägyptischen Isis. Die Hirschziegen-Antilope hat viel Aehnlichkeit mit dem Damhirsch, ist aber etwas kleiner, schlanker und zierlicher als dieser. Die Farbe ist nach Alter und Geschlecht verschieden: auf der Oberseite rostroth, braun oder schwärzlichbraun, auf der Unterseite

und der Nase weiß. Das Gehörn bildet eine ca. 16 Zoll lange gerade Schraube. In Indien wird der Sassi als ein heiliges Thier oft zahm gehalten; Frauen tränken ihn mit Milch, und nur die Brahminen dürfen sein Fleisch genießen. Tiger und Leoparden kümmern sich natürlich nicht um dies kirchliche Vorrecht; sie beschleichen den Sassi bei der Weide und zerfleischen ihn trotz seiner Vorsicht.

Auch die Mendes-Antilope und der Oryx waren schon in den ältesten Zeiten berühmt und finden sich häufig auf ägyptischen und nubischen Denkmälern. Die Hörner der ägyptischen Pangottheit Mendes sind den Hörnern jener Antilope nachgebildet und erscheinen überhaupt häufig als Attribute der Götter und Helden. Sie sind lang, leierförmig gewunden und der Länge nach geringelt. Das Thier selbst ist ziemlich plump und gedrungen, in Größe und Figur dem Esel ähnlich. Die Grundfarbe ist gelblichweiß; Kopf, Hals und Halsmähne braun. In Südnubien, zumal in der Bahiuda, sieht man die Mendes-Antilope häufig in kleinen Familien, zuweilen in zahlreichen Heerden. Sie kommt nur in Ostafrika vor, findet sich hier aber selbst auf Plätzen, wo weit und breit kein Tropfen Wasser ist.

Neben der Gazelle sieht man auch die Mendes-Antilope im gezähmten Zustande als Hausgenossin bei vielen Araberstämmen. Plinius nennt sie Strepsiceros, d. h. die Drehhörnige, und bemerkt dabei, daß sie in Afrika Addax heiße; da sie nun noch heutzutage daselbst den Namen Abu-Akasch und Abu-Addas führt, so sind Strepsiceros und Addax offenbar synonym.

Unter der Bezeichnung „Oryx" verstanden die Alten eine stattliche Antilope mit auffallend langen, fast geraden Hörnern, von der sie wunderliche Dinge erzählen. Sie soll nach Plinius durch Niesen den aufgehenden Sirius anbeten und, wie Oppian in seinem Jagdbuche erzählt, den Löwen, den Eber und den Bären derart durchstoßen, daß sie von der Leiche des erlegten Feindes sich nicht wieder los machen könne und mit ihm umkomme ꝛc.

Man findet den Oryx, den die Einen für die nubische Säbel-Antilope (A. leucoryx) halten, die Anderen für die abyssinische Beisa (A. Beisa), auf ägyptischen und nubischen Denkmälern auch häufig mit nur einem Horn dargestellt und hielt ihn deshalb für identisch mit dem Einhorn der Bibel. Das „Reem" der Bibel bedeutet aber nicht allein Einhorn, sondern auch Nashorn, und zudem ist es unwahrscheinlich, daß die Aegypter eine Antilope mit zwei Hörnern so oft verstümmelt dargestellt haben sollten.

Die Angaben der alten Griechen und Römer über das Einhorn stammen wohl insgesammt aus Ktesias' Buch über Indien. Ktesias lebte ca. 400 Jahre vor Christus und war 17 Jahre lang Arzt am persischen Hof; er giebt seine Berichte über Indien nach mündlichen und schriftlichen Nachrichten und nicht nach eigener Anschauung. Daß Einhorn und Nashorn auf diese Weise mit einander confundirt wurden, geht aus Plinius' und

Aelian's Beschreibung des sagenhaften Thieres hervor, indem Beide ihm Elephantenfüße und einen Schweineschwanz zuschreiben.

Was man in späteren Jahren über das Einhorn erfahren, hat Karl Ritter in dem vierten Theile seiner Erdkunde zusammengestellt. Die Ebene, wo die Stadt der Bhotiyas Tingri liegt, und von wo aus eine Pferdepost nach L'Hassa und China führt, hat hiernach zur Entdeckung einer Antilopenart geführt, in der man das Einhorn der Alten erblicken will. Dieses Thier ist bei den Historikern der Tibeter als Seru, bei denen der Mongolen als Kere und bei denen der Chinesen als Kio-tuan bekannt genug. Ein solches Einhorn, Seru, begegnete dem gewaltigen Tschingiskhan, als er, auf seinem Eroberungszuge nach Hindostan begriffen, den Berg Djada-naring hinaufstieg; er hielt das falbe, seltsame Thier für eine Warnung, weiterzuziehen, und kehrte von seinem beabsichtigten Kriegszuge zurück. — Im östlichen Tibet, gegen China, in der Provinz Kham, trägt ein Gebirgsgau vom Einhorn den Namen Serudziong, und in Osten zwischen L'Hassa und L'Hari nennt die Beschreibung von Tibet eine Gegend am Chan-wan, wo es vorkommen soll (Description du Tibet par P. Hyacinth, ed. Klaproth). Auch Sam. Turner erfuhr auf seiner Gesandtschaftsreise nach Tibet von dem Radja in Tassisudon, daß er eine Art Pferd mit einem Horn besitze, welches in einiger Entfernung auf seinem Landsitze sei, wo ihm das Volk göttliche Verehrung erzeige; woher es aber komme, konnte er nicht sagen. — In tibetanischen Manuscripten hatte Major Latter (Quart. Rev., Dec. 1820), als Commandirender im Territorium des Radja von Sikim, im Verzeichnisse des dortigen Gebirgswildes auch den Namen des Einhorns gefunden und die Bestätigung gehört, daß ein solches sehr wildes, ungebändigtes Thier, hoch gleich dem Pferde, aber mit gespaltenem Huf, in Heerden einen Monat fern von L'Hassa lebe und häufig geschossen und verspeist werde. Es wurde ihm von Solchen, die es gut kannten, gezeichnet. Nach Aussage der armen Bhotiyas, welche der Handel und die Devotion jährlich aus Nepal nach Tibet führt, lebt das Einhorn auf den Ebenen Tibets jenseits des Himalaya, zumal in einem waldigen Landstriche, Chaug-dung genannt, der mehrere Tagereisen nordwestlich von Digurche (d. i. Teschu Lumbu) liegt. „Es werde Chiro und Tschiru (d. i. Seru) genannt, sei aber zu groß und kühn, um es mit einfachen Waffen zu erlegen oder zu fangen. Die Hörner der umgekommenen Thiere würden den Göttern geweiht." Ein solches gewundenes Horn überschickte der Resident Hodgson der Kalkutta-Societät. — Ein anderes, aus dem Walde nordwestlich von Teschu Lumbu durch einen Bhotiya nach Nepal mitgebrachtes Horn dieser Art nebst einer Bhotiya-Zeichnung des Thieres schickte Robinson aus Nepal an Dr. Wallich, der es für eine Antilopenart erkannte. — Später wurde ein lebendes Thier dieser Art in die Menagerie des Fürsten Gorkha nach Nepal gebracht, wo es aber starb, weil es die hohe Temperatur von 21½ Grad Reaumur

nicht ertragen konnte. Hodgson wußte sich den Balg und die Hörner des Thieres zu verschaffen (Asiat. Journ. 1826, vol. 22, p. 194) und schickte Beides an die Kalkutta-Societät.

Daß die Umwohner der unzugänglichen Wildnisse des Himalaya, trotz des thatsächlichen Gegenbeweises, dabei blieben, das Thier mit einem Horne gesehen zu haben, daß überhaupt die Sage von einem Einhorn entstehen und sich über zweitausend Jahre erhalten konnte, erscheint wenigstens nicht ohne jeglichen Halt. Die Hörner der sogenannten Oryx-Antilopen, zu denen auch die Einhorn-Antilope gehört, sind nämlich so lang und dünn, daß bei der Streitbarkeit des Bockes leicht eines abbricht, und in solch verstümmeltem Zustande mag das Thier zuerst gesehen worden sein, flüchtig und aus weiter Ferne. Daß das zweite und dritte Exemplar, welches den Eingeborenen zu Gesichte kam, gleichfalls einhörnig gewesen sein sollte, klingt allerdings etwas unwahrscheinlich, ist aber nicht gerade unmöglich. Vielleicht wurden auch die dicht neben einander stehenden zwei Hörner von der Ferne aus für ein Horn angesehen; kurz, die Antilope, welche man so lange für das Einhorn hielt, ist zweihörnig wie ihre ganze Verwandtschaft und wurde von Dr. Abel, ihrem Entdecker zu Ehren, Antilope Hodgsonii genannt.

Sie gleicht in der Figur der Gazelle. Die Beine sind lang und schlank; der Kopf spitzt sich vorn zu, verliert aber an Eleganz durch beulenartige Auswüchse oder Schleimsäckchen hinter den Naslöchern und die vielen Borstenhaare um Mund und Nase. Die Schleimsäckchen münden in die Naslöcher und haben die Größe eines halben Hühnereies. Die Hörner sind auffallend lang und steigen von der Stirn fast vertical in die Höhe; die Hufe sind breit und hoch. Die Einhorn-Antilope ist mit einer blaugrauen zwei Zoll langen Unterwolle und einem dichten Pelze aufrechter Haare bekleidet, die gegen die Spitze zu eine röthlichfalbe Farbe annehmen.

Der Tschiru hat ungefähr die Größe der Hirschkuh; er bewohnt die kalten Hochebenen Tibets und der nördlichen Himalaya-Ketten, hält sich in größeren Heerden zusammen und ist sehr scheu und flüchtig.

Die Antilopen nutzen insgesammt mehr oder weniger durch ihr Fleisch, das meist recht wohlschmeckend ist, durch die Haut, die zu Kleidungsstücken, Säcken, Leder, Riemenwerk ꝛc. dient, und durch die Hörner, die zu sonstigem Hausrath verarbeitet werden; die Kropf-Antilope bildet die gewöhnliche Nahrung der Tataren und der Springbock bringt den Kaffern Tage des Ueberflusses und reichlichen Vorrath. Daß die wandernden Heerden dieser Thiere sich um so sicherer bei ihnen einstellen, zünden sie vor der Regenzeit das Steppengras an. Der Boden überzieht sich dadurch mit jungem frischen Grün und zu diesem Lieblingsfutter kommen die Springböcke von weit hergezogen und fallen dann ihren scheinbaren Wohlthätern als Beute anheim. Ihr Fleisch wird entweder frisch gegessen, oder in dünnen Streifen getrocknet oder eingesalzen.

Wegen ihrer Flüchtigkeit und der Schwierigkeit, sie zu erreichen, ist die Antilope von Alters her Gegenstand der eifrigsten und leidenschaftlichsten Jagd. Alle Völkerschaften, bei denen sie heimisch ist, wetteifern mit einander in der Ausführung dieses Sports. Die Art der Jagd richtet sich nach den Umständen und dem Aufenthalte des Wildes. Man pirscht es, erlegt es auf dem Anstande und läßt es sich zutreiben. Am leidenschaftlichsten wird die Hetzjagd betrieben. Der Werth der Beute ist dabei Nebensache; es handelt sich darum, die Gewandtheit des Reiters, die Schnelligkeit des Pferdes und der Windhunde zu zeigen.

Zehn bis fünfzehn Vornehme vereinigen sich zu diesem Zweck und ziehen mit Familie und Dienerschaft hinaus in die Steppe, wo sie wochenlang verweilen. Zeigt sich ein Rudel Wild in der Ferne, so tränkt man zuvor erst Pferde und Hunde und sucht nun unbemerkt näher zu kommen; erst wenn die Antilopen die Flucht ergreifen, läßt man die Hunde los. In gewaltigen Sätzen fliegen diese über das Blachfeld und hinter ihnen her jagen die Reiter, Pferde und Hunde durch die übertriebensten Schmeicheleien zur Eile anfeuernd, lobend und tadelnd mit arabischer Gluth und Leidenschaftlichkeit. Je näher die Hunde dem Wilde kommen, desto spannender und aufregender wird die Jagd. Die Antilopen nehmen noch einmal alle Kraft zusammen, können aber schließlich vor Erschöpfung nicht mehr weiter und der Bock setzt sich zur Wehr, aber in demselben Augenblicke, in welchem er den Kopf zur Erde beugt, um seinem Feinde den Todesstoß zu versetzen, faßt dieser ihn in gewandtem Seitensprung am Halse und reißt ihn zu Boden. Mit Freudengeschrei eilen nun die Araber herzu, springen von den Pferden und schneiden ihrer Beute im Namen Gottes des Allbarmherzigen die Kehle durch, damit sie verblute, wie das Gesetz des Propheten es vorschreibt. Sind sie zu weit entfernt dazu, so rufen sie dem Hunde jene Worte zu, oder der Kugel, mit der sie die Antilope erlegen. Passionirte Jäger wissen sich in derlei Fällen stets mit ihrem Gewissen abzufinden.

In Marokko werfen Araber und Mauren den Antilopen, nachdem sie dieselben durch die Ausdauer der Pferde und Windhunde endlich müde gehetzt und eingeholt haben, mit großer Gewandtheit schwere Knüppel zwischen die Läufe und brechen fast regelmäßig einen Knochen entzwei, worauf sie dem Wilde das Messer in die Brust stoßen und es vorschriftsmäßig verbluten lassen.

In Persien und Indien bedienen sich die Großen und Vornehmen zur Antilopenjagd auch öfters des Gepards oder Jagdleoparden, indem sie ihn mit auf das Pferd nehmen und bei Entdeckung eines Wildes abspringen lassen. Allgemeiner ist der Gebrauch der Beizvögel, der in Asien, wie bereits vorher in der Abhandlung über die Beizjagd ausgeführt wurde, in das Dunkel der Geschichte zurückreicht.

Und wie vor tausend Jahren, so jagt man in den asiatischen und afri-

kanischen Steppen noch heutzutage Rebhühner und Trappen, Hasen und Gazellen ꝛc. mit dem Falken und anderen Beizvögeln, denn die Sitten und Gewohnheiten der Wüsten- und Steppenbewohner sind constant und monoton wie der Charakter ihrer Heimath, das zeigt sich im Kleinen und Großen, beim Volke wie bei seinen Beherrschern.

Das Kameel.

Kein Thier ist so eng mit der Geschichte und den Culturverhältnissen seiner Heimath verknüpft, wie das Kameel. Es gehört seit Jahrtausenden zu dem Haushalt der Wüsten- und Steppenbewohner, ist ihr Reichthum und Stolz, das unentbehrliche Reit- und Lastthier des Beduinen, die conditio sine qua non des Wüstenverkehrs.

Bekanntlich giebt es Kameele mit einem und mit zwei Höckern. Die Ersten werden gewöhnlich Dromedare, die anderen Trampelthiere genannt, aber mit Unrecht; denn das Dromedar oder Laufkameel ist nur eine Rasse der einhöckrigen Art, so gut wie das schwere ägyptische Lastkameel, und verhält sich zu diesem etwa wie das Reitpferd zum Karrengaul.

Der hebräische Name „Gamal", arabisch „Gam'l" (Dschemmel), d. h. Kameel oder eigentlich Kâmel, gehörte ursprünglich der einhöckrigen Art an; später wurde er Gattungsname, und Aristoteles nannte das einhöckrige nunmehr arabisches, das zweihöckrige baktrisches Kameel. Diodor versteht unter seinem *Κάμηλος δρομὰς* eine Rasse von kleineren schlankeren Kameelen, die aber im Laufe mehr leisten als die anderen, und deshalb namentlich zum Reiten benutzt werden. Aus *Δρομάς* (*δρομάδος*) entstand das corrumpirte Dromedar, welches von Olearius irrthümlich zur Bezeichnung der ganzen Art gebraucht und durch Linné im Systeme eingeführt wurde. Vergebens klärte der schwedische Naturforscher Forskal den Irrthum auf; es blieb bei Dromedar und Trampelthier.

Die Gestalt des Kameels ist sonderbar, und wenn man die des Pferdes als Norm gelten läßt, von ungefälligem Aussehen. Der langgestreckte Kopf mit den vorspringenden Augenhöhlen und der gespaltenen Oberlippe, der gekrümmte lange Hals, der starke Leib mit dem unförmlichen Buckel und der schwachen abschüssigen Kruppe, die hohen dicken Beine mit dem breiten Schwielenfuß sind allen hippologischen Schönheitsregeln entgegen. Andererseits jedoch verbindet dieser Wiederkäuer mit der Lenksamkeit und Schnellig-

keit des Pferdes die Stärke und Kraft des Büffels und die Genügsamkeit des Esels, und kein anderes Thier erträgt Strapazen und Entbehrungen mit mehr Ausdauer als des Arabers viel gepriesenes „Schiff der Wüste" (Sefynet el badyet).

Die Zähmung und Verwendung des Kameels reicht weit über die beglaubigte Zeit hinaus, und ohne zu berichten, wann und wo die Unterjochung zuerst stattgefunden, führt uns die Geschichte das merkwürdige Thier sogleich im Dienste des Menschen vor. — Wie es in dem 12. Capitel der Genesis heißt, hatte Abraham „Schafe, Rinder, Esel, Knechte, Mägde, Eselinnen und Kameele". Mit zehn dieser Kameele zog der älteste Knecht des Hauses nach Mesopotamien, um dem Sohne seines Herrn ein Weib zu suchen. Er lagerte bei einem Brunnen vor der Stadt Nahor und traf hier mit Rebekka zusammen, die ihm die Kameele tränkte und nachmals Isaak's Weib wurde. — Hiob besaß zuerst dreitausend (1, 3) und in der Folge sechstausend Kameele (42, 12), und als die von Midian und Amalek gegen Gideon, den Richter in Israel, heraufzogen mit Kriegsheeren „wie eine Menge Heuschrecken", waren auch „ihre Kameele nicht zu zählen vor der Menge, wie der Sand am Ufer des Meeres" (Buch der Richter 7, 12).

Auch im Kriege wurde das Kameel von Alters her verwendet. Als Cyrus vor Sardes rückte, stellte sich ihm Krösus mit einer trefflichen Cavallerie entgegen. Nach Herodot (1, 80) errang jedoch Cyrus dadurch den Sieg, daß er die Lastkameele seines Heeres von Soldaten besteigen ließ und im Vordertreffen aufstellte. Hinter der Kameelreiterei ordnete er die Infanterie und hinter dieser seine Cavallerie. Die List gelang; denn die lydischen Pferde ergriffen bei dem ungewohnten Anblick der Kameele die Flucht und der Sieg entschied sich für Cyrus. Auch Kambyses, Xerxes, Alexander der Große u. s. w. bedienten sich bei ihren Eroberungszügen der Kameele zum Reiten und Lasttragen.

Bei den Arabern ist es uralte Sitte, von den Kameelen herab zu kämpfen, und wie Livius (37, 40) erzählt, hatte Antiochus in der Schlacht bei Magnesia arabische Schützen, die auf Dromedaren ritten und vier Ellen lange dünne Schwerter führten, damit sie von einer solchen Höhe herab den Feind erreichen konnten. — Von einer charakteristischen Kriegslist der späteren Zeit berichten die Schilderungen der berühmten Schlacht „Ghib Djabala", vierzig Jahre vor Einführung des Islams. Am Tage vor Mohamed's Geburt standen die beiden Gegenparteien der Benu Amir und der Benu Tamim gerüstet einander gegenüber. Die Ersteren, 30,000 Mann stark, waren auf einer engen Bergschlucht Djabala postirt, wo ihre Kameele mehrere Tage, in Erwartung eines feindlichen Angriffs, weder Speise noch Trank erhalten hatten. Als endlich der Feind den Berg aufsteigend anrückte, ließen die Benu Amir plötzlich ihre Kameele los, die voll Begierde nach Weide und Wasser hinabstürzten, die Reihen des Feindes durchbrachen

und ihren Herren, die sich an dem Schwanz der Thiere festhielten, den Sieg verschafften.

Der Beduine weiß, daß er Eins ist mit seinem Kameele und daß er ihm Leben und Freiheit schuldet. Ohne die wunderbare Ausdauer und Fügsamkeit dieses Thieres würden die ungeheuren Sandstrecken, in denen der Samum oder Chamsin die glühenden Schwingen regt, auch ihm unnahbar sein. Das Kameel hat ihm die Wüste mit all ihren Gefahren und Entbehrungen zur gepriesenen und vielbesungenen Heimath gemacht, zu einem unangreifbaren Asyle seines unbändigen Freiheits- und Unabhängigkeitssinnes.

So unerträglich diese Zustände auch anderen Erdenkindern erscheinen mögen, für den Wüstenbewohner und sein Kameel sind sie seit Jahrtausenden das Element, in dem Beide allein sich wohl befinden. Man biete dem Beduinen alle Reichthümer, von denen seine Märchen erzählen, und fordere ihn auf, sein Nomadenleben zu lassen und sich eine feste Wohnstätte zu gründen, und er wird dem Versucher verächtlich den Rücken kehren. Magisch wie den Schiffer das Meer und den Alpenjäger die Gletscher, lockt den Beduinen die Wüste. Auf dem Rücken des Kameels durch das unermeßliche Sandmeer zu schweifen, an der Oasenquelle unter der Dattelpalme zu ruhen, den Hunger mit der Frucht dieses Baumes, den langen Durst mit dem Wasser der Quelle zu stillen, das dünkt ihm größere Herrlichkeit, als im Bann der Städte zu wohnen und in deren Genüssen zu schwelgen.

Ein Bild dieses schrankenlosen Unabhängigkeitssinnes, dieses abenteuernden Raub- und Wanderlebens, dieser stolzen aber rohen Einfachheit, giebt das Gedicht des Beduinen Shanfara vom Stamme Azd. (S. de Sacy Chrestomath. Arab. Vol. XX.)

Shanfara (d. h. Dicklippe) war ein Zeitgenosse Mohamed's, schnell im Laufe wie ein Pferd, „der Mann des Blutes und der Beute, halb Wolf halb Hyäne", wie er selbst sich nannte. Er hatte geschworen, hundert Mann vom Stamme der Benu Salama zu tödten. Sobald er Einen dieses Stammes erblickte, faßte er nach dem Bogen und schoß den Feind durch das Auge. Neunundneunzig hatte er, allen Nachstellungen entrinnend, erlegt, bis ihn Asir, der Schnellste der Schnellen, bei nächtlicher Weile an einem Brunnen erschlug. Als später ein Benu Salama an der Quelle vorüberging und auf den Schädel des erlegten Blutfeindes trat, bohrte sich ihm ein Splitter in den Fuß, an dessen Geschwüren er starb. So hatte Shanfara, der Sage nach, noch im Tode den hundertsten Feind getödtet und seinen Schwur gelöst. In dem Gedichte dieses wildesten Beduinen der vormohamedanischen Heroenzeit heißt es unter Anderem:

„Kinder meiner Mutter, sattelt Eure Thiere; ich suche andere Gefährten als Euch. —

Ich suche in der Ferne ein Asyl, wo keine Verfolgung; ich kenne die Ein-

samkeit, in der sich jeder vor dem Haß der Seinen verbergen kann. Dahin! Dahin! —

Da finde ich schon andere Gefährten als Ersatz für mich: den hartherzigen Wolf, den glatten Leopard, die Hyäne mit der dicken Mähne.

Der Fehlende wird da nicht um seiner Schwäche willen verfolgt; sie stoßen jede Beleidigung zurück; keiner weicht feige; — an Muth übertreffe ich sie aber alle.

Ich fühle mich verlassen von jenen Menschen, die man durch Wohlthaten nicht bezwingen konnte, deren Nähe keine Reize gewährt.

Ihren Mangel spüre ich nicht, wenn mich nur dreierlei nicht verläßt:

Mein unverzagtes Herz! mein funkelndes Schwert! mein langer, mächtig schwirrender Bogen, wenn er seine Pfeile schnellt.

Durst kann ich ertragen; die Weiber kann ich verlassen. — Ich bin nie unbewaffnet, meine Seele nie ohne Muth.

Ich besiege den Hunger durch leere Vertröstungen, bis er zuletzt zu Nichts wird, und meine Gedanken ein anderes Ziel gewinnen.

Ich verschlucke den dürren Staub der Erde und will den Retter nicht, der mir durch seinen Trank zu gebieten sucht.

Ich kann Alles ertragen; nur keinen Schimpf kann meine Seele ertragen!

Wie ein hungriger Wolf ziehe ich in der Morgenfrühe von Wüste zu Wüste. — —

Die Erde ist mein Bett; ausgestreckt auf den Rücken, aus dem die knochigen Wirbel hervortreten, stützt sich der Kopf auf den sehnigen Arm.

Ich bin der Sohn der Geduld — und das ist auch mein Gefährte, das Kameel." — —

Als in einem Wettstreite am Hofe Chosru's II. den Arabern die Gemeinheit ihrer Lebensweise zum Vorwurf gemacht wurde, entgegnete Fürst Noûman von Hira:

„Der Araber Erde ist ihr Bett, der Himmel ihr Dach, die Pferde ihre Festungen; statt der Mauern haben sie ihre Säbel, statt der Ferngeschosse dient ihre Standhaftigkeit; Mauern, Erdwälle, Gräben und Thürme anderer Völker verachten sie.

Der Edelmuth, zumal die Gastfreundschaft, ist eine arabische Tugend; auch der ärmste Beduine, der nichts als eine Kameelstute und ihr Füllen besitzt, nimmt den Gastfreund auf, labt ihn mit der Milch der Kameelin und speist ihn mit dem Fleische des Jungen, um sich als guter Wirth zu zeigen. Denn der Beduine achtet alles andere Fleisch geringer, als das Kameelfleisch. Das Kameel ist ihm Reitthier, giebt ihm beste fetteste Milch zum Trank und das saftigste, gesundeste Fleisch, das den Vorzug vor allem anderen verdient.

Die Pferde der Araber sind die schönsten der Welt, ihre Frauen sind die keuschesten, ihre Kleidung die graziöseste; sie sind ihre Gold- und Silberminen, ihre Edelsteine. Ihre Dromedare geben die beste Reiterei, ja, die einzige, mit der man die Wüste durchziehen kann.

Die inneren Fehden unter sich und die Raubzüge sind das wahre Leben des Arabers, sein Normalzustand, den er jedem anderen vorzieht, in welchem er Königen unterthan sein müßte. Diese Unterwerfung unter den Willen eines Einzigen ist, nach Araberansicht, eine große Schwäche, weil dadurch der Einzelne offen seine eigene Ohnmacht erklärt, sich selbst Schutz sein zu können. Nur die Besorgniß, durch die Macht der Ausländer überwunden zu werden, läßt sie einen Häuptling wählen, der sie anführen und beschützen soll. Nur dann wird alle Würde und Macht auf den Einen übertragen; aber in den arabischen Geschlechtern ist überall königliche Tugend, Großmuth, Gerechtigkeit, hoher Geist, Furchtlosigkeit; Muth und Tapferkeit ist bei Allen. Alle sind Königen gleich, denn keiner würde je dem anderen einen Tribut zahlen oder sein Diener sein."

Wie vordem, so leben die Bewohner des unabhängigen Arabiens fast noch heutzutage, und selbst wo die türkische Invasion eingedrungen, ist doch jener Urtypus noch immer nicht zu verkennen. Es giebt nach der Versicherung Fresnel's in Arabien noch Gegenden, deren Bewohner sich seit den Zeiten Mohamed's in Nichts verändert haben.

Dem berühmten Orientalisten J. v. Hammer zufolge giebt es in Arabien fünfhundert verschiedene Bezeichnungen für das Schwert, siebenhundert für das Pferd, tausend für den Löwen und sechstausend für das Kameel. Die ältesten Dichter feierten das Thier in Sprüchen und Liedern und sein Lob pflanzte sich fort von Geschlecht zu Geschlecht. Auch der Parse erkannte schon in den frühesten Zeiten die hohe Bedeutung des Kameels und erblickte in ihm eine der segensreichsten Gaben, die Ormuzd dem Menschen verliehen. „Er kommt, dieser Große, Siegende, Ormuzdgeschaffene" — heißt es von Behram in der Zend-Avesta — „unter Kameelsgestalt, Güter tragend und Schätze, der Menschen Wünsche. Als Freund des Menschen macht er ihm große Reisen durch die Welt leicht; jugendlich, mit reinem, großem Herzen durchtrabt er die größten der Erdstriche leicht. Der König trage Sorge auf seiner Fahrt für das Kameel, das über ihm wacht. Mit seinen Schenkeln, Säulen wie Berge, mit festem Fuß, niedergebeugtem Schweif, Haupt im Lichtglanz, Größe, Höhe, trägt es ihn; blitzt weit; macht Reisen in die größte Ferne. Giebt man ihm am Ende des Weges Speise, dann bezeugt sein Haupt Zufriedenheit und dankt mit Größe. Es ist durch Hom den Erhabenen verständig gemacht."

Ein Glück ohne Kameel war für den Araber von jeher undenkbar, und damit es ihm auch im Jenseits nicht an demselben fehle, ließ man in vormohamedanischen Zeiten ein Kameel auf seinem Grabe verhungern, auf daß es am Auferstehungstage mit seinem Herrn wieder zum Leben zurückkehre und ihm auch fernerhin als Reitthier diene.

Nach dem Koran sind Kameel und Dattelpalme von Allah aus demselben Thone geformt, wie Adam, und Pertinenzien des mohamedanischen Paradieses. Die Quelle Semsem, aus welcher Hagar den verschmachtenden

Ismael tränkte, hat ein verlaufenes Kameel der Söhne Amalek's wieder aufgefunden; an dem lange verlorenen Brunnen überfließender Gnade, dessen Wasser die Gläubigen von Sünden rein waschen, wurde Mekka gegründet. Vom Kameel herab verkündete Mohamed seine letzte Offenbarung und noch heutzutage ist der Rücken dieses Thieres die Kanzel, auf welcher der Kadhi von Mekka alljährlich seine salbungsvolle Pilgerpredigt hält. Auf einer Kameelstute flüchtete der Prophet nach Medina und auf seinem Kameel El Borak soll er in den Himmel eingeritten sein. Wie mit diesen, so ist das Kameel noch mit hundert anderen Legenden des Islams und der Vorzeit verknüpft.

Ein Geschöpf, von dessen Existenz das Leben und die Wohlfahrt seines Besitzers abhängig ist, konnte nicht blos dessen Lastthier und Sclave bleiben; es wurde zu seinem Freund und Bruder, und Blutrache verfolgte den Frevler, der es erschlug. Mit seinem Kameele theilt der Araber Alles, was ihn selbst betrifft, Speise und Trank, Arbeit und Erholung, Lust und Leid, Leben und Tod; sogar an seinen Gebeten, Ceremonien und Waschungen &c. läßt er es Theil nehmen. Wird ein Junges geworfen, so begrüßt es der Beduine mit dem Ausrufe: „Uns ist wieder ein Kind geboren." Will die arabische Frau ihrem Manne schmeicheln, so nennt sie ihn zärtlich: „Mein Kameel!" und klagt um den Verstorbenen mit dem Ausruf: „O du Kameel des Hauses, wer hilft mir nun meine Last tragen?"

Während des Zuges durch die Wüste erzählt der rüstig neben seinem Kameele einherschreitende Araber diesem ganze Geschichten, lobt es wegen seiner edlen Abstammung und verheißt ihm zur Belohnung seiner Ausdauer zahlreiche Nachkommenschaft. Dabei nennt er es Freund und Bruder, bläst ihm Tabacksrauch in die Nüstern und wird nicht müde, ihm — und damit auch wohl sich selbst — durch Unterhaltung und Zerstreuung seine Last zu erleichtern. Wollen Erzählungen nicht mehr verfangen, so nimmt er seine Zuflucht zu der langen Rohrflöte, oder er singt dem ermatteten Thiere Kriegs- und Liebeslieder vor, bei deren Klang es aufmerksam horchend mit den Zähnen knirscht und zur Wonne seines Gebieters Last und Ermüdung zu vergessen scheint.

Zeigt sich das Thier aber trotzdem einmal störrig oder widerspenstig, so fehlt es dem feurigen Araber auch nicht an zornigen Schimpfreden und Vorwürfen wie gegen einen menschlichen Widersacher; er erinnert es an die ihm erzeigten Wohlthaten, an die Amulete, die er ihm zum Schmuck und zum Schutz gegen „den bösen Blick" gekauft habe &c., schilt es wegen seiner Vergeßlichkeit und Undankbarkeit „Hundesohn" (Ibn el Kelb), „Nazaräer" (Nesseran), „Ungläubiger" (Kiafir) &c. Aber sein Kameel zu prügeln, dazu läßt sich der edle Araber nie herab. Nur durch das Wort lenkt er das kolossale Thier, oder durch den Fuß, mit dem er es von seinem Sattel aus sanft auf den Nacken tritt, durch den Stab, mit dem er es nur zu berühren

braucht, um ihm die Richtung zu geben, die es gehen soll. Selten bedient er sich des Zaums nnd Zügels, noch seltener des Nasenrings, und so bleibt denn die große Maschine sich fast ganz selbst überlassen, ein wahres Wunder, mit schwerer Last in gleichmäßig abgemessenem Schritt, oder unbelastet in dauernd flüchtiger Bewegung, die von Nichts unterbrochen wird.

Wie viel von der Behandlung eines Thieres abhängt, wie sehr es durch Liebe veredelt und durch Rohheit herabgebracht werden kann, das zeigt sich bei dem Kameel in schroffem Gegensatze. An den Grenzen des Asyr-Gebirgslandes fand Tamisier (Voy. en Arabie) das dort einheimische Kameel so ungebändigt und wild, wie seine Gebieter, die Kabylen. Er nennt es dort ungelehrig; es trage nur leichte Lasten, sei nicht dahin zu bringen, in der Art der Ketar (Kette), in Reihen hinter einander sich zu folgen. Sie laufen wild neben einander, sagt er, in Trupps wie Hammel, bald voran, bald nach, und wo die Breite des Thales oder der Ebene es gestattet, ziehen immer 10 bis 15 betretene Kameelsteige neben einander her. Der Kabyle, wild wie sein Thier, bindet ihm den Leitstrick um die Oberlippe oder das Kinn, eine ganz rohe Art und sonst in keinem anderen Theile Arabiens gebräuchlich. So wie das Asyr-Kameel den Strick um den Leib fühlt, der die Last befestigen soll, entspringt es mit allen Vieren und macht die wildesten Capriolen, seiner Last sich zu entledigen. Mit diesen Thieren war es, wie Tamisier weiter berichtet, unmöglich, in Feindes Land siegreich einzuschreiten, trotzdem sie mit ihren Lasten leicht wie Ziegen die heimathlichen Klippen hinankletterten, während die Zuchtkameele der Aegypter nicht fortkommen konnten. Unzählige stürzten jedoch auf diesen Märschen vor Ermattung unter ihrer Last; wollten sie nicht weiter, so warfen die rohen Kabylen ihnen Dorngestrüpp unter den Bauch und zündeten es an, worauf die boshaften wieder aufsprangen, während das ohnmächtige erlag, und darüber fielen die Barbaren nun her, lederten das Fell mit scharfen Feuersteinen ab, schnitten sich Fleischstreifen aus den Rippen und bepackten damit ihre Tornister zum Abendessen im Bivouak.

Des Arabers vielgepriesenes Reit- und Lastthier wird bei anderen Völkern durch Mißhandlung zum störrigen, stumpfsinnigen und rachsüchtigen Sclaven. Es fügt sich beim Belasten nur widerstrebend und mit Gebrüll in das Unvermeidliche, und weist dem Treiber das Gebiß mit den langen Schneidezähnen. In Kairo büßte ein Kameelwärter, wie Fürst Pückler in seinen Reisebeschreibungen erzählt, die Mißhandlung seines Thieres mit dem Leben. Der grollende Wiederkäuer faßte seinen Zuchtmeister, als er eines Tages ohne Peitsche vorüberging, mit den Zähnen, warf ihn zu Boden und trat ihm die Brust ein. Aehnliche Fälle führen Graf Escayrac de Lauture und andere Reisende an.

Zur Zeit der Brunst wird der Kameelhengst böse und fällt dann wüthend über andere Männchen her. Die Türken benutzen diesen Zustand zu

Kameelkämpfen, wobei sie den Thieren jedoch Maulkörbe anlegen, um tödtliche Verletzungen zu verhüten. Die gereizten Kameele erheben sich auf den Hinterfüßen, stürzen auf einander los, umklammern sich mit den Vorderbeinen, schlingen die Hälse um einander und suchen sich gegenseitig niederzuwerfen. Gelingt es ihnen, die Maulkörbe zu sprengen, so nimmt das mehr komische als ernste Kampfspiel einen blutigen Ausgang und versetzt dann selbst den apathischen Osmanli in eine Art von Rausch. — Einen noch scheußlicheren Mißbrauch des friedlichen Hausthieres lernte der Afrikareisende G. Höst in Marokko kennen. Wie in Indien der Elephant, so wurden hier Kameele zu Henkersdiensten benutzt und dazu abgerichtet, die zum Tode Verurtheilten mit den Zähnen zu packen, in die Luft zu schleudern und mit den Füßen zu zerstampfen.

Im Zustande der Ruhe macht das Kameel einen nichts weniger als intelligenten Eindruck; die steife Haltung des horizontal stehenden kleinen Kopfes mit der Schafsphysiognomie und den ausdruckslosen großen Augen, die schlotternden Lippen, die sich beim Fressen und Wiederkäuen wie ein Pendel hin und her bewegen und die langen Schneidezähne zeigen, geben dem Thiere ein stupid groteskes Aussehen. Aber das Rassepferd präsentirt sich im Stalle eben auch anders als in der Action. Man muß das Kameel in Thätigkeit sehen, um seine körperlichen und geistigen Fähigkeiten kennen zu lernen, seine aufopfernde Folgsamkeit und den Muth, den es in Kampf und Gefahr seines Herrn an den Tag legt. Ein Wort desselben, und das Dromedar stürmt mit funkelnden Augen und kühnem Wurf der Schenkel gegen den Feind, ein Wort — und weit ausgreifend entweicht es aus dem Bereiche der feindlichen Geschosse.

Bei den Fadhli-Beduinen und den Abd-Ali auf dem Wege von Aden nach Lahdsch, der Residenz des Sultans, sah Wellsted (Trav. to the City of the Caliphs) die prächtigsten Kameele in Arabien, deren Trab, ganz denen feuriger Pferde vergleichbar, doppelt so schnell fördert, wie in anderen Gegenden Arabiens, wo in einer Stunde 6 bis 8, hier aber 12 bis 14 engl. Meilen zurückgelegt werden. Der arabische Reiter sitzt auf dem Schulterblatt seines Renners, setzt seinen Fuß auf dessen Hals und treibt das Thier so im Laufe an. Die Escorte von einem Dutzend Reiter dieser Art war fortwährend im Jagen, nach allen Richtungen hin sich verbreitend, das Land auszuspioniren; ihr langes Haar flog im Winde umher, ihre gehorsamen Thiere, dressirt wie die besten Schulpferde, drehten sich und arretirten bei dem leisesten Zug des Nasenringes, ließen über sich die Flinten abfeuern und preschten in einer Linie zu der Karawane zurück.

Kein Land war von jeher reicher an Kameelen, als das centrale Hochland, Nedschd. Es versieht seine Nachbarländer Jemen, Oman, Hedschas, Syrien, Irak, Mesopotamien ꝛc. seit Menschengedenken mit diesem unschätzbaren Transportmittel, ohne sich zu erschöpfen, und mit Stolz nennt der

Araber die Mitte seiner Halbinsel „Oem el Bel", das heißt die Mutter der Kameele. In Bezug auf das einhöckrige Kameel mag die Bezeichnung zutreffen; das zweihöckrige oder baktrische aber hat seine Urheimath nicht in Nedschd, sondern, wie schon der Name andeutet, entweder in dem alten Baktrien, oder in Ost-Turkestan gehabt, in der Wüste Schamo oder Gobi, wo es noch jetzt in verwildertem Zustande vorkommt und gejagt, oder jung eingefangen und gezähmt wird.

Auch die Geschichte spricht für eine mehr centralasiatische Urheimath des zweihöckrigen Kameels, denn erst nachdem dieses im Osten längst heimisch war, wurde auch das einhöckrige daselbst eingeführt. Nach den von Abel Remusat übersetzten Annalen des chinesischen Reiches befanden sich unter den Geschenken der tributpflichtigen Könige von Khotan im Jahre 1025 auch Kameele mit einem einzigen Buckel, und diese hält Ritter, der der geographischen Verbreitung des Kameels in dem 13. Band seiner Erdkunde eine ebenso ausführliche als gründliche Abhandlung gewidmet hat, für die ersten Vertreter der arabischen Specialität in China, während die Einführung der baktrischen bereits unter der Han-Dynastie (207 v. Chr. bis 221 n. Chr.) ihren Anfang nahm, und sich in der Folge über die ganze nördliche Hälfte des Reiches mit Einschluß eines Theiles der Mandschurei erstreckte.

Hunderttausende von Kameelen der kaiserlichen Gestüte durchziehen nunmehr Jahr aus Jahr ein die grauenvolle Einöde des von gefährlichen Schneestürmen heimgesuchten chinesisch-mongolischen Hochlandes und versorgen das große Lager von Uliassutai sammt den übrigen Grenzgarnisonen und Grenzcolonisationen mit Proviant und Waffen. Die furchtbare Gobi, die ohne Kameel ein unübersteigliches Verkehrshinderniß für die Völker diesseits und jenseits dieser kolossalen Naturform gewesen wäre, ist jetzt auf der Post- und Handelsstraße von Peking nach Kiachta selbst im Winter von Karawanen belebt.

Als Dr. Erman im Februar 1829 in Kiachta ankam, war just eine Karawane mit Thee eingetroffen. Die Kameele hatten einen halbkreisförmigen Knochen in dem durchbohrten Nasenloch, an dessen Enden der Zügel befestigt war. Ohne gelenkt zu werden, schritten sie aber ruhig hinter einander her, bis zu dem Waarenmagazin, wo sie an Säulen gebunden wurden. Nachdem sie entladen waren, trieb man sie vor die Stadt auf die Weide, wo sie voll Begier die trocknen Halme des gefrornen Steppenbodens abgrasten. Auch Schimmel-Kameele der chinesischen Gestüte sollen nach Erman's Angabe in Kiachta öfters gesehen werden.

Die Kameele, welche auf der hohen Gobi in Anwendung kommen können, gehören ausschließlich der für Gebirgsgegenden und nordische Steppenflächen prädestinirten baktrischen Rasse an, deren Verbreitungs-Zone sich bis in die Vorketten des Altai und der da-urischen Gebirgszüge erstreckt und sogar bis über die Nordseite des Baikalsees hinausreicht. Auf der großen

Nertschinskstraße zwischen dem westlichen und östlichen Sibirien waren die Buräten schon zu Pallas' Zeiten verpflichtet, auf jeder Poststation außer fünfzig Pferden auch stets einige Kameele zum Transporte der Kronbeamten und Güter zu halten, und selbst beim tiefsten Schneefall wurden Kameele an den Quellen des Udaflusses als Vorspann benutzt. Das Bergkameel von Iran war hier nach Pallas' Schilderung zum Wasserthiere der sibirischen Schneezone geworden, aber allerdings nicht ohne Schaden an Leib und Seele. Es zeigte sich ungemein langsam in seinen Bewegungen und widerspenstig; hartnäckig legte es sich an den schwierigsten Stellen nieder, und war dann weder durch Schläge noch durch Reißen am Nasenringe zum Aufstehen zu bringen. Man mußte es durch Umwechseln ersetzen. So wurde Pallas noch am 7. und 8. Mai 1772 aus der eingeschneiten Wildniß von Udinskoi gerettet. Ganz gegen die Natur des wasserscheuen Thieres durchsetzt der Buräte reißende Flüsse, wie den Kouda und den Bargusin rc. Dieselbe Erfahrung machte außer Pallas und Georgi auch schon Ysbrand Ides auf seiner Reise von Nertschinsk nach Peking im Jahre 1692. Zwar scheuen sie den ersten Schritt in das Wasser, werden aber, wie er sagt, wenn ihnen der Grund fehlt, wie ein aufgeblasener Windsack von dem Strome getragen.

Auch die Kameele der Samojeden, Kirgisen, Tataren und Kalmücken rc. gehören der zweihöckrigen, baktrischen Rasse an. Der Nogayer Tatar spannt es mit dem Joch zwischen Hals und Buckel an die Deichsel seines kornbeladenen Wagens, der chinesische setzt in Karawanen mit ihm über die Schneeketten des Bogdo und Mustag, wo sogar eine kurze Gletscherstrecke zu passiren ist. Timkowski erzählt, daß zu diesem Behufe Stufen in die Eismassen gehauen würden, daß aber trotzdem viele Kameele in die Abgründe der gefahrvollen Gebirgsstraße stürzten. Dem Kalmücken ist das Kameel unentbehrlich, es trägt ihm seine ganze Haushaltung, Weib, Kinder, Götzenbilder rc., und singend durchzieht er damit die Salzsteppen seiner Heimath. Ohne Kameel wäre er im Winter außer Stande, Holz und Schilfrohr zum Heizen seiner Jurten und seines Herdes herbeizuschaffen. Die Wolle, die dem Thiere im Frühling büschelweise ausfällt, dient ihm zu Seilen, Filzdecken, Gurten; das Fett giebt ein Brennmaterial, das den Wachslichtern an Farbe und Güte wenig nachgiebt; das Fleisch wird von den Kalmücken wie von allen Kameelhirten als Speise gepriesen und die Haut als Leder zu vielerlei Gegenständen verarbeitet.

Das baktrische Kameel hat sich vorzugsweise im Norden, das arabische mehr im Süden von Centralasien verbreitet. Jenes streift an die Renthier-, dieses an die Elephanten-Zone. In den bucharischen Binnenländern sind beide Arten im Gebrauch und werden nach Burnes und Eversmann vielfach gekreuzt. Außer der zweibuckligen Species „Air" und der einbuckligen „Nar" unterscheidet Eversmann noch eine dritte Species, das „Luk"; dasselbe soll nicht nur größer und stärker als die beiden vorigen sein, sondern

auch ganz krause, schwarzbraune Wolle haben. Da es zu großen Karawanenreisen weniger tauglich ist, so mag das wohl die Ursache seiner Unbekanntschaft in Vorderasien und Europa sein, auf kurze Strecken soll es — nach demselben Gewährsmann — ca. 800 bis 1200 Pfund tragen, während die gewöhnliche Kameelslast dort ca. 650 Pfund betrage.

Auch im iranischen Gebiete waren von Anfang der Geschichte an die beiden Kameelarten heimisch. „Das doppelartige Kameel", heißt es im Bundehesch der Zend-Avesta, „ist nur für die Reinen geschaffen; das eine bewohnt nur die Gebirge, das andere, das sich in Ebenen aufhält, kann nur höchstens zwei Berge aufsteigen; und jenes Berg-Kameel ist aller Kameele oberstes."

Wenn das Kameel auch nicht so allgemein in ganz Vorderindien einheimisch werden konnte, wie in den vegetations- und wasserarmen vorderasiatischen Ländergebieten, so scheint es doch schon frühzeitig in dem gegen Baktrien aufsteigenden Pendschab als Lastthier in Gebrauch gewesen zu sein. In der allerfrühesten Völkerentwicklung Indiens konnte das Kameel aber schon darum keine so bedeutende Rolle spielen, wie in Vorderasien, weil es mit dem ersten Bedürfniß des Hindus in keiner Weise so ganz verwachsen war, wie mit dem der semitischen Stämme; es wurde ihm nicht wie diesen zu einem Spiegel der sittlichen und menschlichen Natur, sondern der Elephant. Größere Bedeutung erlangte das Kameel im nördlichen Indien erst, als mohamedanische Herrscher es vom hohen Induslande dort einführten und verbreiteten, um es zur Kriegführung und als Transport- und Zugthier zu benutzen.

Mit der turkestanischen Dynastie der Ghaznaviden unter Sultan Mahmud begann eine neue Aera für dieses Völkergebiet; die brahminische Zeit ging unter und die muselmännische erhob sich am Indus und Ganges; mit ihr wuchs auch die Zahl der Kameele. Als Mahmud im Jahre 1021 aus seiner Residenz zu Ghazna im hohen Kabulistan aufbrach, um in Eilmärschen gen Somnath zur Zerstörung des größten noch übrigen Brahminentempels auszuziehen, brauchte er auf seinem Zuge durch die vorliegende Wüste allein 20,000 Kameele zum Wassertransport für sein Heer.

Da unter Umständen der Nutzen des Kameels noch weit größer sein kann, als der des Elephanten, so nahmen es allmälig auch die Hindu-Rajahs in ihre Hofhaltung und Armeen auf, und die Engländer benutzten es als willkommenes Transportmittel in Krieg und Frieden.

Im südlichen Hindostan, dessen tropisch feuchtes Klima der Natur des Kameeles zuwider ist, dient es nur noch zum Staat bei Processionen und am Hofe hoher Herren; noch weniger gedeiht es im Osten dieses Landes; dagegen hat es in dem dürren und wasserarmen Nordwesten noch heute sein gedeihliches Heerdenleben. Ohne Kameel würden die Sandwüsten und Steppenflächen des Indus und Oxus unübersteigliche Barrieren sein, und der

commercielle Völkerverkehr zwischen Indien und dem Osten von Europa wäre ebenso unmöglich, wie der zwischen dem chinesischen Reiche und Sibirien.

Die Perserkriege führten das Kameel auch auf europäischen Boden. Das Heer des Xerxes begleiteten Karawanen von Lastkameelen, welche nach Herodot's Erzählung (VII., 125) allabendlich den Angriffen der thessalischen Löwen ausgesetzt waren. Aber weder damals noch später, als die Gothen in den Jahren 376 und 386 n. Chr. bis zur Donau vordrangen, und nach ihrer Niederlage durch Kaiser Theodosius auch viele Kameele zurücklassen mußten, fand das Thier in Europa eine bleibende Stätte, und nur einige Steppen des südlichen Rußlands, welche für Pferde und Rinder zu grobe Nahrung bieten, machen eine Ausnahme davon; ebenso die Küstenterrassen Südspaniens und die um das Jahr 1622 unter Ferdinand II. von Medicis errichtete Kameelstuterei zu San Rossore bei Pisa, die nach Anderen sogar aus den Zeiten der Kreuzzüge herrühren soll.

Während Europa sich in der glücklichen Lage befand, das Kameel nicht zu brauchen, war Afrika desselben um so bedürftiger; denn ohne Vermittelung des sogenannten Wüstenschiffes läge fast der ganze Norden dieses Erdtheils für die Menschheit brach. Gleichwohl hat sich eine afrikanische Urheimath des unentbehrlichen Thieres nirgendwie ermitteln lassen, und die Einführung desselben reicht nicht einmal in die ältesten Zeiten der Geschichte.

Die Aegypter lernten das Kameel durch die Hebräer kennen, befaßten sich aber, indem es für ihre Localverhältnisse kein Bedürfniß war, nicht weiter mit dessen Pflege, und so scheint es denn nach dem Abzuge der Kinder Israels wieder eingegangen zu sein und findet sich auch nicht unter seinen Hieroglyphen.

Erst im dritten Jahrhundert v. Chr. tritt das Kameel in Aegypten wieder auf, und zwar in seiner commerciellen Bedeutung. Wie Strabo in dem 17. Buche seiner Geographie erzählt, ließ nämlich Ptolomäus Philadelphus zwischen Koptos und Berenike eine Straße anlegen und daselbst Stationen und Herbergen errichten für die „mit Kameelen reisenden Kaufleute", welche die indischen und arabischen Handelsartikel in sechs bis sieben Tagemärschen nach Koptos am Nil zur großen Waarenniederlage brachten. An keiner anderen Stelle gedenkt er jedoch der Lastkameele weiter, weder in Aegypten, noch im übrigen Afrika. Dagegen führt Plinius in dem sechsten Buche seiner Naturgeschichte einige Araberstämme an, die damals bereits von Syene bis Meroe vorgedrungen waren; sie hießen in der Folge Saracenen und machten den Römern, wie Ammianus Marcellinus erzählt, durch ihre Raubzüge mit schnellen Pferden und gewandten Kameelen viel zu schaffen.

So wenig wie in Aegypten erscheint das Kameel weiter im Westen als

Autochthone. Herodot führt in Libyen eine Menge von Thieren auf, aber von einem Kameele ist keine Rede, und dennoch hätte er auf seinem langen Zuge durch die Wüste von Thebä bis zum Atlas, wenn das Kameel als Lastträger und Renner dort im Gebrauch gewesen wäre, es nicht ungenannt lassen können. Polybius und Sallust, die als Staatsmänner, Krieger und Geschichtschreiber so genau mit Afrika und dessen Völkern bekannt waren, sprechen doch nie von einem libyschen Kameele, so wenig wie Strabo und Plinius, die aus jenen Quellen schöpften. Den Karthagern, die sich so viel mit Elephantenzucht abmühten, ist der Gewinn, den sie von der Kameelzucht für ihren Handel nach dem inneren Libyen hätten ziehen können, gänzlich unbekannt geblieben. Wären Kameele bei ihnen oder ihren afrikanischen Hülfsvölkern im Gebrauch gewesen, so hätten sie Polybius, dem Begleiter des Scipio Africanus, der die Elephanten der Karthager wohl kennen lernte, gewiß nicht entgehen können; und doch nennt er in seinem ganzen Werke nicht einmal den Namen dieses Thieres.

Trotz alledem kann das Kameel in den innersten Landschaften der weitläufigen Sahara, zu denen weder Karthager, noch Römer, noch Ptolomäer vordrangen, im wilden Zustande heimisch gewesen sein, nur fehlen positive Beweise für diese Annahme. Julius Cäsar ist der Erste, der in seinem afrikanischen Kriege von zweiundzwanzig eroberten Kameelen des Königs Juba von Numidien spricht, die gewiß keine Stelle in dem Armeebericht gefunden haben würden, wenn das Thier in Libyen bereits gewöhnlich gewesen wäre. Nunmehr scheint aber die Verbreitung des Kameels in Nordafrika rasch vorgeschritten zu sein, denn als die Vandalen im Jahre 128 n. Chr. von Spanien nach Afrika übersetzten, hatten die Mauritanier oder Mauren, wie Procop in seinem vandalischen Kriege erzählt, vor ihrem verschanzten Lager zehnfache Kameelreihen aufgestellt. Die Pferde scheuten vor dem ungewohnten Anblick, doch unerschrocken stiegen die Reiter ab und bahnten sich durch Niedermetzlung von zweihundert Kameelen einen Weg in das mauritanische Lager, das nun mit Allem, was es enthielt, ihre Beute wurde.

Epochemachend wurden in der Geschichte des Kameels die Siegeszüge des Islams. Es erscheint da gleichsam als Träger des Mohamedanismus; denn über ganz Nordafrika und selbst nach Spanien hinüber drang es mit dem Koran zugleich. Die südliche Verbreitung des Kameels reicht in Afrika ungefähr bis zum Sudan; jenseits des Senegals und des Nigers, auf dem fetten grasreichen Boden der tropischen Regenzone, hört der praktische Werth und das Gedeihen des Wüstenthieres auf, zumal es auch die üppigen, mannshohen Gräser und saftigen Laubhölzer jener Gegenden verschmäht.

Von Afrika wurde das Kameel im 15. Jahrhundert durch erobernde Normannen auf die canarischen Inseln Lancerote, Fortaventura und Teneriffa verpflanzt. A. v. Humboldt begegnete hier auf seiner Reise in die Aequinoctialgegenden vor der hoch gelegenen Stadt Laguna weißen Kameelen,

welche die Waaren von der Duane in die Magazine der Kaufleute trugen. Im 16. Jahrhundert wurden Kameele nach Peru und später durch den Marquis de Toro nach Venezuela in Mittelamerika gebracht, aber ihre Einführung blieb ohne nachhaltigen Erfolg. A. v. Humboldt schlug der spanischen Regierung deshalb vor, eine Verpflanzung des Kameels im Großen vorzunehmen. Einige Hunderte dieser nützlichen Thiere an warme und trockne Orte vertheilt, würden in wenig Jahren einen spürbaren Einfluß auf die Beförderung des öffentlichen Wohlstandes haben. Durch Steppen getrennte Provinzen würden einander näher gerückt werden, die Erzeugnisse des inneren Landes an den Küsten im Preise fallen, und durch Vermehrung der Kameele Handel und Gewerbfleiß neues Leben erhalten. Das Kameel wurde seitdem auf Cuba eingeführt, und später auch in Texas und Bolivia.

„Dasselbe Thier", sagt W. v. Müller in dem 3. Bande seiner Reisen in Mexico zur Empfehlung der Einführung, „welches im Innern von Afrika ganz kurze Haare hat, bekommt in kälteren Ländern, wie dies schon in Griechenland und Italien, mehr aber noch in Deutschland der Fall ist, ein dickes Kleid von langen zottigen Haaren, wodurch es gegen Kälte geschützt ist. Diejenigen, die ich selbst in Europa hielt, brachten den Winter meist im Freien zu und machten alle Tage, trotz Schnee und Koth, mehrere Stunden Wegs. In Pisa, wo diese Thiere, außer zum Lasttragen, hauptsächlich zum Ackerbau und Ziehen von Wagen gebraucht werden, haben dieselben niemals von Kälte gelitten und sich selbst reichlicher fortgepflanzt als in Afrika. Die Zwillingsgeburten waren hier weit häufiger.

„Während meiner verschiedenen Reisen in Kleinasien und den nördlichen Theilen Afrika's, namentlich in Unterägypten und Algerien, hatte ich in den Wintermonaten oft viel von Kälte zu leiden, und es kam nicht selten vor, daß meine Kameele, die natürlich stets im Freien blieben, Morgens mit Schnee bedeckt und vor Kälte steif waren; allein niemals äußerte diese niedere Temperatur nachtheilige Folgen, die nicht mit Sonnenaufgang verschwanden.

„Es ist ein Vorurtheil, daß das Kameel blos in trocknen, sandigen und ebenen Gegenden leben und arbeiten könne. Die Regenperiode im Inneren von Afrika ist für den Reisenden die beschwerlichste Zeit; die tropischen Gewitter folgen sich dort mit solcher Heftigkeit, daß sie manchmal drei Tage und drei Nächte unausgesetzt fortdauern; dabei sind die fallenden Regengüsse so anhaltend, daß nicht selten ausgedehnte Landstriche unter Wasser gesetzt und momentan in Sümpfe verwandelt werden. Ich habe mit meinen Kameelen oft wochenlang die so entstandenen Sümpfe zu durchreisen gehabt, ohne daß meine Thiere irgend welche besondere Nachtheile davon empfunden hätten.

„Die Ufer des oberen oder weißen Nils sind nicht wie die anderer

Flüsse scharf abgegrenzt, sondern verlieren sich unmerklich auf viele Stunden weit ins Innere des Landes, ungeheure Sümpfe mit lehmigem und thonigem Grunde bildend. Einer dieser Striche ist unter Anderem von den Amhara-Arabern bewohnt, die gezwungen sind, ihre Hütten auf Pfähle in die Sümpfe zu bauen. Auf den wenigen erhöhten, aber immer noch sehr feuchten Plätzen lagern ihre Kameele, sich von Wasserpflanzen nährend; dabei waten die Thiere durch einen äußerst zähen Lehmboden, in den sie bei jedem Schritt fußtief einsinken.

„In ähnlichen Verhältnissen leben die Kameele im Delta des Nils, z. B. in der Umgegend von Damiette und Rosette.

„Während des orientalischen Krieges, und besonders während der Belagerung von Sebastopol, war der Koth in den umliegenden Ländereien so tief, daß Pferde kaum durchkommen, zum Ziehen von schweren Lasten aber gar nicht mehr gebraucht werden konnten. Man bediente sich darum der Kameele, welche durch ihre Größe und Stärke das für Pferde Unmögliche ohne Beschwerden leisteten ꝛc."

Der richtige Boden bleibt aber für das Kameel immerhin der der Wüste und Steppe; hier zeigt es sich in seinem vollen Werthe, in seiner civilisatorischen Mission. Denn was wäre das heutige Nordafrika ohne Kameel und Karawanenzüge anders, als eine durch undurchdringliche Kies- und Sandmeere von einander geschiedene Gruppe isolirter Oasen, deren Bewohner so wenig zu dem Bewußtsein gemeinsamer menschlicher und göttlicher Verhältnisse hätten gelangen können, wie die Austral-Insulaner ohne das Schiff der Meere.

Erst nachdem das Kameel in Afrika Eingang und Verbreitung gefunden, konnten Aegypten und Senegambien, Nigritien und Mauritanien ꝛc. mit einander in dauernden Wechselverkehr treten, denn selbst die „Sahara bila ma'" d. h. die Wüste ohne Wasser, bot nunmehr kein unüberwindliches Hinderniß mehr dar. Von dem durch seinen Tauschhandel berühmten Tombuktu oder Timbuktu ziehen alljährlich Tausende von Kameelen mit den Erzeugnissen des Südens und der Gummiwälder des Senegals nach Mursuk, Labes, Tripolis, Tafilelt und Marokko ꝛc., Tausende von Darfur nach Kairo ꝛc., aber mehr als die Hälfte kehrt bei solchen großen Wüstenreisen selten zurück; mitunter finden sogar ganze Karawanen in dem Flugsandmeere der Sahel ihren Untergang. Da die Oasen hier so weit aus einander liegen, daß sie nur mit den größten Anstrengungen und Entbehrungen erreicht werden können, so darf nur eine der Quellen oder Wasserstellen, auf die man rechnete, durch die in der Sahel so häufigen Flugsandstürme verschüttet sein, und die Karawane ist unrettbar verloren.

J. G. Jackson erzählt, daß während seines Aufenthaltes in Marokko im Jahre 1805 eine Karawane von 2000 Personen und 1800 Kameelen auf dem Wege von Timbuktu nach Tafilelt verdurstete, weil sie auf einem

der gewohnten Stationsplätze kein Wasser fand; von ähnlichen Unglücksfällen berichten die Sagen und Schriften der Araber.

Daß sie der thatsächlichen Unterlage nicht entbehren, beweisen die vielen Ueberreste von Menschen und Thieren, welche auf den Karawanenstraßen umherliegen und in der grauenvollen Einöde als Wegweiser dienen. Mit den Gebeinen der Kameele mauert man in Ermangelung von Steinen die Brunnen der Sahel aus, und bedeckt sie, zum Schutze vor Versandung, mit den Häuten dieser Thiere. So nützt das Kameel, nachdem es dem Dienste des Menschen zum Opfer gefallen, demselben auch noch nach seinem Tode.

Wie viel Kameele überdies als unfreiwillige Theilnehmer an den kriegerischen Unternehmungen ihrer Heimathländer zu Grunde gehen, ist zum Theil aus der politischen Geschichte bekannt. Als Mehemed Ali im Jahre 1810 seine Vorbereitungen zur Bekämpfung der Wahabiherrschaft in Nedschd traf, und zu diesem Zwecke eine Flotte auf dem Rothen Meere erbauen ließ, verbrauchte er zum Transport des aus der Türkei bezogenen Materials allein an 10,000 Kameele. Zwei und vier derselben wurden zusammengejocht und mit den schwersten Lasten beladen; viele stürzten und der Weg von Kairo nach Suez durch die Wüste war bald mit Cadavern bedeckt. Wohl zehnmal so viel fielen nach Eröffnung des achtjährigen Vernichtungskampfes auf dem Kriegsschauplatze selbst. Daß das Kameel auch in den centralasiatischen Hochlanden nach wie vor das einzige Vehikel zu großen Eroberungszügen darbietet, ergiebt sich aus Rußlands Vorgehen gegen Chiwa und Bochara im Jahre 1840, wobei mehr als 20,000 Stück dieser Thiere erfroren. Man kann sich hiernach eine Vorstellung machen, wie unermeßlich der Reichthum an Kameelen sein muß, um so enorme Abgänge zu decken. Auch in dem neuesten Feldzuge der Russen gegen Chiwa (Khiwa) 1873, einem richtigen Wüstenfeldzuge, diente das Kameel wieder als Haupttransportmittel, ebenso in dem englisch-abyssinischen Feldzuge vom Jahre 1867 bis 1868, in dem 5733 Kameele, 16022 Maulthiere und 44 indische Elephanten thätig waren.

Das Kameel gehört zu den Wiederkäuern, weicht aber gleich dem Lama in mehreren Stücken, zumal in dem Bau der Füße von ihnen ab. Den Füßen fehlen erstens die Afterklauen, so daß also nur die zwei auftretenden Zehen vorhanden sind; zweitens sind die Zehen nicht mit Hornscheiden besetzt, sondern mit einem Nagel, nicht getrennt, sondern durch eine schwielige Sohle vereinigt.

Die Beine sind an den Gelenken mit Schwielen versehen, auf die sich die Kameele beim Legen stützen; sie entstehen erst durch öfteres Niederlegen, und die Jungen bringen sie keineswegs mit auf die Welt. Am beträchtlichsten ist die Callosität unter der Brust.

Das Knochengerüste — obschon im Allgemeinen dem der Wiederkäuer ähnlich — zeigt doch in vielen Stücken eine große Verwandtschaft mit dem der Einhufer und vermittelt auf diese Weise den Uebergang beider Ordnungen in einander. Der Schädel des Kameels und des Lamas unterscheidet

sich von dem der übrigen Wiederkäuer durch stärkere seitliche Zusammendrückung, zumal am Schnauzentheil, durch hervorragendere Augenhöhlenränder und besonders durch die Verschmelzung der beiden Hälften des Unterkiefers, welche bei den übrigen Wiederkäuern getrennt bleiben.

Auch im Zahnsystem des Kameels spricht sich die Hinneigung zu den Einhufern aus, indem außer den Eckzähnen, die indeß auch bei einigen anderen Wiederkäuern vorkommen, noch besondere Schneidezähne im Oberkiefer vorhanden sind, die sonst allen Gattungen dieser Ordnung abgehen. Die Eckzähne gleichen nach Form und Stärke denen reißender Thiere.

Sehr auffallend ist beim Kameel wie beim Lama die Bildung des Magens. Er unterscheidet sich von dem der übrigen Wiederkäuer durch die vielen und großen Zellen im Pansen und Netzmagen, durch die ungewöhnliche Kleinheit des Löfers oder Psalters, der noch dazu fast ganz faltenlos ist, und durch den darmartigen Labmagen.

Daß eine dieser Abtheilungen ein Wasserbehälter sei, und daß man auf Reisen bei großer Wassersnoth nur ein Kameel zu schlachten brauche, um jeder Zeit reines, trinkbares Wasser in dessen Magen zu finden, ist eine längst widerlegte Fabel, die aber trotzdem immer wiederkehrt. Wann und wo sie ausgeheckt wurde, ist nicht bekannt; nur so viel weiß man, daß sie weder arabischen noch persischen Ursprungs ist, und überhaupt aller realen Unterlage entbehrt. Seltsamer Weise fand sie jedoch geraume Zeit hindurch an Perrault, Daubenton, Cuvier u. A. eine wissenschaftliche Stütze, indem diese die Behauptung aufstellten, daß jene Zellen die Bestimmung hätten, das eingenommene Wasser in sich aufzubewahren, um bei Mangel an frischem Getränk das Futter und selbst die Mundhöhle nach Belieben befeuchten und mithin das Trinken auf lange Zeit entbehrlich machen zu können.

Gegen das Unwahrscheinliche und Unhaltbare einer solchen Deutung erklärten sich zuerst Rudolphi und Rapp; Andere folgten, und nach wiederholten Sectionen von Kameelmagen blieb über den Zweck der Zellen schließlich kein Zweifel mehr übrig. Man erkannte in ihnen eine Einrichtung, durch welche die Natur die secernirende und vielleicht auch aufsaugende Oberfläche dieser Magen vergrößert hat, ohne ihnen ein unverhältnißmäßig großes Volumen zu geben. Mit der wässerigen Flüssigkeit des Drüsenapparates der Magenzellen befeuchtet das Kameel seine Nahrung und kann deshalb des Trinkens ungleich länger entbehren, als andere Hausthiere.

Am Hinterhaupt hat das Kameel zwei Drüsen, die auf die Hautoberfläche münden und eine übelriechende schwarze Feuchtigkeit absondern, namentlich in der Brunstzeit, die sich bei den Männchen mit vier, bei den Weibchen mit drei Jahren äußert. Aeltere Hengste stoßen da mitunter eine große rothe Blase aus dem Maule hervor, in welcher Grundler ein erweitertes Gaumensegel erkannte. Mit dem Entweichen der Luft schrumpft der soge-

nannte Brüllsack, der eine Länge von 14 bis 15 Zoll erreicht, wieder zusammen und wird von den Thieren zurückgezogen. — Die Stute ist zwölf Monate trächtig und wirft dann ein Junges, für welches sie eine große Anhänglichkeit zeigt. Einer Kameelstute, die auf einer Gobireise von ihrem Füllen getrennt ward und deshalb fünf Tage lang ein jämmerliches Klagegeschrei ausstieß, sah Timkowski dicke Thränen aus den Augen rollen. Aehnliches berichtet Bergmann in seinen „Nomadischen Streifereien unter den Kalmücken".

Der Höcker, der nicht etwa durch eine besondere Verlängerung gewisser Dornfortsätze an den Rückenwirbeln, sondern durch eine eigenthümliche Anhäufung von fettartiger Masse gebildet wird, ist in Größe und Gestalt von der besseren oder schlechteren Nahrung des Thieres abhängig. Wenn ein Kameel den völligen Grad der Fettheit erreicht hat, so nimmt sein Höcker nach Burckhardt's „Bemerkungen über die Beduinen und Wahaby" den vierten Theil des ganzen Körpers ein. Solche Kameele sieht man aber nicht in cultivirten Districten, wo sie immer mehr oder weniger arbeiten müssen. Man findet sie nur im Inneren der Wüste bei den reichen Beduinen, welche ganze Heerden von Kameelen blos zur Fortpflanzung der Rasse halten und selten mehr als einige Stück davon zur Arbeit bestimmen.

Findet der Araber, der eine lange Reise unternehmen will, den Höcker gut mit Fett besetzt, so weiß er auch, daß sein Kameel, selbst bei sehr mäßigen Futterrationen, beträchtliche Strapazen aushalten wird, denn nach dem arabischen Sprichworte zehrt das Kameel von dem Fette seines Höckers. So viel ist sicher, daß das Kameel, sobald der Höcker abnimmt, auch keiner großen Anstrengung fähig ist und allmälig den Strapazen unterliegt. Nach einer langen Reise hat das Thier seinen Höcker beinahe verloren und um ihn wieder herzustellen, bedarf es drei- bis viermonatlicher Ruhe und Nahrung. Indessen hängen bei der baktrischen Art die Höcker auch oft bei kräftigen Thieren nach einer Seite.

Die Farbe der Haare, deren Dichtigkeit sich natürlich nach dem Klima richtet, ist meist graubraun, stuft sich aber einerseits bis Schwarz, andererseits bis Weiß ab; indessen kommen keine Schecken vor. Die arabischen Kameele sind in der Regel braun, doch findet man unter ihnen auch viele von schwarzer Farbe. Je weiter man in Aegypten nach Süden vorschreitet, desto heller wird die Färbung; gegen Nubien hin sind die Kameele meistens weiß, und Burckhardt hat in diesem Lande niemals ein schwarzes gesehen. Die Farbe des Trampelthieres ist gewöhnlich braun und geht an den langen Haaren des Bauches und der Füße ins Schwarze über; doch giebt es auch bei dieser Specialität weiße.

Das Kameel erreicht, über den Höcker gemessen, eine Höhe von 7, und eine Länge von 9 Fuß; das zweihöckrige wird noch größer und 1200 bis 1300 Pfund schwer.

Wie bei allen Hausthieren, so giebt es auch bei den Kameelen verschiedene Rassen. Sie werden unter sich gezüchtet und durch Kreuzung der ein- und zweihöckrigen Art. Nach Olearius und Eversmann sollen auch diese Mischlinge fruchtbar sein, doch ist das noch nicht zweifellos festgestellt.

Die Last, welche einem Kameel auferlegt wird, richtet sich theils nach der Stärke des Thieres, theils nach der Länge des Weges; je größer die Entfernung ist, die man vor sich hat, und je weniger Brunnen auf dem Marsche zu finden sind, desto leichter sind die Ladungen. Die gewöhnliche Ladung für ein arabisches Kameel beträgt für eine kürzere Reise 4 bis 5 Centner. Das zweihöckrige Kameel trägt auf einer langen Reise ca. 6 Centner, sonst 8 bis 10 Centner und darüber; ähnliche Tragkraft besitzen auch einige Rassen der einhöckrigen Art, wie die ägyptische und das bucharische „Luk" mit kurzgelocktem krausen Wollenhaar.

Um das Kameel bequemer beladen zu können, richtet man es in der Jugend dazu ab, sich auf die vier Beine niederzulassen. Man umschlingt zu diesem Behufe einen Vorderfuß mit einem Strick und zieht an; läßt sich das Kameel nicht schon dadurch zum Niederknieen bewegen, so verfährt man ebenso mit dem zweiten Fuß, und nun muß das Thier natürlich auf die Knie fallen. Dies Verfahren wiederholt man so lange mit einem bestimmten Ruf oder Peitschenhieb, bis das Kameel auf Verlangen seines Wärters sich schließlich von selbst niederlegt. Es wird hierauf beladen und angehalten, sich auf den Ruf seines Führers zu erheben. — Bürdet man dem Thiere zu viel auf, so bricht es in ein Jammergeschrei aus und bleibt liegen, aber nicht um den Tod zu erwarten, wie man sich euphemistisch ausdrückte, sondern weil es nicht aufstehen kann; erleichtert man ihm die Last, so erhebt es sich. Als Sattel dient bei dem einhöckrigen Lastkameel ein gepolstertes Holzgestelle, „Ranïe", über welches die Frachtstücke gehängt und so gleichmäßig vertheilt werden, daß sich die beiderseitigen Lasten das Gleichgewicht halten. Die Befestigung des Sattels wird dadurch überflüssig und unterbleibt deshalb auch öfters. — Bei der Ankunft auf der Station braucht der Führer nur den Kopf des Thieres etwas hinabzudrücken, und mit dem gewohnten Zuruf des heutigen Beduinen: Krri! Krri! legt es sich nieder. Es biegt ein wenig das Knie, erst des einen Vorderbeines, dann des anderen, und fällt mit dem ganzen Gewicht seiner Last und seines knochigen Körpers auf die Gelenkschwielen nieder; dann zieht es auch die Hinterbeine ein und senkt sich da ebenso gewichtig nieder; die Ladung wird abgenommen und das Kameel geht auf seine spärliche, dürre Weide. Wie die Ballen abgenommen wurden, so bleiben sie liegen, und es bedarf daher nur kurzer Zeit, um die Karawane wieder flott zu machen. Die Kameele gehen entweder truppweise oder in einzelnen Ketten („Ketars") hinter einander. Aus der Länge einer solchen Kette und der Dauer des Marsches schließen die Völker Centralasiens mit ziemlicher Genauigkeit auf die Entfernung der einzelnen Stationsplätze; sie

beobachten, wie oft die Kette in z. B. zehn Minuten ihre eigene Länge zurücklegt, um zu wissen, daß sie in der Stunde sechsmal, und im Tage vierundzwanzigmal so weit vorgeschritten ist, so gleichmäßig ist in der Regel der Kameelschritt.

Der Reitsattel, „Serdj", besteht aus einem muldenförmigen Sitz, der auf gepolstertem Untergestelle ruht, durch zwei breite Bauchgurten auf dem Höcker festgehalten und durch einen Brustgurt vor dem Hinabrutschen geschützt wird.

Die Abrichtung der Kameele zum Lasttragen und Reiten besorgt meist die männliche Jugend der Kameelbesitzer. Dem Füllen wird mit dem dritten Jahre eine Schlinge um die Schnauze geschlungen und ein Sattel aufgelegt; der kleine Reiter setzt sich darauf und treibt das Thier zum Trabe; verfällt es in Galopp, so zügelt er es, und setzt das so lange fort, bis es sich an ständigen Trab gewöhnt hat. Mit Ende des vierten oder fünften Jahres wird das Kameel dem Verkehr übergeben; hat es eine besonders leichte Gangart, so sagt der Araber preisend, daß man eine Tasse Kaffee auf demselben trinken könne. Um das Thier ganz in der Gewalt zu haben, bedient man sich außer dem Zaum noch eines Beizügels aus fein geflochtenem Leder, der in dem durchbohrten Nasenknorpel befestigt wird.

Reisende, denen das Reiten zu unbequem und beschwerlich ist, bedienen sich eines überdachten Palankins, der quer über den Sattel gelegt und mit Stricken festgebunden wird. Diese Palankins haben die Bequemlichkeit, daß man sich darauf ausstrecken und nach Belieben schlafen kann. Aehnliche Vorrichtungen im kleineren Maßstabe werden besonders zum Transport der Frauen an beiden Seiten des Sattels, oder bei Vornehmen zwischen zwei Kameelen angebracht.

„Wenn du einem Heirie begegnest," sagt der Beduine der Sahara, „und du begrüßest den Reiter mit Selam Aleik, so ist er weit weg und dir fast aus den Augen, ehe er Aleik Selam erwiedern kann, denn seine Schnelligkeit ist gleich dem Winde." — „Heirie" ist die marokkanische Bezeichnung für Laufkameel, „Maherri" heißt es in Fezzan, „Hedjin" in Aegypten und „Delul" in Arabien. Der Delul von Oman wird seines flüchtigen und leichten Trabes halber in allen Gesängen der Araber gefeiert. Zu Dschidda sah Burckhardt zwei dieser Kameele, welche Mehemed Ali vom Imam von Maskat zum Geschenk erhalten hatte. Ihrem Aeußeren nach unterschieden sie sich, obschon ihre Beine etwas grader und dünner waren, kaum merklich von den anderen arabischen Kameelen; aber im Auge und in der ganzen Haltung lag etwas, woran man bei allen Thieren das Edle vom Gemeinen unterscheiden kann.

Von der Schnelligkeit gewisser Deluls und Hedjins erzählt man sich Wunderdinge. „Ich zweifle jedoch," sagt Burckhardt, „ob diese Thiere jemals irgendwo anders, als in der Einbildungskraft phantasiereicher Beduinen

existirt haben. Die größte Leistung eines Hedjin, die zu meiner Kenntniß gekommen ist und auf hinlänglich glaubhafter Autorität beruht, ist die eines Kameels, welches einem Mameluken-Bey zu Esne in Oberägypten gehörte und welches er einem Häuptling der Bischarin um 150 spanische Dollars abgekauft hatte. Auf dieses Kameel war eine Wette gemacht worden, daß es in einem Tage zwischen Sonnenaufgang und Untergang von Esne nach Genne und wieder zurück gehen oder mit anderen Worten einen Weg von 125 engl. Meilen (ca. 27 deutsche) in dieser Zeit zurücklegen solle. Es erreichte gegen 4 Uhr Nachmittags ein Dorf, welches noch 10 engl. Meilen von Esne entfernt war, und hier gingen ihm die Kräfte aus, nachdem es 115 engl. Meilen (25 deutsche) in elf Stunden zurückgelegt und zweimal auf einer Fähre über den Nil gesetzt worden war, wozu jedesmal wenigstens 20 Minuten erforderlich waren."

Auf einem Hedjin flüchtete Muhamed Ali in einem Zuge von Kairo nach Alexandrien und legte somit 25 deutsche Meilen in zwölf Stunden zurück.

Das Pferd übertrifft zwar das Kameel an Schnelligkeit, aber nicht auf die Dauer. Ist das Dromedar bei voller Kraft, so greift es bei seinem Laufe mit den Hinterbeinen so weit vor, daß die Fußspuren über die der Vorderbeine hinausreichen, während sie bei dem Pferde zusammentreffen. Läßt man es bei seiner Lieblingsgangart, einem leichten Paß, in welchem es in einer Stunde etwa 4 bis 5 engl. Meilen zurücklegt, und füttert es gegen Abend gehörig, oder im Falle der Noth nur einmal alle zwei Tage, so läuft es 5 bis 6 Tage hinter einander fort.

„Ich weiß," erzählt Burckhardt weiter, „daß Kameele in der Wüste von Aleppo von Bagdad nach Sokhne in der kurzen Zeit von 5 Tagen gelangt sind, wozu man mit einer Karawane 21 Tage braucht. Es kommen manchmal Boten aus Bagdad, welches 25 Tagreisen von Aleppo entfernt ist, am siebenten Tage in dieser Stadt an, und ich weiß, daß Couriere in 18 Tagen von Kairo nach Mekka gelangt sind, ohne nur einmal ihre Kameele zu wechseln, obschon nach der gewöhnlichen Berechnung die Entfernung 45 Tagereisen beträgt."

Schon im Alterthume wurden Dromedare zu Post- und Courierdiensten verwendet; je mehr der Wüstenverkehr zunahm, desto häufiger und regelmäßiger gestaltete sich dieser Dienst. Einer der beschwerlichsten und gefährlichsten ist der zwischen Bornu und Fezzan, und zwischen Timbuktu und Tafilelt. Hier, wo nur vermoderte Kameelgebeine die Richtung des Weges andeuten, reiten die Couriere deshalb in der Regel auch zu Zweien. Daß sie den Mist ihrer Thiere in einem Beutel oder Korb unter dem Schwanze auffangen, um des Nachts Brennmaterial zu haben, ist kennzeichnend für den Charakter der Gegend.

Wie seit historischer Zeit, so wird das Kameel auch heutzutage noch zu

kriegerischen Zwecken benutzt. Selbst Kameelreiter mit kleinen Drehbassen auf dem Sattelknopfe hat Burckhardt in Syrien gesehen, und die von Major Pew in Indien organisirte Kameel-Artillerie soll den gehegten Erwartungen auf dem Marsche nach Kabul vollkommen entsprochen haben. Wer gegen Beduinen mit Erfolg zu Felde ziehen will, der bedarf einer Dromedar-Reiterei; diese Erfahrung haben die Franzosen in Aegypten und Algier gemacht, Mehemed Ali und sein Sohn Ibrahim Pascha in Arabien.

Die Fähigkeit, Durst zu ertragen, sagt Burckhardt in seinen „Bemerkungen über die Beduinen", ist unter den verschiedenen Rassen sehr verschieden. Die großen ägyptischen Lastkameele sind weniger geeignet, Strapazen auszuhalten. Da sie an den fruchtbaren Ufern des Nils immer gut getränkt und gefüttert werden, so sind sie an Wüstenreisen von beträchtlicher Dauer nicht gewöhnt, und auf der Wallfahrt nach Mekka kommen deshalb immer viele um. Die von Nedschd halten 3 bis 4 Tage ohne Wasser aus, die von Darfur und Timbuktu sogar 5 bis 6 Tage und darüber; überhaupt sind die Kameele der Sahara und Sahel härter als die arabischen, und von einer fabelhaften Genügsamkeit. Jede Nahrung aus dem Pflanzenreiche, möge sie noch so kümmerlich, trocken und kraftlos erscheinen, ist hinreichend, um das Kameel zu erhalten. In bewohnten Gegenden fressen sie mit größtem Appetit Stroh, Riedgras und Strauchwerk ꝛc.; in der Wüste Disteln, Mannastauden und Mimosen, deren spitze Stacheln sie ohne Verletzung des Rachens zermalmen und hinabwürgen.

Und trotz dieses kärglichen Futters ist die Milch der Kameele dick und fett, und macht bei vielen Stämmen der Wüste und Steppe ein Hauptnahrungsmittel aus; doch bereiten die Beduinen weder Butter noch Käse daraus. Ihres salzigen Beigeschmacks wegen wird die Milch des zweihöckrigen Kameels, nach Pallas, vorzugsweise zum Thee gesucht; gegohren soll sie noch berauschender sein als Pferdemilch.

Das Fleisch wird von allen mongolischen und tatarischen Völkern gegessen, doch gewöhnlich nur das von verunglücktem oder gefallenem Vieh. Auch die Araber schlachten selten ein noch kräftiges Thier, und der ganze Stamm nimmt dann Theil an dem leckeren Mahle. Will ein Beduinen-Häuptling seinem Gaste eine besondere Ehre erweisen, so setzt er ihm ein ganzes gebratenes Kameel vor und eine mächtige Schüssel mit Reis (Pillaw); von dem Riesenbraten reißen und schneiden die Eingeladenen, nachdem sie die weiten Aermel über die Schulter geschlagen, sich beliebige Stücke ab, greifen mehrmals Reis heraus, den sie zum Kloße ballen, und verzehren beides, indem sie Saft und Blut des Bratens von den Fingern lecken, mit Behagen. — So war es vor zweitausend Jahren und so ist es noch jetzt.

Der Preis des Kameels ist fast überall verschieden, und mancherlei Schwankungen unterworfen; ebenso die Miethspreise. Ein gutes Reitkameel

kostet durchschnittlich 80 bis 120 Thaler, ein gewöhnliches Lastkameel selten mehr als 30 Thaler.

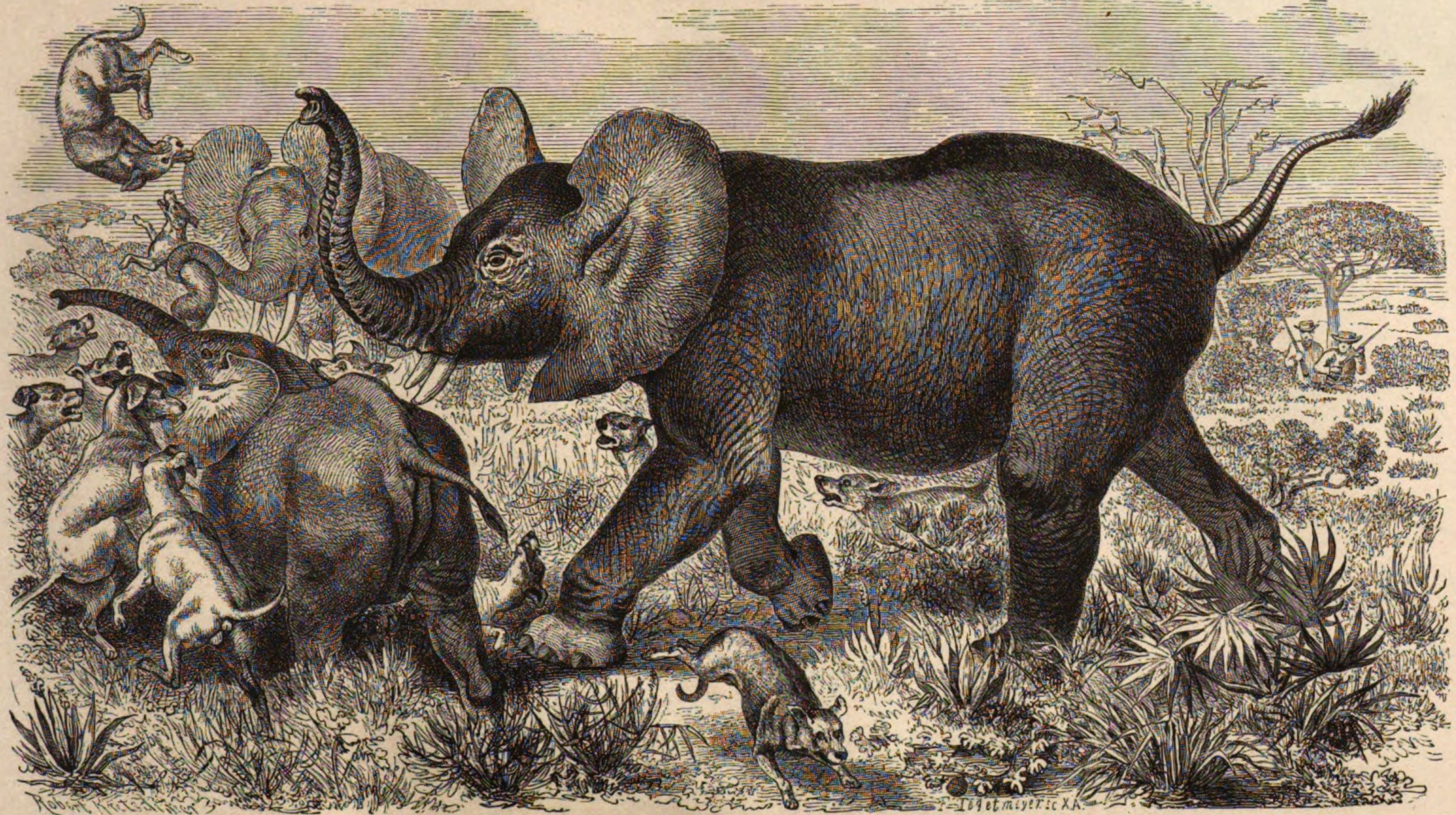
Das Kameel erreicht ein Alter von 40 Jahren und darüber, aber nach 25 bis 30 Jahren nimmt seine Tüchtigkeit ab, und es kann nicht mehr große Strapazen ertragen; im Toskanischen werden sie in der Regel nicht über 20 Jahre alt, zumal die Arbeitsthiere. Die Lebensdauer der Kameele und Trampelthiere hängt überdies von terrestrischen und klimatischen Verhältnissen ab; ebenso die Mortalität durch Krankheiten. Die meisten Karawanenkameele werden durch zu starke Strapazen dämpfig; in solchem Falle brennen ihnen die Araber die Brust mit einem Brenneisen. Dasselbe thun sie auch bei Wunden am Höcker, und es vergeht gegen das Ende einer langen Reise fast kein Abend, an welchem diese Operation nicht vorgenommen werden müßte. Gleichwohl legen sie am nächsten Morgen, wenn sie keine Reserve-Kameele haben, die Last doch wieder auf.

Was Aristoteles und Plinius von einem angeborenen Hasse zwischen Kameelen und Pferden berichten, beschränkt sich darauf, daß letztere vor dem ungewohnten Anblick der Kameele scheuen und durchgehen; haben sie sich öfters gesehen, so fällt diese Scheu und der Widerwille vor der Ausdünstung des Schwielensohlers weg, und bei den Karawanen vertragen sich Kameele, Pferde und Esel auf das Beste mit einander. Es gewährt einen grotesk komischen Anblick, eine Kette von 30 bis 50 Kameelen gemessenen Schrittes hinter einander herschreiten zu sehen, den Spuren eines Esels folgend, der den Karawanenführer trägt. Solche Züge treffen Tag für Tag mit kleinasiatischen Holzkohlen in Konstantinopel ein. Sind die Kameele entladen, so treibt man sie in Gemeinschaft des Esels auf die Weide, wo dieser wiederum die Rolle eines Leithammels spielt.

Unter den Sinnen des Kameels zeichnen sich Geruch und Gehör durch besondere Schärfe aus. Auf die Entfernung einer halben Stunde wittern diese Thiere, nach Burckhardt, die Feuchtigkeit der Wüstenquelle; mit gekniffenen Augen und zurückgelegten Ohren schnüffeln sie danach in der Luft, die erschlafften Glieder strecken sich, und mit wildem Gebrülle rennen die nahezu Verdursteten dem Orte der Rettung zu; daß die Thiere in einem solchen Momente nicht auf die Stimme ihrer Führer achten, daß sie der hemmenden Last sich zu entledigen suchen, ist natürlich, zumal, wenn vielleicht just vorher der Samum seine glühenden Sandwogen über die Karawane ergossen und den Durst bis zum Unerträglichen gesteigert hat. Die Kameele hören den Wirbelsturm auf weite Entfernung, und zeigen durch ihr Benehmen, wie sehr sie ihn fürchten; sie bleiben zitternd stehen, Angstschweiß tritt auf die Haut, die Augen treten aus ihren Höhlen und unruhig arbeiten die Flanken; denn die Luft ist unterdessen schwer und dick geworden, vor Staub und Hitze kaum mehr zu athmen, die Sonne erscheint violett, der Horizont braun; immer lauter wird das Tosen des Sturmes, Sandwirbel ziehen als

Vorboten vor ihm her; er ist da! — Alles hat sich instinctmäßig niedergeworfen, mit dem Rücken gegen den Orkan; die Kameele haben den Hals weit ausgestreckt auf den Boden gepreßt und die Augen geschlossen. Es donnert, sauset und brauset die brüllende Sandfluth über die Karawane dahin; der Nachbar kann den Nachbar nicht erkennen, so dicht ist die wogende Sandmasse. Der Stolzeste beugt sich in seiner Ohnmacht vor der Furchtbarkeit dieser Naturerscheinung. — Die Minute wird in solcher Situation zur Ewigkeit; — man denke sich nun deren fünf und mehr! — Zum Glück dauern diese Orkane selten länger; aber manche Kameele haben trotzdem nicht mehr die Kraft, sich zu erheben, und müssen zurückgelassen werden, eine Speise für Geier.

Ueber die geistige Befähigung und den Charakter des Kameels läßt sich kein allgemeines Urtheil fällen. Die Einen nennen es gelehrig, sanft und gutmüthig, die Anderen dumm und boshaft, und dennoch haben Beide Recht; so groß ist der Unterschied der Rasse, so viel kommt auf die Behandlung der Thiere an.



Afrikanischer Elephant.

Der Elephant.

Wie Ueberreste einer früheren Schöpfungsperiode ragen die Dickhäuter-Kolosse Rhinoceros, Hippopotamus und Elephant in die Zoologie der Gegenwart: so plump, gewaltig und massenhaft ist ihre äußere Erscheinung, so urweltlich ihre Lebensweise. Der größte der Trias ist bekanntlich der Elephant. Der Kuppe eines Berges ähnlich, hebt die dunkle, formlose Masse sich empor, und man kann sie nicht betrachten, ohne zugleich von dem Gedanken an unwiderstehliche Stärke erfaßt zu werden. Aber mehr noch als die kolossale Gestalt, überrascht der geistige Ausdruck der Physiognomie, die breit gewölbte Stirn und der klug bedachte, ernst sinnende Blick des an und für sich unschönen, lang geschlitzten und auffallend kleinen Auges. Der Rüssel, mit dem die Natur den Elephanten ausgerüstet hat, ist das dienstbare Werkzeug seiner Intelligenz. Er zeigt im Gegensatz zu der steinernen Starrheit der anderen Gliedmaßen die höchste Gelenksamkeit, und wie die Hand den Menschen, so kennzeichnet diese wunderbare thierische Hand die geistige Rangstufe des Elephanten, der in der Sanskritsprache außer vielen anderen Benennungen auch den Namen Hastin oder Karin führt, das heißt der Handbegabte. Der 6 bis 8 Fuß lange Rüssel ist eine Fortsetzung der Nase und besteht aus ca. 40,000 Muskelbündeln, die wie Kautschukringe in einander geflochten sind, und beliebig gebogen und gestreckt werden können. Mit ihm umschlingt der Elephant die Palme und reißt sie aus, um ihrer Früchte habhaft zu werden, mit ihm erfaßt er den Tiger und schleudert ihn zu Boden unter die zermalmende Wucht seiner säulenartigen Beine. Mit der fingerähnlichen Spitze desselben hebt er das kleinste Blatt, die kleinste Münze vom Boden und schürzt und löst damit den festesten Knoten. Mit dem Rüssel ergreift der Elephant sein Futter, saugt ihn voll Wasser und schüttet sich dieses in den Rachen. Er ist das eigentliche Lebensorgan des kolossalen Thieres und fast keine Verwundung ihm gefährlicher, als die des Rüssels.

Wann und von wem der Elephant zuerst gezähmt wurde, darüber schweigt die Geschichte; in Indien ist er seit undenklichen Zeiten mit dem dortigen Völkerleben im Frieden und Kriege verknüpft.

Den Hinduvölkern ist der „Handbegabte" das Symbol der Weisheit, und Ganesa, der Gott aller Wissenschaft und sinnreichen Kunst, erscheint in den indischen Tempeln stets mit dem Haupte eines Elephanten. Der Sonnengott Indras, der Beherrscher des Firmaments mit allen seinen Gestirnen, fährt entweder auf einem von zehntausend Rossen gezogenen, leuchtenden Donnerwagen, oder er reitet auf dem Airawati, einem der acht Weltelephanten der indischen Kosmogonie.

Als Lebensgenosse der Götter ist der Elephant seit undenklichen Zeiten architektonisches Glied der Tempelsculptur; er trägt als Sockel die Pfeilerreihen, welche das Tempeldach stützen, und wacht in kolossaler Figur an den Eingängen.

Die ältesten Hindudichter haben das wunderbare Geschöpf in ihren Gesängen verherrlicht, und noch heutzutage wird ihm von den Bekennern des Buddhaismus, der die Seelen büßender Prinzen und Brahmanen in Elephanten übergehen läßt, eine Art religiöser Verehrung gezollt. Die Hindu-Legenden führen viele Heilige auf, die nach ihrem Tode zu Elephanten wurden, und Buddha selbst soll eine derartige Metempsychose durchgemacht und als weißer Elephant weitergelebt haben.

Uralt, wie die Zähmung und Abrichtung des indischen Elephanten zu Dienstleistungen im Frieden, scheint auch dessen Verwendung im Kriege zu sein, denn bereits um das Jahr 2000 v. Chr. soll Stratobates, wie der allerdings nicht ganz zuverlässige Knidische Geschichtschreiber Ktesias erzählt, der assyrischen Königin Semiramis bei ihrem Eroberungszug nach Indien eine Schaar Kriegs-Elephanten entgegengestellt haben.

Um das Jahr 330 v. Chr. wurden solche durch Alexander den Großen im Abendlande eingeführt. In der Schlacht bei Arbela fielen, außer anderer Beute, auch fünfzehn Kriegs-Elephanten des persischen Königs Darius Kodomanus in die Hände des Siegers, und diese waren die ersten, welche nach Europa kamen.

Offenbar hatten sie die Perser selbst erst durch ihre Grenzerweiterung gegen den Indus erhalten, denn auf ihrem trocknen Plateaulande kommt das Thier nicht vor, und weder in Herodot's noch Xenophon's Musterung der ersten Perserheere, unter Darius Hystaspes und Xerxes, ist von jener Waffe die Rede.

Nach Alexander's Tod und dem Verfall seiner Herrschaft gingen die indischen Kriegs-Elephanten, mit welchen er triumphirend in Babylon eingezogen war, an seine Nachfolger über und wurden der syrischen, ägyptischen und macedonischen Heeresmacht einverleibt.

Von Griechenland aus verbreitete sich — als Pyrrhus, König von

Epirus, im Jahre 281 v. Chr. den Tarentinern gegen die Römer und darauf den Syracusanern gegen die Karthager zu Hülfe kam — der Gebrauch dieser Waffe auch in Italien und Afrika. Der afrikanische Elephant, welcher bisher im Gegensatz zu dem indischen außer aller Verbindung mit dem Menschen geblieben war, erscheint nun einige Jahrhunderte hindurch auf dem Boden der Geschichte, und spielt in den Kriegen der Karthager gegen die Römer eine nicht unbedeutende Rolle. Daß er nicht schon früher zur Bundesgenossenschaft des Menschen herangezogen wurde, lag offenbar nur an der mangelnden Erkenntniß seiner Eigenschaften, sonst würde das kolossale Lastthier beim Tempel- und Pyramidenbau gewiß verwendet worden sein, und auf den Denkmalen des alten Aegyptens fände sich neben Löwen und Giraffen dann sicher auch der Elephant.

Wie der indische, so hatte auch der afrikanische Elephant früher eine weit größere Verbreitungssphäre, als jetzt; die Kriegs-Elephanten, welche die Karthager den Römern gegenüber stellten, stammten aus Mauritanien, dem heutigen Algier und Marokko, wo das Thier längst ausgerottet ist.

Mit dem Siege, welchen Julius Cäsar in der mörderischen Schlacht bei Thapsus über den König Juba von Numidien erfocht (26 v. Chr.), verschwindet der mauritanische Elephant wieder von dem Schauplatz der Geschichte. Die Römer hatten das kolossale Thier, in der Bestürzung über den ihm entgegenschallenden Schlachtenlärm, zu oft gegen seine eigenen Leute stürzen und in deren Reihen arge Verwüstungen anrichten sehen, um sich auf die Dauer mit einer so unzuverlässigen Waffe zu befassen.

Dies hinderte aber nicht, daß in Rom fort und fort Elephanten zur Schau gestellt und in den Kampfspielen verwendet wurden. Unter den Kaisern Claudius und Nero mußten die Fechter in Einzelkämpfen gegen Elephanten ihr Meisterstück machen. Der athletische Kaiser Commodus, der nach Angabe seines Biographen A e l i u s L a m p r i d i u s ein besonderes Vergnügen daran fand, bei öffentlichen Spielen gegen Gladiatoren und wilde Thiere aufzutreten, tödtete bei solcher Gelegenheit selbst mehrere Elephanten.

Als Pompejus der Große über Afrika triumphirte, wurden Elephanten, wie P l i n i u s erzählt, in Rom zum ersten Mal vor den Wagen gespannt, und etwa drei Jahrhunderte später verlieh der Senat dem Kaiser Gordian III. nach einem glänzenden Siege über die Perser ein Elephanten-Viergespann zum Triumphzuge. Auch zum Tanzen und anderen Kunststücken wurden die gelehrigen Thiere nach wie vor abgerichtet. Bei den Fechterspielen des Germanicus machten sie, nach obiger Quelle, einige tölpische Bewegungen, als ob sie tanzten, und lernten nun häufig Waffen in die Luft werfen, gleich Fechtern mit einander kämpfen und endlich sogar auf Seilen gehen, wobei oft vier einen fünften in der Sänfte trugen.

Nach dem Untergange des römischen Reichs wurden Elephanten in Europa nur als einzelne große Seltenheiten gesehen, und von den zahllosen

Fabeln, womit die Alten die Naturgeschichte des interessanten Thieres ausgestattet, blieben manche bis Ausgang des vorigen Jahrhunderts in Kraft.

Dahin gehörte unter Anderem die Plinius'sche Behauptung, daß das Elephanten-Weibchen sich bei der Begattung auf den Rücken lege und in dieser Stellung elendiglich zu Grunde gehen müsse, wenn es von dem Männchen nicht wieder aufgerichtet würde. Trotzdem Aristoteles in seiner Zoologie auch über diesen Punkt naturgetreue Angaben gemacht hat, so fand die Fabel des römischen Schriftstellers, zumal sie durch den Bau des weiblichen Elephanten zufällig unterstützt wird, doch mehr Glauben und Verbreitung, als die einfache Wahrheit des griechischen Gelehrten, und selbst Naturforscher wie Büffon und Schreber nahmen sie in ihre Werke auf.

Bevor Büffon jedoch seine Naturgeschichte vollendet hatte, mußte er in den Supplementen die früher ausgesprochene Meinung widerrufen, da Marcel Bles ihm die Mittheilung machte, daß er während seines zwölfjährigen Aufenthalts auf Ceylon die Begattung der Elephanten belauscht und dabei wahrgenommen hätte, daß sie nach Art der übrigen Thiere vor sich ginge. Durch Corse, der von 1792 bis 1797 Director der Elephanten-Jäger in Tiperah, an der östlichen Grenze von Bengalen, war, und Elephanten sogar mehrmals im Hausstande vor Zeugen zur Begattung brachte, wurde die Frage vollends außer Zweifel gesetzt.

Daß sie in Gefangenschaft sich gleichwohl so selten und schwer dazu entschließen, liegt keineswegs, wie die alte schöne Sage erzählt, an einer im übrigen Thierreich beispiellosen Schamhaftigkeit, sondern an den zur Paarung mangelnden günstigen Umständen. Den Männchen kann wegen ihres wilderen Charakters selten die dazu nöthige größere Freiheit gestattet werden, und zudem ersetzen die Besitzer von Elephanten ihre Abgänge wohlfeiler aus den wilden Heerden, als durch kostspielige Beschäl-Anstalten.

Wie die Art der Begattung, so wurde auch die specifische Verschiedenheit der indischen und afrikanischen Elephanten erst gegen Ausgang des vorigen Jahrhunderts erkannt und wissenschaftlich festgestellt. Die Römer, welche die beiden Dickhäuter Jahrhunderte lang vor Augen hatten, machten trotz der auffallenden Differenz der Schädelbildung und Ohren keinen Unterschied zwischen denselben, weil sie, wie die Alten überhaupt, mehr die Sitten und Gewohnheiten, als die Formen der Thiere berücksichtigten, mehr Curiositätensammler als Classificatoren waren. Was sie dabei Alles für baare Münze hinnahmen und wieder ausgaben, mögen einige Stellen aus Plinius' Naturgeschichte darthun: Das größte und an Klugheit dem Menschen zunächst stehende Thier, heißt es daselbst, ist der Elephant. Er versteht die Landessprache, gehorcht den Befehlen, ist seiner Pflichten eingedenk, sucht sich Liebe zu erwerben, ja, was selbst bei Menschen nur selten vorkommt, er ist brav, vorsichtig, gerecht, und verehrt die Sterne, die Sonne und den Mond. Man erzählt, daß in Mauritanien ganze Heerden von Elephanten beim Erscheinen

des Neumondes in den Fluß hinabsteigen, sich dort feierlich reinigen, den Mond begrüßen und dann wieder in die Wälder zurückkehren. Auch die religiösen Gebräuche der Menschen scheinen sie zu kennen, denn sie besteigen kein Schiff, bis ihnen der Capitän eidlich die Rückkehr zugesichert hat u. s. w.

Da von römischen Schriftstellern wiederholt behauptet wird, daß der indische Elephant den libyschen oder mauritanischen an Größe und Stärke übertreffe, so muß der ausgerottete Elephant Nord-Afrika's kleiner gewesen sein, als sein südlicher Artgenosse, denn dieser ist meist größer als der indische. Er unterscheidet sich von demselben durch unmäßig große, flach anliegende Ohrmuscheln, minder hochgewölbten Schädel mit schief abfallender Stirn und numerisch geringere Behufung der fünfzehigen Stumpffüße. Der indische Elephant hat nämlich an den Vorderfüßen je fünf und an den Hinterfüßen je vier Klauen oder Hufe; der afrikanische jeweils einen Huf weniger, also vorn vier, hinten drei. Außerdem ist auch die Zahnbildung verschieden und überhaupt so auffallend, wie die ganze Erscheinung des merkwürdigen Thieres.

Der Kau-Apparat beider Specialitäten besteht nämlich lediglich aus Backzähnen, und deren hat der Elephant in jeder Kieferhälfte nur einen oder zwei, selten drei. Die ersten Backzähne zeigen sich acht bis zehn Tage nach der Geburt, später erscheinen die zweiten und drängen jene mehr und mehr vor, bis sie nach völliger Abnutzung schließlich ausfallen. Dieser Wechsel zwischen einem und zwei Backzähnen, der nur ausnahmsweise durch einen dritten unterbrochen wird, wiederholt sich nach Corse's Beobachtungen bei dem indischen Elephanten wenigstens acht Mal. Ein Backzahn wiegt in der Regel zwischen vier und fünf Pfund. Die Kaufläche desselben ist bei dem indischen Elephanten mit wellenförmig querlaufenden, bei dem afrikanischen mit rautenförmigen Schmelzleisten versehen. Aus dieser Verschiedenheit der Zahnbildung schlossen Camper und Blumenbach, ohne die Thiere selbst vor Augen zu haben, zuerst auf deren specifische Differenz. Die Zahnbildung des Elephanten von Sumatra hält die Mitte zwischen dem indischen und afrikanischen und deshalb stellten Temminck und Schlegel ihn in der Neuzeit als besondere Art auf.

Außer den Backzähnen hat der Elephant im Oberkiefer noch zwei mächtige Schneidezähne, gewöhnlich Stoßzähne genannt. Bei der afrikanischen Specialität sind diese größer als bei der indischen, vorab bei den Weibchen. Ausnahmsweise fehlen sie ganz; bei den Elephanten von Ceylon dagegen merkwürdiger Weise in der Regel. Unter hundert wird dort, wie J. E. Tennent in seinem „Ceylon" (London 1859) versichert, nicht einer mit Stoßzähnen gefunden, und die wenigen, bei denen sie vorkommen, sind ausschließlich Männchen. Stummel von 10 bis 12 Zoll Länge und 1 bis 2 Zoll Durchmesser haben zwar die meisten, aber auch nicht alle. Zeigt sich ausnahmsweise unter den wilden Elephanten Ceylons ein solcher mit Stoß-

zähnen, so wird ihm, des kostbaren Elfenbeines wegen, so eifrig nachgestellt, daß er kaum Gelegenheit hat, sein Geschlecht fortzupflanzen, und den normalen Zustand durch Vererbung wiederherzustellen. Auch auffallende Abnormitäten und Wucherungen in der Zahnbildung kommen bisweilen vor. In dem Gouvernement Studs kreuzten sich, wie Tennent berichtet, bei einem Elephanten die Stoßzähne der Art über dem Rüssel, daß sie abgesägt werden mußten, weil sie das Thier in dem freien Gebrauch dieses unentbehrlichen Werkzeuges behinderten. Im Jahre 1844 sah man in dem District von Bintenne, in der Nähe von Friars-Hood Mountain, einen Elephanten, dessen einer Stoßzahn zuerst eine Spirale machte und dann die gewöhnliche Richtung nahm. Solch ein spiralig gewundener Stoßzahn befindet sich, nach Tennent's Angabe, in dem Museum des Collegiums der Aerzte zu London. Nach Livingstone's letztem Tagebuche erlegten die Araber in den Tropenwäldern der Binanga-Berge in Central-Afrika einen Elephanten mit drei Fangzähnen, welche alle drei von gleicher Stärke waren, und wie J. Chapman in seinen „Wanderungen in dem Innern von Süd-Afrika“ (London 1858) erzählt, soll ein Eingeborener in der Gegend von Daka unter 38 Elephanten einen solchen mit nicht weniger als neun Stoßzähnen geschossen haben, von denen fünf auf der einen und vier auf der anderen Seite saßen. Stoßzähne von 5 bis 6 Fuß Länge und 150 bis 180 Pfund Schwere und darüber waren früher nichts Außergewöhnliches; jetzt dagegen werden sie selten mehr als 100 Pfund schwer.

Die Stoßzähne liefern bekanntlich das Elfenbein (früher helphantes bein), welches schon im grauen Alterthum zu decorativen Zwecken verwendet wurde und einen begehrten Artikel der kleinasiatischen und äthiopischen Handelsplätze ausmachte. Wie in dem ersten Buch der Könige Cap. X, 18 zu lesen, besaß der König Salomo einen großen elfenbeinernen Stuhl, den er mit lauterem Golde überzog, und Ahab baute nach Cap. XXII, 39 desselben Buches sogar ein elfenbeinernes Haus.

Noch weiter reicht nach Homer's Odyssee IV, 73 die Bekanntschaft des Elfenbeins in Griechenland, indem der Palast des Königs Menelaus, wie jener erzählt, unter Anderem auch damit geschmückt war. Unter Phidias' Meisterwerken nehmen die Pallas-Statue im Parthenon zu Athen, und die 64 Fuß hohe sitzende Figur des Zeus zu Elis den ersten Rang ein; beide waren aus Gold und Elfenbein ausgeführt.

Das griechische „Elephas“, welches wahrscheinlich aus dem sanskritischen Ipha (Elephant) mit dem arabischen Artikel al herstammt, und früher nur zur Bezeichnung der Waare gedient hatte, wurde von Herodot zum ersten Male dem Thiere beigelegt. Aus dem Griechischen ging der Name in das Lateinische, und von da in das Deutsche über. Auch die Sprichwörter „Aus der Fliege einen Elephanten machen“, und „Der Elephant fragt nicht nach der Mücke“ 2c. sind griechischen Ursprungs.

Das fossile Elfenbein, welches in erstaunlicher Menge in ganz Sibirien gefunden wurde, rührt von einem ausgestorbenen Verwandten des indischen Elephanten, dem sogenannten Mammut her. Auch in Europa, Afrika und Amerika hat man Knochen und Zähne vorweltlicher Elephanten gefunden und aus dem Bau derselben erkannt, daß der Koloß vormals in dreizehn verschiedenen Specialitäten über den Erdboden verbreitet gewesen sein muß.

Da der Elephant in Afrika weder vor noch nach seiner kurzen geschichtlichen Periode als Hausthier benutzt wurde, so befaßten sich die dortigen Völkerschaften auch nicht mit dem Fang, sondern lediglich mit der Tödtung des einträglichen Wildes.

Trotz der Gefährlichkeit derselben giebt es Afrikaner, welche dieselbe auf eigene Hand betreiben und sich selten ihre kolossale Beute entgehen lassen. Fürst Pückler erzählt von einem solchen Elephantentödter, der mit nichts als einem wuchtigen Speer und einem kurzen doppelschneidigen Schwerte versehen, auf sein Gewerbe ausging. Auf der Erde kriechend und sich hinter Sträuchern und im Grase verbergend, zieht der Jäger dem Elephanten so lange nach, bis er ihm beizukommen im Stande ist. Dann haut er ihm mit raschem sicherem Hiebe seines wohlgeschärften Schwerts die Sehnen eines Hinterfußes durch und versteckt sich augenblicklich wieder im Laube. Der erschreckte Elephant, der keines Feindes ansichtig wird, flieht auf drei Füßen hinkend, so schnell er kann. Bald aber zwingen ihn Blutverlust und Mattigkeit, sich niederzulegen. Diesen Moment benutzt der Jäger, springt herzu und bohrt dem Thiere seine Lanze in die Weichen. Aehnliches berichtet auch Taylor &c. Aehnliches hat Diodorus Siculus vor mehr als achtzehnhundert Jahren von den Elephantenjägern des westlichen Negerlandes und Plinius von den dortigen Troglodyten erzählt.

Treiben Zwei die Jagd in Gemeinschaft, so geht Einer von ihnen, um dem Anderen unterdessen Gelegenheit zu geben, sich unbemerkt heranzuschleichen, dem Elephanten mit drohend emporgehaltener Lanze entgegen. In der Wuth beachtet das empörte Thier nicht, was hinter ihm vorgeht, und erhält in dem Augenblicke, wo es schon zum Vernichtungsschlage ausholt, jenen verhängnißvollen Hieb in den Hinterfuß. Sofort wendet sich der Elephant gegen den neuen Feind und giebt dadurch dem ersten Gelegenheit, ihm mit der Lanze den Todesstoß in die Weichen zu versetzen.

Um den Elephanten, der beim Anblick des Menschen in der Regel die Flucht ergreift, zum Stehen zu bringen, bedienen sich die Eingeborenen bei größeren Jagden eines ebenso einfachen als praktischen Mittels: Sie versperren nämlich die Waldwege, auf denen der Trupp zum Wasser zu wandern pflegt, durch netzartig zusammengeflochtene Schlingpflanzen und schleudern, während die Vordersten verblüfft vor dem Hindernisse stehen bleiben, den Letzten die Speere in den Leib.

Auch durch Fallgruben, wie von Alters her, wird dem Elephanten nachgestellt; seit Verbreitung des Feuergewehrs jedoch vorzugsweise durch dieses.

Sieht der Elephant, der, selbst wenn er verwundet ist, meist zu entkommen sucht, seine Bemühungen durch einen zweiten oder dritten Schützen vereitelt, so bemächtigt sich seiner eine unbeschreibliche Wuth, und es gehört nicht nur ein gutes Pferd, sondern auch große Gewandtheit im Reiten dazu, um in fortwährenden Windungen dem Verderben drohenden Riesen zu entfliehen. Wehe dem Reiter, der von ihm ereilt wird! — Der Elephant schlägt ihn sammt seinem Pferde zu Boden, und zerstampft Beide zu unförmlichen Massen. Nichts schreckt das sonst so schreckhafte Thier mehr, wenn es in der Wuth ist, und bis in die Stätten von Menschen verfolgt es seinen Beleidiger.

Der Elephant überholt trotz seiner kolossalen Massenhaftigkeit auf ebenem Boden das Pferd, und ist ein ebenso guter Schwimmer als Bergsteiger; auch Geruch und Gehör sind scharf.

Die Haut des Elephanten wird zu Kriegs- und Hausgeräthschaften benutzt und das Fleisch von den Eingeborenen gegessen. Der Cap-Reisende Peter Kolbe, der „aus Curiosität“ ein Stück probirte, schildert es mit den Worten: „Es war sehr schwammicht, daß es auch nach dem Kochen kaum mehr der sechste Theil zu sein schiene: über dieses war es grob-dratig und ungeschmack, daß mich nicht zu besinnen wußte, von andern wilden Thieren jemalen gröber, ungeschmacker, härter, truckener und unanständiger Fleisch genossen zu haben.“ Dagegen behauptet der Reisende Denham, daß es zwar grob aussehe, aber besser als Rindfleisch schmecke.

Mit Ausnahme des mauritanischen, verbrachte der afrikanische Elephant, ohne sein Verschulden, in den tropischen Wildnissen Mittel-Afrika's ein ruhmloses Leben, während sein indischer Verwandter fort und fort im Verkehr mit den Großen seiner Heimath blieb und sich kriegerische Lorbeeren erwarb. Durch den allmäligen Verfall der Brahmanen-Staaten erweiterte sich noch der Verbreitungskreis der Kriegs-Elephanten.

Kublai Khan reihete sie, wie der berühmte Reisende Marco Polo berichtet, im 13. Jahrhundert dem Mongolen-Heere ein. Der mohamedanische Eroberer Timur-Lenk oder Tamerlan verpflanzte sie nach Samarkand, wo sie zuvor niemals gesehen worden waren, und verwendete sie dort unter Anderem zum Lastziehen in den Steinbrüchen. Im 16. Jahrhundert besaß Akbar, Kaiser von Hindostan, wie sein Wesir Abul Fazil schreibt, 6000 Stück, und später, im Jahre 1739, brachte Nadir Schah aus seinem Feldzuge nach Delhi zahlreiche Elephantenzüge nach Herat, Khorasan und Bochara mit zurück, von denen er der Ottomanischen Pforte fünfzehn Stück zum Geschenk machte. Auch der in der Petersburger Akademie aufgestellte Elephant Peter's des Großen, ein Riese von nicht weniger als 16½ Fuß Höhe, ist ein Geschenk des persischen Schahs.

Seit der Verbreitung der Feuerwaffen wird der Elephant im Kriege kaum mehr verwendet, gehört aber nach wie vor zu dem Hofstaate der indischen Rajahs, und zu der Haus- und Hofhaltung der britischen Würdenträger. Auch dient er noch heutzutage zur Bespannung und zum Transport von Munition und Feldgeschütz. In dem englisch-abyssinischen Feldzug von 1867 bis 1868 spielte er als Lastthier eine besonders wichtige Rolle.

Das englische Heer besaß u. A. nicht weniger als: 2538 Pferde, 16,022 Maulthiere, 1651 Ponies, 5733 Kameele, 1759 Esel, 7071 Ochsen u. A., hatte also Fortbewegungsmittel die Hülle und Fülle, so daß man hätte annehmen können, der Werth einiger Elephanten würde bei dem ungemein schwierigen Terrain ein sehr fraglicher sein. Trotzdem bewiesen sich die 44 Elephanten von großer Bedeutung, sie überstanden die Seereise von Indien nach Afrika ausgezeichnet, legten den furchtbaren Weg nach Magdala wacker zurück und trugen dabei mit Leichtigkeit über alle jene wichtigen Berghöhen die zwölfpfündigen Armstrongs und achtzölligen Mörser, welche auf keine andere Weise in solcher kurzen Zeit nach Magdala hätten geschafft werden können. Das Gewicht dieser Lasten belief sich bis auf 1800 Pfund, und trotz der beispiellosen Märsche, trotz der den Elephanten gänzlich ungewohnten waldlosen, wasserarmen Hochflächen Abyssiniens, fielen im ganzen Feldzuge doch nur 5 von den 44 Thieren und 39 gelangten wohlbehalten zurück nach Indien. Zu ihrer Bedienung im Feldzuge waren nur je ein Mahoot und ein Cooly nöthig. „Diese Elephanten," berichtet Rittmeister Kodolitsch, „besaßen wirklich einen außerordentlichen Grad von Dressur, ja ich möchte mehr sagen, von Intelligenz. Auf die Landesbewohner machten diese so gezähmten und in der vollen Botmäßigkeit ihrer Wärter stehenden Thiere, die sie nur von der Jagd, im wilden Zustande kannten, einen ungeheuren Eindruck. Es war dies ganz dazu angethan, bei so uncivilisirten Völkern die Engländer im Lichte von Halbgöttern erscheinen zu lassen. Es war ein Experiment gewagter Art, diese an das heiße indische Klima und die größtentheils guten Wege gewöhnten Thiere auf den unglaublichen abyssinischen Wegen und bei einer oft unter den Gefrierpunkt sinkenden Temperatur zum Tragen so bedeutender Lasten zu verwenden. Das Experiment gelang aber vollkommen und die Elephanten kamen trotz all dieser erschwerenden Umstände mit den übrigen Truppen und in einem überraschend guten Zustande am Punkte der Entscheidung an. Man fürchtete anfänglich sehr, daß die steinigen Wege ihnen wunde Füße machen würden, und ließ für selbe in Folge dessen dicke lederne Sohlen anfertigen. Man sah jedoch bald, daß diese Vorsicht unnütz sei, da die Thiere sich so geschickt ihren Weg wählten, wohl auch Steine mit dem Rüssel aus dem Wege schafften, daß ihre Füße sehr wenig litten, viel weniger als jene der Kameele, welche selbst bei dem ihnen zuträglicheren Klima doch aus diesem Grunde den Marsch bis Magdala nicht hätten aushalten können."

Ein Dutzend dieser nützlichen Thiere von Ceylon an die Loangoküste gebracht, und die „deutsche Gesellschaft zur Erforschung Aequatorial-Afrika's" würde — wie der bekannte Geograph A. Petermann in einem an diese Gesellschaft gerichteten Schreiben vom 30. December 1874 ausführlich erörtert — bald glücklichere Resultate aufzuweisen haben, als bisher; denn die zu erforschenden feuchten Waldgebiete Aequatorial-Afrika's erscheinen für die Natur und die Gewohnheiten des gezähmten Elephanten wie geschaffen. „Vielleicht kein anderes Thier, und sicherlich kein Mensch würde der dichten afrikanischen Urwälder leichter Herr werden, als ein Elephant; dichtes Unterholz und Gestrüpp würde ihn nicht bekümmern, denn er würde es unter seinen breiten Füßen zusammentreten, die Aeste, welche von den Bäumen herabhängen, würde er mit dem Rüssel abbrechen und bis auf die stärkeren Theile verspeisen. Mit der ihm angeborenen Klugheit ist er ein ausgezeichneter Pfadfinder, auch in Gebirgen, wo er die günstigsten Pässe, die besten Stellen an steilen Abhängen auszuwählen versteht, so daß dadurch menschliche Straßenbauer in Erstaunen gesetzt werden. Auf diese Weise übersteigt er Gebirge, die für die besten Pferde unbesiegbare Hindernisse bieten. Nicht minder versteht er sich aufs Schwimmen. Die geistigen Fähigkeiten des Elephanten sind außerordentlich und erreichen im Umgange mit Menschen eine wahrhaft bewundernswürdige Höhe; sein Charakter ist mild und ruhig, und er lebt eigentlich mit jedem Geschöpfe in Freundschaft und Frieden. Die Stimme des Führers reicht hin, ihn in seinen Verrichtungen zu leiten. Ein Dutzend Elephanten würde vielleicht nicht blos über das mörderische Klima der afrikanischen Küstenstriche und die eigenthümlichen Schwierigkeiten der Urwälder, sondern auch über die Trägerfrage, um die sich der Erfolg des ganzen Unternehmens zu drehen scheint, hinweg helfen, und außerdem überall in Aequatorial-Afrika den Eingeborenen einen ebenso heilsamen Respect einflößen, als es die Elephanten in Abyssinien thaten."

Fang und Abrichtung der Thiere wird in Indien noch fast auf dieselbe Art betrieben, wie in den ältesten Zeiten. Ihrer Zwei ziehen hinaus, suchen die Fährte eines einsam schweifenden Elephanten, folgen ihr und schleichen allmälig so nahe heran, daß sie den Fuß des Kolosses mit einem Geflechte aus Hirsch- oder Büffelleder umschlingen können.

Die Schlinge wird in demselben Moment an einem Baume befestigt und der Elephant ist gefangen. Anfangs tobt er wie rasend und sucht sich zu befreien; aber seine Bändiger wissen ihn durch schallendes Gelärme, Feuer, Rauch und andere Schreckmittel daran zu verhindern und setzen ihre Beängstigungen so lange fort, bis der Gefangene schließlich, von Hunger und Schlaflosigkeit entkräftet, unter Thränen zusammenbricht. Sie vervollständigen nun die Fesselung, reichen dem Verschmachtenden Speise und Trank, besänftigen ihn durch sympathisch wirkende Flötentöne, und in wenig Monaten ist die Zähmung fertig.

Auf minder gefährliche und anstrengende Weise werden ungesellige und deshalb einsam schweifende Männchen (Goondah) mittelst abgerichteter Weibchen (Koomkees) eingefangen, indem zwei derselben, als ob sie mit ihm weiden wollten, den Goondah in ihre Mitte nehmen und mit den Rüsseln streicheln. Ein drittes Weibchen, unter dessen Leib die Jäger hindurchkriechen und den arglosen Goondah dingfest machen, schließt sich hinten an. Nach mehr oder weniger Gegenwehr ergiebt der Gefangene sich in sein Schicksal und scheint durch seine Verführerinnen über den Verlust seiner Freiheit getröstet und beruhigt zu sein.

Um einen ganzen Trupp einzufangen, läßt man diesen in ein umpfähltes Gehege (Keddah, Corral) treiben und die Gefangenen, so oft sie durchzubrechen versuchen, durch Feuer, Rauch und sonstige Schreckmittel zurückscheuchen, bis sie endlich, von Hunger und Schlaflosigkeit entkräftet, sich ergeben, worauf sie dann einzeln, mittelst der Koomkees, herausgeholt werden. Allein durch diese Treibjagden, die zu dem Sport der indischen Fürsten gehören, bekommt man weibliche Elephanten in seine Gewalt, indem diese nie allein herumstreifen, sondern sich stets in geschlossenen Gesellschaften zusammenhalten.

Nach drei bis vier Monaten lassen die gefangenen Elephanten sich in der Regel zum Arbeiten gebrauchen; doch ist es auch schon vorgekommen, daß einer beim ersten Anschirren sich niederlegte und starb, wie die Eingeborenen sagen an gebrochenem Herzen. Man braucht den Elephanten, der ungefähr so viel leistet als sechs Pferde, zum Herbeischaffen schwerer Baustoffe, zum Bordsägen und anderen Handthierungen; selbst in neuester Zeit auf Ceylon mit gutem Erfolg zum Pflügen. Der Vornehme reitet auf ihm spazieren, auf die Tigerjagd und spannt ihn vor den Galawagen.

„Zu Barrackpoor," erzählt Bischof Heber in dem ersten Bande seiner Reisebeschreibung Vorder-Indiens, „ritt ich zum ersten Mal auf einem Elephanten und fand dessen Bewegung von der eines Pferdes zwar sehr verschieden, aber nichts weniger als unangenehm. Da das Thier beide Füße derselben Seite zugleich hebt (d. h. ein Paßgänger ist), so hat man ungefähr das Gefühl, als ob man von einem Manne auf der Schulter getragen werde. Ein ausgewachsener Elephant trägt zwei Personen in dem Howdah (Kasten), und außer dem Treiber einen Bedienten auf der Kruppe, der den Sonnenschirm hält. Zu Kalkutta und fünf Meilen in die Runde dürfen wegen der häufigen Unglücksfälle, die durch das Scheuwerden der Pferde entstehen, keine Elephanten angewendet werden. Die zu Barrackpoor waren größer, als ich sie mir vorgestellt hatte, und zwei darunter wenigstens zehn Fuß hoch. Der, auf welchem Lord Amherst (der General-Gouverneur) gewöhnlich reitet, und auf dem ich mit ihm einen Spazierritt machte, war ein prächtiges Thier und mit schönem Zeuge, einem Geschenke des Herrschers von Oude, geschmückt, das über und über mit goldgestickten Fischen, einem

Abzeichen der königlichen Würde, verziert war. Vor dem Elephanten geht ein Mann her, der ihm sagt, wo er hintreten soll und ihn durch Zurufen: Nimm dich in Acht, heb die Beine hoch rc. vor jeder holprigen oder schlüpfrigen Stelle warnt. Alle diese Worte soll das Thier verstehen und sich danach richten. Der Kornak spricht nicht, sondern lenkt den Elephanten, indem er ihm mit dem Fuße auf der Seite, nach welcher sich das Thier drehen soll, eine Hülfe giebt. Er treibt ihn mit einem furchtbaren Stachelstocke an, und bringt ihn durch einen Schlag auf die Stirn zum Stehen."

Als Tyermann und Bennet auf ihrer Missionsreise um die Welt im Jahre 1827 nach Mysore kamen, ließ sie der Rajah in seinem Elephanten-Staatswagen abholen. Dieser Wagen war 24 Fuß lang und 12 Fuß weit, die Hinterräder über 7 Fuß hoch; er bildete ein Achteck, hing in vier ungeheuren Trägern und konnte vierzig Personen in sich fassen. Alles war auf das Prachtvollste verziert, mit den lebhaftesten Farben geschmückt und vergoldet, und der Wagen konnte kaum leichter sein, als zehn englische Postwagen. Es waren nach Art der Postpferde sechs Elephanten mit Sätteln und Riemen an denselben gespannt und auf jedem saß ein königlicher Diener, um seine Bewegung zu leiten, während der Hofkutscher auf dem Bocke das Ganze lenkte. Die Thiere waren sehr zahm und legten im Schritt eine Meile Wegs in einer Stunde zurück.

Ein wahrhaft orientalischer Luxus wird in Siam, Pegu und Ava mit sogenannten weißen Elephanten getrieben. Ihrer außerordentlichen Seltenheit halber hält man sie für die Seelenträger großer königlicher Vorfahren und lohnt ihre Entdeckung und Einbringung königlich. Sie haben ihre Stallungen zunächst dem Palast des Kaisers, werden unter Obhut des Groß-Mandarins der Elephanten kostbar geschmückt und bedient, aber selbstverständlich zu keinerlei Dienstleistungen benutzt. Nicht einmal der Kaiser erlaubt sich, einen weißen Elephanten zu reiten, da dieser ja eine ihm ebenbürtige Majestät in sich bergen könnte.

„Beherrscher der weißen Elephanten" ist der höchste Titel, den der Kaiser der Birmanen sich beilegt; gleichwohl ist nicht sowohl Birma als Siam die Heimath der sogenannten weißen Elephanten, die nach Dr. Finlayson's Beobachtungen Albinos oder Kakerlaken der gewöhnlichen sind und sich von diesen durch die hellere Hautfarbe und feines gelbliches Haar unterscheiden. Auch unter Büffeln und Affen rc. bemerkten Finlayson und Andere Albinos als klimatische Eigenthümlichkeit Siams.

Die Heimath des indischen Elephanten beginnt am südlichen Rand der Himalaya-Kette und breitet sich von da über Vorder- und Hinter-Indien durch die ganze Länge dieser Halbinsel aus, umfaßt noch einen Theil des angrenzenden China's und außerdem die großen Inseln Ceylon, Sumatra und Borneo.

In Uvah finden sich nach Tennent's Bericht Elephanten noch auf

Höhen von 5000 bis 8000 Fuß; und wie Th. v. Heuglin in seiner Reise nach den Gala-Ländern, Ost-Sudan und Chartum (1861 bis 1862) erzählt, ziehen oft zahlreiche Elephantenheerden während der heißen Jahreszeit aus dem Tiefland in die Gebirge, und klettern mit Leichtigkeit die steilsten, unwegsamsten Höhen hinan, förmliche Straßen tretend. Sie bilden geschlossene Gesellschaften von 30 bis 50 Stück, in welchen die Weibchen an Zahl überwiegen und auch als Führerinnen an der Spitze stehen können. Der Elephant schlägt sein Standquartier stets in der Nähe von Flüssen oder Teichen auf, denn Wasser ist ihm zu seiner leiblichen Wohlfahrt unentbehrlich; er badet darin und giebt sich mit dem vollgesogenen Doppelrohr des Rüssels Douchen; auch wälzt er sich öfters im Sande, um die Hautfalten von Ungeziefer zu reinigen. Er ist, so lange er steht, in ständiger Bewegung, wiegt wie in Gefangenschaft mit dem Haupte, schlägt das Ohr an den Leib oder schwingt mit einem Fuße u. dgl. Er ruht auf dem Bauche oder auf der Seite und streckt dabei die Hinterbeine geradeaus nach hinten.

Bei Gewittern sollen die Elephantenheerden offene, baumlose Plätze aufsuchen. Nach den mancherlei Beweisen von Verstand und Beobachtungsgabe, die das Thier schon gegeben hat, ist ihm auch die Wahrnehmung zuzutrauen, daß der Blitz im Walde ungleich häufiger niederfährt und zündet, als auf kahlen Stellen. Daß ein Elephant, der Chapman's Jagdgefährten verfolgte, aber nicht erreichen konnte, Bäume von 20 Zoll Durchmesser mit der Wurzel aus dem Boden gerissen und diesem nachgeschleudert habe, klingt dagegen etwas abenteuerlich — jägerlateinisch.

Der Elephant kann ein Alter von 150 bis 200 Jahren erreichen und brachte es sogar schon im Hausstande auf 140 Jahre. Sonst stirbt er leicht in Gefangenschaft, denn seine Haut ist trotz ihrer Dicke sehr empfindlich und eitert leicht. Viehseuchen sind zahme und wilde ausgesetzt.

Das Weibchen wirft im 21. Monat der Trächtigkeit ein Junges von ca. 35 Zoll Höhe. Dieses wird nach Corse's Beobachtungen im ersten Jahre 3 Fuß 10 Zoll hoch, im zweiten 4 Fuß 6 Zoll, im dritten 5 Fuß, im vierten 5 Fuß 5 Zoll, im fünften 5 Fuß 10 Zoll, im sechsten 6 Fuß $1^1/_2$ Zoll und im siebenten 6 Fuß 4 Zoll; später geht es mit dem Wachsthum, das ca. 20 bis 24 Jahre dauert, stetig langsamer. Doch ist der Elephant bereits vor dem 20. Lebensjahre fortpflanzungsfähig.

Das Gewicht des ausgewachsenen Thieres beträgt, trotzdem es vom Widerrist gemessen gegenwärtig selten mehr über 10 Fuß hoch wird, 7000 bis 10,000 Pfund. Danach kann man sich eine Vorstellung von der Futtermasse machen, die der Koloß zur Stillung seines Hungers bedarf. Die Kaumühle seiner Backzähne zermalmt übrigens mit dem Laub auch zugleich armstarke Aeste und in der Losung finden sich noch Splitter von 4 bis 5 Zoll Länge und ca. 2 Zoll Durchmesser. Um den Magen zu reizen und die Verdauung zu erleichtern, verschluckt er auch öfters Sand oder säuft ihn mit dem Wasser.

Der riesige Indier des Berliner zoologischen Gartens verspeist täglich seine 100 Pfund Heu, 8 Metzen Kartoffeln, 8 Metzen Kleie, 2 Scheffel Häcksel und 12 Pfund Brot; dazu trinkt er im Winter 20, im Sommer 26 bis 27 Eimer Wasser. Er wurde am 26. Juli 1857 von der Menageriebesitzerin Wittwe Liphard, welche ihr Geschäft aufgeben wollte, als ca. 9 Fuß hoher Koloß für nur 2500 Thaler erworben und war am 1. Februar 1873 fast 11 Fuß hoch am Widerrist, also ausgewachsen, denn gegenwärtig giebt es keine so großen Exemplare mehr, wie in früherer Zeit. Er ist völlig stoßzahnlos, scheint also von Ceylon zu stammen. Am 3. Februar 1867 fand man seinen Wärter todt bei ihm im Stalle. Wie dieser um das Leben gekommen, blieb unaufgeklärt, da er so unvorsichtig war, ganz allein und ohne Beisein eines zweiten Wärters in dem Stalle zu handthieren und zu reinigen. Möglich, daß der Elephant den Wärter unfreiwillig, durch eine plötzliche Wendung des kolossalen Körpers, an die Wand drückte und zerquetschte, möglich, daß er es, in der üblen Laune der Brunstzeit, absichtlich that. Wäre nicht rechtzeitig Hülfe gekommen, so hätte vor einigen Jahren der Oberwärter des Gartens unter ähnlichen Verhältnissen sein Leben einbüßen können, denn schon hatte ihn das übellaunige Thier mit dem Rüssel erfaßt, und schwenkte ihn rechts und links, wie seinen Scheuerlappen. Einige Stiche mit der zugespitzten Eisenstange belehrten den Elephanten jedoch seines Unrechts, und der Oberwärter wurde noch glücklich gerettet. — Das noch nicht vollständig ausgewachsene afrikanische Weibchen des Gartens wurde im August 1868 angekauft und soll dem König Theodor von Abyssinien gehört haben.

Merkwürdiger Weise theilt der Elephant, der so manchen Charakterzug mit dem Menschen gemein hat, auch dessen Liebhaberei für geistige Getränke.

Das Nashorn.

Das Rhinoceros gehört zu der Dickhäuter-Trias, welche Vischer treffend die „Urgebirge der Thierwelt“ genannt hat, und war gleich dem Elephanten und Hippopotamus in der vorsündfluthlichen Schöpfungsperiode über die ganze Erde verbreitet. Auch in Deutschland finden sich die versteinerten Ueberreste vorweltlicher Arten.* Seit der letzten großen Katastrophe haben sich die Pachydermen oder Dickhäuter nur in wenigen Typen erhalten und gehören, mit Ausnahme des Schweins, bekanntlich nur außereuropäischen Ländern an.

Wenn „Reem“ und Rhinoceros identisch sind, so ist die Bibel die älteste Urkunde über das Nashorn, das Buch Hiob die relativ ausführlichste. „Meinst du, das Einhorn (Reem) werde dir dienen und bleiben an deiner Krippe? Kannst du ihm dein Joch anknüpfen, die Furchen zu machen, daß es hinter dir brache in Gründen? Magst du dich darauf verlassen, daß es so stark ist, und wirst es dir lassen arbeiten? Magst du ihm trauen, daß es deinen Samen dir wiederbringe und in deine Scheune sammle?“ heißt es im Capitel 39 jener Theodicee.

Ohne die Beschreibung des Behemoth und Leviathan in den folgenden Capiteln würden die angeführten Bibelworte die Identität zwischen Reem und Rhinoceros allerdings ziemlich problematisch erscheinen lassen. Da aber die eingehende und charakteristische Beschreibung des Behemoth dessen Identität mit dem Hippopotamus unzweifelhaft macht, so läßt sich der Klimax

* Schleiermacher's hornloses Nashorn, Rh. Aceratherium (ἀ nicht, κέρας Horn, θηρίον wildes Thier), und Rh. incisivus (so genannt, weil Schneidezähne da sind) wurden früher häufig in Deutschland gefunden, ebenso das gattungsverwandte Anthracotherium (ἄνθραξ Steinkohle) mit sechs Arten, und das Elasmotherium (ἔλασμα Platte) mit zwei Arten. Früher hielt man fälschlich die Schädel fossiler Nashörner für Köpfe und die Hörner für Klauen eines großen Vogels, welchen Schubert „Urgreif“ nennt.

von Reem, Behemoth und Leviathan kaum anders deuten als durch Rhinoceros, Hippopotamus und Krokodil.**

Unter den griechischen Schriftstellern ist der dem zweiten Jahrhundert v. Chr. angehörige Grammatiker Agatharchides der Erste, welcher unter dem Namen „Rhinoceros" eine ziemlich genaue Beschreibung des Thieres geliefert hat, dabei aber auch der Erste, welcher die Fabel in die Welt geschickt hat, daß das Rhinoceros — der Weide wegen — mit dem Elephanten in steter Fehde liege und sich, das Horn am Felsen wetzend, zu dessen Bekämpfung förmlich vorbereite.

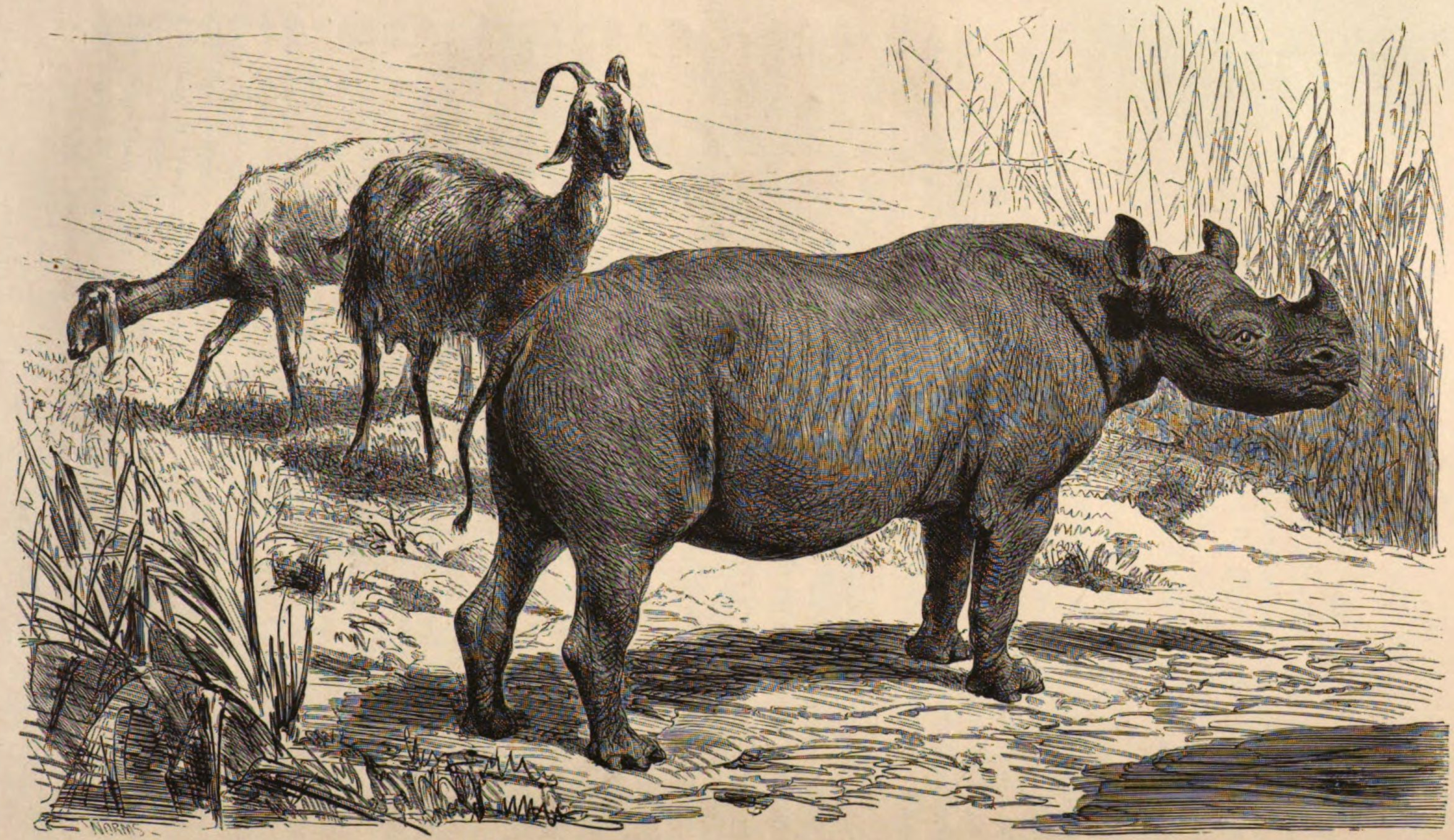
Die Römer machten die Bekanntschaft des Nashorns durch Pompejus den Großen. Nach Dio Cassius und Sueton soll es Augustus bei seinem Triumphzuge über Kleopatra zuerst in Rom zur Schau gestellt haben; aber Pompejus hat den bedeutend älteren Gewährsmann Plinius für sich. In der kurzen Beschreibung, welche dieser in dem achten Buch seiner Naturgeschichte von dem Thiere giebt, wird es ausdrücklich als „einhörnig" bezeichnet und mit Ueberbietung des Agatharchides als „geborener" Feind des Elephanten geschildert.

Von Pompejus ab wurde das ein- und zweihörnige Rhinoceros öfter nach Rom gebracht und in dessen grausamen Kampfspielen verwendet. Nach Dio Cassius erlegten Commodus und Caracalla in eigener Person mehrere dieser Thiere.

Wie gewohnt den Römern der Anblick des Nashorns geworden, geht daraus hervor, daß bereits Martial zur Bezeichnung eines vorlauten

---

** Der Thiername ראם „Reem" kommt in der Bibel an verschiedenen Stellen vor: Moses IV, 23, 22. V, 33, 17, Psalm 22 (21), 22 – 29 (28), 6—92 (91), 11 u. s. w, Jesaias 34, 7. Mit Ausnahme der letzten, bildlichen Stelle ist Reem in der Septuaginta durchschnittlich durch μονόκερως übersetzt, in der Vulgata bald durch rhinoceros, bald durch unicornis; in den Büchern Moses und Hiob durch rhinoceros, in den Psalmen u. s. w. durch unicornis. Luther hat das Wort durchweg durch „Einhorn" wiedergegeben. Da aber schon lange vor ihm der Name Rhinoceros in Abgang gekommen war, und unter den substituirten Namen Monoceros und Unicornis sowohl Einhorn als Nashorn verstanden wurde, so bleibt es dahingestellt, welches Thier Luther im Auge gehabt hat, und seit S. Bochart's berühmtem „Hierozoicon" aus der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts bis auf J. G. Wood's „Bible animals" (London 1869) wurde über die Bedeutung des Wortes „Reem" manche philologische Lanze gebrochen. „Weil im fünften Buche Moses 33, 17 von Hörnern des Reem die Rede ist, ein Einhorn aber keine Hörner haben könne", hält Wood den Thiernamen „Reem" für identisch mit „Ur" oder „Bison", übersieht dabei aber gänzlich, daß die Vulgata just an der angeführten Stelle „Reem" nicht durch Unicornis, sondern durch Rhinoceros übersetzt und daß das afrikanische Nashorn, also gerade dasjenige, dessen Bekanntschaft ja Moses in Aegypten gemacht haben konnte, zweihörnig ist. Wie die Vulgata „Reem" durch Rhinoceros und Unicornis, so übersetzt umgekehrt Luther's berühmter Zeitgenosse Seb. Münster in seinem Wörterbuche dreier Zungen sowohl Rhinoceros als Monoceros hebräisch durch „Reem". Die Vulgata hat somit eine Autorität für sich, die schwer ins Gewicht fällt.



Junges afrikanisches Nashorn.

und naseweisen Menschen sich des Ausdruckes bedient: „Er hat eine Rhinocerosnase."

Daß der geistreiche Epigrammendichter in seinem „Buch der Schauspiele" von einem Rhinoceros mit doppeltem Horne spricht, hat den Erklärern der Alten, die darin einen Widerspruch gegen Plinius erblickten, viel zu schaffen gemacht; die bildlichen Denkmale, darunter eine Münze Domitian's mit dem zweihörnigen Rhinoceros, wurden übersehen oder verkannt, die Urkunden späterer Schriftsteller nicht beachtet oder anders gedeutet, und so blieb die Existenz des zweihörnigen Nashorns bis über das siebzehnte Jahrhundert hinaus bestritten.

Mit dem Untergange Roms hörten auch dessen Kampfspiele auf und erst nach circa tausend Jahren wurde wieder ein Nashorn nach Europa gebracht. In der Zwischenzeit kam das Thier ganz in Vergessenheit und erst Albertus Magnus und Marco Polo erinnerten wieder an dessen Existenz, bedienen sich aber in ihren Beschreibungen des Namens „Einhorn" und verschuldeten durch diese und anderweitige Confusion, daß Monoceros und Rhinoceros nicht nur mehr und mehr verwechselt, sondern mitunter sogar für identisch gehalten wurden.

„Unicornis, ein Einhorn," heißt es in dem von Walther Ryff verdeutschten Thierbuch des Albertus Magnus, „ist bei uns ein frembd unbekandt thier, zimlicher grösse, doch gegen seiner trefflichen stercke zu rechnen, nit groß von leib, von Farben gelbfarb wie Buxbaumholz, hat gespalten Kloen, wonet im Gebürg und hohen wildtnussen, hat vornen an der stirn ein sehr lang scharpft Horn, welches es an den felsen und steinen scherpffet, durchsticht darmit die großen Helffant — ein solchs thier soll der groß Pompejus zu einem spectackel oder schawspil auff ein Zeit gen Rom gebracht haben."

Daß dieser Beschreibung die Naturgeschichte des Plinius zu Grunde liegt, ist trotz des geänderten Namens und der Dislocation des Horns doch kaum zu bezweifeln. Die gehörnten Säugethiere, welche Albertus bisher durch Autopsie oder Beschreibung kennen gelernt hatte, trugen die Hörner sämmtlich auf der Stirn, und dahin versetzte er daher auch ohne Weiteres das Horn des Nashorns. Rhinoceros (von ῥίς Nase und κέρας Horn) konnte das Thier nun natürlich nicht mehr heißen; den Namen Monoceros führte aber bereits Plinius', zur Zeit nur als Wappenhalter existirendes Einhorn, von dem in Alberti Thierbuch zu lesen: „Monoceros soll ein Thier sein, von vielen Thieren zusammengesetzt, mit greulichem, vast erschrockenlichem Geschrei, von leibesgestalt wie ein Pferd, aber die füß und schenckel wie der Helffant, ein schwanz wie ein schwein, kopf als ein Hirtz, an Mitte der stirnen soll es ein langes Horn haben — dieses Thier mag nimmer oder fast schwerlich gezemet werden, denn es gar selten lebendig gefangen werden mag, denn so es vermerckt, daß es überwunden ist, bringt es sich selbst in

seinem eignen grimmen und wildigkeit umb das leben." Albertus war auch hier kurz entschlossen und gab dem Rhinoceros den Namen „Unicornis". Daß Monoceros und Unicornis synonym, hielt ihn trotz seiner Gelehrsamkeit nicht ab, zwischen der griechischen und der lateinischen Bezeichnung für Einhorn einen naturgeschichtlichen Unterschied zu machen. Es klingt unglaublich, ist aber in „Alberti Magni Thierbuch" gedruckt zu lesen.

Auf solche Weise behandelte und erledigte man früher naturwissenschaftliche Fragen. Man construirte aus mangelhaften Quellen, ergänzte die Lücken durch mündliche Traditionen oder die eigene schöpferische Phantasie und brachte mitunter Thiergestalten zuwege, die an Abenteuerlichkeit ihresgleichen suchen. Von der Insel Klein-Java erzählt der berühmte italienische Reisende Marco Polo unter Anderem Folgendes: „Es giebt dort Elephanten und Einhörner (auch Löwenhörner genannt), die nicht viel kleiner sind als jene, Büffelhaut haben und Füße wie die Elephanten. Mitten auf der Stirn tragen sie ein großes schwarzes Horn, thun aber mit diesem Horn kein Leid, sondern mit der stacheligen Zunge, die ganz mit großen Stacheln besetzt ist."*

Augenscheinlich hat auch Marco Polo kein Nashorn zu Gesicht bekommen und construirte, indem er die charakteristischen Merkmale des Rhinoceros und Monoceros vermengte, ein ähnliches Fabelthier, wie Albertus Magnus.

Erst im Jahre 1513 wurde wieder einmal ein Rhinoceros nach Europa gebracht, und damit aller Zweifel über den Sitz des Hornes beseitigt. Hätte Schicksalstücke dieses Rhinoceros ein zweihörniges sein lassen, so würde, wie bisher Plinius, fortan vielleicht Martial für zuverlässiger gehalten worden sein; so aber war es ein einhörniges, und die Leugner des zweihörnigen Rhinoceros bekamen durch dasselbe frisches Fahrwasser. Das Thier war dem König Emanuel dem Glücklichen von Ostindien aus nach Lissabon überschickt worden und machte um so mehr Aufsehen, als Albrecht Dürer es durch einen Holzschnitt zur allgemeinen Anschauung brachte. Die geschichtliche und naturgeschichtliche Erläuterung zu diesem Blatte lautet, wie folgt: „Nach Christus gepurt 1513 hat man dem großmechtigen Kunig von Portugall Emanuell gen Lysabona bracht aus India, ein sollich lebendig Thier. Das nennen sie Rhinocerus. Das ist hye mit aller seiner Gestalt Abconderfet. Und ist von dicken Schalen überlegt fast fest. Und ist in der größ als der Helfandt. Aber nydertrechtiger von paynen, und fast werhafftig. Es hat ein scharff starck Horn vorn auf der Nasen, das begyndt es albeg zu wezen, wo

* Egli hanno leonfanti assai salvatichi e unicorni (leoncorni), che non sono guari minori che leonfanti, e sono di pelo di bufali, e piedi come leonfanti; nel mezzo della fronte hanno un corno nero e grosso, e dicovi che non fanno male con quel corno, ma colla lingua, che l'hanno ispinosa, tutta quanta di spine molte grandi. (Bartholomeo Gamba: Viaggi di Marco Polo cap. 141.)

es bei stäunen ist. Das dosig Thier ist des Helffantz todt feyndt. Der Helffandt furcht es fast übel, dann wo es In ankumbt, so lauft Im das Thier mit dem Kopf zwischen dye fordern payn, und reyst den Helffandt unden am pauch auf und erwürgt In, das mag er sich nit erweren. Dann das Thier ist also gewapent, das Ihm der Helffandt nichts kann thun. Sie sagen auch, daß der Rhinoceros Schnell, Fraydig* und Listig sey."

Das Nashorn Albrecht Dürer's ist flott gezeichnet, aber augenscheinlich nicht nach dem Original, sondern nach einem mangelhaften oder undeutlichen Lissaboner Conterfey. Es sieht aus, als wäre der Leib mit Rüstung bewehrt, wie ein Turnierroß, die Beine mit Panzerschuppen. Außer dem Horn der Nase hat Albrecht Dürer sein Rhinoceros auch noch mit einem Horn auf dem Nacken ausgestattet, wozu ihn offenbar wieder seine Lissaboner Vorlage verführte. Die schlotternde Haut des indischen Nashorns schiebt sich nämlich im Nacken so massig zusammen, daß dadurch eine förmliche Capuze entsteht, deren Spitze Dürer wahrscheinlich für ein Horn ansah. Die Capuze und der an eine kahle Platte gemahnende Schädel geben der Physiognomie des indischen Nashorns etwas Mönchisches, und nicht gerade galant, aber charakteristisch zutreffend benannten es, wie Zedler in seinem großen Universal-Lexikon vom Jahre 1740 anführt, die Portugiesen deshalb „Indischer Mönch".

Dürer's Holzschnitt erfuhr mancherlei Nachbildungen, und die Ansicht, daß nicht blos die Nase, sondern auch die Schulter des Rhinoceros mit einem Horne ausgestattet sei, gewann dadurch mehr und mehr Verbreitung. Mit den Worten: „Auf dem Rücken führt der Rhinoceros noch ein andres Horn einer Hand lang, das ist wie eine Schraube gedreht und spitzig, so dichte und so schwarz, als wie das vorige" — vertritt sie sogar noch das schon erwähnte Zedler'sche Universal-Lexikon vom Jahre 1740. Merkwürdigerweise bestritten zwar schon Geßner und nach ihm Aldrovandus und Jonston die Existenz dieses Hornes, veranschaulichten aber nichtsdestoweniger ihre Beschreibungen des Nashorns durch getreue Copien des Dürer'schen Holzschnittes. Auch der Capreisende Peter Kolbe illustrirt seine Beschreibung des Nashorns, trotzdem er darin ausdrücklich hervorhebt, „daß das Thier nicht schuppicht sei, wie es insgemein von den Malern dargestellt würde, und auch keine Schilde habe", durch eine Zeichnung nach dem Dürer'schen Original.

* Das Wort „Fraydig" kommt aus dem mittelhochdeutschen „vreidec", welches in der ältesten Zeit wild, treulos, flüchtig bedeutete (daher „Freidiga" ein Apostat), dann übermüthig, keck, leichtsinnig, und in noch mehr gemildertem Sinne: kühn, muthig, zuversichtlich. Dem entspricht Luthers „Vreidichkeit". „Seine Freudigkeit ist wie eines Einhorns", wie es (Moses IV, 23, 22) in den neuen Bibelausgaben heißt, ist eine Verballhornisirung, denn „fraydig" und „freudig" haben keinerlei Verwandtschaft. Die „Vulgata", welcher „Reem" hier identisch ist mit Rhinoceros, giebt die angeführte Stelle durch „cujus fortitudo similis est rhinocerotis" wieder.

Unter diesen Umständen trug das Lissaboner Nashorn, statt zu berichtigen, nur mehr zur Verwirrung der Rhinocerosvorstellungen bei. Es sollte — aber nicht ohne vorheriges Kampfspiel mit einem Elephanten, dem es mit dem Horne den Bauch aufriß — auf Befehl seines königlichen Besitzers dem Papste Leo X. als Geschenk überbracht werden, ging jedoch an der genuesischen Küste zu Grunde. Auch das zweite Nashorn, welches im Jahre 1685 nach Europa gebracht wurde, aber nicht lange gelebt zu haben scheint, blieb für die Wissenschaft ohne Frucht. Es war ebenfalls ein einhörniges und die Existenz des zweihörnigen wurde noch so lange angezweifelt, bis der schon erwähnte Capreisende Peter Kolbe sie im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts durch Autopsie an Ort und Stelle constatirte.

Besonders genau kann aber diese Selbstschau nicht gewesen sein, sonst hätte der gute Kolbe, Marco Polo überbietend, nicht behaupten können, daß „der Rhinoceros", wenn er einen Menschen ertappe, diesen wohl „hinter sich" zu Boden werfe, ihn aber nur mit Lecken tödte, „inmassen seine Zunge sehr rauh und stachlicht ist, mit welcher er die Haut und das Fleisch biß auf die Beine weglecket, und also den Menschen lebendig todtmartert."

Daß das Nashorn am Cap der guten Hoffnung zweihörnig sei, behauptet Peter Kolbe mit folgenden Worten: „Gerade hinter diesem Horn (dem großen nämlich), und recht nach der Stirn zu, hat er noch ein gantz kleines Horn, welches bei jungen Rhinoceroten, ungefähr eine quere Hand hoch ist, und bei den alten etwa einen halben Schuh austragen mag. Dieses ist unten auf der Stirn oder der Hirnschale, so breit als die Stirn selber, und laufet oben gleichsam gewölbet zu. Es scheinet ihm dieses kurtze Horn mehr hinderlich als nützlich zu seyn, wenn er rasen und toben, oder kurtz zu sagen, wenn er ackern (d. h. in der Wuth den Boden aufreißen) will; ja es düncket mich, daß es der Allweise und Allgütige GOtt darum bey dem andern gesetzet, damit er seiner Wuth und Grausamkeit ein Gebiß gleichsam anlegen möge, welches ihn mitten in seinem Grimm im Zaum halte."

Daß es auch einhörnige Nashörner giebt, scheint der gute Kolbe bei diesen Betrachtungen übersehen zu haben. Ueberhaupt laufen Dichtung und Wahrheit in seiner Beschreibung des Rhinoceros noch bunt durch einander, und neben den naturgeschichtlichen Fabeln der Alten fanden auch die alchymistischen der späteren Zeit darin gläubige Aufnahme. Aus der Rhinoceroshaut soll hiernach ein köstliches Salz gewonnen werden, ähnlich dem Hirschhornsalz, das Blut aber wirksamer gegen innere Schäden und Verrenkungen sein als Bockblut und dergl. Die wunderthätige Eigenschaft, die dem Horne zugeschrieben wird, constatirt Kolbe mit folgenden Worten: „Die Kraft seines Hornes bestehet darinnen, daß es keinen Gift vertragen kann; wie mir denn wohl bewußt, daß viele Leute einen Becher, in Form eines Pocals, aus solchen Hörnern drähen, und selbigen mit Gold oder Silber

beschlagen lassen, in welchen, wenn sie Wein giessen, so fänget selbiger alsbald an, Blasen aufzuwerffen, gleich als ob er kochete. Wird etwas widriges, und mit dem Gifft einige Gemeinschaft habendes in selbigen gethan, so springet er alsobald in Stücken: wenn es aber Gifft selbsten sein sollte, so zerborstet er den ersten Augenblick. Dieses ist insonderlich denen grossen Herren, ingleichen auch andern ein herrliches Mittel, wodurch sie sich vor Gifft hüten, und ihr Leben, dem offtmals sehr nachgestellet wird, Preiß-würdig erretten können: wie denn auch um deßwillen die Späne von den Drechslern abgefordert und bewahret werden, damit sie denjenigen, welche etwa in Ohnmachten oder in andere gefährliche Kranckheiten verfallen, ja selbst mit der fallenden Sucht möchten behaftet seyn, Dienst leisten und sie davon befreyen können."

Wo und wann die Sage von der wunderthätigen Reaction des Rhinoceroshorns auf Gift entstand, ist ungewiß; den Alten war sie unbekannt und ging offenbar erst aus der Verwechslung des Rhinoceros mit dem Monoceros hervor, über welches Philostratus, ein Schriftsteller des dritten Jahrhunderts, in seiner Lebensbeschreibung Aelian's dem Hörensagen nach Folgendes berichtet: „In den benachbarten Sümpfen des indischen Flusses Hyphasis sollen viele wilde Esel gefangen werden, die auf der Stirn ein Horn haben, mit dem sie nach Art der Stiere tapfer kämpfen. Die Indier verfertigen aus diesen Hörnern Becher und versichern, daß, wer daraus getrunken, an dem Tage von keiner Krankheit befallen werde und bei Verwundung keine Schmerzen empfinde; unversehrt soll er durchs Feuer schreiten können, und von keinerlei Gift, welches etwa in feindseliger Absicht seinem Getränk beigemischt würde, verletzt werden. Deshalb seien diese Becher Eigenthum der Könige und keinem Anderen als dem König die Jagd eines solchen Wildes erlaubt."

Trotz des Widerspruchs gegen die angebliche Wunderwirkung des Rhinoceroshorns, und der Erklärung des Ueberschäumens auf natürlichem Wege: durch heimlichen Zusatz eines chemischen Brausepräparats, fand der Aberglaube doch ungleich mehr Anhänger als die Wahrheit, und Becher, Pocale und andere Trinkgefäße aus Rhinoceroshorn waren selbst in dem christlichen Europa — glücklicherweise aber nur als Curiosität und nicht zum praktischen Gebrauche — gesucht und begehrt. In dem historischen Museum zu Dresden befinden sich zwei Pocale von Rhinoceroshorn aus dem siebzehnten Jahrhundert: ein Geschenk des Leibarztes Dr. Gangland vom Jahre 1660 und ein Geschenk der Kurfürstin Magdalena Sibilla an Johann Georg II., auch an anderen Höfen fehlte es nicht an Material zur Untersuchung und Aufklärung der Sache, aber trotzdem findet sich die Mähr von der wunderthätigen Reaction des Rhinoceroshorns auf Gift nicht allein in Kolbe's Reisebeschreibung vom Jahre 1719, sondern auch noch in späteren Schriften des achtzehnten Jahrhunderts. „Zur Arznei werden seine (des Nashorns)

Hörner, Klauen und sein Blut gebrauchet; diese Theile führen viel flüchtiges Salz und Oel. Sie dienen wider den Gifft, das Herz zu stärcken, den Schweiß zu treiben, den Durchfall zu stillen" — heißt es in Zedler's Universal-Lexikon vom Jahre 1740; und noch heutzutage bedienen sich Kaffern und Hottentotten des Nashornblutes u. s. w., aber nicht gegen den Durchfall, sondern umgekehrt gegen Verstopfung; noch heutzutage ist der Glaube an die Reaction des Rhinoceroshornes auf Gift im Orient nicht vollständig verschwunden.

Außer dem afrikanischen wurde im achtzehnten Jahrhundert von Karl Miller auch noch ein zweihörniges Rhinoceros auf Sumatra entdeckt, und 1793 von einem Wundarzt der englisch-ostindischen Compagnie zu Benkulen, Namens Bell,* so detaillirt beschrieben und abgebildet, daß die Neuheit der Art dadurch außer Frage gestellt wurde. Nach Europa aber wurde bis auf die neuere Zeit nur stets das einhörnige indische gebracht, und dieses vom sechzehnten bis neunzehnten Jahrhundert in nicht mehr als sechs Exemplaren. Das erste kam, wie bereits mitgetheilt wurde, im Jahre 1513, das zweite 1685, das dritte 1739, das vierte 1741, das fünfte 1771 und das sechste im Jahre 1800 nach Europa. Das vierte, welches, nach Schreber's „Beschreibung der Säugethiere", von London aus in vielen Städten Europa's zur Schau ausgestellt wurde — 1746 zu Frankfurt an der Oder, 1747 zu Leipzig und Regensburg, 1748 in Augsburg und 1749 in Paris — gab Veranlassung zu der bekannten Gellert'schen Fabel.

Von dem indischen Festlandnashorn unterschied man in der Folge auch das javanische wegen des abweichenden Faltenwurfs und des schlankeren Kopfes als besondere Art.

Ob bei dem erst später entdeckten stumpfnasigen Rhinoceros (Rh. simus) im Lande der Beetsuanen oder Betschuanen, dem südabyssinischen Keitloa, und dem sogenannten Capuzennashorn (Rh. cucullatus) Art oder nur Abart vorliegt, darüber sind die Acten noch nicht geschlossen.

Das Capuzennashorn existirt zur Zeit nur ausgestopft in dem Münchener zoologisch-zootomischen Museum und hat mit dem einhörnigen den Faltenwurf um den Nacken gemein, mit dem zweihörnigen die zwei Hörner. Ob es aus Ostindien oder Ostafrika stammt, ist nach Angabe Wagner's, des Fortsetzers der Schreber'schen Naturgeschichte der Säugethiere, nicht festzustellen, zumal der Schädel mehrfache Verstümmelungen erlitten hat.

Der Unterschied des stumpfnasigen von dem gewöhnlichen afrikanischen Nashorn ergiebt sich aus dem Namen; der des Keitloa, wie die Eingeborenen diese Art oder Spielart nennen, besteht in der abweichenden Form und Größe der Hörner. Das hintere Horn kommt nämlich bei dem Keitloa dem vorderen an Größe gleich, oder überragt es, und ist nach vorwärts gekrümmt.

---

* Double horned Rhinoceros of Sumatra. Bell philos. Transact. 1793.

Nach Aussage geborener Sumatraner soll bei dem dortigen Nashorn mitunter ein drittes Horn vorkommen, und Raffles* selbst versichert, einen Ansatz der Art bei einem jungen Exemplare wahrgenommen zu haben.

Der augenscheinlichste Unterschied zwischen den asiatischen und den afrikanischen Rhinocerosarten besteht in der Beschaffenheit der Haut, indem diese bei den asiatischen durchweg tiefe Falten und panzerartige Flächen bildet, bei den afrikanischen dagegen glatter über die kolossale Knochen- und Fleischmasse gespannt ist.

Weniger zuverlässig scheinen die Unterscheidungsmerkmale der Zahnbildung. Daß jeder Kiefer sieben Backzähne enthält, die Eckzähne aber regelmäßig fehlen, wurde übereinstimmend beobachtet; dagegen hält Wagner das Fehlen der Schneidezähne bei dem afrikanischen Rhinoceros für specifisch. Andere halten es für zufällig, indem auch hier die Schneidezähne nicht von Natur aus mangeln, sondern nur so bald verkümmern sollen, daß man sie gänzlich leugnete.

In der Größe und der plumpen Massenhaftigkeit der Gestalt geben die asiatischen und afrikanischen Rhinocerosarten sich unter einander wenig heraus. Sie variiren zwischen fünf bis sechs Fuß Höhe, und zehn bis elf Fuß Länge; ihr Körperumfang beträgt neun bis elf Fuß, ihr Gewicht gegen 50 Ctnr. und darüber. Das Horn, welches beim Männchen kürzer und dicker, beim Weibchen länger und dünner ist, erreicht mitunter eine Höhe von drittehalb Fuß, das hintere ist — vom Keitloa abgesehen — um mehr als die Hälfte kleiner. Es ist nicht, wie bei den Wiederkäuern, am Knochen festgewachsen, sondern an der Haut und besteht aus fischbeinartig zusammengeleimten Fasern. Die haarlose, schrundige Haut von graubrauner schwarzbläulicher Farbe ist an der Innenseite der Gliedmaßen einviertel Zoll dick, an der Mittellinie des Bauches dreiviertel Zoll und auf dem Rücken noch bedeutend stärker. Trotzdem ist sie sehr empfindlich gegen die Stiche von Mücken und Bremsen; daher wälzen sich die Thiere im Schlamm und grunzen vor Behagen, oder sie reiben sich, wenn die Schlammdecke abgesprungen ist, an Bäumen. Der Fuß theilt sich in drei Zehen, die sich aber äußerlich nur durch die Hufe kennzeichnen.

In der Gangart unterscheidet sich das Rhinoceros von dem Elephanten und Hippopotamus, indem es nicht wie diese mit den Beinen einer Seite, sondern mit den sich kreuzenden Vorder- und Hinterbeinen ausschreitet. Beim Laufen senkt es den Kopf zur Erde und schaukelt ihn in der Wuth hin und her. Es trabt schnell und ausdauernd und ist Meister im Schwimmen. Seine Nahrung besteht aus Sträuchern, harten Schilfen und Steppengras; in Afrika vorzugsweise aus den dortigen Mimosen. Es ist un-

---

* **Rhinoceros sumatranus. Raffles Transact. of the Linn. Soc. of London. XIII. (Jahrg. 1822) pag. 268.**

ersättlich und da, wo ein regelmäßiger Anbau des Bodens stattfindet, nicht zu dulden, denn furchtbare Zerstörungen bezeichnen seine Spur.

Aus Futterneid mag das Nashorn wohl einmal in einen Kampf mit dem Elephanten verwickelt worden sein, aber von angeborener Feindschaft gegen denselben kann natürlich keine Rede sein, da Pflanzenfresser, wenn sie nicht zufällig in Streit gerathen, einander nicht anzufallen pflegen. Ungereizt thut das Nashorn Niemand etwas zu Leid und es ist kein Fall bekannt, daß es einen Menschen zuerst angegriffen hätte. Sieht es sich oder sein Junges bedroht, dann kennt seine Wuth aber auch keine Grenzen; dann scheinen die Araber des Sudans, die Rhinoceros und Hippopotamus für Geschöpfe des allverderbenden Teufels halten, in ihrem Recht zu sein. Das Nashorn lebt theils einzeln, theils zu kleinen Schaaren vereinigt in den sumpf- und waldreichen Strichen Südostafrika's, Indiens und des angrenzenden Archipels. Daß es auch auf die Gebirge hinaufsteigt, wurde wiederholt beobachtet. „Das Rhinoceros, welches durch Bahnen von Wegen durch das undurchdringliche Gebüsch dem Menschen nicht selten einen wichtigen Dienst erzeigt," sagt Dr. Johannes Müller in seiner Beschreibung von Java, „entzieht sich nicht dem Hochgebirge, wo kein anderes Geschöpf sich hinwagt, so daß man dieses schwerfällige Thier mehrmals auf den höchsten Punkten des Patucha und Guntur über die scharfe Kante des Kraters entlang hat laufen sehen." Auch das afrikanische Nashorn traf Th. v. Heuglin auf seiner Reise nach den Galaländern öfters an den Gebirgsabhängen des Hochlandes von Hamasen in hüttenartigen Lagern unter Schlingpflanzen an waldigen Bachufern. Seinen Weg bahnt es sich unaufhaltsam durch das verschlungenste Dickicht und es entstehen durch das Gewicht der kolossalen Masse förmliche Hohlwege.

In der Totalität seiner äußeren Erscheinung hält das Rhinoceros die Mitte zwischen Schwein und Elephant, und der Name „Elephantenschwein", womit Unkundige das junge Nashorn bei seiner Uebersiedelung in den Berliner zoologischen Garten belegten, war daher ziemlich zutreffend. Es ist ein monströses Brutum von massigem aber gestreckterem Gliederbau als der Elephant und das Hippopotamus. Die Stirn vertieft sich, zur gehörnten Nase herablaufend, in einen niedrigen Einbug, die kleinen Schweinsaugen blicken matt und stumpf, die überragende Oberlippe verlängert sich in eine zum Greifen dienende Spitze: Alles trägt den Charakter dumpfer Bestialität. Nur das aufrecht stehende Ohr deutet auf die Regsamkeit dieses Sinnes, und in der That erhorcht das Nashorn den Jäger im dichtesten Gebüsche. Auch der Geruch ist von großer Schärfe, das Auge dagegen weniger.

Da das Rhinoceros in der Wuth immer blindlings geradeaus rennt, so entgeht ihm der Jäger, der es nicht tödtlich traf und nun von dem rasenden Thiere verfolgt wird, durch einen plötzlichen Sprung auf die Seite. Das Rhinoceros verliert dadurch die Witterung und kühlt seinen Ingrimm über

den verfehlten Gegner an dem ersten besten Baume, der ihm vor Augen kommt, indem es ihn entwurzelt, Felsstücke wegschleudert, oder den Boden aufreißt. Immerhin bleibt die Jagd auf das Nashorn, die von den indischen Großen zu Elephant betrieben wird, ein höchst gefährlicher Sport.

Von dem erlegten Wild weiß man in dessen Heimath fast alle Theile zu benutzen. Das Horn, welches eine sehr schöne röthlichgelbe Farbe hat und darum schon bei den Römern in großem Werthe stand, wird zu Bechern und Trinkschalen, zu Säbelgriffen und sonstigem Waffenschmuck verwendet, die Haut zu Schilden, Peitschen, Schüsseln und anderen Geräthschaften. Das Fleisch wird gegessen, Blut, Fett und Mark als Heilmittel geschätzt.

Wie schwer es hält, eines lebenden Nashorns habhaft zu werden, mit welchen Schwierigkeiten der Transport des Thieres verknüpft ist, erhellt aus dessen seltener Vertretung in den Thiergärten Europa's und dem hohen Preise, der dafür bezahlt wird, zumal für das seltenere afrikanische.

Um dem Berliner zoologischen Garten zu dieser Rarität zu verhelfen, mußte es der Zufall wollen, daß der bekannte Thierhändler Casanova im Frühjahr 1870, pecuniär und physisch erschöpft, in Suez ankam. Seine zoologischen Schätze der Wissenschaft zu erhalten, wendete er sich, von der eventuellen Confiscation der ägyptischen Behörde bedroht, an seinen alten Geschäftsfreund, den Thierhändler Hagenbeck in Hamburg. Hagenbeck reiste nach Suez und kaufte Casanova's Sammlung, der gleich darauf dem Fieber erlag. Um dieselbe Zeit war ein College des Verstorbenen, der italienische Thierhändler Michéletti, mit einer gleichfalls sehr werthvollen Fauna Ostafrika's in Suez eingetroffen. Hagenbeck kaufte auch diese Sammlung und kam Ausgangs Juni nach mancherlei Noth und Fährlichkeit mit einem Thiertransporte in Deutschland an, wie er seit der Römerzeit in Europa nicht großartiger erlebt worden ist. Dreißig Hyänen, drei Leoparden, fünf Löwen, dreizehn Strauße, zwölf Giraffen, drei junge Elephanten, zwei Kaffernbüffel, ein junges Nashorn und andere Thiere erreichten in der Nacht vom 6. zum 7. Juli 1870 Berlin und wurden nebst einer Schaar ramsnasiger thebaischer Ziegen, den Milchspenderinnen des Zuges, mit der Verbindungsbahn nach dem Hamburger Bahnhof befördert. — Das war ein Leben und Treiben auf dessen Rampe; ein polyglottisches Durcheinander von Arabisch, Italienisch, Französisch, Englisch, Hoch- und Plattdeutsch; ein animalisches Heulen, Stöhnen, Brüllen, Grunzen und Schreien, wie es an den Hauptstapelplätzen des Thierhandels nicht ärger gedacht werden kann.

Das junge Nashorn, das einzige unter drei Exemplaren, welches Micheletti lebend nach Suez zu bringen vermochte, war als seltenstes Kleinod der zoologischen Gärten Europa's natürlich auch das begehrteste; aber Dr. Bodinus ließ sich dasselbe nicht entgehen. Er hatte ein vertragsmäßiges Vorkaufsrecht an dem Hagenbeck'schen Thiertransport und erwarb, kraft dessen, das junge Nashorn um den Preis von sechstausend Thalern.

Es war zur Zeit seines Uebergangs in den Besitz des Berliner zoologischen Gartens drittehalb Fuß hoch und vier Fuß neun Zoll lang. Im März 1871 betrug seine Höhe drei Fuß anderthalb Zoll und die Länge fünf Fuß zehn Zoll. Das Thier hat somit in acht Monaten um sieben einhalb Zoll an Höhe und etwas über einen Fuß an Länge zugenommen. Wie der Surveyor-General Hogdson beobachtete, war ein drei Tage altes Junge in der Höhe von zwei und der Länge von drei Fuß vier Zoll in neunzehn Monaten zu einer Höhe von vier Fuß vier Zoll und einer Länge von sieben Fuß vier Zoll herangewachsen.* Vergleicht man diese Zahlenverhältnisse mit den obigen, so kommt man zu dem Schluß, daß das junge Nashorn des Berliner zoologischen Gartens bei seiner Hierherkunft etwa sechs Monate alt war, und dahin lautete auch die Angabe der Eingeborenen, die seine Escorte bildeten. Da dies rasche Wachsthum in der Folge mehr und mehr abnimmt, so bedarf es immerhin mehrerer Jahre Zeit, bis das junge Thier seine volle Größe erreicht hat.

Leider konnte ich meine Messungen nicht regelmäßig fortsetzen, und als ich am 27. Juli 1874 unter Beihülfe zweier Wärter wieder einmal eine solche vornahm, da fand ich das Thier ca. $4^1/_2$ Fuß hoch und über 10 Fuß lang. Da die Messung aber von außen, am Stallgitter des stupid scheuen und erregbaren Thieres vorgenommen werden mußte, so kann sie natürlich auch keinen Anspruch auf vollkommene Genauigkeit machen. Immerhin läßt sich soviel daraus ersehen, daß das Rhinoceros rascher auswächst, als der Elephant; daß dieser Dickhäuter auch früher fortpflanzungsfähig ist, hat das ungefähr gleichaltrige indische Nashornpaar des Gartens bereits im Sommer 1875 erkennen lassen.

Während das indische Nashornpaar sich ziemlich gutmüthig und vertraut gegen den Wärter zeigt,** ist das afrikanische Nashorn nichts weniger als

---

* Jameson the Edinb. new philosoph. Journal. Vol. IV, pag. 199 (Jahrg. 1828).

** Horsfield sah im Jahre 1817 zu Surakarta auf Java ein Nashorn, welches ganz jung eingefangen und in die Residentschaft zu Magellan gebracht worden war. Durch gute Behandlung wurde es so zahm, daß es sich ohne Umstände in einem großen Fuhrkarren nach Surakarta bringen ließ und dabei vollkommen ruhig und lenksam blieb. In Surakarta wurde es in dem großen Hofraume vor dem Eingang zur königlichen Residenz gehalten. Ein tiefer Graben von ca. drei Fuß Breite umgab seinen Aufenthaltsort, und es machte mehrere Jahre hindurch keinen Versuch, denselben zu überschreiten. Es schien vollkommen zufrieden mit seinem Zustande und zeigte keine Spur von Unruhe und Raserei, obschon es anfangs durch eine große Menge von Zuschauern belästigt wurde. Zweige von Bäumen und Strauchwerk wurden ihm in Menge als Futter vorgeworfen und das Thier dadurch sanft und zugänglich gemacht. Es duldete selbst, betastet und untersucht zu werden, und Kühnere stiegen sogar bisweilen auf seinen Rücken. Wenn es nicht fraß, oder absichtlich von den Leuten aufgejagt wurde, so hielt es sich gewöhnlich in den weiten Aushöhlungen auf, die seine Bewegungen in dem weichen Boden gemacht hatten. Durch sein

zugänglich und namentlich seit seiner Uebersiedelung in das neue Dickhäuterhaus im Herbst 1873 so scheu und rappelköpfig, daß der Wärter nicht mehr in seine unmittelbare Nähe kommen darf. Eine merkwürdige Angst hat das stupide Thier vor dem blauen Tageshimmel. Es hat bis jetzt noch keinen Schritt in sein Sommergehege gethan, und vergebens hat man es in das Freie zu locken versucht. So oft man die Stallthür öffnete, welche in das Sommergehege führt, geberdete sich das Thier wie toll und würde sich an den Eisenstäben seines Gitters den Schädel eingerannt haben, wenn man nicht rasch die Thür wieder zugeschoben hätte. Das Thier hat sich so an den Stall gewöhnt, daß die Aussicht in das Freie ihm Angst und Entsetzen erregt, während das indische Nashornpaar es sich in seinem Sommergehege und dessen Bassin recht wohl sein läßt.

---

schnelles Wachsthum war der Graben von drei Fuß bald nicht mehr hinreichend, um es abzuschließen, und öfters kam es nun an die Wohnungen der Eingeborenen und zerstörte ihre Obst- und Gemüsegärten. Doch zeigte es keinen bösartigen Charakter und ließ sich, wie ein Büffel, wieder in seine Stallung zurücktreiben. Die großen Aushöhlungen, die es fortwährend durch Wälzen im Schlamme verursachte, und die Anhäufung faulender, vegetabilischer Stoffe wurden zuletzt für den Eingang in die Residenz lästig, und der Kaiser ließ es deshalb auf ein benachbartes Dorf bringen, wo es zufälligerweise in einem Flusse ertrank. (Horsfield, zoolog. research. in Java).

Bischof Heber sah in Baroda ein Nashorn, das so zahm war, daß es sich gleich einem Elephanten (?) von einem Kornak reiten ließ. Im Park zu Lucknow traf er unter vielen anderen Thieren fünf bis sechs große Nashörner an, die sanftmüthig und ruhig waren; nur eines derselben hatte eine entschiedene Abneigung gegen Pferde. Sie schienen sich dort ungestört fortzupflanzen, und nach Heber's Meinung würden sie sich zum Lasttragen eben so gut eignen als die Elephanten. Man hat ihnen manchmal Tragkästen aufgesetzt, und sie sogar einmal vor einen Wagen gespannt, was jedoch keine weitere Folge hatte. (Reise durch die oberen Provinzen von Vorderindien. II. S. 425 und I. S. 530.)

Der Tapir.

Die Multungulaten oder Vielhufer, schlechtweg Dickhäuter genannt, waren während der Diluvialzeit in vielerlei Gattungen fast über die ganze Erdoberfläche verbreitet. Gegenwärtig ist ihre Zahl auffallend verringert, ihre Verbreitung auf die wärmeren Klimate beschränkt, denn außer dem Schweine gehen sie nicht über die Tropen hinaus. Durch den Untergang vieler Uebergangsformen stehen die lebenden Vielhufer scharf geschieden neben einander, nimmt man aber die vorweltlichen Gattungen mit in das System auf, so verschwinden jene scharfen Grenzen und die zur Zeit noch existirenden Rüsselthiere (Proboscidea), Dickhäuter (Pachydermata) und Schweine (Setigera) schließen sich enger an einander an.

Der Tapir schließt sich durch den kurzen beweglichen Rüssel und die Form seiner Backzähne den Proboscideen an, und zwar zunächst den vorweltlichen Mastodonten oder Zitzenzähnen, kennzeichnet sich aber als typischer Pachyderm durch seine Schneide- und Eckzähne, durch die Zahl der Backzähne und die vierzehigen Vorder- und dreizehigen Hinterfüße. Die geringere Größe, das dicht anliegende, glatte Haarkleid, der gestreckte seitlich comprimirte Kopf, der kurze Schwanz, die minder plumpen Beine und Hufe sind noch besondere generische Eigenthümlichkeiten.

Der Skelettbau ist verhältnißmäßig schlank und zierlich, aber zugleich kräftig. Das Zahnsystem besteht aus sechs Schneidezähnen oben und unten, einem Eckzahn in beiden Kinnladen und sieben oberen und sechs unteren Backzähnen. Der Rüssel, an dessen Ende die Nasenlöcher sitzen, ist nur einige Zoll lang, kann aber beliebig um das Doppelte verlängert werden, und dient dem Thiere, indem es ihn um den zu erfassenden Gegenstand herumbiegt, als Greiforgan.

An Größe und Plumpheit steht der Tapir dem Elephanten, Nashorn und Flußpferde beträchtlich nach, übertrifft aber hierin sämmtliche Arten des Schweines, mit dem er in Bau und Figur die meiste Aehnlichkeit hat. Seine

geographische Verbreitung erstreckt sich nicht allein auf die alte, sondern auch auf die neue Welt; denn außer den südlichsten Theilen von Asien wird auch fast ganz Süd-Amerika von Tapiren bewohnt.

Weit früher als mit dem indischen wurden die Europäer mit dem amerikanischen Tapir bekannt, und schon Oviedo gedenkt in seiner Naturgeschichte Westindiens (Toledo 1526) eines Tapirs, den die Indier Beori, die Spanier auf Terra-Firma Danta nannten. Thevet nennt ihn Tapihire, Lery (Lerius) Tapiroussou (großer Tapir), Marcgrave, der 1648 die erste meist richtige Beschreibung des Thieres gegeben hat, Tapiirete, woraus die wissenschaftliche Bezeichnung Tapirus hervorging.

Im Jahre 1704 wurde der amerikanische Tapir zum ersten Mal lebend nach Europa gebracht und in Amsterdam und anderen Städten unter dem Namen Meerpferd zur Schau gestellt. Ein zweites Exemplar ging in die berühmte Menagerie des Prinzen von Oranien über. In neuerer Zeit kommt der amerikanische Tapir öfters zu uns herüber, gehört aber immerhin zu den selteneren Stücken des Thiermarktes. Er wird, zumal jung eingefangen, ziemlich zahm, und frißt dann, was ihm vorgesetzt wird, fast wie das Schwein. Wie Büffon in seiner Naturgeschichte erzählt, hatte Bajon, ein französischer Chirurg zu Cayenne, einen Tapir aufgezogen, der viel Anhänglichkeit zeigte, seinem Herrn nachfolgte und die Hand leckte; er ging allein in den Wald spazieren und manchmal sehr weit, kehrte aber jeden Tag zeitig wieder zurück. Er hat jedoch wenig Intelligenz und keine Folgsamkeit; will man ihn von einer Stelle weghaben, so muß man ihn fast wegzerren. Wenn er incommodirt wird, so läßt er ein gedehntes Pfeifen hören, welches er sonst nur in der Brunstzeit ausstößt.

In der Freiheit nährt sich der Tapir von allerlei Vegetabilien; besonders liebt er Melonen und Zuckerrohr, weshalb er den Pflanzungen oft großen Schaden zufügt. Nach Azara und Rengger leckt er auch gern Salz und sucht daher Plätze auf, wo das Erdreich kohlensaures, schwefelsaures und salzsaures Natron enthält und bei trockener Witterung ausscheidet. Zum Aufenthalt liebt er dichte Waldungen, welche nahe an Flüssen, Seen und Sümpfen liegen, oder die wenigstens von mehreren Bächen durchschnitten werden. Freie, offene und trockene Gegenden wählt er sich nicht zu seinem Wohnorte aus, sondern besucht sie blos auf seinen Streifereien; Wasser ist ihm unentbehrlich, um sich baden zu können, daher wälzt er sich auch wie das Schwein in Pfützen herum, und wenn man ihn erlegt, findet man oft seine Haut mit Erde und Schlamm bedeckt. In den Mittagsstunden schläft er im dichten Gebüsch verborgen, und in bewohnten Gegenden streift er nur bei Nacht umher; in einsamen Bezirken aber hat ihn Rengger Morgens nach neun Uhr und Abends vor Sonnenuntergang am Saume der Waldungen angetroffen, und der Prinz von Neuwied hat ihn in den inneren großen Urwäldern zu allen Zeiten des Tages gesehen; doch fügt auch dieser Beob-

achter hinzu, daß das Thier während der Mittagshitze ausruhe. Da es von seinem Lager aus denselben Hin- und Herweg nimmt, so macht es sich in den dichten Waldungen gebahnte Wege oder Wechsel in der Waidmannssprache, wie unser Wildpret.

Den größten Theil des Jahres hindurch lebt der männliche Tapir allein, der weibliche hingegen wird gewöhnlich von seinem Jungen begleitet. Gegen den Winter hin suchen die beiden Geschlechter sich auf, und leben dann während einiger Wochen paarweise. Nach Azara wirft das Weibchen im November ein einziges Junges, nach Rengger geschieht dies in der Mitte des Frühjahrs. Das Junge begleitet bald seine Mutter und bleibt bei ihr bis zum nächsten Winter. Zur Brunstzeit hört man diese Thiere den einzigen ihnen eigenthümlichen Ton, der einem gedehnten Pfeifen ähnlich ist, häufig wiederholen.

Wie der Tapir in der Gestalt Aehnlichkeit mit dem Schweine hat, so auch in den Manieren, in der Haltung und im Gange. Er hat einen langsamen Schritt, und zeigt auf seinen Streifereien viel Vorsicht, indem er sich überall umsieht, die Ohren in beständiger Bewegung hält, und seinen Rüssel nach allen Seiten dreht, um seine Feinde zu wittern. Stößt er auf solche, so flieht er mit gesenktem Kopf durch das Dickicht des Waldes. Gewöhnlich nimmt er seine Zuflucht nach dem Wasser, indem er nicht nur vortrefflich schwimmen, sondern auch lange untertauchen kann. Unter den Sinnen sind bei dem Tapir Geruch und Gehör am schärfsten, das Gesicht reicht nicht weit. Daß seine geistigen Fähigkeiten nur gering sind, sieht man ihm an den Augen an. Wie bei dem Elephanten, so ist auch bei dem Tapir der sehr bewegliche Rüssel, welcher zugleich als Tastorgan dient, der empfindlichste Theil des Körpers.

Der Nutzen des Tapirs besteht in seinem Fleisch und der Haut. Das Fleisch schmeckt nach des Prinzen von Neuwied und Rengger's Angaben etwa wie Rindfleisch, das der jungen Thiere wie Kalbfleisch. Es wird nicht allein von den Indianern, sondern auch von der ärmeren Volksclasse der Weißen gegessen. Von besonderem Werthe ist die dicke und starke Haut, aus welcher man Peitschen und Zäume schneidet.

Aehnliches berichtet der Ingenieur Keller-Leuzinger, der im Jahre 1867 von der brasilianischen Regierung mit der Erforschung des Amazonenstromes und des Madeiras beauftragt wurde, über den Tapir. Nach ihm bevölkert dieser Dickhäuter die dicht bewaldeten Zuflüsse des Amazonenstromes und des La Plata in unendlicher Zahl, ohne darum in Trupps zu leben. Er vermeidet sumpfige Ebenen ebenso wie unfruchtbare Höhen und wählt dafür mit üppiger Vegetation bedeckte Defileen und undurchdringliches Laubholz zum Uebernachten am Ufer eines brausenden Stromes oder neben den schäumenden Katarakten der großen Flüsse.

Sobald der Tag anbricht, geht er bedächtig auf tief eingeschnittenen

Pfaden nach dem Flusse, um zu baden. Er schwimmt und taucht mit erstaunlicher Behendigkeit; und wenn die Hunde ihn verfolgen, läuft er stets dem Flusse zu. Er eilt nicht weniger seinem Verderben entgegen; denn der Jäger, der im leichten Kahne auf ihn lauert, schickt ihm rasch die wohlgezielte Kugel zu, oder bohrt ihm beim Verfolgen das lange Messer in den Leib. Vor dem Todesstoß muß der Tapir jedoch harpunirt werden, denn mit dem letzten Athemzuge versinkt er.

Wenn das Tapirweibchen ein Junges hat, so ergreift es beim Gebell der Hunde nicht die Flucht, sondern bleibt muthig in seinem Lager und sucht mit dem Körper das kleine Thier zu decken, welches sich laut schreiend zwischen den Beinen der Mutter versteckt. Wehe alsdann dem unklugen Rüden, der sich aus dem Kreis der Meute herauswagt gegen die wüthende Mutter! Der erhobene Rüssel des Tapirs läßt ein furchtbares Gebiß erkennen und mit einem Schlag des Vorderfußes bricht er seinem Gegner die Knochen entzwei. Ein Opfer mütterlicher Zärtlichkeit unterliegt er aber immerhin den wiederholten Schüssen der Jäger.

Nimmt man das Junge mit, und nährt es mit Kürbis, Waldkräutern, jungen Bambustrieben, so wird es sehr leicht zahm, und denkt nach einigen Tagen nicht mehr daran, in den Wald zu entlaufen. In Curitiba, der Hauptstadt der Provinz Parana, sah man mehrere Jahre einen herrenlosen, zahmen Tapir wie einen Hund auf den Straßen umherlaufen, und die kleinen Neger von Morgens bis Abends hinterher.

Außer dem Menschen hat der Tapir, der erwachsene wenigstens, keinen Feind zu fürchten, nicht einmal den Jaguar. Wird er auf seinem Weg nach dem Flusse von dem Raubthiere überfallen, so rennt er mit seinem Reiter wie ein Sturmwind durch das Dickicht, und ehe dem Jaguar noch so viel Zeit geblieben, sich an dem fingerdicken zähen Felle des untersetzten und kräftigen Dickhäuters festzukrallen, liegt er schon abgestreift in irgend einem Dornen- oder Lianengestrüppe.

Auf dem Parana, an der Mündung des Ivahy, im Herzen undurchdringlicher Urwaldungen, tödteten Keller-Leuzinger's Jäger einen alten Tapir, dessen breiter Rücken die tiefen Schrammen von Jaguarkrallen zeigte; überdies fehlte ihm ein Auge. Auch dieser Reisende vergleicht das Fleisch des Tapirs dem Rindfleisch. Die Fettwulst auf dem Nacken des Thieres gilt als Leckerbissen, „der der Tafel eines Lucullus Ehre gemacht haben würde". Auch der Rüssel und die Füße in Gelée sind Lieblingsstücke.

Daß den ersten Entdeckern des Tapirs bereits zwei Arten dieses Dickhäuters bekannt sein mochten, geht aus ihren Beschreibungen hervor. Sie unterschieden dieselben aber nicht weiter, und erst im Jahre 1828 wurde der Tapir der Andenkette durch den französischen Naturforscher Dr. Roulin, der damals zu Bogota weilte, als besondere Art im Systeme festgestellt, und als Tapirus Pinchacus oder villosus von dem gewöhnlichen Tapirus ame-

ricanus oder suillus unterschieden. Neuerdings stellte man auch noch Baird's Tapir von Panama (Tapirus Bairdi) und Buckley's weißwangigen Tapir von Ecuador (Tapirus leucogenys) als besondere Art auf (Proceed. 1867 und 1872), aber nicht ohne Widerspruch; namentlich will man den letzten nur als Varietät gelten lassen, während der Bergtapir sich von dem der Ebene nicht allein durch andere Behaarung und Farbe, sondern auch durch andere Schädel- und Nackenbildung unterscheidet.

Der gemeine Tapir ist mit sehr kurzen anliegenden Haaren bedeckt, die jedoch auf der Mittellinie des Hinterhauptes und Nackens sich verlängern und eine Art Mähne bilden. Die Farbe variirt zwischen dunkelbraun und graulichbraun; die Kehle, die untere Seite des Halses und der obere Ohrrand sind blaß aschgrau; die Augen haben eine schwarze, die Klauen eine schwärzlichbraune Farbe. Der Kopf ist lang und hoch, an den Seiten etwas zusammengedrückt und längs der Pfeilnaht mit einem scharfen Grate versehen, welcher sich längs der Mittellinie des Nackens bis zum Anfange des Rückens fortsetzt. Gegen den Anfang der Schnauze ist der Kopf buckelförmig aufgetrieben. Der Rüssel ragt in der Ruhe fast 3 Zoll über den Unterkiefer vor und hat eine große Beweglichkeit; er kann sich auf die Hälfte zusammenziehen, oder ums Doppelte ausstrecken, so daß er dann an 6 Zoll lang wird; in ruhigem Zustande ist er voll kreisförmiger Runzeln. Der Hals ist lang, dicker als der Kopf und wegen des Grates oben schneidend.

Beim Bergtapir ist die Behaarung auf dem ganzen Körper dicht gedrängt, lang, schwärzlichbraun, an der Spitze dunkler als an der Wurzel. Das Kinn hat einen weißen Fleck, aber am Ohr fehlt die weißliche Einfassung; ebenso fehlt die Leiste, welche sich von der Stirn bis gegen den Widerrist erstreckt. Der Hals ist vollkommen abgerundet und ohne Mähne. Die Schnauze ist von etwas abweichender Form und dem Rüssel fehlen die Seitenrunzeln, welche anzeigen, daß das Thier ihn für gewöhnlich zusammenzieht. Im Schädelbau nähert sich der Bergtapir durch die kammlose Stirn, den geraderen Unterrand des Unterkiefers und die stärkeren und längeren Nasenbeine mehr dem indischen Tapir und dem Paläotherium, als dem gemeinen. Roulin belegt ihn mit dem Beinamen Pinchaque, worunter die Indianer von Neugranada ein fabelhaftes, gespenstisches, großes Thier der Gebirgshöhen verstehen, dessen Erscheinung Unglück verkünden soll. Ob Pinchaque und der Bergtapir identisch, ist jedoch fraglich. Er bewohnt ausschließlich die Gebirgshöhen und soll nach White (Proceed. 1870) nie unter 3500 Meter Meereshöhe herabsteigen; er ist ebenso selten, als der Tapir der Ebene häufig, und von Gestalt etwas kleiner als dieser, der eine Höhe von ca. 3⅓ Fuß und eine Länge von über 6 Fuß erreicht. Als eine bei Säugethieren äußerst auffallende, aber mehrfach bestätigte Erscheinung muß hier noch bemerkt werden, daß der männliche Tapir um einige Zoll kleiner ist, als der weibliche.



Amerikanischer und indischer Tapir.

Wie beim Schweine die Frischlinge, so sind auch beim Tapir die Jungen gefleckt, und die Aehnlichkeit zwischen den beiden Dickhäutern fällt dadurch um so mehr in die Augen. Der Säugling des Tapirs zeigt nach Rengger an seinen oberen und äußeren Theilen die nämliche Grundfarbe wie die Alten; die obere Seite des Kopfes aber ist mit weißen, kreisförmigen Flecken besprengt; die Backen ziehen sich ins Graulichweiße; auf jeder Seite des Körpers laufen drei weiße, unterbrochene Streifen von der Schulter bis an den hinteren Rand des Schenkels; die Außenseite der Extremitäten ist gleichfalls mit weißen Flecken besetzt; die Kehle, die untere Seite des Halses, die Brust, der Bauch und die innere Seite der Extremitäten sind graulichweiß. Daß die Besprenkelung in Farbe und Zeichnung öfters variirt, ergiebt sich aus den Abbildungen der „Proceedings" vom Jahre 1872. Mit zunehmendem Alter verlieren sich diese Flecken und die helleren Untertheile des Körpers allmälig; gänzlich aber verschwinden sie nach Rengger's Beobachtungen erst nach dem zweiten Jahre.

Ungleich später als mit dem amerikanischen wurden die Europäer mit dem indischen Tapir bekannt, obgleich dessen Heimath bereits seit ca. dreihundert Jahren von Holländern und Engländern besucht und colonisirt wird. Die erste Anzeige von dem Vorkommen dieses Thieres auf Sumatra rührt von Whalfeldt her, der mit der Aufsicht der Küste beauftragt war, und im April 1772 der Residentschaft des Forts Marlborough bei Benkulen einen Bericht über die Plätze südlich von Cawur abstattete, wo er den Tapir an einer Flußmündung angetroffen hatte. Er hielt ihn für einen Hippopotamus und beschrieb ihn auch unter diesem Namen; allein die Zeichnung, welche er dem Berichte beilegte, weist nach, daß nicht von diesem, sondern vom Tapir die Rede ist. Marsden, welcher zu derselben Zeit Secretär der Residentschaft von Benkulen war, brachte die Existenz dieses Thieres, jedoch gleichfalls unter dem Namen des Hippopotamus, in seiner Geschichte von Sumatra zur öffentlichen Kunde. Im Jahre 1805 erhielt Raffles zuerst Nachricht von diesem Tapir, indem dem Lieutenant-Governor von Penang ein lebendes Exemplar zugeschickt wurde. Später wurde das Thier in der Umgebung von Malakka durch den Major Farquhar entdeckt. Eine Zeichnung und Beschreibung theilte derselbe der „Asiatic Society" im Jahre 1816 mit, und ein lebendes Exemplar kam später von Benkulen aus in die Menagerie zu Barrackpore bei Calcutta. Im September 1820 schickte Raffles Balg, Skelett und Weichtheile des indischen Tapirs zum ersten Mal nach Europa, beziehungsweise London.

Der indische Tapir oder Maïba (Tapirus indicus oder malayanus) gleicht in der Figur dem amerikanischen; doch ist der Kopf gegen die Stirn gewölbt und höher aufgetrieben, als bei dem amerikanischen, der Nacken abgerundet, ohne Mähne, und der Rüssel stärker. Ueberdies ist der Maïba beträchtlich größer, nämlich nach englischem Maß ca. $3^1/_2$ Fuß hoch und

8 Fuß lang, das Männchen, welches auch bei dieser Art in der Größe zurücksteht, ca. 3¼ Fuß hoch und gegen 7 Fuß lang.

Am auffallendsten unterscheidet sich der Tapir der alten Welt von dem der neuen durch die Färbung. Er ist nämlich am ganzen Körper schwarz oder schwarzbraun, ausgenommen am Hintertheil, wo sich von den Schultern ab ein großer silbergrauer Fleck, wie eine Schabracke, um den Rücken, die Kruppe, den Obertheil der Schenkel und die Flanken rings herum zieht: daher auch der Name Schabrackentapir oder zweifarbiger Tapir (Tapirus bicolor). Die abgerundeten Ohren sind an ihrem oberen Rande gleichfalls mit weißlichen Haaren eingefaßt. Das Jugendkleid ist, nach den Beobachtungen des Majors Farquhar, bis zum Alter von vier Monaten schwarz, mit Fleckchen und Streifen von fahler und weißer Farbe. Danach fängt die Färbung an, sich zu verändern, die Fleckchen verschwinden und mit sechs Monaten hat das Junge die Farbe der Erwachsenen; also ungleich schneller als bei der amerikanischen Art.

In der Lebensweise kommt der Schabrackentapir, soweit Raffles' Berichte darüber reichen, mit dem amerikanischen überein, ebenso in der Nutzung. Farquhar sagt, daß das Thier, welches er in seinem Hause aufzog, einen sehr milden und sanften Charakter gezeigt habe, daß es zahm und familiär wie ein Hund wurde, ohne Unterschied alle Arten von Vegetabilien fraß, und bei Tische sehr aufmerksam war, um Brot, Kuchen und andere Leckereien zu erlangen. Der junge Schabrackentapir, welcher von Benkulen nach Bengalen kam, war gleichfalls sehr lenksam. Es wurde ihm manchmal gestattet, in dem Park von Barrockpore herumzustreifen, und von seinem Wärter erfuhr Raffles, daß er häufig die Teiche besuchte, und auf dem Boden unter dem Wasser herumzugehen schien, ohne einen Versuch zum Schwimmen zu machen.

Als Heimath des zweifarbigen Tapirs ist bis jetzt Sumatra und die Halbinsel Malakka bekannt, wo er in den Waldungen nicht selten angetroffen wird. Nach den Untersuchungen von Abel Remusat (Asiat. Jour. 1824) scheint es jedoch außer Zweifel zu sein, daß er auch in den südwestlichen Provinzen von China vorkommt. Es enthalten nämlich die chinesischen Sammlungen aus der medicinischen Naturgeschichte, sowie die Elementarbücher für Kinder, und die chinesischen und japanischen Encyklopädien auch die Abbildung dieses Thieres unter der Zahl der bekanntesten Säugethiere. Die Zeichnung ist zwar nach Chinesen-Weise etwas phantastisch ausgefallen, ihre Bedeutung aber trotzdem unverkennbar. Aehnlich verhält es sich mit den Beschreibungen: „Der Me," sagt das Pen-thsaokangmu oder allgemeine Werk über Naturgeschichte, „gleicht einem Bären, der Kopf ist klein und die Füße kurz, das Haar kurz und glänzend schwarz und weiß gefleckt; einige sagen, er sei gelblichweiß; andere graulichweiß; er hat einen Elephantenrüssel, Nashornaugen, einen Kuhschwanz und Füße wie ein Tiger." Genau haben hiernach die Chinesen den Schabrackentapir nicht kennen gelernt.

Lebend wurde dieser Dickhäuter bis jetzt nur äußerst selten nach Europa gebracht; er gehört zu den größten Raritäten des Thiermarktes und steht im Preise mindestens fünfmal so hoch als der amerikanische. Der amerikanische Tapir ist mit anderen Worten in ziemlich ausgewachsenem Zustande für 400 bis 600 Thaler zu haben, der indische nicht unter 3000 Thaler. So viel kostete der weibliche Schabrackentapir, welchen der Berliner zoologische Garten im Sommer 1875 von dem Londoner Thierhändler Jamrach erwarb. Im Spätherbst machten die durch ihren Indigohandel mit Ostindien in directer Verbindung stehenden Schönlank Söhne in Berlin dem Garten einen männlichen Schabrackentapir zum Geschenk und verhalfen ihm dadurch zu einem Paar dieser seltenen Thiere. Dieselben bestätigen in ihrer Lebensweise das bereits Gesagte, nehmen gern ein Bad, und verweilen bei dieser Gelegenheit öfters auf dem Boden ihres Bassins. Ihre Stimme klingt wie ein gepiepptes I—ang; ebenso aber etwas tiefer piept bisweilen der amerikanische Tapir.

Das Wildschwein.

Kein Dickhäuter ist bekannter als das Schwein, besonders das zahme. Es ist, mit Ausnahme der Polargegenden, über die ganze bewohnte Erde verbreitet, berüchtigt wegen seiner Gefräßigkeit und Unreinlichkeit, geschätzt wegen seines Fleisches, das in manchen Ländern einen bedeutenden Handelsartikel ausmacht. Das Schwein ist ein störriges und stupides Thier, aber gleichwohl nicht ganz ohne Anlage, nicht ganz ohne Anhänglichkeit.

Daß Schweine, wenn sie der menschlichen Gesellschaft gewürdigt wurden, ihrem Herrn wie Hunde nachliefen und auch mancherlei Kunststücke machten, ist eine mehrfach bestätigte Thatsache, und schon Plinius erzählt in dem 8. Buche seiner Naturgeschichte, daß gestohlene Schweine von dem Fahrzeuge, auf dem sie entführt werden sollten, der Stimme ihres Herrn folgend ins Wasser gesprungen und zurückgeschwommen seien. Daß abgerichtete Ferkel sich zur Erheiterung vor Ludwig XI. producirten, dressirte Schweine auf französischen und englischen Schaubühnen auftraten, ist gleichfalls notorisch. Es ist also nicht sowohl der Verlust der Freiheit, als die Behandlung, von welcher die Verthierung mancher Hausthiere abhängt. Hund, Pferd und Elephant haben ihre Anlagen unter der Herrschaft des Menschen zu der herrlichsten Blüthe entwickelt, während das Schwein in der Enge seines schmutzigen Stalles in dem Grade gesunken ist, daß es, wenn der Züchter sich nicht vorsieht, seine eigenen Jungen auffrißt.

Auch das wilde Schwein ist gefräßig und unreinlich, stupid und störrig, aber andererseits ebenso muthig als aufopfernd für seine Jungen. Wie eine Furie stürzt die Bache sich auf den Unvorsichtigen oder Verwegenen, der einem ihrer Frischlinge zu nahe tritt, und wird dabei von anderen, die gesellschaftlich mit ihr zusammenhalten, unterstützt.

Im Vergleich mit den übrigen Dickhäutern, dem Elephanten, Nashorn, Nilpferde und Tapir, bietet die Figur und der Skelettbau des Schweines zwar zierliche und leichte Formen, aber an und für sich sind die Borsten-

thiere, mit Ausnahme der Beine, doch plumpe und unschön gedrungene Geschöpfe. Die Beine erinnern, indem sie nur mit zwei Hufen auftreten, an die der Wiederkäuer, unterscheiden sich aber dadurch von denselben, daß die Zehen der Borstenthiere verwachsen, die der Rinder und Hirsche 2c. dagegen getrennt sind; daher Paar- oder Jochzeher (Zygodactyla) zum Unterschiede von Zwei- oder Spalthufern (Bisulca). „In Illyrien, Päonien und anderwärts," erzählt Aristoteles in dem 2. Buche seiner Naturgeschichte der Thiere, „giebt es Schweine mit einfachem Huf," und auch in Schweden und Ungarn kommen Spielarten von zahmen Schweinen mit ungespaltenen Klauen vor.

Die Verbreitung unseres Wildschweines (Sus scrofa) reicht in Europa bis zur Küste der Ostsee; weiter östlich geht es vom Kaukasus bis an den Baikalsee durch das ganze mittlere und südliche Asien und ganz Nordafrika. Auf den molukkischen Inseln tritt der durch seine auffallend langen Hauer ausgezeichnete Hirscheber (Porcus babirussa) auf, in Mittelafrika das Warzenschwein (Phacochoerus), in Süd- und Westafrika das rostfarbige Fluß- und Pinselohrschwein (Potamochoerus), und in Südamerika das kleine, stummelschwänzige Nabelschwein (Dicotyles) oder Pekari. Trotz ihrer generischen Verschiedenheit ist die Familienähnlichkeit dieser ausländischen Wildschweine doch unverkennbar, und auch in der Lebensweise stimmen sie mit dem nordischen Schwarzwild überein. Eine besondere Erwähnung verdient die mächtige Specklage unter der Haut, welche bei einigen Rassen des zahmen Schweines sich mitunter zu einer Schwere von 200 bis 300 Pfund entwickelt.

Unser Wildschwein ist ein plumpes, kräftiges Thier von ca. 5 Fuß Länge und $2^1/_2$ bis 3 Fuß Höhe am Widerrist. Nach Aufenthalt und Nahrung ändern Größe und Gewicht bedeutend ab. Die in sumpfigen Gegenden wohnenden Wildschweine sind regelmäßig größer als die in trockenen Wäldern lebenden, und das Gewicht schwankt zwischen 200 bis 500 Pfund. In der Figur ähnelt das wilde Schwein dem zahmen, nur ist es gedrungener, der Kopf länger und spitzer, der Hinterkopf durch die steil aufsteigende Stirn dicker; die aufrecht stehenden Ohren sind kürzer, die Läufe stärker. Das Schwein hat $^6/_6$ Schneidezähne, $^1/_1$ Eckzahn und $^7/_7$ Backzähne. Die Eckzähne oder Hauer sind auffallend stark, dreikantig und auch die oberen aufwärts gekrümmt. Sie reiben sich in Folge der Abnutzung vorn und außen, die unteren hinten senkrecht gegen die Spitze ab. Der Name „Schwarzwild" kennzeichnet im Ganzen die Farbe der Behaarung; da aber die Endspitzen des schwarzen oder rußbraunen Borstenkleides gelblich oder röthlich sind, so erscheint dieses etwas lichter. Zwischen den Borsten, die an der Spitze häufiger gespalten sind und auf dem Rücken einen Kamm bilden, mengt sich je nach der Jahreszeit ein mehr oder weniger dichtes Wollhaar ein. Die Ohren sind schwarzbraun, der spiralig gewundene Schwanz, der Rüssel und die

untere Hälfte der Beine sammt den Klauen schwarz. Die rostfarbenen und halbweißen Wildschweine, die mitunter schon vorgekommen, hält man für Abkömmlinge verwilderter zahmer Schweine, die achsichtlich zur Vermehrung des Schwarzwildes ausgesetzt wurden, oder sich zur Zeit der Brunst verlaufen hatten. Denn eben so leicht als jung eingefangene Wildschweine sich an den Stall gewöhnen, verwildern andererseits die zahmen und zeigen sich dann oft um so grimmiger.

Geruch und Gehör des wilden Schweines sind sehr fein, das Gesicht dagegen schwach. Ihre Stimme besteht in einem behaglichen Grunzen, wie beim zahmen Schwein, bei plötzlicher Ueberraschung schnaufen sie, im Schmerz stoßen sie ein Gekreische aus. Das alte Schwein aber giebt selbst bei der schmerzlichsten Verwundung keinen Laut von sich. Sie laufen trotz ihrer kurzen Beine doch sehr schnell und schwimmen, unterstützt von ihrer Specklage, vortrefflich; zahme Schweine hat man schon von einer Insel des Meeres zur anderen übersetzen sehen. In ihrem Laufe hält sie selbst das dichteste Gestrüppe nicht auf; der spitze Rüssel findet überall eine Oeffnung, der Körper schiebt nach, und das Borstenkleid, das durch Reiben an harzigen Baumstämmen und Wälzen im Schlamme gleichsam einen Harnisch bildet, schützt vor Verwundung. Das Wildschwein ist vorsichtig und schlau, aber nicht furchtsam. Ungereizt läßt es den Menschen ruhig vorüberziehen, rächt aber mit Ingrimm jede Beleidigung oder Neckerei. Schnurstracks stürzt es sich auf den Gegenstand seines Zornes, schießt jedoch, wenn der Bedrohte rasch hinter einen Baum springt, in blinder Wuth an ihm vorüber; ist keine Zeit dazu vorhanden, so hilft auch plattes Niederwerfen auf den Boden, jedoch nur bei Keulern; denn die Bachen machen Halt, treten auf dem Liegenden herum und reißen ihm beißend ganze Stücke vom Leibe.

Mit Ausnahme alter Männchen, welche ein mürrisches Einsiedlerleben führen, sind die Sauen gesellige Thiere und halten bis zur Fortpflanzungszeit in kleinen Rudeln zusammen. Die Brunst beginnt Ausgangs November und dauert etwa vier bis fünf Wochen und darüber. Nun stellen sich auch die alten Einsiedler ein und es kommt bei dieser Gelegenheit oft zu heftigen und andauernden Kämpfen. Achtzehn bis zwanzig Wochen nach der Brunst wirft die Sau, in einem schon vorher mit Moos, Laub oder Nadeln weich ausgepolsterten Versteck, je nach der Stärke 4 bis 6, oder 11 bis 12 Junge. Diese haben in den ersten Monaten ihres Lebens ein grauröthliches Fell mit gelben Längsstreifen, welches sie ebenso vortheilhaft kleidet, als die Munterkeit und Drolligkeit ihres Benehmens. Oefters kommen mehrere Sauen mit ihren Jungen zusammen, und wenn dann eine von ihnen das Leben verliert, so übernehmen die anderen die Pflege der Verwaisten.

Wie die anderen Dickhäuter, so lieben auch die Schweine vorzugsweise wasserreiche, sumpfige Waldungen. Am Tage liegen sie still und faul in dem gemeinschaftlichen Lager oder Kessel; gegen Abend erheben sie sich, um zu-

vörderst einer Suhle zuzulaufen, in welcher sie in der warmen Jahreszeit ein Schlammbad nehmen. Haben sie sich abgekühlt, so gehen sie ihrer Nahrung nach. Diese ist je nach den Jahreszeiten verschieden. Der Herbst liefert ihnen ihre Lieblingsgerichte, nämlich Eicheln, Bucheln, Holzobst und Roßkastanien ꝛc. Insecten-Larven, Würmer und Feldmäuse wühlen sie aus der Erde, und wo etwa Trüffeln vorkommen, bleiben sie dem feinen Geruche des Schwarzwildes gewiß nicht verborgen; benutzt man doch selbst das zahme Schwein mitunter zur sogenannten Trüffeljagd. Im Winter wird die Kost der Wildschweine dürftiger und sie machen sich dann auch an Aas, greifen aber lebende größere Thiere nicht an. Im Frühjahr behelfen sie sich mit Gras, Wurzeln, Kräutern, Larven und Gewürm. Im Sommer fallen sie des Nachts in die benachbarten Getreide- und Fruchtfelder ein und richten hier und auf Wiesen durch ihre Gefräßigkeit und das arge Aufwühlen des Bodens Verwüstungen an, die durch ihren Nutzen lange nicht aufgewogen werden. Deshalb hat man das Schwarzwild auch in einigen Gegenden gänzlich ausgerottet; in England schon unter Heinrich II. In Deutschland kommt das freilebende Schwein nur noch in den Tiefen des Schwarzwaldes, des Thüringer Waldes, des Riesengebirges und einigen nordischen Waldungen vor; häufiger findet es sich in Polen, Galizien, Ungarn, Kroatien, Griechenland und dem südlichen Rußland, ebenso in Spanien. Außer dem Menschen haben auch Wölfe, Luchse und Füchse, die sich aber selbstverständlich nur an die Frischlinge wagen, mit beigetragen zur Verminderung des Schwarzwildes.

Den Juden und Muhamedanern ist der Genuß des Schweinefleisches verboten. In Aegypten galt dasselbe gleichfalls als unreine Speise, und die Schweinehirten bildeten die unterste verachtete Kaste; bei den Griechen standen die Schweine dagegen von den ältesten Zeiten her hoch in Ehren, wie schon aus dem Lobe zu ersehen, welches Homer dem „göttlichen" Schweinehirten Eumäus und seiner Heerde spendet. Bei den Römern wurden sie ebenso hoch geschätzt und für die Tafel auf das Mannigfaltigste verwendet. „Kein anderes Thier," äußert Plinius in dem 8. Buche seiner Naturgeschichte, „liefert Speisen von verschiedenerem Geschmack für die Küche, denn während von anderen Thieren jedes nur einerlei Geschmack hat, so hat das Schwein dagegen fünfzigerlei, weswegen auch durch mancherlei Gesetze der Censoren einzelne Theile, wie Euter, Kopf u. s. w. bei Gastmählern verboten sind; aber freilich kehrt sich nicht Jeder an solche Gesetze." „Die Alten lobten sich den Wildschweinbraten, wenn er kräftig stank," erklärt Horaz in dem 2. Buche seiner Satyren und beweist damit, daß die Haut-goût-Liebhaberei beim Wilde schon über zweitausend Jahre alt ist.

Die Jagd auf Schwarzwild gilt von altersher als eines der edelsten Vergnügen und hat auch sehr viel Aufregendes und Spannendes, indem die Sauen unter Umständen ihr Leben theuer verkaufen. „Wie ein wüthender Eber kämpfen," ist Sprachbild geworden.

Vor Einführung der Feuerwaffe bediente man sich zur Saujagd der schon in Xenophon's Jagdbuch beschriebenen „Schweinsfeder". Diese besteht aus einem mit Widerhaken versehenen zweischneidigen Eisen von ca. zwölf Zoll Länge, und ist an einem mit Lederstreifen umflochtenen Schafte aus festem Holze befestigt. Den Schaft fest an die rechte Hüfte drückend, stellte der Jäger sich dem zornigen Schwein gegenüber, setzte es durch den Zuruf „Huß Sau" vollends in Wuth und richtete das Fangeisen so, daß es der blindlings anstürmenden Sau das Herz durchbohren mußte. Daß kalter Muth und ein sicherer Blick dazu gehörte, um die Sau auf diese Weise abzufangen, ist selbstverständlich. Drang das Eisen nicht mitten in die Brust, so kam der Jäger selten ohne tödtliche Verletzung davon; manchem wurde der Bauch aufgeschlitzt, daß sofort die Eingeweide hervordrangen. Schwächere Sauen ließ man auf den Hirschfänger anlaufen, den man über dem halbgebogenen rechten Knie aufsetzte.

Außerdem jagte man das Wildschwein auch zu Pferde und bediente sich dabei einer muthigen, starken und flüchtigen Hunderasse, der Saufinder und Saupacker, welche in halbwildem Zustande gehalten und nur auf Schwarzwild gebraucht wurden. Der Saufinder suchte das Wild, die Packer machten es fest, aber ehe es so weit kam, büßte mancher seinen Muth mit dem Leben oder mindestens mit einer gehörigen Fleischwunde; denn wenn die Sau sich dem Hunde stellt, deckt sie sich klüglich den Rücken durch einen Baumstamm oder einen Busch und erschwert dadurch ihren Feinden den Angriff. Aber so schnell und behende sie auch mit den Hauern nach rechts und nach links schlägt, so giebt sie sich doch einmal eine Blöße, und im Nu hat einer der Hunde sie an dem Ohre gefaßt; indem sie den Kopf dreht, packt sie ein zweiter an dem anderen und mit dem Gebrauch der Hauer ists nun vorbei. Vergebens sucht die Sau sich ihrer Ohrgehänge zu entledigen, was diese Hunde einmal gefaßt hatten, das ließen sie so leicht nicht wieder los. Ihre Gefährten erleichterten ihnen die Arbeit, indem sie sich an den Hinterkeulen und anderen Theilen des Schweines festbissen. Auf diese Weise wurde die Sau festgehalten, bis die Jagdgesellschaft sich gesammelt hatte, und Einer derselben dem keuchenden Thiere den Todesstoß versetzte.

Seit Einführung der Feuerwaffe schießt man das Schwarzwild auf dem Anstande und dem Pürschgange oder man läßt es sich durch Treiber und Hunde in die Schußlinie bringen. An dem preußischen Hofe wird der ritterliche Sport der Sauhetze dagegen noch heutzutage geübt, und die Jagd, die alljährlich zur Feier des Hubertustages im „Grunewald" abgehalten wird, ist zugleich Volksfest. Tausende von Schaulustigen wandern, fahren und reiten am Morgen des 3. Novembers nach der sogenannten Saubucht, um Zeugen des interessanten Schauspiels zu sein. Die Saubucht ist ein großer Waldkessel des Grunewalder Forstes, in welchem Sauen wie im Freien leben, allein durch Umzäunung am Austritt in die benachbarten Feldmarken verhin-

dert sind. Kommt St. Hubertus in Sicht, so werden einige von ihnen eingefangen und bis zum Beginn der Jagd in Gewahrsam gehalten. Die Meute besteht aus 60 bis 70 Stück Hetzhunden englischer Rasse, alle weiß, rostgelb und schwarz gescheckt. Die Dressur und der Gehorsam dieser halbwilden Hunde gegen ihre Piqueure ist merkwürdig, ebenso merkwürdig der sichere Blick, mit dem die Piqueure jedes einzelne Stück der Meute unterscheiden und herausfinden. Ist die Jagdgesellschaft zur Stelle, so wird das zur Hetze bestimmte Schwein aus seinem Verschluß in den Wald hinaus gelassen und zehn bis fünfzehn Minuten darauf beginnt die Hetze. Ein herrliches Schauspiel: voraus die vor Eifer und Mordgier kläffende und heulende Meute, der Witterung folgend; hinterher auf dampfenden Rossen in rothem Jagdrock mit weißen Lederhosen und Stulpstiefeln die Sportsmen, bei denen es nicht immer ohne Beschädigung abgeht. Vor einem der Grunewald-Seen geräth die Jagd plötzlich ins Stocken, die Hunde haben die Spur verloren und rennen suchend umher; mit einem Male stürzen die eifrigsten sich in das Wasser; sie haben gewittert, vielleicht aus dem plötzlichen Aufhören der Spur auch geschlossen, daß das Schwein über den See geschwommen ist, und im Keil, wie die Wildgänse, durchschneidet die Meute den Wasserspiegel; am jenseitigen Ufer geht das Suchen von Neuem los und mit Freudengekreische begrüßt die gierige Schaar die wiederaufgefundene Spur; die Hetze wird fortgesetzt und das Schwein nun in der Regel bald gedeckt oder festgemacht, wie es in der Waidmannssprache heißt. Obgleich dem Schwein, damit es unter der Meute nicht zu viel Schaden verursacht, vorher die Hauer abgesägt wurden, so wird doch mancher Hund arg von ihm gezeichnet. Die Sportsmen finden sich an Ort und Stelle ein, und der Vornehmste von der Jagdgesellschaft giebt dem von den Hunden gebannten Schweine den Todesstoß. — Halali! —

Das Warzenschwein.

Im Vergleich zu den übrigen Dickhäutern sind die Borstenthiere zwar ziemlich zierliche Gestalten, aber an und für sich betrachtet, doch recht plumpe, unschöne Geschöpfe. Vor allen anderen Mitgliedern der zahlreichen Familie kennzeichnen sich die afrikanischen Warzenschweine durch Häßlichkeit, indem der Kopf dieser Thiere nicht nur unförmlich groß, sondern auch noch durch schwielige Hautauswüchse entstellt ist. Hierdurch, sowie durch den Zahnbau &c. unterscheiden sich die Warzenschweine so wesentlich von ihren Verwandten, daß Fr. Cuvier sie mit Recht zur Gattung erhoben hat; nur der Name Phacochoerus war nicht glücklich gewählt, da *φακός* Linse, Leberfleck heißt und nicht Warze.

Man hat bis jetzt zwei Arten oder Varietäten von Warzenschweinen kennen gelernt, das vollzähnige mit $^2/_6$ und das zahnlückige mit nur $^0/_4$ Vorderzähnen, die zudem noch in der Jugend ausfallen. Die Zahl der Eckzähne ist beiderseits $^1/_1$, die der Backzähne bei dem vollzähnigen Warzenschwein $^4/_3$ oder $^3/_3$, wie bei der zahnlückigen Art. Die Eckzähne sind auffallend groß und stark und nach oben gerichtet; der hinterste Backzahn ist zusammengesetzt und erinnert, indem mehrere Röhren durch eine Rindensubstanz verbunden sind, an den Backzahn des Elephanten; andererseits wird dadurch die Differenz in dem Zahnsystem der Phacochoeren und Suiden einigermaßen ausgeglichen.

Die Warzenschweine sind über die ganze südliche Hälfte von Afrika verbreitet, treten aber nicht zusammen auf, sondern das vollzähnige (Phacochoerus africanus), das schon in Aelian's Naturgeschichte erwähnt und daher auch von Rüppel Phacochoerus Aeliani genannt wird, in Mittelafrika, und das zahnlückige (Phacochoerus aethiopicus) auf der Südspitze. Eine genauere Grenzscheide läßt sich nicht ziehen, weil die beiden Arten von den Jägern in der Regel weiter nicht unterschieden oder wohl auch verwechselt wurden; allein weder in Mozambique noch Guinea ist bis jetzt ein äthiopisches

Warzenschwein nachgewiesen. Doch soll nach Peters das Warzenschwein von Mozambique, abweichend von Rüppel's Phacochoeri Aeliani, zwischen dem Hinterhaupt und Nasenbein nicht eine Vertiefung, sondern eine Convexität zeigen, wie das äthiopische, ebenso das in Guinea; während das senegalische durch größere Breite des Schädels, weitere Entfernung der Augen und nach Fr. Cuvier und Isid. Geoffroy sogar fehlende Warzen sich von der östlichen Art unterscheiden soll, wenn auch nicht specifisch. Soviel leuchtet aus dem zur Zeit noch über der Naturgeschichte der Schweine lagernden Dunkel hervor, daß die Borstenthiere klimatischen und örtlichen Wandlungen besonders unterworfen sind: daher die vielen neuen Arten und Varietäten, durch welche übrigens fast ausschließlich die Sippe der Suiden oder eigentlichen Schweine in den letzten Jahrzehnten bereichert wurde. Weitaus die Mehrzahl dieser Novitäten entfällt auf Asien, die Minorität auf Afrika. Eine merkwürdige Ausnahme von dem mehr oder weniger unsauberen Aussehen der Borstenthiere macht das Flußschwein, zumal das pinselohrige (Potamochoerus penicillatus) Westafrika's, welches sich überdies durch seine rostrothe feinere Behaarung, einen hübschen Backenbart und weiße Pinsel an den langen spitzen Ohren als suillische Schönheit kennzeichnet.

Die Potamochoeren und die Phacochoeren bilden die Extreme in der Familie der Schweine; die ersteren sind die schönsten, diese die häßlichsten.

Das vollzähnige Warzenschwein (Phacochoerus Aeliani) hat ungefähr die Größe eines mittleren Schweines; es erreicht eine Länge von über 4 und eine Höhe von über 2 Fuß. Der Rücken ist breit und etwas gesenkt, der Körper walzig, der Schwanz über einen Fuß lang, an der Spitze schwach behaart und sehr dünn. Die Haut ist größtentheils nackt, rauh und runzelig, und nur über den Rücken läuft vom Hinterkopfe aus eine aufliegende Mähne, deren Borsten mitunter 8 bis 10 Zoll lang werden. Der Kopf, welcher fast ein Drittheil des ganzen Thieres ausmacht, endigt in eine stumpfe Schnauze und ist, wie bereits bemerkt, durch Auswüchse verunstaltet. Das größte Paar dieser aus verdichtetem Hautgewebe bestehenden Auswüchse steht seitwärts an den Backen, in der Nähe der kleinen, schief geschlitzten und unschön nach oben gerückten Augen, und ist etwa fingerlang; ein zweites kleineres Paar steht an den Nasenwänden über den Hauern. Ein borstiger Backenbart, ein Haarwirbel auf dem Scheitel, Borsten über und schwielige Hautfalten unter den Augen, die mächtigen Hauer und bei dem Männchen überdies noch ein Hautlappen an den Unterbacken: das Alles verleiht dem Kopfe des Warzenschweines ein ebenso häßliches als wildes Aussehen.

Die oberen Eckzähne sind rundlich, beim Männchen sehr dick und nach außen stehend, beim Weibchen dünner und über den Nasenrücken gegen einander gekrümmt. Die unteren Eckzähne sind kleiner, seitlich zusammengedrückt und dreikantig. Die Haut ist von bleigrauer Farbe, die Mähne an der Wurzel schwarzbraun, weiterhin fahlbräunlich.

Obgleich die Alten bereits Kunde von dem Warzenschwein hatten, so verdanken wir doch erst den Reisen Rüppel's, Hemprich's und Ehrenberg's eine eingehende wissenschaftliche Beschreibung desselben. Ueber das Freileben lauten dagegen die Nachrichten ziemlich dürftig. Nach Rüppel hält sich das Warzenschwein in Waldungen und niederem Gebüsche auf und lebt von Wurzeln, die es mit den gewaltigen Hauern aus dem Boden gräbt. Es kniet dabei auf der vorderen Handbeuge und rutscht, mit den Hinterbeinen nachschiebend, in dieser Stellung weiter. Nach Schweinfurth („Im Herzen von Afrika") nimmt es mit Vorliebe seinen Aufenthalt in Bambushorsten, wo ihm die weichen, spargelartigen Sprossen eine erwünschte Aesung bieten. Es findet sich jedoch, nach Th. v. Heuglin (Reise nach Abyssinien), auch noch auf Höhen von 9000 Fuß rudelweise im Gebüsch und auf Feldern.

Das Fleisch wird von Muhamedanern und Juden als unreine Speise verschmäht und auch von Christen nur selten gegessen. Es soll, wie Rüppel versichert wurde, keinen unangenehmen Geschmack haben, wogegen Schweinfurth es für ungenießbar erklärt. Das Warzenschwein hält in größeren und kleineren Rudeln zusammen und findet sich in ganz Ostafrika häufig, mitunter massenhaft. Es soll sehr bösartig sein und wird von den Eingeborenen sehr gefürchtet, was aber guten Theils an dem wilden Aussehen des Thieres liegen mag. Nach Th. v. Heuglin (Reise in das Gebiet des Weißen Nils 1862—1864) sind die Warzenschweine, „trotz ihres ungeheuren Gewerfs und wirklich kräftigen Baues, nicht sehr reizbaren Wesens, und vertheidigen sich, selbst angeschossen, selten in dem Maße, wie die europäische Art." Sie sollen sich, wie v. Heuglin weiter bemerkt, bei guter Behandlung sogar leicht zähmen lassen.

Dem vollzähnigen Warzenschweine Mittelafrika's gleicht in Figur und Lebensweise das zahnlückige vom Cap, mit dem man ungleich früher bekannt wurde, als mit dem ersten, indem dem Prinzen von Oranien für seine Menagerie im Haag bereits 1765 ein sogenannter Hartlooper von dorther zugeschickt worden war. Sowohl Pallas als Vosmaer, der Director des fürstlichen Naturaliencabinets, beschrieben das Thier als sehr zahm; allein es dauerte nicht lange, so lernte man, wie Allamand in Büffon's Naturgeschichte erzählt, den tückischen Charakter desselben auf traurige Weise kennen. Als nämlich eines Tages der Wärter des Warzenschweines sich diesem näherte, schlug es ihm mit den Hauern eine tiefe Wunde in den Schenkel, woran der Mann am anderen Tage starb. Ganz auf dieselbe Art verunglückte übrigens vor mehreren Jahren ein Wärter des Berliner zoologischen Gartens einem gemeinen Wildschwein gegenüber, dessen Domestification doch thatsächlich feststeht.

In neuerer Zeit wird auch das älianische Warzenschwein gefangen nach Europa gebracht, aber gleich dem äthiopischen immer nur ausnahmsweise, indem die Werthschätzung dieser Thiere den Transportkosten gegenüber zu

gering ist, um sie zu stehenden Artikeln des Thierhandels zu machen. Im Sommer 1870 erwarb der Berliner zoologische Garten ein Paar afrikanische Warzenschweine, und ich bekam dadurch Gelegenheit, sie mit Muße zu beobachten. Die Physiognomie derselben, vornehmlich des Männchens, erschien mir nichts weniger als Vertrauen erweckend; aber gerade das reizte mich, den Grad seiner Zugänglichkeit zu prüfen. Die Eicheln, die gerade reif waren und abfielen, dienten mir als Köder, und es dauerte nicht gar lange, da kam der Keuler auf meinen Ruf an das Gitter und fraß mir die Eicheln, die ich ihm anfangs vorgeworfen, schließlich aus der Hand. Der Wärter geht unbehelligt bei den Thieren aus und ein; ein dünner Eisenstab genügt, um selbst den Keuler in Respect zu halten. Männchen und Weibchen leben verträglich zusammen, aber zur Paarung ist es bis jetzt noch nicht gekommen. Wie ihre Verwandten, so werden auch die beiden Warzenschweine mit Kleie und Kartoffeln gefüttert und halten sich dabei vortrefflich. Daß diese Thiere — trotz des eigenthümlichen Baues der Backzähne, der sie mehr als alle anderen Schweine auf Pflanzennahrung zu beschränken scheint — dennoch Omnivoren sind und sich gelegentlich auch animalische Kost vortrefflich schmecken lassen, hat im Sommer 1875 das Ferkel eines Faltenschweines auf Kosten seines jungen Lebens unfreiwillig dargethan. Wie das Kleine sich aus seinem Gehege hinausgearbeitet, wie es in das Gehege der tückischen Warzenschweinbache gerathen, das hat Niemand gesehen; denn als der Wärter hinzukam, war es bereits eine Leiche. Die Bache hatte dem Ferkel den Leib aufgerissen, und war gerade mit dem Verschlingen der Weichtheile beschäftigt, als sie durch die Dazwischenkunft des Wärters in ihrem blutigen Mahle gestört wurde und den größeren Rest desselben den eigentlichen Fleischfressern des Gartens überlassen mußte.

Die Nashornvögel.

Häßliche oder gar widerwärtige Geschöpfe, wie in den anderen Classen des Thierreichs, giebt es unter den Vögeln nicht, wohl aber einige recht seltsame und absonderliche Gestalten.

Obenan stehen in dieser Hinsicht die Buceriden oder Nashornvögel durch ihre ganz enorme, ja mitunter monströse Schnabelbildung. Der Schnabel dieser merkwürdigen Vogelfamilie ist nämlich nicht nur außerordentlich lang und dick, sondern auch meist noch mit einem mehr oder weniger barocken Hornaufsatze versehen, der dem Träger dieses grotesken Kopfputzes das Aussehen einer ornithologischen Charaktermaske verleiht. Nicht alle Mitglieder der Familie haben einen solchen Hornaufsatz; es giebt auch Nashornvögel ohne denselben, die sogenannten Rhynchoceroten oder Glatthornvögel. Aber auch diese kennzeichnen sich durch den leicht gekrümmten, auffällig großen und dicken Schnabel, Figur und Körperhaltung sofort als Buceriden oder Bucerotiden, wie die andere Ableitung von *βούκερως* (ochsenhornig) lautet. Selbst der Unterschied der Größe, der eine Scala von der Turteltaube bis zum Adler umfaßt, vermag ein geübtes Auge in der Erkenntniß dieser Vögel nicht zu beirren. Nur über ihre Classification, über ihre Einreihung im System konnten Zweifel herrschen. Die Einen rechneten die Buceriden zu den Großschnäblern oder Rabenvögeln, und ihrem Wesen und Charakter nach sind sie das auch; — die Anderen stellten sie wegen ihrer kurzen Beine und verwachsenen Zehen mit den Klettervögeln zusammen.

Die Buceriden sind Baumvögel und nur die Sippe der afrikanischen Bucorven oder Hornraben hält sich vorzugsweise auf dem Boden auf. Die übrigen Mitglieder der barocken Familie kommen fast nie auf den Boden und bewegen sich hier unbeholfen und schwerfällig. In den Baumkronen des Waldes dagegen hüpfen und schlüpfen sie mit Leichtigkeit von Zweig zu Zweig. Die kurzen Beine und der kräftige Fuß mit der breiten Sohle geben ihrem Sitze Halt und Festigkeit. Von den eigentlichen Klettervögeln unterscheiden

sie sich dadurch, daß ihre Zehen nicht paarweise geheftet sind, sondern daß drei verwachsene Vorderzehen einer Hinterzehe gegenüber stehen. Man nennt sie daher Syndactylen oder Heftzeher im Gegensatz zu den Zygodactylen oder Paarzehern, den Spechten, Kuckucken, Papagaien, Bartvögeln, Pisangfressern und Rhamphastiden oder Tukanen.

Den Buceroten der alten Welt entsprechen die Tukane der neuen; auch sie machen durch den barocken Schnabel den Eindruck ornithologischer Charaktermasken. Der Schnabel ist übrigens, trotz seiner Stärke, leicht und dünnwandig, der Schnabelaufsatz bei den Buceroten zellig und hohl. Durch Schwere wird der groteske Kopfputz den Thieren nicht beschwerlich. Sie fliegen geräuschvoll, aber ungleich besser, als die ziemlich kurzen, abgerundeten Flügel vermuthen lassen, und wenn auch der Flug in der Regel nicht weit fortgesetzt wird, so schweben doch einzelne öfters halbe Stunden lang kreisend über den Wipfeln. Ohne Zweifel unterstützt sie dabei ihre ungewöhnliche Pneumaticität, denn nicht nur die Knochen bis zum Fuße herab, sondern auch die Zellen der lose am Körper haftenden Haut sind Luftbehälter.

Die Nashornvögel halten zwar in der Regel paarweise zusammen, vereinigen sich übrigens auch öfters mit Altersgenossen ihrer Art und Verwandten zu geselliger Unterhaltung. Die Kampfspiele, die sie bei solchen Gelegenheiten aufführen, gewähren einen hochkomischen Anblick, indem sie laut klappernd die geöffneten Schnäbel in einander schlagen und bis zur Erschöpfung mit einander ringen. Was die Vögel beginnen, erscheint grotesk, und selbst wenn sie ruhen, nehmen sie sich seltsam genug aus. Der gestreckte Leib stützt sich dann wagerecht auf die Zehen, der Hals wird tief in die Schultern gezogen und der meist ziemlich lange Schwanz hängt fast senkrecht herab.

Wenn schon die Buceroten der zumeist in Baumfrüchten bestehenden Nahrung halber mitunter auch offene und angebaute Gegenden heimsuchen, so ist ihr Hauptsitz doch immerhin der Hochwald; dabei sind sie scheu und vorsichtig, und obgleich die artenreiche Familie über das ganze südliche Asien nebst den dazu gehörigen Inseln, sowie über ganz Mittelafrika verbreitet ist, so schwebt über ihrem Leben doch noch manches Mysterium.

Es wäre wunderbar, wenn über so seltsame Geschöpfe, wie die Nashornvögel, nicht auch wunderbare Sagen unter den Eingeborenen entstanden wären; wunderbar, wenn diese nicht geglaubt worden wären, denn — „das Wunder ist des Glaubens liebstes Kind."

Was über das Brutgeschäft der Nashornvögel gesagt wird, klingt so exorbitant, daß es trotz gewichtiger Beglaubigung dennoch unglaublich erscheint.

So lange nämlich das Weibchen brütet, soll es von dem Männchen in der zur Brutstätte auserkorenen Baumhöhle — bis auf eine kleine Oeffnung zur Empfangnahme des Futters — eingeschlossen und, wie die Eingeborenen versichern, mitunter sogar vollständig eingemauert werden, wenn es sich in

Abwesenheit des Gemahls von einem anderen Männchen habe den Hof machen lassen.

„Während des Brütens," erzählt Horsfield von dem sogenannten Jahrvogel (Buceros oder Rhyticeros plicatus), „wird das Weibchen von dem Männchen gefüttert und darf die Eier nicht verlassen. Nach Angabe der Eingeborenen zeigt das Männchen einen ungewöhnlichen Grad von Wachsamkeit und Eifersucht, und wird deshalb Burong Chimburuan oder der eifersüchtige Vogel genannt. Wenn an dem Neste sich Spuren zeigen, daß während der Abwesenheit des Gemahls ein anderes Männchen sich demselben näherte, so wird die Oeffnung vollständig mit Lehm geschlossen und das eingesperrte Weibchen dem Tod überliefert. Diese Thatsache, welche mir zuerst in Blambangan mitgetheilt wurde, bestätigten mir in der Folge andere intelligente Eingeborene in anderen Gegenden von Java." (Verzeichniß der Vögel des Museums der ostindischen Compagnie von Thomas Horsfield 1806.)

Aehnliches berichtet Mason in seinem Werke über Burmah von dem Homrai (Buceros cavatus oder Dichoceros bicornis). Auch dieser Vogel soll hiernach seine Bucerotin, nachdem sie fünf bis sechs Eier gelegt, bis auf eine kleine Oeffnung, um den Kopf durchzustecken, mit Lehm einmauern; „hier muß sie während des Brütens sitzen, denn wenn sie die Clausur durchbricht, so bezahlt sie den Frevel mit dem Leben." Wer ihr das Lebenslicht ausblasen soll, ist nicht gesagt, aber wahrscheinlich doch Buceros Othello.

Eine Widerlegung ist diese Schauergeschichte des indischen und malayischen Hochwaldes nicht werth, denn daß die angebliche Einmauerung nur im Einverständniß und mit Bewilligung des Weibchens geschehen kann, liegt auf der Hand. Die Einmauerung selbst behaupten jedoch auch wissenschaftliche Zeugen mit eigenen Augen gesehen zu haben.

„Am 16. Februar 1858," erzählt Major Tickell, „erfuhr ich von den Bewohnern des Dorfes Karen, daß ein großer Nashornvogel in der Höhle eines benachbarten Baumes brüte und daß diese schon seit einigen Jahren von einem solchen Homrai-Paare benutzt worden wäre. Ich besuchte die Brutstelle, und bemerkte, daß die Höhle sich in dem Stamme eines fast geraden, auf fünfzig Fuß von dem Boden astlosen Baumes befand. Die Höhle war mit einer dicken Lehmlage verschlossen, bis auf eine kleine Oeffnung, durch welche das Weibchen den Schnabel stecken und von dem Männchen gefüttert werden konnte. Einer der Dorfbewohner kletterte mit vieler Mühe an dem Baume empor, indem er Bambuszapfen in den Stamm trieb (?), und begann den Lehm wegzuräumen. Während er damit beschäftigt war, ließ das Männchen laute röchelnde Töne vernehmen; es flog ab und zu und kam dicht an uns heran. Die Eingeborenen schienen es zu fürchten und behaupteten, daß sie von ihm angegriffen werden würden; ich konnte sie deshalb nur mit Mühe davon abhalten, es zu tödten. Als die Höhle genügend ge-

öffnet war, steckte der Emporgekletterte seinen Arm in das Innere, wurde aber von dem Weibchen so heftig gebissen, daß er den Arm schnell zurückzog und fast zu Boden gestürzt wäre. Nachdem er die Hand mit einigen Lappen umhüllt hatte, gelang es ihm, den Vogel herauszuziehen: ein erbärmlich aussehendes Geschöpf, häßlich und schmutzig. Das Thier wurde herabgebracht und auf den Boden gesetzt, wo es, unfähig zu fliegen, umherhüpfte und die Umstehenden mit seinem Schnabel bedrohte. Endlich erkletterte es einen kleinen Baum und blieb hier sitzen, da es viel zu steif war, um seine Flügel gebrauchen und sich mit dem Männchen vereinigen zu können. In der Tiefe der Höhle, ungefähr drei Fuß vom Eingange, lag ein einziges, schmutzig lichtbräunliches Ei auf Mulm, Rindenstückchen und Federn. Außerdem war die Höhle mit einer Masse faulender Beeren gefüllt. Das Weibchen war von dem Oel seiner Bürzeldrüse gelb gefärbt."

Aehnliches erzählt Dr. Bernstein von dem obenerwähnten Jahrvogel. Er fand nach vielen Mühen das Nest eines solchen in einem hohlen Rasamalabaume, etwa 60 Fuß über dem Boden, und überzeugte sich bei dieser Gelegenheit, wie er sagt, von der Richtigkeit der Horsfield'schen Mittheilungen. Das Material der Einmauerung bestand aus einer höchst wahrscheinlich mit dem Speichel des Thieres vermengten Masse von Erde und faulem Holz. Die Unterlage von wenigen Reisern und Holzspänen, welche das Nest ausmachte, enthielt neben einem kürzlich ausgekrochenen, noch blinden Jungen ein stark bebrütetes Ei, welches im Verhältniß zu dem Vogel ziemlich klein war. „Besonders erwähnenswerth," fährt Dr. Bernstein in seiner Erzählung fort, „scheint mir der Umstand zu sein, daß in dem von mir beobachteten Falle das Weibchen den größten Theil seiner Schwung- und Schwanzfedern verloren hatte. In Folge dieses mangelhaften Zustandes seiner Flügel war der Vogel nicht im Stande, sich auch nur einen Fuß vom Boden zu erheben, und würde, einmal aus dem Neste gefallen, auf keine Weise wieder in dasselbe haben gelangen können."

Außer dem Homrai und Jahrvogel soll nach Baker's Zeugniß der gescheckte Nashornvogel von Malabar (Buceros Malabaricus oder B. pica) sein Weibchen einmauern und während des Brütens in Clausur halten. Bei den afrikanischen Buceriden wurde der exorbitante Vorgang bis jetzt nur an einer der kleineren Glatthorn-Specialitäten beobachtet, nämlich an dem rothschnäbeligen Tock (Rhynchoceros erythrorhynchus).

„Wir hatten," erzählt Livingstone in seinen Missionsreisen,* „große Moganewälder zu durchreisen und meine Leute fingen eine Menge der Vögel, die man Korwé nennt (Tockus erythrorhynchus), in ihren Brutplätzen, die sich in Höhlungen der Moganebäume (Bauhinia) befanden. Am

* Siehe Journal für Ornithologie von Dr. J. Cabanis, 6. Jahrgang 1858: Eine „Wochenstube" in der Ornithologie nach Livingstone, mitgetheilt von Dr. G. Hartlaub.

19. Februar stießen wir auf das Nest eines Korwé, welches gerade vom Weibchen bezogen werden sollte. Die Oeffnung erschien auf beiden Seiten mit Lehm vermauert, aber eine herzförmige Oeffnung war geblieben, genau so groß, um den Körper des Vogels durchzulassen. Zum ersten Mal erblickte ich diesen Vogel in Kolobeng beim Holzschlagen in einem Walde. Ein Eingeborener, der bei mir war, rief plötzlich: „Da ist das Nest eines Korwé.“ Ich sah in einer mäßigen Höhlung eines Stammes nichts als eine Spalte, ungefähr einen halben Zoll breit und drei bis vier Zoll lang. In der Meinung, das Wort bedeute irgend ein sehr kleines Säugethier, wartete ich mit gespannter Aufmerksamkeit, was der Mann wohl herausziehen würde. Derselbe brach nun den harten Lehm, mit welchem die Spalte umgeben war, weg, langte mit dem Arm hinein und brachte einen ausgewachsenen Tockus erythrorhynchus heraus. Er erzählte mir sodann, daß das Weibchen, nachdem es sein Nest bezogen, ein eigentliches Wochenbett abhalten müsse. Das Männchen mauere den Eingang zu und lasse nur eine kleine Oeffnung, durch welche der eingeschlossene Vogel den Schnabel stecke, um sich vom Männchen füttern zu lassen. Das Weibchen verfertige das Nest aus eigenen Federn, lege die Eier, brüte sie aus und bleibe bei den Jungen, bis sie vollständig ausgefiedert sind. Während dieser ganzen Zeit, welche zwei bis drei Monate dauern soll, ist das Männchen eifrig beschäftigt, die Gattin nebst den Jungen zu füttern. Gewöhnlich wird die Gefangene bei dieser Diät sehr fett und gilt deshalb bei den Eingeborenen als Leckerbissen, während das arme Männchen jämmerlich abmagert, oft in dem Grade, daß es bei plötzlich eintretendem Temperaturwechsel mit Regen wohl vor Schwäche vom Baum fällt und stirbt. Mitunter soll das Weibchen zwei Eier ausbrüten, und wenn die beiden Jungen vollkommen flügge geworden sind, haben zwei andere gerade die Eischale durchbrochen. Dann verlasse es das Nest mit den zwei älteren, und beide Gatten fütterten alsdann, nachdem die Oeffnung von Neuem zugemauert, die beiden zurückgebliebenen Jungen.“

Wenn diese Erzählungen sich auch nicht vollkommen decken, so stimmen sie doch in der Hauptsache merkwürdiger Weise mit einander überein; nur behauptet Baker, der den Vorgang auch bei dem Homrai beobachtete, daß das Männchen sich zum Einmauern seiner Excremente bediene (B. J. A. S. 1859).

In neuester Zeit lernte A. R. Wallace die Brutstätte eines Homrais kennen, deren Oeffnung in der angegebenen Weise scheinbar mit Lehm berappt war, und C. Horne hatte bei einer der kleineren Sorten, dem gemeinen grauen Hornvogel (Meniceros bicornis), sogar Gelegenheit, den Act des Einmauerns selbst zu beobachten.

Wie Wallace in seinem „Malayischen Archipelagus“ (London 1869) erzählt, erhielt er während seines Aufenthaltes zu Palembang auf Sumatra eines Tages ein stattliches Männchen des Homrais, welches einer seiner Jäger

geschossen hatte, als es gerade sein in einer Baumhöhle eingeschlossenes Weibchen fütterte. „Ich hatte oft von dieser sonderbaren Gewohnheit gelesen," fährt Wallace fort, „und verfügte mich in Begleitung einiger Eingeborenen sofort an Ort und Stelle. Nachdem wir über einen Strom und einen Sumpf gesetzt, fanden wir einen dicken Baum, welcher sich über das Wasser neigte. An seinem unteren Theil, in einer Höhe von etwa 20 Fuß, zeigte sich eine schmale Höhlung und etwas, was einer Lehmmasse ähnlich sah, und wie mir versichert wurde, zum Verstopfen der großen Höhle benutzt worden war. Nach einer Weile hörten wir den rauhen Schrei eines Vogels im Innern, und konnten die weiße Spitze seines Schnabels sehen, den er herausstreckte. Ich bot demjenigen, der hinanklimmen und den Vogel mit dem Ei oder Jungen ausnehmen würde, eine Rupie; aber sie erklärten, das sei zu schwierig und sie wagten nicht, es zu versuchen. Nur mit Widerstreben ging ich weg. Nach etwa einer Stunde hörte ich zu meiner Ueberraschung ein furchtbar lautes heiseres Geschrei und der Vogel wurde mir gebracht und zugleich ein Junges, welches man in der Höhle gefunden." — Das Junge hatte etwa die Größe einer Taube, war sehr plump, federlos und ohne Schnabelaufsatz. Die außerordentliche Gewohnheit des Männchens, sein Weibchen während des Brütens einzumauern und bis das Junge flügge ist, zu füttern, ist nach Wallace's Behauptung verschiedenen großen Hornvögeln eigen und eine der seltsamen Thatsachen in der Naturgeschichte, welche „seltsamer sind als Erdichtung".

Einen ganz neuen und von den bisherigen Lesarten wesentlich abweichenden Beitrag zu der Einmauerungsgeschichte der Buceriden giebt der schon vorher angeführte C. Horne in den „Proceedings" der Londoner zoologischen Gesellschaft vom Jahre 1869. Er ist zugleich der Erste, welcher der Frage nach den Excrementen des eingesperrten Vogels einige Aufmerksamkeit geschenkt hat. Wie Horne erzählt, wohnte er im Jahre 1867 in Mampuri im nordwestlichen Indien. Die kleinen grauen Hornvögel (Meniceros bicornis) fielen daselbst öfters in seinen Garten ein, und er schoß deren ein Dutzend, was nicht schwer hält, da sie beim Aufsuchen ihrer Nahrung ziemlich keck sind. Beim Klettern bedienen sie sich, gleich den Papageien, des Schnabels und werfen die Früchte, welche sie mit der Spitze des Schnabels erfaßt, durch einen Ruck in den Schlund. „Ich hatte," fährt Horne fort, „einige auserlesene, große dünnschalige Orangen und oft fand ich deren Schalen unversehrt an den Zweigen; das Innere aber war total ausgefressen durch diesen geschickten „Dhanel", wie der graue Hornvogel dort genannt wird."

Im April 1868 erhielt Horne Kunde von zwei Nestern, welche in hohlen Stämmen des „Seemal" oder Baumwollenbaumes (Bombax heptaphyllum) angelegt waren. Jedes derselben enthielt drei Eier. Die hoch über dem Boden gelegene Höhle schien mit Kuhmist oder ähnlichem Mate-

riale berappt. Der aus dem einen Neste genommene Vogel hatte mehrere seiner lose sitzenden Federn verloren und schien in schlechter Verfassung zu sein. Da die Eingeborenen sein Fleisch zu medicinischen Zwecken (nach Jerdon zur Erleichterung der Wehen) verwenden, so wurde er ihnen überlassen. Weitere Beobachtungen konnte Horne wegen der großen Entfernung der Brutstätte nicht machen.

Ende des Monats (April 1868) war es ihm jedoch vergönnt, das Brutgeschäft aus nächster Nähe zu beobachten. Auf seinem von Bäumen umgebenen Grundstücke stand unter anderen auch ein stattlicher Sissoo-Baum (Dahlbergia sissoo) mit einer Höhle, um deren Besitz sich stets Blauracken und Papageien zum Nisten eifrig gestritten. „Ich hatte oft gewünscht," erzählt Horne weiter, „daß Hornvögel sich der Höhle bedienen möchten, und war daher sehr erfreut, als diese, nach sorgfältiger Erwägung und Prüfung, sich trotz des Geschreies der Blauracken und Papageien am 28. April 1868 dazu entschlossen. Am 29. flog das Weibchen in die Höhle, und kam nicht wieder heraus.

„Es war Raum genug vorhanden, daß das Weibchen bequem den Kopf zurückziehen konnte, um sich entweder zu verbergen, oder den Mist heraufzubringen.

„Die Höhle lag etwa zehn Fuß vom Boden, meiner Veranda gegenüber, und ich konnte Alles durch ein Glas vollkommen beobachten. Der Baum stand zudem ziemlich nah bei dem Hause.

„Von der Zeit an, daß das Weibchen die Höhle bezog, war das Männchen unablässig mit dessen Fütterung beschäftigt und brachte meist die kleine Peepul-Feige.

„Den 30. April beobachtete ich, wie das Weibchen sich eifrig damit beschäftigte, die Oeffnung mit seinem eignen Miste zu verschließen (working hard at closing the orifice with her own ordure). Diesen mußte sie von dem Boden der Höhle heraufgebracht haben, und sie pflasterte ihn rechts und links mit der flachen Seite ihres Schnabels, wie mit einer Mauerkelle.

„Die Höhle war anfänglich etwa 6 Zoll hoch und 3 bis 4 Zoll weit. Nach ihrem Verschluß war die Oeffnung ungefähr so weit, um einen starken Finger durchzulassen; wobei jedoch nicht zu vergessen ist, daß der Schnabel sich nach oben öffnet, und also (?) einen Spielraum von 3 bis 4 Zoll hatte. Die Berappung dauerte zwei oder drei Tage, worauf der Mist ausgeworfen wurde." — (Von dem Miste, der nach Horne's Behauptung im frischen Zustande sehr zäh ist, wird später ausführlicher die Rede sein.)

Nie sah Horne das Männchen etwas Anderes zum Neste bringen als Futter. Es ließ sich in der Nähe der Brutstätte nieder, flog dann herzu, indem es sich mit den Klauen an der Rinde festhielt, und klopfte mit seinem Schnabel. Darauf erschien die Schnabelspitze des Weibchens und nahm die Frucht in Empfang, worauf das Männchen wieder wegflog.



Gemeiner Nashornvogel und Homrai.



Hornrabe.

Während der Brütung pflegte nach Horne's weiterer Angabe ein dritter Hornvogel in der Luft zu kreisen und den Vorgang zu überwachen; manchmal fing er Streit mit dem begünstigten Männchen an, brachte aber dem Weibchen niemals Futter. — (Augenscheinlich liegt hier ein Zufall vor und keine Regel: leidenschaftliche Liebe eines Meniceroten, der die ihm entgangene Menicerotin nicht vergessen kann.)

„Am 7. Mai," fährt Horne fort, „glaubte ich dem Weibchen Zeit genug gelassen zu haben, seine drei Eier zu legen, nach denen ich verlangte; ich legte deshalb eine Leiter an, öffnete das Nest und bemächtigte mich mit einiger Schwierigkeit des Vogels, der feist war und in gutem Zustande, sowie der gewünschten Eier. Anfänglich konnte jener kaum fliegen, that es aber nach kurzer Zeit.

„Die Eingeborenen, welche die Gewohnheiten dieser Vögel wohl kennen, erzählten mir, daß das Weibchen sich sofort selbst befreit, wenn das ausgeschlüpfte Junge Futter nöthig hat; und das ist wahrscheinlich correct."

Wahrscheinlich! — aber dann sind eben die bereits mitgetheilten Behauptungen anderer Eingeborenen, wonach das Weibchen bis zum Flüggewerden der Jungen eingesperrt bleiben soll, — incorrect!

Ueberall Widersprüche und romantische Schönfärberei! — Die Einen behaupten, das Männchen mauere das Weibchen mit Lehm ein, Baker behauptet, daß es sich dazu seiner Excremente bediene, und Horne behauptet nach autoptischen Beobachtungen, daß nicht das Männchen, sondern das Weibchen die Clausur mit seinen eigenen Excrementen ausführe.

Wie über das Material und den Autor der Einmauerung, so differiren die Meinungen über den Zweck derselben. Horsfield und Layar meinen, sie diene zum Schutze des Geleges gegen die Affen; Bernstein erblickt in der Lehmwand ein Schutzmittel gegen die größeren Eichhornarten; aber Affe und Eichhorn werden sich hüten, in den Bereich einer so kräftigen Waffe zu kommen, wie der Schnabel eines großen Nashornvogels. Im Berliner zoologischen Garten zerrissen zwei neu angekommene Buceroten durch ihre Schnabelhiebe das starke Drahtgeflecht ihres Käfigs, und Bernstein selbst erzählt, daß ein Nashornvogel, welchen er auf Java hielt, in seinen aus gespaltenem Bambus gefertigten Käfig Löcher gehackt und später von einem halbzölligen Brette große Späne abgespleißt habe.

Nach der Behauptung der Eingeborenen soll das Weibchen während des Brütens die Schwingen wechseln, und bis zum Flüggewerden der Jungen völlig unfähig sein zu fliegen. Um zu verhüten, daß es aus dem Neste falle, werde es deshalb eingemauert. Gesetzt, das Weibchen mausere wirklich während der Brütezeit und verliere dadurch sein Flugvermögen, so würde es sich sicherlich von selbst vor gefährlichen Flugversuchen hüten, und brauchte nicht erst zwangsweise daran verhindert zu werden. Dem Nashornvogel sieht die Klugheit aus den Augen, und zur Zeit der Mauser sollte er ungeschickter

sein, wie der unerfahrene Nesthocker oder Atzvogel, dem die Natur doch meist gefährlichere Aufenthaltsorte angewiesen hat? — Jedes Wort der Widerlegung ist zu viel.

Auf Darwin's Entwickelungstheorie fußend, stellt Wallace den Grundsatz auf, daß der Kampf um das Dasein auffallend gefärbte Weibchen allmälig dahin bringen mußte, sich Höhlen zu Brutstätten auszusuchen, und daß die weiblichen Hornvögel Asiens und Afrika's der Sicherheit wegen sogar noch eingemauert würden; aber Darwin selbst führt in dem 15. Capitel seiner „Abstammung des Menschen" (London 1871) so viele Beispiele gegen jene Regel an, daß dieselbe allen Halt verliert. Die Papageien sind auffallender gefärbt als die Nashornvögel, dabei minder wehrhaft, und nisten dennoch in offenen Höhlen.

Nach Brehm's Meinung möchte die einfachste Erklärung der Einmauerung vielleicht in dem Bedürfniß nach stetiger Wärme für Mutter und Kind zu finden sein; wogegen Bodinus und andere praktische Zoologen es geradezu unerklärlich finden, wie Thiere in der Stickluft einer solchen Wochenstube existiren und sich entwickeln sollten. Es giebt zwar mehr Dinge im Himmel und auf Erden, als unsere Schulweisheit sich träumen läßt, wie Hamlet sagt; aber wo so Widernatürliches behauptet wird, wie bei den Nashornvögeln, da kann sich eben derjenige, welcher fort und fort die Erfahrung gemacht hat, daß in der Natur Alles natürlich zugeht, des Zweifels nicht erwehren.

Das Ei besteht bekanntlich von außen aus einer harten, für den Durchgang der Luft löcherigen Kalkschale. Ueber der dünnen das Eiweiß umschließenden Eihaut ist unter der Schale am stumpfen Ende eine Luftblase, ein halblinsenförmiger mit Sauerstoffgas erfüllter Raum, welcher sich erst nach dem Legen des Eies bildet, sich während des Bebrütens vergrößert und dem jungen Vogel zum Athmen dient. Ueberzieht man das bebrütete Ei mit Gummi, so erstickt das Junge darin. Stoffwechsel, insbesondere Zutritt der Luft ist zur Ausbildung des Keimes unerläßliche Bedingung: ein Ei, welches keinen Sauerstoff aufnehmen kann, geht stets zu Grunde. — Verlassen brütende Fasanenhennen nicht von selbst einmal im Laufe des Tages ihre Eier, so nimmt sie der Züchter von dem Neste, um frische Luft zutreten zu lassen und die Eier dadurch mit neuem Sauerstoff zu versehen. Den unerläßlichen Stoffwechsel zu befördern, verläßt jeder frei brütende Vogel von Zeit zu Zeit seine Eier; der Nashornvogel aber sollte just das Gegentheil thun?

Wie alle Früchtefresser, so excrementiren auch die Buceriden sehr viel, zumal die Nacht über, während des Schlafens. Die Excremente, die der Homrai innerhalb vierundzwanzig Stunden ausscheidet, betragen nach meiner Messung ca. ein Zehntel Liter, die eines noch unausgewachsenen Buceros rhinoceros etwa ein Zwölftel. Daß diese Entleerungen von dem brü-

tenden Vogel aus dem Nest hinausgeschafft werden müssen, ist selbstverständlich, denn sonst wäre, wenn wir nicht exorbitant geräumige Höhlen voraussetzen wollen, das Gelege in ca. acht bis vierzehn Tagen unter den Auswurfstoffen begraben. — Und auch das unumgänglich nöthige Geschäft der Ausmistung sollte der Nashornvogel durch Vermauerung seiner Brutstätte sich so sehr erschweren?

Nach Livingstone's Bericht soll das Weibchen mitunter zwei flügge, und zwei eben erst ausgeschlüpfte Junge haben. (Wieder etwas Apartes!) In diesem Falle verlasse es das Nest mit den ersten, und beide Gatten fütterten alsdann die Zurückgebliebenen, mauerten aber die Oeffnung wieder von Neuem zu; daß die blinden Jungen unter diesen Umständen in ihrem eigenen Miste ersticken müßten, liegt auf der Hand.

Den Act des Einmauerns hat von den angeführten wissenschaftlichen Zeugen nur Horne mit eigenen Augen beobachtet, die Anderen sahen blos die fertige Arbeit. Baker ausgenommen, schien ihnen das Material Lehm zu sein, oder wie Bernstein meint, ein Gemengsel von Erde, faulem Holz und Speichel. — Hätten diejenigen, die in der Lage dazu waren, ein Stück von der Masse mit nach Hause genommen und genau untersucht, so würden sie sicher eines Anderen belehrt worden sein; denn daß der Nashornvogel einmal seine Excremente, ein andermal Lehmerde zur Einmauerung verwenden sollte, ist doch zu unwahrscheinlich. Der Mist des Nashornvogels ist zudem ein besseres Baumaterial als Lehm; er ist im frischen Zustande ziemlich zäh und consistent und wird durch das Austrocknen so fest, daß einige Kraftanwendung dazu gehört, die eingeschrumpfte Masse mit den Händen entzweizubrechen. Den Schnabelhieben des kräftigen Vogels vermöchte jedoch auch eine solche Excrementen-Barriere nicht lange Widerstand zu leisten.

Daß das Männchen die Einmauerung vornehme, hat kein wissenschaftlicher Beobachter gesehen, die Angabe beruht lediglich auf Aussagen der Eingeborenen, und was diese von jeher in Fabulisterei geleistet haben, zeigt Plinius' Naturgeschichte auf jedem Blatt. Daß den Buceroten in Afrika so ziemlich dasselbe nachgeredet wird wie in Asien, ist bedeutungslos, denn nicht nur in Asien, sondern auch in Afrika war die Sage vom Einhorn verbreitet; — die Fabel hat Flügel. — Der einzige glaubwürdige Zeuge in Bezug auf den Act der Einmauerung ist sonach Horne und der versichert mit ausführlicher Bestimmtheit, daß nicht das Männchen, sondern das Weibchen die Einmauerung vornehme, und zwar mit seinem eigenen Miste. — Durch diese Entdeckung ist wenigstens einiger Anhalt zu einer natürlichen Erklärung der merkwürdigen Einmauerungsgeschichte gegeben.

Wenn die Buceriden sich ihre Brutstätte aussuchen, so werden sie selten eine Baumhöhle finden, die allen ihren Wünschen entspricht. Im einen Falle kann ihnen der Eingang zu derselben zu beschränkt sein, im anderen zu weit und offen. Ist der Eingang zu eng, so wird er mittelst des Schnabels

weiter gezimmert, ist er zu weit, so wird er durch Berappung verengt. — Außer dieser künstlichen, muß durch die Excremente des brütenden Weibchens auch noch eine natürliche Verengerung der Höhlenöffnung stattfinden. Horne bemerkt ausdrücklich, daß er unter dem Baume, in dessen Höhle sein grauer Hornvogel nistete, nur sehr wenig Mist gefunden habe. — Die Excremente fallen eben nicht sämmtlich zu Boden, sondern bleiben, wie das ja auch bei anderen Vögeln der Fall ist, zum Theil an dem Rande des Nestes haften, und bilden so eine Art Barriere, hinter welcher das Weibchen in Clausur zu sitzen scheint. Daß es aber sofort nach dem Einfliegen unverrückt darin verbleiben sollte, klingt unnatürlich. Horne behauptet zwar, daß seine Menicerotin, nachdem sie ihre Höhle bezogen, nicht wieder herausgekommen sei, hat damit aber offenbar nicht mehr sagen wollen, als daß dies, — „soweit er bemerkte," — nicht geschehen sei.

Kurz, so lange nicht nachgewiesen ist, daß die Eier der Nashornvögel — statt der regelmäßigen Wärme von 30 bis 32 Grad R. eine constante Hitze von 50 bis 60 Grad — eine muffige, stickige Atmosphäre zur Bildung und Entwicklung des Keimes nöthig haben, so lange ist eine so hochgradige Clausur, wie sie mehrfach behauptet und mit Vorliebe zu sensationellen Schilderungen in Wort und Bild verwendet wird, — unglaublich.

Nach Hodgson's Vergleichen erreicht der Homrai (Buceros bicornis oder cavatus) seine volle Größe nicht unter zwei oder drei Jahren; Schnabel und Helm, zumal dieser, sollen sogar bis zur vollen Entwicklung vier oder fünf Jahre nöthig haben. Blyth, der einen lebenden Homrai in Gefangenschaft beobachtete, versichert dagegen, daß nur ungefähr drei Jahre dazu erforderlich sind.

Auch andere Vögel brauchen mehrere Jahre bis zu ihrer vollen Entwicklung. Der Schnabel des Tukans erlangt erst in zwei bis drei Jahren seine schöne Farbe; beim Condor und Königsgeier dauert es vier bis fünf Jahre, bis Gefieder und Kopfhaut völlig ausgefärbt sind; der Nimmersatt braucht vier Jahre, um zu voller Reife zu kommen, brütet aber öfters schon im zweiten; der amerikanische Kranich braucht ebenfalls vier Jahre, brütet aber auch schon, bevor er sein volles Gefieder erlangt hat. — Hier handelt es sich jedoch überall nur um Aeußerlichkeiten und nicht um den Körper selbst; sollte auch dieser, wie Hodgson und Blyth versichern, bei dem Homrai erst in zwei bis drei Jahren seine volle Größe erreichen, so wäre das allerdings eine merkwürdige ornithologische Ausnahme, aber immerhin eine annehmbare.

Der Homrai ist einer der größten Vertreter der Buceridenfamilie; er erreicht nach Jerdon eine Länge von 4 Fuß; davon kommen 10 Zoll auf den Schnabel und 17 auf den Schwanz. Der Helm ist über 7 Zoll lang und über 3 Zoll breit; Schnabel und Helm zusammen 4 Zoll hoch. — Die Weibchen sind durchweg kleiner und unterscheiden sich überdies durch die Farbe des Auges und des Schlundes. Das Auge ist bei dem jungen Vogel weiß-

lich, wird aber in der Folge bei dem Männchen scharlachroth; bei diesem ist der Schlund schwarz, bei dem Weibchen fleischfarben, der Oberkiefer geht aus Wachsgelb in Wachsroth über, ebenso die Hornkappe; der Unterkiefer ist gelb mit rother Spitze, der Wurzeltheil des Schnabels bleischwarz. Bei dem Weibchen ist der Schnabelaufsatz, der vorn in zwei markirte Kanten ausläuft, weniger lebhaft gefärbt. Die nackte Augenhaut ist schwarz, der Fuß dunkelbraun. Das ziemlich dünne, an Hals, Brust und Hinterkopf etwas zerschlissene Gefieder ist überwiegend schwarz mit weißen Abzeichen; der Schwanz, der bei allen Hornvögeln aus zehn Federn besteht, ist weiß mit schwarzer Binde. Die Bürzeldrüse sondert eine gelbe, ölige Flüssigkeit aus, womit der Vogel Hals- und Flügelfedern färbt, indem er sie durch die befeuchtete Schnabelspitze zieht.

Nicht nur Männchen und Weibchen sind von verschiedener Körpergröße, sondern auch die beiden Geschlechter unter sich. Die Differenz ist zu beträchtlich, um sie lediglich für individuell zu halten; daß es eine größere und eine kleinere Varietät geben sollte, wird durch das vollkommen gleich gefärbte Gefieder mehr als unwahrscheinlich, und es möchte darum mit dem mehrjährigen Wachsthume dieser Vögel wohl seine Richtigkeit haben.

Der Homrai ist im Ganzen ein stiller, schweigsamer Vogel, und nur dann und wann hört man von ihm ein dumpfes Knurren oder Krächzen; in der Erregung aber stößt er ein Geschrei aus wie ein Schwein, das geschlachtet werden soll, und es scheinen ihm dabei die dünnen Schnabelwände und der hohle Hornaufsatz als Resonanz zu dienen. Das Geschrei eines verwundeten Homrais soll nach H o d g s o n geradezu erstaunlich sein. Es läßt sich, wie er sagt, mit nichts Anderem vergleichen als mit dem Geschrei eines Esels und rührt von einer ungewöhnlich knochigen Structur der Luftröhrenringe und des Luftröhrenknopfes her.

Jung aufgezogen, wird der Homrai sehr zahm und gewöhnt sich an das Haus. Er kennzeichnet sich nicht allein durch sein Geschrei, welches sich klangbildlich etwa durch „Kroack" und „Korack" versinnlichen läßt, sondern auch durch seinen Blick und sein keck drolliges Wesen als Rabe; auf dem Boden bewegt er sich ungeschickt und muß sich bei seinen täppischen Sprüngen auf den Schwanz stützen, um das Gleichgewicht nicht zu verlieren.

Man ernährt die gefangenen Hornvögel mit einem Gemisch von gequelltem Reis, Mohrrüben und Kartoffeln; Feigen und Rosinen sind Leckerbissen für sie. Sie fassen ihre Speise mit der Schnabelspitze und lassen diese, ohne sie zu kauen, durch einen Ruck nach oben in den Schlund hinabgleiten, mitunter wird sie auch in die Luft geworfen und mit dem geöffneten Schnabel aufgefangen. Im Fangen sind diese Vögel Meister. B a r t l e t t erzählt in den „Proceedings" der Londoner zoologischen Gesellschaft vom Jahre 1869, daß der Homrai dieser Gesellschaft öfters Weinbeeren (grapes) in die Höhe wirft, sie mit der Schnabelspitze auffängt und seinem Wärter,

wenn dieser sich nicht vorsieht, als besonderes Zeichen von Freundlichkeit in den Mund stößt. Ferner erzählt Bartlett, daß ein männlicher Faltenhornvogel (Buceros corrugatus) wenige Wochen nach seiner Ankunft ein Gekröpfe von der Form einer Feige ausgeworfen habe und in der Folge mehrere dieser „extraordinären Fruchtballen". Daß Bartlett aus diesem einfachen Vorgange Schlüsse zu Gunsten der Einmauerungsgeschichte zieht, ist eigen, denn daraus, daß der Buceros seine Bucerotin füttert und vielleicht auch die Jungen kröpfen hilft — was ja nie beanstandet wurde — folgt doch noch keineswegs, daß er sie auch einmauert. Der weibliche Homrai des Berliner zoologischen Gartens wirft auch mitunter ein Gekröpfe aus und frißt, was ihm davon behagt, wieder auf. Auch von den Excrementen, die meist nur unvollständig verdaut ausgeschieden werden, sucht er sich die besten Kosthappen wieder aus und befördert sie zum zweiten Mal in den Magen. So lange er Nachbar des kielschnäbeligen Tukans war, machte er sich ein Vergnügen daraus, diesen durch das Gitter des Käfigs zu füttern.

Seit Juli bewohnen die Buceriden und Rhamphastiden des Berliner zoologischen Gartens ein und denselben Käfig, der natürlich eine gehörige Höhe und Weite hat. Sie vertragen sich ganz gut unter einander und gewähren einen grotesk imposanten Anblick. Auf die Sperlinge, die von früher her gewohnt waren, in dem weitgitterigen Käfig ein- und auszufliegen, machten die Großschnäbler sofort Jagd, und es dürfte dies wohl ein sicherer Beweis sein, daß sie sich auch in der Freiheit nicht lediglich auf Früchte beschränken werden. Selbst eine Maus scheint für die Bucerotcn ein Leckerbissen zu sein, so gierig würgen sie dieselbe mit Haut und Haaren hinunter.

Der Homrai bewohnt nach Jerdon die Hochwaldungen Indiens vom äußersten Süden bis zum Himalaya und von der Malabarküste an bis nach Assam, Burmah und der malayischen Halbinsel, kommt übrigens auch auf Sumatra vor. Die Heimath des gemeinen Nashornvogels (Buceros rhinoceros) beschränkt sich auf Malakka, Sumatra und Java. Er gleicht in der Figur und Größe dem Homrai, hat aber einen noch groteskeren Schnabelaufsatz in Form eines horizontal liegenden wachsrothen, vorn wachsgelben Hornes mit schwarzer Hinterkuppe. Die Hautfarbe ist schwarz; Bauch, Hosen und Schwanz weiß, dieser in der Mitte schwarz. Sitten und Lebensweise sind dieselben wie beim Homrai. Nach den in der Größe ziemlich verschiedenen Exemplaren des Berliner zoologischen Gartens und Museums zu schließen, scheint auch der gemeine Nashornvogel mehrere Jahre bis zu seiner vollen Entwicklung zu bedürfen.

Wesentlich verschieden in Figur und Lebensweise ist — wie schon der Name andeutet — der große afrikanische Hornrabe (Bucorax oder Bucorvus abyssinicus). Die Engländer nennen ihn Ground-Hornbill, d. h. Erd-Hornvogel, weil er im Gegensatz zu den übrigen Mitgliedern der zahl-

reichen Familie sich vorzugsweise auf dem Boden aufhält. In der Länge steht er seines kürzeren Schwanzes wegen um einige Zoll hinter dem Homrai und dem gemeinen Nashornvogel zurück, ist jedoch ungleich höher gestellt als diese und hat nur sehr wenig geheftete Zehen. Als Nashornvogel charakterisirt er sich jedoch trotz der hohen Beine nicht allein durch einen Schnabelaufsatz, sondern auch durch seine ganze Haltung und Physiognomie. Das Gefieder des Abbagamba, wie die Eingeborenen den Hornraben nennen, ist bis auf zehn weißliche Handschwingen schwarz, das von langen Wimpern beschattete große Auge dunkelbraun, der Schnabel mit Ausnahme eines röthlichen Fleckens am Oberkiefer schwarz. Die blaue Kehlhaut wird beim Männchen scharlachroth. Der nicht sehr große Schnabel- und Stirnaufsatz ist nach H. Schlegel (Jaarboekje van het K. zoologisch Genootschap „Natura artis magistra“ 1868) bei dem abyssinischen Hornraben vorn offen, bei dem von der Goldküste geschlossen, bei dem des Kafferlandes kielartig und sehr klein.

Trotzdem der Abbagamba seiner Nahrung wegen sich meist auf dem Boden aufhält, so ist sein Flug doch leichter und rascher, als man vermuthen sollte; allein nicht ausdauernd. Der aufgescheuchte Hornrabe fällt bald wieder ein und ermüdet, wenn ihm zu Pferde nachgesetzt wird, nach Rüppel schließlich so sehr, daß er sich nicht mehr aufschwingen kann und seinen Verfolgern in die Hände fällt.

Die Nahrung des Abbagambas besteht in allerlei Kriechthieren, Ratten, Mäusen, Gewürmen und Kerfen ꝛc. Letztere wirft er in die Luft und läßt sie in den geöffneten Schnabel hinabrollen. Zur Ueberwältigung größerer Schlangen holt er sich Succurs und schützt sich vor deren Angriffen durch den vorgehaltenen Flügel.

Die Stimme des Hornraben klingt nach Heuglin wie ein dumpfes „Bu“ oder „Ku“. — Ich habe ähnliche Laute in dem Berliner zoologischen Garten mehrmals gehört, und wenn der Vogel sehr erregt war, ein schrilles „Drididibi“ mit nachfolgendem „Kräk, kräk“.

Jung eingefangene Hornraben werden so zahm, daß man sie in ihrer Heimath häufig als Hausthiere findet; alt eingefangene bleiben scheu, mißtrauisch und unzugänglich. Der Abbagamba des Berliner zoologischen Gartens steht sich mit seinem Wärter ziemlich gut, den Beobachtungen Fremder hält er jedoch nicht gern still. Junge Ratten, Mäuse, Meerschweinchen und kleinere Vögel würgt er mit Haut und Haaren, beziehungsweise Federn hinunter; er kröpft wohl mitunter eine Art von Gerölle aus, frißt es aber wieder auf, und erst durch die Excremente werden die gänzlich unverdaulichen Bestandtheile seiner Nahrung schließlich ausgeschieden. Größere Säugethiere, wie Kaninchen ꝛc., tödtet er erst durch einige Schnabelhiebe auf den Kopf, faßt sie dann an der Bauchhaut und schüttelt so lange, bis diese reißt. Darauf beißt er in das bloßgelegte Fleisch und schwenkt mit dem todten Körper

so lange nach rechts und nach links, bis sich ein Stück loslöst. Nachdem er dies verschlungen, wiederholt er das Manöver und schüttelt auf diese Weise Fleisch, Weichtheile und Knochen förmlich aus dem Felle. Die Hauptnahrung des Hornraben besteht in Fleisch; doch läßt er sich daneben auch gekochte Kartoffeln und Mohrrüben gefallen.

Daß auch der Abbagamba sein Weibchen einmauere oder dieses sich selbst, ist, soviel ich weiß, von wissenschaftlichen Beobachtern noch nicht behauptet worden. Die dünnflüssigen und ätzenden Excremente dieser Fleischfresser würden die Einmauerungsgeschichte natürlich noch unwahrscheinlicher machen als bei den fruchtfressenden Buceriden.

Den Teleologen hat der barocke Schnabel der Rhamphastiden und Buceriden und der noch barockere Hornaufsatz der Letzteren schon viel Kopfzerbrechen gemacht. Bates ist der Ansicht, daß die Tukane deshalb mit so langen Schnäbeln ausgestattet seien, um Früchte auch von den äußersten Enden der Zweige herablangen zu können, räumt aber ein, daß das Instrument dazu nicht gerade das geeignetste ist. Capitän Begbie hält es nach Horsfield's Katalog des ornithologischen Museums der Ostindischen Gesellschaft für nicht unwahrscheinlich, daß zwischen dem Horn und der Luftröhre der Buceroten eine Communication besteht, und daß diese Vögel darum so schrill krächzende, weithin hörbare Laute ausstoßen können. — „Ja, aber wozu nützt ihnen das? — Ihre laute Stimme verräth sie ja nur ihren Verfolgern und schadet ihnen also gerade."

Vom menschlichen Standpunkt aus betrachtet, ist dieser Einwand allerdings richtig; aber Nützlichkeitsrücksichten nach menschlichen Begriffen waren eben bei Erschaffung der hunderttausenderlei Thierformen, die den Erdboden bevölkern, nicht maßgebend, sondern Rücksichten höherer Art: Motive, welche selbst den schöpferischen Humor nicht ausschließen und noch weit barockere Thiere ins Leben riefen, als die Buceriden es sind.

Nach Darwin ist der groteske Schnabel und Hornaufsatz der Buceroten das Ergebniß einer eigenthümlichen Geschmacksrichtung der Bucerotinnen. einer durch Jahrtausende fortgesetzten Bevorzugung abnormer Männchen.

Darwin geht bekanntlich von der Voraussetzung aus, daß die gesammte Thierwelt sich in einem unaufhörlichen Entwicklungsprocesse befinde. — Im Verlaufe der Zeit gingen daraus Varietäten hervor, die von der Natur durch „natürliche Auswahl" entweder erhalten und weiter ausgebildet oder allmälig wieder ausgemerzt wurden. Neben der „natürlichen Auswahl" macht sich aber auch noch eine „geschlechtliche Auswahl" geltend, welche einzig und allein ihrer individuellen Liebhaberei und Neigung folgt. Unter diesen zum Theil sich widersprechenden Umständen entstanden — wie Darwin in seinem Werk über die „Abstammung des Menschen" (London 1871) auseinander setzt — die Arten und pflanzten sich durch das Gesetz der Vererbung fort.

Aus den Buceriden mit glatten Schnäbeln entwickelten sich unter gün-

stigen Verhältnissen Varietäten mit Wülsten und Höckern. Der Putz fand Anklang, wurde durch „geschlechtliche Auswahl“ von Generation zu Generation weiter entwickelt und ging allmälig sogar auf die weibliche Nachkommenschaft über, eine Ausnahme, die sich nach Darwin nur durch die leidenschaftliche Verliebtheit der Bucerotinnen in die monströse Schnabelbildung der Buceroten erklären läßt. Der Geschmack ist eben verschieden.

Der Hund.

Der Hund ist die merkwürdigste, vollendetste und nützlichste Eroberung, welche der Mensch jemals gemacht hat; denn jedes Individuum gehört seinem Herrn ganz an, richtet sich nach dessen Gebräuchen, kennt und vertheidigt dessen Eigenthum, steht ihm in jeder Gefahr bei und bleibt ihm aus Anhänglichkeit bis zum Tod ergeben. In dem Haushunde erreichen die physischen Anlagen den höchsten Grad der Vollendung, dessen überhaupt das Thier fähig ist. Die List und Schlauheit des Fuchses, die Klugheit des Elephanten, die Treue des Pferdes, die Menschenähnlichkeit des Affen sind bewunderungswerth; der Hund aber vereinigt alle Vorzüge in sich und läßt damit jedes andere Thier weit hinter sich. Gerade die Universalität seines Talentes und — wie Giebel in Ermangelung eines anderen Wortes sich ausdrückt — seines Genies erheben ihn auf die höchste Stufe. Wer ihn im Verkehr mit seinesgleichen auf der Straße und offenen Plätzen, als Wächter des Hauses, als Hüter der Heerde, als Zugthier vor dem Wagen, als freiwilligen oder dressirten Jäger, sein Betragen in der Küche und Stube beobachtete, wer die Ausbrüche seiner Phantasie, die Befriedigung seiner Leidenschaften und Neigungen, sein Gedächtniß, seinen Ortssinn, seine Besonnenheit in kritischen und gefährlichen Lagen, seine Fügsamkeit und Biegsamkeit in die verschiedenartigsten Lebensverhältnisse mit Aufmerksamkeit verfolgte, der wird die große Bildungsfähigkeit seiner Anlagen, die wohlberechnete Ueberlegung, die Bedachtsamkeit und Klugheit, die Intelligenz nicht mehr auf blinden Instinct setzen, womit man so gern die gesammten geistigen Fähigkeiten der Thiere bezeichnet.

Der Hund ist das einzige Thier, welches dem Menschen überallhin gefolgt ist, in die heißesten Gegenden, wie in den kältesten Norden und auf die höchsten Wohnorte. In den Eisgegenden der Polarzone, besonders in Nordasien, dient er regelmäßig zum Ziehen der Schlitten, bei den Isländern als Vogelfänger, und bei einigen amerikanischen Völkern als Fischfänger. Auch hat sich kein Thier mehr an jede Kost gewöhnt. Er lebt gewöhnlich

von gemischter Nahrung, in Grönland fast ganz von Fischen, in der Südsee, besonders auf den Freundschafts-Inseln, wo er gemästet wird, nur von vegetabilischen Stoffen.

Seiner Zahnbildung nach gehört der Hund zu den Raubthieren und hat gleich seinen nächsten Verwandten und Gattungsgenossen, dem Wolf, Fuchs und Schakal, 12 Vorder- oder Schneidezähne, 4 Eckzähne und 26 Backenzähne, bestehend aus je $^3/_4$ Lückenzähnen, $^1/_1$ Reißzahn und $^2/_2$ Höckerzähnen, somit ein Gebiß von 42 Zähnen.

Der Mangel bestimmt nachweisbarer Abstammung des Haushundes hat unter den Naturforschern entgegengesetzte Ansichten hervorgerufen. Einige halten ihn für einen Bastard von Wolf und Schakal oder Fuchs; Anderen ist er ein durch Cultur umgeänderter und vervollkommneter Nachkomme von jetzt noch existirenden wilden Hunden oder von längst ausgestorbenen Stammeltern. Ungleich natürlicher und einleuchtender als die erste, ist allerdings die zweite Ansicht, allein auch sie gewährt keine Befriedigung, indem die zur Zeit noch existirenden Wildhunde einen viel zu geringen Grad von Zähmbarkeit und Bildungsfähigkeit besitzen, um sie als Stammeltern des durch Treue und Klugheit so hervorragenden Haushundes ansehen zu können; dieser muß zu höherer Culturstufe veranlagte Vorfahren gehabt haben. — Ob die fossilen Ueberreste in den diluvialen Ablagerungen und Knochenhöhlen des mittleren und südlichen Europa's in der That nur mit einzelnen Arten des Haushundes verglichen werden können, wie manche Paläontologen behaupten, ist zur Zeit noch zweifelhaft; ob die vielerlei Rassen des Haushundes verschiedene Stammeltern gehabt, oder ob sie nur durch klimatische Verhältnisse begünstigte Zuchtresultate sind, ist ebenso zweifelhaft. Wir wissen über die Abstammung des Haushundes und seiner ältesten Rassen nichts Bestimmtes.

Wenn wir die Abstammung von einer Art annehmen, so ist wohl kein Thier durch Klima, Lebensart, Zähmung u. s. w. in so viele an Größe, Bildung 2c. verschiedene Rassen ausgeartet als der Hund, weshalb denn auch über dessen Stammart und ursprüngliches Vaterland so viel gestritten wird. Die Rassen wechseln im Längenmaße bis zum Fünffachen, und in Größe bis zum Dreißigfachen, und weichen also in ihrer Gestalt mehr von einander ab, als jede andere Thierart. Zu den auffallendsten körperlichen Veränderungen gehören die hängenden Ohren der meisten Rassen, die kurzen, krummen Beine der Dachshunde, die Schwimmhäute einiger Bullenbeißer und des Neufundländers, das Verschwinden oder stärkere Hervortreten der Afterzehe u. s. w. Ebenso veränderlich ist Farbe und Haar, welches bald kurz und rauh, bald kraus oder seidenartig lang ist und dem nackten afrikanischen oder sogenannten türkischen Hunde gänzlich fehlt.

Mops und Windhund, Dachs und Pudel, Bologneser und Bullenbeißer, Affenpinscher und Neufundländer 2c. für Abkömmlinge ein und des-

selben Stammhundes zu halten, widerstrebt dem natürlichen Gefühl, aber nur weil wir die verbindenden Zwischenglieder und Uebergänge nicht kennen. Bei vielen Hunderassen ist die Abkunft unverkennbar, und wenn sich die Gesammtheit derselben auch nicht mit voller Bestimmtheit auf ein einziges Stammpaar zurückführen läßt, so genügen doch einige Haupttypen, um aus ihnen mit ziemlicher Evidenz die hunderterlei Formen herzuleiten, in denen der Hund sich uns präsentirt.

Was für merkwürdige Variationen und Modificationen des Urtypus Zähmung und Züchtung ausübt, das beweisen außer dem Hunde auch andere Hausthiere. Man hat Hühner von der doppelten Größe des Stammhuhnes gezüchtet und solche von Taubengröße, Hühner mit einem Federbusche statt des Kammes ꝛc., und sogar solche mit fünf Zehen und mehreren Spornen. Von der seit uralter Zeit in den Hausstand des Menschen eingetretenen wilden Taube des Mittelmeergestades unterscheidet man über hundert zum Theil recht seltsame und weit vom Stammtypus abweichende Spielarten. Das schwere englische Karrenpferd ist doppelt so groß als der Pony von den Shetlands-Inseln, von Sardinien und Corsica. Die Rassen des domesticirten Rindviehes sind in Färbung, Größe und Richtung der Hörner ebenso verschieden. Der indische Buckelochs erreicht die Größe unseres stärksten Ochsen und hat bisweilen einen 50 Pfund schweren Höcker; das Zwerg-Zebu dagegen hat nur etwa die Größe eines Kalbes. Daß diese Rassen-Differenzen weit hinter denen des Hundes zurückstehen, liegt an dem fügsamen Naturell und der ungemeinen Bildsamkeit seiner physischen Anlagen.

Die Bildung neuer Rassen geschieht durch Zuchtwahl unter der Rasse selbst und durch Kreuzung; letztere setzt selbstverständlich bereits eine Verschiedenheit von Formen voraus; jene beruht auf der Thatsache, daß die Jungen eines Wurfs einander wohl ähnlich, aber nicht vollkommen gleich sind. Einige übertreffen die Größe der Eltern, andere bleiben dahinter zurück. Wählt man nun von den Jungen einerseits die stärksten und andererseits die schmächtigsten zur Fortpflanzung aus und setzt dies Verfahren von Generation zu Generation fort, so wird aus dem Windhund schließlich ein Windspiel, aus der Bulldogge ein Mops, und aus dem Pudel ein Zwergpudel. Durch Kreuzung mit dem Spitz oder Wachtelhund entstand das Löwen- und Bologneserhündchen, und durch Kreuzung mit dem Rattenpinscher der Affenpinscher. Der Hirschhund soll ein Abkömmling des Bluthundes und des Windhundes sein, die dänische Dogge ein Bastard von Windhund und Bullenbeißer, der Neufundländer scheint ein Blendling des großen französischen Fleischerhundes und des großen Pudels zu sein, jener Fleischerhund selbst ein Bastard des großen Windhundes und des Jagdhundes ꝛc. Daß auch Wolf, Fuchs und Schakal, die jung aufgezogen, ziemlich zahm werden, in einzelnen Fällen zur Bastardbildung mit beigetragen, ist constatirt.

Wie aus den fossilen Ueberresten hervorgeht, war der Hund bereits vor der Existenz des Menschen ein freier Bewohner der Erdoberfläche während der Diluvialepoche. Einzelne Arten oder Rassen seines Geschlechtes gingen in der Folge in den Dienst des Menschen über, die anderen blieben wild und unabhängig, wie sie es noch heutzutage sind. In Europa giebt es seit Menschengedenken keine Wildhunde mehr. In Asien unterscheidet man den Buansu von Nepal, den Kolsun von Decan, den Adjak von Sumatra und den Nipon von Japan, dieselben scheinen aber, gleich den Wildhunden von Java, Borneo und Bengalen, nur Varietäten ein und derselben Art zu sein. Afrika hat den abyssinischen Kaberu und den Hyänenhund, Australien den Dingo. Alle diese Wildhunde, mit Ausnahme des Hyänenhundes, haben nicht nur unter sich die größte Aehnlichkeit, sondern sind auch den Wölfen, Schakalen und Füchsen so nahe verwandt, daß sie nur specifisch von ihnen geschieden werden können. Alle haben 12 Vorder- oder Schneidezähne, 4 Eckzähne und 26 Backenzähne, bestehend aus je $^3/_4$ Lücken-, $^1/_1$ Reiß- und $^2/_2$ Höckerzähnen, somit ein Gebiß von 42 Zähnen. Alle haben mehr oder weniger rothfalbe Behaarung, stehende Ohren und einen buschigen Schwanz, alle an den Vorderfüßen 5, an den Hinterfüßen 4 Zehen. Sie führen ein nächtliches Räuberleben, haben einen scheuen, heimtückischen Charakter und einen Unabhängigkeitssinn, der sich dem menschlichen Willen gar nicht, oder nur in sehr geringem Grade unterwirft.*

---

* Der Buansu und Adjak machen ihrem Rufe, die Stammväter des Haushundes zu sein, wenig Ehre. Hodgson bekam mehrere Exemplare des Buansu in seine Gewalt, darunter auch trächtige Weibchen, welche im Februar zwei bis vier Junge warfen. Alle waren nach Angabe dieses zuverlässigen Gewährsmannes außerordentlich scheu und nach zehn Monaten noch ebenso wild als im Anfange. Den Adjak hatte Raffles in seinem Besitz und erklärt ihn gleichfalls für unzähmbar; seine Stimme soll mehr ein Schreien als ein Bellen sein.

Der Buansu von Nepal (Canis primaevus) hält in der Größe das Mittel zwischen Wolf und Schakal. Die Gestalt ist schlotternd lang, dem Schakal ähnlich, aber mit hundeartiger Physiognomie. Ihm identisch ist der Wildhund von Dukhun oder Decan (Canis dukhunensis), den die Mahratten Kolsun nennen. Diese Windhunde halten sich in den tiefsten Wäldern auf und werden daher nur selten gesehen; sie graben nicht, sondern ruhen und werfen nach Art des Schakals in Schlupfwinkeln und Felsenhöhlen. Sie gehen in Rudeln von sechs bis zehn Stück bei Tag und Nacht auf den Raub aus, und der häßliche Geruch des Schakals und des Fuchses ist auch ihnen eigen.

Der sumatranische Adjak (Canis rutilans) ist dem Buansu so ähnlich, daß seine specifische Differenz nicht ohne Grund bezweifelt wird. Auch die Wildhunde von Java, Borneo und Bengalen scheinen nur Varietäten ein und derselben Art zu sein.

In Neuholland vertritt der Dingo (Canis Dingo) das Hundegeschlecht. Er scheint eine von unseren Hunden gesonderte Art zu sein, da er nicht bellt und zwischen ihm und letzteren eine besondere Antipathie besteht. Dagegen steht er in naher Verwandtschaft mit den auf anderen Inseln der Südsee bis nach Japan vorkommenden Hunden. Er gleicht in Figur und Größe dem Schäferhunde, und lebt theils im freien Zustande, theils als Be-

Außer den eigentlichen Wildhunden, die noch nie unter menschlicher Botmäßigkeit gestanden, giebt es auch noch herrenlos gewordene und dadurch verwilderte Hunde, zumal im Morgenlande.* Schon in der Türkei und Griechenland umlagern Massen von verwilderten Hunden, die aber immerhin noch in einem gewissen Abhängigkeitsverhältnisse von den Menschen leben, die Städte und Dörfer. Noch ungleich zahlreicher finden sie sich in Kleinasien und Aegypten. Sie nähren sich von Aas und dem Unrath der Straßen, von Ratten, Mäusen und anderen kleinen Thieren, deren sie habhaft werden können. Sie kommen in der Größe mit dem Schakal oder einem mittleren Schäferhunde überein, haben eine ziemlich buschige Ruthe und einen rauhen, struppigen Pelz von schmutzig rothbrauner, mehr oder weniger ins Graue oder Gelbe spielenden Farbe. Ob die Meuten von Hunden, welche in den Pampas von Buenos Ayres sich zum Aufenthalte weite Höhlen in die Erde graben und von Kaninchen, Rehen und Hirschen, hauptsächlich aber von den Kälbern und Füllen der halbwilden und zahmen Heerden leben, verwilderte Nachkommen der importirten europäischen Hunde oder wilde Stammhunde sind, ist zweifelhaft; dagegen sicher, daß die Amerikaner bereits vor der Ankunft der Europäer im Besitze von Hunden waren. Den nackten, sogenannten türkischen oder ägyptischen Hund fand Columbus bei seiner Ankunft auf den westindischen Inseln vor, Cortez in Mexico und Pizarro in Peru; die rauhhaarigen Inca-Hunde der Sierra- und Puna-Hirten traf v. Tschudi in den lange Zeit vor der europäischen Einwanderung angelegten Gräbern der alten Peruaner als Mumien.

Daß die Hunde, wenn sie in den Zustand der Verwilderung überge-

---

gleiter der armseligen Wilden, ist aber störrig, unlenksam und feindselig. Ihm ähnelt der japanische Nippon (Canis Nippon).

Der abyssinische Kaberu (Canis simensis) ist dem Schakal ähnlich, aber größer und von lebhafterer rother Farbe. Die Heimath dieses wolfartigen Wildhundes sind die Berge von Simen und anderer abyssinischer Provinzen, wo er rudelweise lebt, Schafe und kleines Wild truppweise jagt, dem Menschen aber niemals gefährlich wird.

* Daß früher auch in Deutschland mitunter solche verwilderte Hunde vorgekommen sind, ergiebt sich aus einer, den Charakter der Zeit kennzeichnenden Abhandlung eines gewissen pseudonymen „Phylocyon“, welche 1711 zu Leipzig veröffentlicht wurde. Ihr Titel lautet: „Warhafftige Beschreibung von denen drey wilden Hunden, welche sich unweit Leipzig in der gegend Dölitzsch, Brena, Bitterfeld, Kühne und Schenckenbergk, im Jahre 1710 vom Monat Augusto biß zu Ende des Novembr. sehen lassen und was sie vor grossen Schaden an Schaff-Vieh gethan, auch wie einer im Dorff Rhödingen, so in die Gerichte des Herrn Cammer-Herrn von Miltitz und in das Schenckenbergische Kirch-Spiel gehörig, den 29. Nov. mit Gewalt getödtet worden. Nach glaubwürdiger Nachricht von obbemelden Orthen selbst eingeholt und nebst gelehrten Anmerkungen ob Menschen sich in solche Hunde verwandeln können? oder es nur in der Phantasie bestehe? ob dieses tolle oder wilde Hunde gewesen? woher solche wilde Hunde kommen? und ob sie aus einer Antipathie gegen Schaffe solchen Schaden gethan?“

gangen sind, auch im Aeußeren wieder den wilden Formen nahe rücken, daß unter Anderem sich die Ohren mehr und mehr heben und zuspitzen, ist ein unzweideutiger Hinweis auf eine dem Wolf, Schakal oder Schäferhunde ähnliche Stammform. Die hängenden Ohren sind Ergebnisse der Zähmung, beziehungsweise Züchtung und des Klima's, wie sie ja auch bei verschiedenen Schaf-, Ziegen- und Kaninchen-Rassen vorkommen. Zieht man dabei noch in Betracht, daß in Guinea und am Seňegal ein sehr langbeiniges Schaf mit Haarkleid ohne Wolle vorkommt, und daß die Fettschwanz- oder Fettsteißschafe rc. eben auch nichts weiter als Varietäten sind, so wird man den Gedanken, sämmtliche Hunderassen von einem Stammtypus herleiten zu wollen, wohl minder abenteuerlich finden, als zuvor.

Der Nutzen der Hunde wurde schon in den ältesten Zeiten erkannt und gewürdigt; gleichwohl war die Behandlung, welche sie erfuhren, und die Achtung, in der sie standen, eine sehr verschiedene. Die alten Aegypter gebrauchten die Hunde, wie man aus den Abbildungen auf Denkmälern sehen kann, zur Jagd und hielten sie sehr hoch. Bei den Juden hingegen waren sie verachtet. Homer besingt den Argus, den Hund des Odysseus, der seinen Herrn trotz zwanzigjähriger Abwesenheit wiedererkennt und ihm sterbend seine Freude bezeigt, in rührender Weise; gleichwohl schimpfen seine Götter und Helden sich gegenseitig Hund, Hundsfliege, Hundsgesicht rc. Auch bei den Römern war der Name Hund ein Schimpfwort; jetzt ist er es wohl in allen gebildeten Sprachen, und nicht ohne Grund, denn bei allen vortrefflichen Eigenschaften hat der Hund doch einige recht widerwärtige und unsaubere Eigenthümlichkeiten: er ist mit Ausnahme der großen und edlen Rassen ein Schmeichler und Speichellecker, beriecht Seinesgleichen am After und benimmt sich hinterher in der Regel noch unzüchtiger. Aber wie sehr treten diese Schattenseiten in dem Naturell des Hundes zurück gegen dessen Lichtseiten! Dicke Foliobände ließen sich füllen mit dem, was schon Alles zum Lobe dieses Getreuen geschrieben wurde. „Unter den Hausthieren", sagt Plinius in dem 8. Buche seiner Naturgeschichte, „ist namentlich der Hund, dieser treue Gefährte des Menschen, einer genaueren Betrachtung werth. Man erzählt von einem Hunde, welcher für seinen Herrn gegen Räuber kämpfte, und obgleich selbst schwer verwundet, dessen Leiche doch nicht verließ, sondern gegen Vögel und Raubthiere vertheidigte. Einen König der Garamanten holten zweihundert Hunde aus der Verbannung zurück, und schlugen dessen Widersacher in die Flucht. Die Kolophonier und Kastabalenser hielten ganze Meuten von Hunden, welche im Kriege die erste Schlachtreihe bildeten und sich nie feig zeigten; sie waren die treuesten Hülfstruppen und dienten ohne Sold. Als die Cimbern erschlagen waren, vertheidigten noch Hunde ihre auf Wagen stehenden Zelte. Als der Lycier Jason getödtet war, wollte sein Hund nicht mehr fressen, und hungerte sich zu Tode. Ein Hund, welchen Duris Hyrkanus nennt, stürzte sich in die Flammen, als König Lysimachus

verbrannt wurde. Dasselbe that der Hund des Königs Hiero. Bei uns wurde Volcatius, ein Edelmann, welcher zu Pferd von seinem Landhaus zurückkehrte und von einem Räuber angefallen wurde, durch seinen Hund vertheidigt; ebenso der Senator Cölius, als er zu Placentia krank lag, und von Bewaffneten überfallen wurde; erst als der Hund erschlagen war, erhielt er eine Wunde. Ueber Alles erhaben ist aber folgender Zug, welcher zu unserer Zeit in den Jahrbüchern des römischen Volkes aufgezeichnet worden ist: Als Titius Sabinus sammt seinen Sclaven wegen des an Nero, dem Sohne des Germanicus, begangenen Mordes zum Tode verurtheilt war, konnte der Hund eines dieser Unglücklichen nicht vom Gefängniß weggetrieben werden, verließ auch dessen Leiche nicht, als sie auf die Straße geworfen wurde, heulte kläglich, und trug, als Einer aus der versammelten Volksmenge ihm ein Stück Fleisch hinwarf, dieses zum Munde seines todten Herrn. Als darauf die Leiche in die Tiber geworfen wurde, schwamm er mit und suchte sie über Wasser zu halten, während das Volk am Ufer seine Treue bewunderte."

Aehnliche Beispiele von der Treue des Hundes berichten andere römische und griechische Schriftsteller. Daß die Alten sich auch bereits auf Züchtung und Dressur der Hunde verstanden, ergiebt sich aus vielen darauf bezüglichen Erzählungen und den Jagdbüchern von Xenophon, Arrian, Oppian u. s. w. Was in der Folge namentlich die Engländer in dieser Hinsicht geleistet haben, beweisen die zum Theil noch existirenden älteren und neu gezüchteten Rassen.

Auch in der späteren Zeit haben manche Hunde sich einen geschichtlichen Namen gemacht. Eine sonderbare Berühmtheit erlangte der Hund des Hofjunkers Aubri de Montdidier, welcher im Jahre 1371 von seinem Kameraden Richard de Macaire ermordet wurde. Da das treue Thier den Mörder seines Herrn, so oft es ihn erblickte, wüthend anfiel, so veranstaltete Karl V., von Macaire's Schuld überzeugt, zwischen diesem und dem Hunde einen öffentlichen Zweikampf. Der Hund trug den Sieg davon und Macaire wurde hingerichtet. Im Jahre 1814 erschien in Paris ein nach dieser Begebenheit gefertigtes Spectakel-Melodram, dessen Hauptperson ein Hund war. Bald darauf studirte ein gewisser Staudiegel seinem Pudel die Rolle jenes Hundes ein, und gastirte mit demselben auf allen deutschen Bühnen. Goethe, der damals Director des Weimarer Hoftheaters war, wollte nicht zugeben, daß ein Pudel die Bühne entweihe, auf welcher ein Pius Alexander Wolff seinen Orest und Schiller's Marquis Posa 2c. darstellte, und drohte mit Abdankung. Die Abdankung wurde angenommen und Staudiegel's Pudel triumphirte über den größten deutschen Dichter. — Einen ähnlichen Vorfall wie der zwischen Aubri's Hund und Macaire, erzählt schon Plutarch in seinem Buche über die Klugheit der Thiere. Als nämlich König Pyrrhus mit seinem Heere marschirte, fand er einen Hund, welcher den Leichnam eines

Gemordeten bewachte. Er erkundigte sich näher und erfuhr, daß der Hund schon drei Tage bei seinem erschlagenen Herrn verweilte, ohne einen Bissen zu fressen. Der König befahl, den Todten zu begraben, den Hund aber mitzunehmen und zu verpflegen. Wenige Tage darauf ward das Heer gemustert und defilirte vor dem König. Nicht weit von diesem saß der Hund und verhielt sich ganz ruhig. Unter den Soldaten befanden sich aber die Mörder seines Herrn, und als er diese bemerkte, schlug er laut an und stürzte wüthend auf sie los, wobei er sich oftmals nach dem König umsah. Jetzt entstand Verdacht gegen die Mörder; es ward Befehl ertheilt, sie zu ergreifen, und da noch andere Beweise ihrer Schuld hinzukamen, gestanden sie den Mord und wurden bestraft.

Bekanntlich bedienten sich die Spanier bei der Eroberung von Mexico gegen die armen Indianer auch großer Doggen, die auf den Mann dressirt waren. Einer dieser Hunde, Namens Bezerillo, ist bei dieser Menschenjagd besonders berüchtigt geworden. Er pflegte sich beim Angriff in die dichtesten Haufen der Indianer zu stürzen, sie beim Arm zu fassen und gefangen wegzuführen. Folgten sie, so that der Hund ihnen weiter nichts zu Leide, widersetzten sie sich aber, so riß er sie zu Boden und erwürgte sie. Er endete sein Leben in einem Gefecht gegen die Karaiben, welche ihn durch einen vergifteten Pfeil erlegten. Dem Hunde können seine Unthaten natürlich nicht zur Last fallen, sie brandmarken die Menschen, die seinen Muth und seine Ergebenheit in so scheußlicher Weise mißbrauchten. Auf Cuba bediente der Gouverneur sich abgerichteter Doggen zur Verfolgung entlaufener Neger und flüchtiger Verbrecher, und als im Jahre 1798 ein Aufstand unter den Maronen auf Jamaica ausgebrochen war, machte die englische Regierung sich kein Gewissen daraus, zur schnelleren und nachhaltigeren Unterdrückung dieses Aufstandes, Negerjäger mit ihren Hunden von Cuba kommen zu lassen.

In wie leuchtendem Lichte erscheinen dagegen diese menschenfreundlichen Neufundländer und Bernhardiner; wie erhaben stehst namentlich du da, gefeierter Barry, der mehr als vierzig Menschen das Leben gerettet hat!

Die **Bernhardiner** Hunde sind nach der Ansicht der Einen eine Mittelrasse von der englischen Dogge und dem spanischen Wachtelhunde; nach Anderen sollen sie von einer dänischen Dogge abstammen, die ein neapolitanischer Graf Mazzini von einer nordischen Reise mitbrachte, und die sich mit wallisischen Schäferhunden paarte; wieder Andere halten sie für eine der Schweiz seit langen Zeiten eigenthümliche Rasse, wie sie, zum Theil durch Zucht und Pflege veredelt, noch heutzutage vorkommt.

Wie **Fr. v. Tschudi** in seinem „Thierleben der Alpenwelt" erzählt, haben sich die Bernhardiner Doggen durch vier Generationen rein fortgepflanzt, sind aber im Laufe der vierziger Jahre ausgestorben und nun nicht mehr rein vorhanden. Eine nah verwandte Rasse wird nachgezogen und ein

junges Thier zu 6 bis 10 Louisd'or verkauft. Die Heimath dieser edlen Thiere ist das 7680 Fuß über der Meeresfläche gelegene Hospiz des St. Bernhard, wo in der nächsten Nähe des ewigen Schnees ein acht- bis neunmonatlicher Winter herrscht, in welchem der Thermometer oft 22 Grad R. unter dem Gefrierpunkt steht, während in den heißesten Sommermonaten jeden Morgen und Abend das Wasser zu Eis erstarrt und im ganzen Jahr kaum zwanzig helle Tage ohne Sturm und Schneegestöber oder Nebel vorkommen. Dort fallen blos im Sommer große Schneeflocken, im Winter dagegen gewöhnlich trockene, kleine, zerreibliche Eiskrystalle, die so fein sind, daß der Wind sie durch jede Thür- oder Fensterfuge zu treiben vermag. Diese häuft der Sturm, besonders in der Nähe des Hospizes, oft zu 20 bis 30 Fuß hohen, lockeren Schneewänden an, die alle Pfade und Schlünde bedecken, und beim geringsten Anstoß als Lawinen in die Tiefe stürzen. Die Reise über diesen alten Bergpaß ist nur im Sommer bei klarem Wetter ganz gefahrlos, bei stürmischem Wetter dagegen und im Winter, wo die vielen Spalten und Klüfte vom Schnee verhüllt sind, dem fremden Wanderer eben so mühselig als gefahrdrohend. Alljährlich fordert der Berg seine Opfer, die in einer besonderen Morgue (Leichenhalle) aufbewahrt und ausgestellt werden. Bald fällt der Wanderer in eine Spalte, bald begräbt ihn ein Lawinenbruch, bald umhüllt ihn der Nebel, daß er den Pfad verliert und in der Wildniß vor Ermüdung und Hunger umkommt, bald überrascht ihn der Schlaf, aus dem er nicht mehr erwacht. Wer bei großer Kälte in jenen Höhen reist, fühlt in der Regel eine fast unwiderstehliche Anwandlung von Schlafsucht. Kälte, Ermüdung und die Einförmigkeit der Gegend erschlaffen die Thätigkeit des Gehirns. Zuerst stockt das Blut in den äußersten kleinen Gefäßen, dann fängt es an, im ganzen Körper langsamer zu circuliren, bis die Circulation zuerst in den Gliedern und zuletzt im Gehirn ganz aufhört. Von süßem, ruhigem Schlummer umhüllt, stirbt der Unglückliche. Die Gewalt dieser Schlafsucht, der nur ein energischer Wille zu widerstehen vermag, ist so übermächtig, daß sie den Wanderer, wie v. Tschudi weiter erzählt, in jeder Stellung bewältigt.

Ohne die echt christliche und aufopfernde Thätigkeit der Mönche wäre der Bernhardspaß nur wenige Wochen oder Monate des Jahres passirbar. Seit dem achten Jahrhundert widmen sie sich der frommen Pflege und Rettung der Reisenden. Die festen steinernen Gebäude, in denen das Feuer des Heerdes nie erlischt, können im Nothfalle ein paar Hundert Menschen beherbergen; ebenso ansehnlich sind die Speisevorräthe des Klosters. Das Eigenthümlichste aber ist der stets gehandhabte Sicherheitsdienst, den die weltberühmten Hunde wesentlich unterstützen. Jeden Tag gehen zwei Knechte des Klosters über die gefährlichsten Stellen des Passes, einer von der tiefsten Sennerei des Klosters hinauf ins Hospiz, ein anderer hinunter. Bei Unwetter oder Lawinenbrüchen wird die Zahl verdreifacht und eine Anzahl von

Geistlichen schließt sich den „Suchern“ an, die von den Hunden begleitet werden und mit Schaufeln, Stangen, Bahren, Sonden und Erfrischungen versehen sind. Jede verdächtige Spur wird unaufhörlich verfolgt, stets ertönen die Signale, die Hunde werden genau beobachtet. Diese sind sehr fein auf die menschliche Fährte dressirt und durchstreifen freiwillig oft tagelang alle Wege und Schluchten des Gebirges. Finden sie einen Erstarrten, so laufen sie auf dem kürzesten Wege pfeilschnell ins Kloster, bellen heftig und führen die stets bereiten Mönche dem Unglücklichen zu. Treffen sie auf eine Lawine, so untersuchen sie mit der feinsten Witterung, ob sie nicht die Spur eines Menschen entdecken, und wenn dies der Fall ist, so machen sie sich sofort daran, den Verschütteten frei zu scharren, wobei ihnen die starken Klauen und die große Körperkraft wohl zu statten kommen. Gelingt ihnen die Befreiung nicht, so holen sie im Hospiz Hülfe. Gewöhnlich führen sie am Hals ein Körbchen mit Stärkungsmitteln oder ein Fläschchen mit Wein, oft auf dem Rücken wollene Decken mit sich. Die Zahl der durch diese intelligenten Hunde Geretteten ist sehr groß und in den Annalen des Hospitiums gewissenhaft verzeichnet. Der berühmteste Hund der Rasse war Barry, das unermüdlich thätige und treue Thier, das in seinem Leben, wie schon oben gesagt wurde, mehr denn vierzig Menschen das Leben rettete. Sein Eifer war außerordentlich; kündete sich auch nur von ferne Schneegestöber oder Nebel an, so hielt ihn nichts mehr im Kloster zurück. Rastlos suchend und bellend durchforschte er immer von Neuem die gefahrvollsten Gegenden. Seine liebenswürdigste That während des zwölfjährigen Dienstes auf dem Hospize war folgende: Er fand einst in einer eisigen Grotte ein halberstarrtes, verirrtes Kind, das schon dem zum Tode führenden Schlafe unterlegen war. Sogleich leckte und wärmte er es mit der Zunge, bis es aufwachte; dann wußte er es durch Liebkosung zu bewegen, daß es sich auf seinen Rücken setzte und an seinem Halse sich fest hielt. So kam er mit seiner Bürde triumphirend ins Kloster.

Auch auf dem Gotthard, dem Simplon, der Grimsel, Furka und anderen Hospizen werden vorzügliche Hunde mit äußerst feiner Witterung des Menschen gehalten, öfters Neufundländer oder Bastarde von solchen. Die Hospizbewohner versichern einstimmig, daß diese Thiere besonders im Winter das Nahen eines Wetters schon auf eine Stunde vernähmen und durch unruhiges Umhergehen untrüglich anzeigten. So hoch berühmt aber, wie der im Berner Museum aufgestellte Barry, ist kein anderer Hund geworden.

Die in neuerer Zeit so sehr bewunderten und gesuchten Leonberger Hunde sind Abkömmlinge der alten St. Bernhards- oder Barryrasse mit Pyrenäen-Wolfshündinnen und Neufundlandshündinnen, und werden seit 1846 von dem Landwirth Essig in Leonberg bei Stuttgart gezüchtet. Sie erreichen eine Rückenhöhe von 3 Fuß, und zeichnen sich nicht allein durch Schönheit und Stärke, sondern auch durch Klugheit und Treue aus. Ihr Ruf ist

Weltruf geworden, und bis nach Sibirien und China reicht ihr Absatz. Vergeblich wurde der Versuch gemacht, sie zum Sicherheitsdienst auf dem St. Bernhard zu verwenden, sie erlagen demselben. Um so besser bewährten sich die Hunde von J. Schumacher in Holligen bei Bern. Diesem war es gelungen, einen Abkömmling der Bernhardiner Rasse in der Schweiz zu entdecken, welcher sogar in der Farbe frappante Aehnlichkeit mit dem alten Barry hatte, und nachdem er noch eine geeignete Hündin aufgefunden, begann er seine Züchtungsversuche. Dieselben fielen so glücklich aus, daß die Schumacher'schen Hunde, obgleich sie den Typus des alten Barry tragen, und vollkommen zum Gebirgsdienste tauglich sind, auch schöne Hunde genannt werden können. Sie erreichen, von der vorderen Zehenspitze bis über das Schulterblatt gemessen, eine Höhe von 76 Centimeter. Die beliebteste Farbe ist weiß mit leuchtend gelben, oder dunkelbraun gestromten Abzeichen, die am Kopfe schön regelmäßig sein müssen; es kommen aber auch einfarbig dunkle oder gelbe Exemplare vor.



Hyänenhund.

Der Hyänenhund.

Wie Ovid in dem ersten Buche seiner Metamorphosen erzählt, herrschte in Arkadien einmal ein mythischer König Namens Lykaon. Dieser Lykaon war ein Ausbund von Grausamkeit, und wurde deshalb von dem incognito reisenden Zeus, dem er zur Prüfung seiner Göttlichkeit hatte Menschenfleisch vorsetzen lassen, in einen Wolf verwandelt. Dieselbe Strafe traf Lykaon's Söhne, und da das ganze damalige Menschengeschlecht nichts taugte, vernichtete es Zeus durch die sogenannte Deukalionische Fluth.*

Mit dem Namen jenes sagenhaften Arkadier-Königs, den Plinius bereits zur Bezeichnung einer Farbenvarietät des Wolfes in die Naturgeschichte eingeführt hatte, wurde in neuerer Zeit der Hyänenhund Südafrika's belegt.

Ueber die Stellung dieses Wildhundes im System herrschte jahrelang Zweifel und Uneinigkeit. Derselbe hat nämlich eine ausgesprochene Hyänen-

* Aus der Lykaon-Sage entwickelte sich in der Folge die Fabel vom Werwolf oder Währwolf (von dem alten weit verbreiteten war oder wera der Mann; angelsächsich vere, gothisch waira, lateinisch vir). Schon Herodot erzählt in dem vierten Buche seiner Geschichte, daß die Neurer von den Scythen und den in Scythien wohnenden Hellenen für Zauberer gehalten wurden, weil sich jeder von ihnen alljährlich auf einige Tage in einen Wolf verwandle, aber dann wieder menschliche Gestalt annehme. Von den Griechen ging der Aberglaube auf die Römer über und erhielt dort neue Zusätze. Plinius und nach ihm Pausanias und Andere erklärten die Erzählungen von Währwölfen zwar für Lügen, aber nur um so tiefer trieb der Aberglaube seine Wurzeln, um so weiter verbreitete er sich. Wie die Schwanenjungfrauen sich durch Anziehen des Schwanenhembes oder Schwanenringes beliebig in Schwäne verwandelten, so bedurfte es, nach den ältesten einheimischen Begriffen, nur des Umwerfens eines Wolfsgürtels oder Wolfshembes, um zum Wolf zu werden. Nach christlichen Anschauungen gingen diese vermeintlichen und angeblichen Verwandlungen in wilde Hunde, Wölfe, Bären und Katzen 2c. aus einem Bündnisse mit dem Teufel hervor und in dieser Form erhielt sich der Aberglaube bis in das achtzehnte Jahrhundert.

physiognomie, und da er überdies an den Vorderfüßen, gleich der Hyäne, nur vier Zehen hat, so ließen sich selbst Männer der Wissenschaft dadurch verleiten, ihn dem Hyänengeschlecht zuzuzählen.

Daß Burchell ihn als Hyäne ansprach, und ihm den Namen Jagdhyäne (Hyaena venatica) gab, erscheint um so überraschender, da er durch Brookes den osteologischen Unterschied der beiden Thiere kannte, und selbst einräumt, daß seine Jagdhyäne den Zähnen, Rippen und Lendenwirbeln nach dem Hundegeschlecht zugezählt werden müsse.

Hund, Wolf und Jagdhyäne haben nach Burchell's Angabe 6 Backenzähne in der oberen und 7 in der unteren Kinnlade, die Hyäne hat nur 4 oder höchstens 5; ferner hat sie 15 ungewöhnlich breite Rippen und 5 Lendenwirbel, der Hyänenhund dagegen, gleich dem Wolf und Hunde, 13 dichte schmale Rippen und 7 Lendenwirbel. In den entscheidenden Merkmalen stimmt der Hyänenhund sonach mit dem Hunde überein; — ihn auf Grund nebensächlicher Aehnlichkeiten mit der Hyäne zusammenzustellen, ist eine Inconsequenz. Zwar hat auch Temminck in den „Annales génerales des sciences physiques“ von Bory St. Vincent (1820) den buntscheckigen Wildhund Südafrika's zuerst als Hyäne beschrieben. Als er jedoch mit dem Schädel und Gebiß desselben bekannt wurde, erkannte er seinen Irrthum und reihte ihn als Lycaon pictus den Hunden an.

Die meisten Naturforscher hielten die Differenz der Zehenzahl, zumal die an den Vorderfüßen fehlende Daumenzehe am Skelett durch einen 9 Linien langen Mittelhandknochen angedeutet ist, nicht einmal für bedeutend genug, um zwischen Hund und Hyänenhund einen generischen Unterschied zu machen, und stellten diesen als Canis pictus (bei Griffith Canis tricolor) zu den übrigen Mitgliedern des Hundegeschlechts.

Andere erklärten sich für einen generischen Unterschied, und Cuvier's Chien hyénoide oder Hyänenhund, der vorläufig der einzige seines Geschlechts ist, heißt also hiernach nicht mehr Canis pictus, sondern Lycaon pictus. Von dem bekannten „Nomen et omen“ des Plautus kann natürlich bei dieser Benennung keine Rede sein.

Der Hyänenhund gleicht in Figur und Größe einem Fleischerhunde oder schmächtigen Wolfe. Seine Körperlänge beträgt über 3 Fuß, die Schulterhöhe fast 2 Fuß; der buschige Schwanz hat eine Länge von 1¼ bis 1⅓ Fuß. Der Kopf ist groß und stark, die Schnauze stumpf abgestutzt. Die aufrechtstehenden Ohren sind nahezu 5 Zoll lang und 4 Zoll breit. Besonders auffallend ist, außer der Hyänenphysiognomie, die buntscheckige Farbe dieses Wildhundes, indem Rumpf und Beine so unregelmäßig weiß, ockerfarbig und schwarz gefleckt sind, daß nicht zwei Individuen dieser Gattung in Bezug auf Zeichnung einander gleichkommen. Die weißen und ockerfarbigen Flecken sind meist schwarz eingefaßt; bisweilen überwiegt auch die schwarze Farbe. Nur am Kopf und Nacken hat die Zeichnung eine gewisse

Beständigkeit, am übrigen Körper ist sie sehr veränderlich. Die Schnauze bis zu den Augen ist beständig schwarz; und immer zieht sich von der Schnauze bis zum Oberhals, zwischen den Augen und Ohren hindurch, ein schwarzer Streifen auf hellockerfarbigem Grunde. Die Behaarung der Ohren ist schwarz, an der Wurzel und am inneren Rande der Innenseite lichtgelblich. Der Schwanz ist anfangs ockerfarbig, sodann schwarz und an der größeren Endhälfte weiß. Die Krallen sind dunkelhornfarben, die Iris braun.

Die erste Kunde über den Hyänenhund giebt der Capucinerpater Antonius Zuchelli in seiner Missions- und Reisebeschreibung nach Congo. Er nennt die Wildhunde der südafrikanischen Steppe Mebbien, welches wahrscheinlich eine Onomatopöie ihres hyänenartigen Gekreisches ist. Diese Mebbien sind unserem Capucinerpater zufolge eine Art wilder Hunde oder Waldhunde, welche die Eigenschaft der Spürhunde haben und von Natur dazu erschaffen sind, alle anderen Thiere zu jagen und zu verfolgen. Befinden sich dergleichen in einem Walde, so braucht sich der Reisende, wie der Pater versichert, vor keinem anderen wilden Thiere zu fürchten.

„Als einstens einer von unseren Missionariis," berichtet Zuchelli nach dem Wortlaute der Kolbe'schen Uebersetzung, „von Bamba nach Sogno zu reisen hatte, besprach er sich vorhero mit dem Fürsten oder Herren, ob er sich unterstehen solte, eine Reise durch die Wüste zu thun, damit er nicht ein Unglück von einem Löwen oder Tyger haben möchte? Worauf ihm dieser antwortete: daß er ohne alle Gefahr seine Reise antreten könte, massen er vor etlichen Tagen in dieser Gegend die Mebbien gesehen, welche den Weg vor allen grimmigen Thieren sicher machen würden. Es jagen also diese Mebbien die andere wilde Bestien von Natur. Unerachtet sie selbsten wilde Thiere sind, welche in den Wäldern erzeuget und gebohren werden, so sind sie doch den Menschen überaus zugethan und fügen ihnen nicht den allergeringsten Schaden zu. Deswegen lauffen sie auch ohne Scheu in die Banttzen, das ist: in die Flecken und in die Libaten, das ist: in die Dörfer hinein, gehen durch die Strassen, auch öfters gar biß in die Höfe der Häuser und beleidigen niemand. Man wird sie niemalen allein lauffen sehen, sondern allezeit in Hauffen zu 30 und 40 miteinander. Die Antipathie ist sehr groß, die ihnen von Natur wider alle wilde Thiere eingepräget worden, so gar, daß sie auch die grausamste Bestien Löwen und Tygerthiere verfolgen und anfallen; auch unerachtet diese weit stärker als die Mebbien, so geschiehet es doch, daß diese Bestien von der Menge der Mebbien überwältiget und niedergerissen werden. Was die Mebbien des Tages über vor Beute und Raub gemacht, das theilen sie des Abends untereinander, und wenn dessen allzuviel übrig geblieben, so schleppen sie den Rest mit sich, biß an die Banttzen und Libaten hinein, damit auch die Menschen, gegen welche sie von Natur eine Liebe tragen, von ihrem Raub geniessen mögen. Also fahren sie einen Tag und eine Woche nach der andern fort, so lange, biß der Ort, wo

sie sich aufhalten, ganz von allen Thieren gereiniget ist; und alsdann gehen sie wieder an einen andern Ort, und setzen ihre Jagt auf eben solche Weise fort."

Der Erzählung des guten Paters steht die Fabelhaftigkeit auf der Stirn geschrieben. In anderer Beleuchtung erscheinen die Mebbien schon in Peter Kolbe's Beschreibung des Vorgebirges der guten Hoffnung vom Jahre 1719, denn nach der Versicherung dieses Beobachters sind sie den Schafen „absonderlich gehässig, schädlich und nachtheilig: richten auch unglaublichen Schaden unter ihnen an, wenn der Schaafwächter oder Hirte nicht zulauffet und sie behend wegjaget." Da sie hauptsächlich auf das Eingeweide lüstern sind, so reißen sie ihren Opfern nur den Bauch auf und verschlingen die dampfenden Weichtheile; das Uebrige überlassen sie den Eigenthümern der Heerde, die das Fleisch, so lange die Mebbien noch ihre Raubzüge durch das Capland machten, theils frisch verwendeten, theils einsalzten. „Ich habe etlichemale gesehen," fährt Kolbe fort, „daß sie unter die grösten Heerden Schaafe gekommen, 60, 70, auch wohl 100 derselben auf solche Weise erleget, und wieder davon gelauffen seyn: welche getödete Schaafe nachgehends die Eigenthums-Herren nach Hause geführet, und auf besagte Weise verzehret haben."

Weitere Kunde über den Hyänen- oder Steppenhund giebt der schon erwähnte Engländer Burchell, der am Ende des vorigen Jahrhunderts das Innere von Südafrika bereiste und unter Anderem auch das Tigerpferd (Equus Burchelli) genauer bekannt machte. Während seines Aufenthaltes in dem Hottentotten-Dorfe Klaarwater wurden dreien seiner Ochsen, weil der Knecht versäumt hatte, sie in üblicher Weise einzupferchen, über Nacht von diesen wilden Hunden die Schwänze abgebissen, einem nur die Quaste, den anderen der ganze Schwanz. „Diese Hyänenspecies," fährt Burchell in seiner Reisebeschreibung fort, „ist bemerkenswerth durch ihre Jagd in geordneter Meute. Obgleich im Allgemeinen ein nächtliches Thier, verfolgt sie ihre Beute auch häufig bei Tage, und da die Natur sie mit Schnelligkeit begabt hat, so können ihr nur die noch flüchtigeren Thiere entgehen. Schafe und Ochsen sind deshalb besonders ihren Angriffen ausgesetzt: den ersten gehen sie offen zu Leibe, den anderen nur verstohlener Weise, wie in dem angeführten Falle, indem sie dieselben im Schlaf überraschen und ihnen die Schwänze abbeißen, wozu sie durch die Weite und Stärke ihres Rachens wohl befähigt sind."

Burchell hatte ein lebendes Exemplar seiner sogenannten Jagdhyäne dreizehn Monate an der Kette liegen. Die wilde Natur des Thieres schreckte aber Jedermann ab, Zähmungsversuche mit ihm anzustellen. Doch ließ der Wildhund sich in der Folge herbei, mit einem Haushunde, der gleichfalls an der Kette lag, zu spielen, ohne ihn zu gefährden. Der Wärter durfte aber niemals wagen, ihn zu berühren.

Auch Burchell hat die Erfahrung gemacht, daß die Steppenhunde sich selten an das Muskelfleisch machen; er fand eine frisch getödtete Elenantilope, welcher sie nur die Höhlen ausgefressen hatten, und verwendete den Rest des Wildes für seinen eigenen Bedarf.

Der Frankfurter Naturforscher Dr. Eduard Rüppel machte die Bekanntschaft des Hyänenhundes auf seiner Reise nach Nubien und dem Kordofan ꝛc., die er im Jahre 1822 mit seinem Landsmann Michael Hey unternahm. Er überlieferte dem Senckenbergischen Museum sieben Stück dieses Wildhundes, die sämmtlich verschieden waren in Farbe und Zeichnung. Die weiße und ockergelbe Farbe herrschte hier vor, während bei einem von dem Vorgebirge der guten Hoffnung stammenden Exemplare des Institutes die schwarze Behaarung überwiegt (Atlas zu der Reise im nördl. Afrika von Eduard Rüppel, 1826). Der erste Canis pictus, den Hey in der Wüste von Ambukol schoß, hatte beinahe alle Haare verloren, entweder infolge einer Hautkrankheit oder eines regelmäßigen Haarwechsels. Nach Rüppel's weiteren Berichten leben die Hyänenhunde, welche von den Eingeborenen Simir genannt werden, gesellschaftlich in Rudeln und erjagen die Beute gemeinschaftlich. Sie legen sich in einen Hinterhalt in der Nähe der Steppenbrunnen, um auf Antilopen und kleinere Säugethiere zu lauern, und sind von den Arabern sehr gefürchtet. Daß sie sogar den Menschen angreifen sollen, erscheint nach Cumming's Mittheilungen über den Hyänenhund etwas unwahrscheinlich.

Der Schotte Gordon Cumming ist dem Hyänenhund auf seinen Streifzügen im Norden des Caplandes öfters begegnet. Als er einmal in der Nähe eines Flusses auf Wild lauerte, sah er ein von vier Hyänenhunden verfolgtes Gnu, welches sich bluttriefend in das Wasser stürzte und hier seinen Feinden die Stirn bot. Auch sie waren mit Blut bedeckt und in gieriger Mordlust glänzten ihre Augen. Sie wollten sich eben auf ihre Beute stürzen, als Cumming mit dem einen Laufe seiner Büchse das Gnu, mit dem anderen einen Hund niederschoß. Durch den Knall und seine Wirkung erschreckt, rannten die drei nun suchend umher, als aber Cumming unterdessen wieder geladen und einen zweiten angeschossen hatte, da ergriffen sie die Flucht. Im Lande der Bakalahari-Kaffern lief eine Meute wilder Hunde, welche einen Kudu verfolgte, an Cumming's Wagen vorbei und riß die Antilope nicht weit davon zu Boden. Ein anderes Mal war Cumming, wie er in seinen 1850 und 1856 veröffentlichten „Jagdabenteuern in Südafrika" erzählt, in der Nähe eines Wasserbehälters eingeschlafen, nachdem er in mondheller Nacht ein Wildebeest niedergestreckt und eine Hyäne angeschossen hatte. Nach einiger Zeit schlugen seltsame Laute an sein Ohr; er erwachte und sah sich beschnoppert von knurrenden wilden Hunden, während andere sich um das Wildebeest stritten und ein größerer Trupp von ca. vierzig Stück sich in der Entfernung umhertrieb. Da Cumming vor Ermüdung und

Schlaf das Laden vergessen hatte, so schwenkte er seine Decke gegen die nächtlichen Ruhestörer und schrie sie an. Bellend und zähnefletschend zogen sie sich zurück, und ehe er Feuer geben konnte, war der Schwarm verschwunden.

Nach Cumming's weiteren Mittheilungen jagen die Steppenhunde im Inneren der Ansiedelung in Meuten, die bis auf sechzig Stück steigen, und überwältigen durch Muth und Ausdauer selbst die größte und stärkste Antilope. Sie verfolgen das Wild, bis es nicht weiter kann, reißen es im Nu zu Boden und verzehren es in wenigen Minuten.

Die Weibchen werfen in Höhlen, die sie sich in der öden Steppe graben, laufen aber, wenn Menschen ihrem Verstecke nahen, davon und lassen ihre Jungen im Stiche, trotzdem der Hyänenhund sich vor dem Menschen weniger fürchtet als irgend ein anderes reißendes Thier. — Es ist kaum glaublich, was für Schaden sie unter den Heerden der Boers anrichten; sie tödten und verstümmeln viel mehr Schafe, als sie verzehren können. Gegen die zahmen Hunde zeigen sie die größte Verachtung und warten deren Angriff ruhig ab; dann aber fallen sie mit vereinten Kräften über dieselben her und zerreißen sie in der Regel. Die Haushunde erwiedern diese Feindseligkeit und bellen stundenlang, wenn sie die Stimme der wilden auch nur von ferne hören.

Trotzdem der Hyänenhund in Südafrika früher eine häufige Erscheinung war und seine Heimath sich vom Cap bis in die Steppen von Kordofan erstreckte, ist doch weder in Ed. Kretzschmar's „Südafrikanischen Skizzen", noch in Ch. Hamilton's „Lebens- und Jagdskizzen von Südostafrika" von dem Hyänenhunde die Rede, ebenso wenig in von der Decken's „Reise in Ostafrika". W. Ch. Baldwin, der ein gewaltiger Jäger vor dem Herrn war und von Natal bis zum Zambese Elephanten, Nashörner, Nilpferde, Löwen und Leoparden &c. erlegte, gedenkt in seinen „Afrikanischen Jagden" von 1852 bis 1860 zwar öfters der Hyäne, aber nie des Hyänenhundes. Dagegen scheint J. Chapman, der fünfzehn Jahre in dem Inneren von Südafrika jagte und Handel trieb, demselben einmal begegnet zu sein.

„Auf einer unserer Jagdexpeditionen," erzählt der erwähnte Nimrod in dem fünften Capitel seiner Reisebeschreibung vom Jahre 1863, „stießen wir auf eine große Meute wilder Hunde, etwa vierzig bis fünfzig an der Zahl, welche eine furchtbare Verheerung unter den Springböcken anrichtete. Diese Hunde gaben uns gegenüber nicht das geringste Zeichen von Furcht; im Gegentheil, als wir zwischen der Meute und den Böcken hindurchritten, wendeten sie sich bellend um und schickten sich an, uns selbst und unsere Pferde anzugreifen, entflohen aber bei dem ersten oder zweiten Schusse kläffend nach allen Richtungen."

Obgleich Chapman nicht ausdrücklich erwähnt, daß seine Wildhunde Hyänenhunde waren, so ist nach der Oertlichkeit und dem Benehmen der Thiere doch kaum daran zu zweifeln.

Auf seiner „Reise zum weißen Nil“ scheint Th. v. Heuglin dem Hyänenhund nicht begegnet zu sein, dagegen erzählt er in seiner „Reise nach den Gala-Ländern, Ost-Sudan und Chartum“ (1861 und 1862), daß ihm auf den Terrassen des Hochlandes von Hamasen unter Anderem auch Rudel von Hyänenhunden aufgestoßen seien, und daß der bunte Tekuela (Lycaon pictus) in den abyssinischen Steppen häufig vorkomme, und Rinder, Pferde und Antilopen verfolge.

In neuerer Zeit wurde der Hyänenhund öfters lebend nach Europa gebracht, aber nie häufig; er gehört zu den Raritäten unserer Thiergärten und dauert zudem nicht lange aus. Von dem Paare, welches der Londoner zoologische Garten im Jahre 1855 besaß, verendete das Männchen nach einigen Monaten; darauf siechte das Weibchen, fraß nicht und war nach zehn Tagen ebenfalls eine Leiche. Erst im März 1871 gelangte der Garten wieder zu einem jungen Männchen der Gattung Lycaon (Proceed. L. Z. S. 1855 u. 1871). Ausgangs der fünfziger Jahre präsentirte sich der Hyänenhund zum ersten Mal in Deutschland. Cassanova stellte damals auf seiner Durchreise nach Amsterdam außer zwei jungen Nilpferden auch einen Hyänenhund aus. In den sechziger Jahren gelang es dem Hamburger zoologischen Garten, ein Lycaonpaar zu erwerben; 1870 folgte der Kölner Garten mit drei Exemplaren dieses Wildhundes und im Frühjahr 1873 der Berliner mit ebensoviel. Die letzten verendeten im Sommer hinter einander an der Staupe oder Hundeseuche, welche im ausgebildeten Zustand eine fieberhaft nervöse, katarrhalisch lymphatische, ansteckende Krankheit darstellt. Auf ähnliche Weise gingen die anderen Hyänenhunde zu Grunde, und nur ein Exemplar des Kölner Gartens widerstand mehrere Jahre dem Wechsel des Klimas und der Lebensweise. Im Sommer 1875 erhielt der Berliner zoologische Garten vier Stück dieser interessanten Thiere, zwei hellere und zwei dunklere; sie waren aber noch so jung, und dabei von der Reise so angegriffen, daß wenig Hoffnung da war, sie zu erhalten. Sie überlebten auch in der That den Winter nicht.

Dem buntscheckigen Kleide des Hyänenhundes entspricht die quecksilberne Lebendigkeit seines Gebahrens, dem auffallenden Aeußeren die seltsame Mischung seiner Eigenschaften. Er hat die Figur und den langen buschigen Schwanz des Wolfes, den Muth und die Aufgewecktheit des Hundes; aber dabei den Kopf und die Stimme der Hyäne. Er bellt nicht, sondern stößt ein Prestissimo hell kläffender Töne aus, das noch diabolisch menschlicher klingt als das sogenannte Gelächter der Hyäne.

Wer das weinerlich gierige Freudengekreische gefangener Hyänen beim Anblick ihrer Fleischportion je gehört hat, der begreift die Entstehung der von Plinius und seinen Nachfolgern noch weiter ausgeschmückten Fabel, daß die Hyänen durch Nachahmung der menschlichen Stimme Menschen an sich locken, um sie zu morden; weshalb die Araber sie für Geister der Hölle halten, für Abtrünnige, die Allah in Thiere verwandelte.

Noch gellender und unheimlicher als das sogenannte Hyänengelächter klingt das Gekläff der Hyänenhunde und so durchdringend, daß es selbst das Donnergebrüll des Löwen übertönt; man erwehrt sich kaum eines gewissen Schauers, wenn man es zum ersten Male hört. Wie toll springen die Hunde dabei in dem Käfig umher, und beißen einander aus Vergnügen über die nahe Mahlzeit. Der Anblick des rohen Fleisches versetzt sie vollends in Raserei, sie verschlingen es mit den gierig glühenden Augen und machen, so lange die Reihe der Fütterung nicht an sie gekommen, einen Höllenspectakel.

Das Temperament dieser Thiere hat etwas ungemein Wildes und Leidenschaftliches, und eine Hetzjagd derselben muß einen wild interessanten Anblick gewähren. Man denke sich die Antilope, wie sie, gefolgt von der Meute dieser buntscheckigen Wildhunde, dahinstürzt über die endlose Fläche der Steppe; die Todesangst stählt ihre Sehnen, und in weitem Hochsprunge nimmt sie jedes Hinderniß, das ihr im Wege liegt. Laut kläffend und vor Mordgier kreischend, folgen die Hunde in langgestrecktem Galopp. Sind die vordersten ermattet, so nehmen die hintersten, welche durch Abschneiden der Krümmungen ihre Kräfte mehr geschont haben, die Spitze, und das wiederholt sich, bis die Antilope vor Erschöpfung nicht weiter kann und sich entweder mit brechendem Auge in ihr Schicksal ergiebt, oder ihren Verfolgern die Stirn bietet. Fruchtloser Kampf; — denn wenn der Hyänenhund sich auch vor der geheimnißvollen Feuerwaffe fürchtet, so hat er doch zu viel Temperament, um sich durch ein Paar Antilopenhörner abschrecken zu lassen. Selbst das Gewinsel zu Tode getroffener Gefährten vermag den Muth der Meute nicht zu erschüttern. Indem die Antilope zu einem neuen Stoß ausholt, faßt sie einer der Mordgesellen an der Kehle, und im Nu beißen sich andere an ihr fest, reißen sie zu Boden und fressen sie auf. Ueberraschen sie ein Rudel kleinerer Antilopen, oder gar die wandernden Springböcke, so würgen sie gleich so viele ab, daß sie sich an den Weichtheilen sättigen können. Das Muskelfleisch fällt dann den Menschen oder den Geiern anheim.

Ließen die Hyänenhunde sich zähmen und abrichten, so gäben sie die besten Hetzhunde ab, aber dazu ist nach ihrem Gebahren in der Gefangenschaft wenig Hoffnung vorhanden. Jung eingefangen, gewöhnen sie sich zwar bald an eine bestimmte Persönlichkeit und bezeigen ihrem Wärter sogar eine gewisse ungestüme Anhänglichkeit, haben aber kein überzeugenderes Ausdrucksmittel dafür als — Beißen. Dagegen erzählt Dr. Schweinfurth, daß er auf seinen Reisen in Central-Afrika (1866 und 1871) in dem Dorfe Kurkur, bei Bougo, einen ganz zahmen Hyänenhund angetroffen habe, und daß, nach Livingstone's Aussage, die Eingeborenen der Kalahari-Steppe das Thier zur Jagd abrichten sollen.



Wüstenfuchs.

Der Fennek.

Meister „Reinecke" ist zwar ein ganz nichtswürdiger Gauner und Strauchdieb, aber man kann ihm trotzdem nicht recht gram sein, denn er macht durch den genialen Humor, mit dem er seine Gaunereien ausführt, durch die blasirte Nonchalance, mit der er dem Bauer die Gans vor der Nase wegstiehlt, den angenehmen Eindruck eines in seiner Art abgerundeten Virtuosen, wie v. Tschudi sich ausdrückt. Seine Verschlagenheit, seine Jagdweisen, die Organisation seiner Augen sind mehr die der Katze als des Hundes, so daß er beide zu vermitteln scheint. Wenigstens besitzt er fast alle Laster derselben und überhaupt einen bewundernswerthen Universalismus des Talents, verbunden mit einer so ausgezeichneten Organisation des Körpers, daß er in dieser Beziehung fast selbst den Haushund übertrifft. Er ist feiner, vorsichtiger, berechnender, behender und elastischer als dieser, von großem Gedächtniß- und Ortssinne, erfinderisch, geduldig, entschlossen, gleich gewandt im Springen, Schleichen, Kriechen und Schwimmen. Wo seine Kraft nicht ausreicht, oder es ihm unbequem ist, Gewalt zu brauchen, da nimmt er zu der List seine Zuflucht. Daß er dem reinlichen Grimbart — um sich hinterher seiner Wohnung zu bemächtigen — die Losung vor die Thür setzt und ihn durch deren abscheulichen Geruch gleichsam ausräuchert, ist kennzeichnend für die gemeine Nichtswürdigkeit des Fuchscharakters; aber Humor liegt in dem Verfahren.

So übel beleumundet wie Meister Reinecke ist nun zwar unser kleiner Fennek nicht, allein der Fuchs sieht ihm dennoch aus den Augen, und vielleicht ist er nur darum nicht so schlimm, weil es ihm als Bewohner der Wüste an Gelegenheit fehlt, sich auszubilden.

Im Juni 1874 kehrte der bekannte Afrikareisende Dr. Schweinfurth von einer Erforschungsreise der Oase Chargeh in der libyschen Wüste mit einer reichen botanischen, zoologischen und paläontologischen Ausbeute zurück und brachte auch eine Anzahl Wüstenfüchse lebend mit nach Europa. Zehn

davon kamen glücklich in Berlin an und wurden dem zoologischen Garten zum Geschenke gemacht, wo sie großes Interesse erregten. — Es sind aber auch äußerst niedliche und zierliche Geschöpfe, diese Kleinsten ihres Geschlechts, mit den großen Augen und den auffallend großen Ohren, die dem Kopf ein ganz apartes Aussehen geben, dem der Fledermaus ähnlich. Der Fennek erreicht mit Einschluß der Standarte nicht ganz die Länge von 2 Fuß; der Körper ist ca. 15, der buschige Schwanz ca. 8 Zoll lang. Die Ohren haben Kopfeslänge, nämlich 3 Zoll 6 Linien, und sind 2 Zoll breit, am Innenrande lang behaart. Der breite Kopf spitzt sich schnell zur zierlichen Schnauze zu. Der Pelz ist sehr weich und — dem Aufenthalt in der Wüste angemessen — von blaßgelber Farbe, auf dem Rücken mit schwarzen und weißen Haaren gemischt, unten weißlich. Die Standarte hat etwas dunklere, fast ockergelbe Haare, eine schwarze Spitze und einen schwarzen Fleck an der Wurzel. Die sehr langen Bartborsten, die Augenbrauen und die Backenborsten sind glänzend schwarz. List, Verschlagenheit und Mordgier spiegeln sich auch in den Augen des Wüstenfuchses, aber gemildert durch eine gewisse Naivetät des Ausdrucks; die Physiognomie ist nicht so impertinent gaunerhaft wie bei Meister Reinecke. — Die Gier, mit welcher unsere Fenneks selbst ohne Hunger über die ihnen mitunter als besondere Leckerbissen gespendeten jungen Sperlinge herfallen, würde in größeren Verhältnissen Abscheu erregend sein; aber diese kleinen und zierlichen Wüstenfüchse machen das Mordgeschäft mit einer so harmlosen Unbefangenheit ab, daß trotz allen Bedauerns mit den Opfern desselben die Komik dabei doch überwiegt.

Der Fennek ist so ziemlich über alle Wüsten- und Steppengegenden Nordafrika's verbreitet, aber die scheue Vorsicht des kleinen Gesellen, sein sandgelbes Kleid und der Umstand, daß er erst bei einbrechender Dunkelheit auf den Raub auszieht, erschwert die Beobachtung seiner Lebensweise, und erst in neuerer Zeit haben wir ausführlichere Kunde über dieselbe bekommen.

Der schwedische Consul Skjöldebrand in Algier und der Afrikareisende Bruce gaben die ersten Nachrichten über den Wüstenfuchs. Die Beschreibung Beider war jedoch unvollständig, und die mit Bestimmtheit aufrecht erhaltene Behauptung des Letzteren, daß das Thier auf Bäume steige und sich von Früchten nähre, veranlaßte einen zoologischen Wirrwarr, der erst durch den Afrikareisenden Rüppel endgültig entschieden wurde; vorher war der Fennek von Hermann den Eichhörnchen und von Geoffroy den nächtlichen Galagos oder Ohraffen mit dem Fuchskopfe beigezählt worden. Rüppel verschaffte sich auf seiner Reise nach der Wüste von Ambukol und Korti, 1824 und 1825, drei Exemplare des streitigen Thieres und erkannte an deren Schädel und Zahnbau die völlige Uebereinstimmung mit der Gattung Hund. Das Skelett ist namentlich dem des Fuchses völlig ähnlich, doch ist der Paukenknochen verhältnißmäßig größer, was zur Größe des Ohres in Beziehung steht.

Skjöldebrand nannte den Wüstenfuchs nach Rüppel's „Zoologischem Atlas" (1826) „Zerda", wie er bei den Mauren heißt (nach Anderen heißt er „Jerda"). Bruce gab ihm den arabischen Namen „Fennek". — Statt ἀλώπηξ kommt bei einigen griechischen Schriftstellern wie Aristophanes, Lucian und Oppian auch der Name κερδώ (von κέρδος, Gewinn, List, Schlauheit) zur Bezeichnung des Fuchses vor; möglich, daß zwischen κερδώ und Zerdo oder Zerda ein etymologischer Zusammenhang besteht. — Der wissenschaftliche Name des Wüstenfuchses ist Canis cerdo; Illiger nennt ihn Megalotis cerdo und Griffith Megalotis Brucei (Bruce's Großohr). Da aber seit Rüppel unzweifelhaft festgestellt ist, daß der Fennek dem Hundegeschlecht angehört, so ist es falsch, ihn noch ferner Megalotis zu nennen. In dem Thierverzeichnisse der Londoner zoologischen Gesellschaft von Sclater ist der Fennek mit dem Linné'schen Namen Canis cerdo aufgeführt.

Der Fennek ist ausschließlich Wüstenbewohner. Er verbringt den Tag in selbstgegrabenen Höhlen und kommt erst nach Sonnenuntergang zum Vorschein. Die Nägel der Vorderfüße sind nach Kretzschmar's Messung eine halbe Linie länger als die der Hinterfüße und lassen auf die Geschicklichkeit des Fenneks im Graben schließen. Diese ist in der That merkwürdig und rettet dem schlauen Burschen öfters das Leben; denn plötzlich ist er dem Auge seines Verfolgers entschwunden; er hat die günstige Gelegenheit wahrgenommen und sich nach Art der Gürtel- und Schuppenthiere in den lockeren Sand eingewühlt. — Der Fennek legt seinen Bau gern in der Nähe eines Strauches oder Krautes an, um gleich beim Ausgang aus dem Kessel eine Deckung zu haben und wohl auch des festeren Bodens wegen. Der Kessel wird mit Fasern, Federn und Haaren ausgefüttert. Hier wirft die Füchsin nach Aussage der Eingeborenen im März 3 bis 5 blinde Junge, welche sie mit derselben zärtlichen Sorgfalt großzieht wie Frau Reinecke die ihrigen.

Wenn der Fennek seinen Bau verläßt, so eilt er, wie Augenzeugen erzählen, zunächst einer Quelle oder einem Tränkplatze zu, um den Durst zu stillen, dabei läuft er aber nicht geradeaus über die Sanddünen, sondern sucht sich zur Deckung immer die Tiefen derselben aus. Bei seinen nächtlichen Raubzügen leisten ihm das scharfe Gesicht, die feine Nase und das feine Gehör vortreffliche Dienste. Hat er mittelst dieser Sinne irgend eine Wüstenlerche oder ein Steppenhuhn aufgespürt, so duckt er sich ganz auf den Bauch und schleicht nun auf Sammtpfoten näher, unsichtbar, unhörbar, mit schlauer Benutzung des Terrains; er bemeistert seine Gier, um desto sicherer zum Ziele zu kommen, und erst wenn er seinem Opfer so nahe gerückt, daß es ihm nicht mehr entgehen kann, springt er zu. Kleine Vögel und deren Eier sind ihm Leckerbissen. Außerdem nährt er sich von Renn- und Springmäusen, Eidechsen und Kerfen. Was sich regt und bewegt, das beißt er zunächst todt und hält dann mit

Muße seine Mahlzeit. Zur Zeit der Heuschreckenschwärme ist er Entomophag oder Insectenfresser, zur Zeit der Dattelernte Vegetarianer. Auch Datteln gehören zu den Lieblingsgerichten des Wüstenfuchses. — Wie mir Dr. Schweinfurth erzählte, findet man die Kerne dieser Frucht weitab von den Dattelplätzen. Die Wüstenfüchse mußten also die Datteln mit fortgeschleppt und erst in der Nähe ihres Baues verzehrt haben, oder sie mußten sie mit den Kernen hinuntergeschluckt und diese dort später ausgeschieden haben. Wie ich mich bei den Gefangenen des Berliner zoologischen Gartens überzeugte, schlucken sie die Dattelkerne trotz der unverhältnißmäßigen Größe derselben dennoch mit hinunter und scheiden sie ohne Beschwerde wieder aus. Die Raubthiere kauen eben ihre Nahrung weniger, als sie dieselbe verschlingen; mancher Knochensplitter wird da mit hinuntergewürgt und kann, wenn er sich etwa im Mastdarme quer stellt, den Tod des Thieres zur Folge haben.

Man jagt den Fennek, indem man ihn entweder ausgräbt oder an den Ausgängen seines Baues Haarschlingen anbringt, in denen er sich fängt. An der libyschen Nilseite bauen die Eingeborenen nach Dr. Schweinfurth's Mittheilung kleine kegelförmige Strohhüttchen mit einer Oeffnung, welche groß genug ist, um den Fennek durchzulassen. An der Oeffnung ist eine Schlinge angebracht und mehr im Hintergrund als Köder eine Dattel. Von seinem feinen Geruche geleitet, schleicht der Fennek herbei und will sich der leckeren Speise bemächtigen, da sitzt ihm die Schlinge um den Hals. Ingrimmig beißt er um sich und sucht sich zu befreien; aber vergebens, denn die Schlinge läuft durch ein Rohrstück, welches beim Zuziehen sich an den Hals anschließt und den schwachen Kiefern des Gefangenen hinlänglichen Widerstand bietet. Oberhalb des Rohres könnte der Fennek die Fesseln durchbeißen, aber daran denkt er so wenig wie andere Thiere in seiner Lage; er fühlt sich am Halse gefangen, und da sucht er das Hemmniß seiner Freiheit zu durchbeißen.

Gefangene Fenneks werden so zahm, daß sie ihrem Pfleger wie Hunde folgen, aber die scheue Aengstlichkeit ihres Naturells legen sie nie ganz ab. — Lange halten diese Wüstenthiere in unserem nordischen Klima nicht aus; die Veränderung ihrer Lebensweise mag wohl mit beitragen zu ihrer Kurzlebigkeit in Gefangenschaft. — Die Stimme des Fenneks besteht in einem dünnen Gekläffe, das wie „Aehähäh" klingt und bei besonderer Erregung in ein Gekreische übergeht.

Wie Giebel in seiner „zoologischen, anatomischen und paläontologischen" Beschreibung der Säugethiere (1855) behauptet, soll der Fennek sich von den anderen Füchsen durch eine runde Pupille unterscheiden. Es ist das ein Irrthum, der auch von anderen Naturforschern getheilt wird. Die Pupille des Fenneks ist zwar breiter als bei Meister Reinecke und seiner Sippe, aber keineswegs rund, sondern oval oder vielmehr elliptisch. So und nicht anders wurde sie von verschiedenen competenten Beobachtern zu

verschiedenen Zeiten erkannt und auch mehrfach abgebildet. Wie mir Dr. Bodinus nach einer wiederholten Besichtigung seiner Gefangenen mittheilt, nimmt die braune Iris des Wüstenfuchses gegen das Sehloch zu eine schwärzliche Farbe an; dadurch erscheint die Pupille breiter, als sie wirklich ist, und auf einer solchen Täuschung mag denn auch wohl der Irrthum beruhen, sie sei rund.

Der Lippenbär.

Unter der marktschreierischen Bezeichnung eines „Löwen-Ungeheuers" (lion-monster) wurde 1790 in England ein Thier zur Schau gestellt, welches den Naturforschern in Bezug auf seine systematische Einreihung viel zu schaffen machte. Delametherie hat es in dem „Journal der Physik" vom Jahre 1792 als „großes, den Naturforschern bis dahin unbekanntes Quadruped" beschrieben. Von wem er die ziemlich genaue und eingehende Beschreibung nebst Abbildung bekommen, ist nicht gesagt; aber danach schon erklärt er, daß das sogenannte Löwen-Ungeheuer, welches angeblich aus dem Inneren von Afrika stammen sollte, weder in Bezug auf Gestalt, noch Sitten Aehnlichkeit mit dem Löwen habe, sondern mit dem Bären. Es jedoch für einen wirklichen Bären zu halten, mußte er wegen des Unterschiedes im Zahnsystem scheinbar begründeten Anstand nehmen. Der Bär hat Schneidezähne und dem problematischen „Löwen-Ungeheuer" fehlten sie angeblich. Gestützt auf Delametherie's Beschreibung, gab Sonnini in Büffon's Naturgeschichte dem unbekannten Quadruped den provisorischen Namen Bärenfaulthier (Paresseux-ours). Pennant und Shaw, die Gelegenheit hatten, das Thier mit eigenen Augen zu schauen und zu untersuchen, wollten ebenfalls bemerkt haben, daß es keine Schneidezähne, sondern nur Eck- und Backenzähne habe. Sie trugen daher kein Bedenken, dasselbe für eine neue Faulthierart zu halten und legten ihm wegen seiner großen Aehnlichkeit mit der Gestalt des Bären den Namen des bärenartigen Faulthiers bei (Bradypus ursinus). Im Vertrauen auf die Richtigkeit der von Pennant und Shaw gegebenen Beschreibungen zählte Illiger (Prodomus systematis Mammalium et Avium. Berolin. 1811) das Thier zu seiner Familie der Tardigraden und stellte es, die Form und Zahl der Zähne, sowie die Bildung der Nägel berücksichtigend, die von denen der Faulthiere abweicht, als eine besondere Gattung auf, die er ob der sehr beweglichen und ausdehnbaren Lippen des Thieres Prochilus (πρό-χειλος), d. h. Lefzenthier, nannte.

Buchanan hat indessen schon im Jahre 1807 erklärt, daß dieses angebliche Bärenfaulthier der Naturforscher ein echter Bär wäre. Ob den betreffenden Naturforschern Buchanan's Reisebeschreibung von Madras durch Mysore, Canara und Malabar unbekannt geblieben, oder ob sie die allerdings unmotivirte Behauptung bezweifelten, bleibt dahingestellt; dieselbe erhielt jedoch durch Blainville, Tiedemann und Cuvier eine weitere Bestätigung.

„Bei der über das löwenartige Faulthier herrschenden Ungewißheit," erklärt Tiedemann in seiner 1820 zu Heidelberg erschienenen Abhandlung über dasselbe, „war es mir sehr erwünscht, im verflossenen Sommer hier ein schönes männliches Thier der Art in einer wandernden Menagerie anzutreffen, welches der Thierhändler unbekanntes Thier aus Bengalen nannte. Ich versäumte die Gelegenheit nicht, es genau zu untersuchen, und vor Allem richtete ich mein Augenmerk auf die Bildung der Zähne. Mit Bestimmtheit ergab sich bald, daß Pennant und Shaw in der Untersuchung der Zähne zu oberflächlich verfahren waren, daß allerdings Schneidezähne vorhanden sind, und daß das Thier nicht zu den Faulthieren, sondern zu der Gattung der Bären gezählt werden muß.

„Um die Zähne betrachten zu können, ließ ich dem Thiere durch seinen Wärter ein Stück Fleisch über den Kopf halten, doch so, daß es dasselbe nicht leicht fassen konnte; worauf es den Mund weit öffnete. Wiederholt konnte ich auf diese Weise die Zahl und Beschaffenheit der Zähne genau erkennen. Im Unterkiefer zählte ich sechs Schneidezähne, zwei Eck- und zwölf Backenzähne. Von den kleinen zugespitzten Schneidezähnen waren nur vier vollkommen erhalten, zwei dagegen abgebrochen, nämlich der erste mittlere auf der linken und der zweite auf der rechten Seite, jedoch konnte man die abgebrochenen Wurzeln erkennen. Die langen, stark vorspringenden, kegelförmig zugespitzten und mit der Spitze etwas rückwärts gekrümmten Eckzähne griffen beim Schließen des Mundes in eine Lücke des Oberkiefers zwischen die Schneide- und Eckzähne ein, ganz auf dieselbe Weise wie bei fleischfressenden Thieren. Von den sechs Backenzähnen auf jeder Seite waren die drei ersten klein und zugespitzt; der vierte, der größte, sowie der fünfte waren mehr eckig und schwach höckerig; der sechste endlich bestand aus einer einfachen abgerundeten Krone. Im Oberkiefer waren gleichfalls sechs Schneide-, zwei Eck- und zwölf Backenzähne vorhanden. Von den kegelförmig zugespitzten Schneidezähnen war nur der äußerste auf jeder Seite vollkommen erhalten, die übrigen waren theils abgebrochen, theils ausgefallen; dennoch ließen sich die Stellen, wo sie gesessen, aufs Deutlichste wahrnehmen. Die Eckzähne hatten dieselbe Bildung wie die des Unterkiefers. Von den sechs Backenzähnen auf jeder Seite waren die beiden vorderen klein und etwas zugespitzt; der dritte etwas größere erschien abgerundet; der vierte, fünfte und sechste Zahn, bei weitem die größten, nahmen allmälig an Größe zu und waren mehr kronig und schwach hügelig. Aus dieser Angabe der Zahl und

Gestaltung der Zähne ergiebt sich, daß Pennant und Shaw die Untersuchung der Zähne mit wenig Sorgsamkeit angestellt haben. Ferner springt die größte Aehnlichkeit dieses Thieres im Gebisse mit dem der Bären von selbst in die Augen, und es läßt sich schon daraus mit Bestimmtheit vermuthen, daß eine gleiche Uebereinstimmung der inneren Organisation vorkommen werde."

Was Tiedemann vermuthete, das haben spätere anatomische Untersuchungen bestätigt, denn der Lippenbär kam von nun an häufiger nach Europa und fehlt jetzt in keinem zoologischen Garten von Bedeutung. Bei diesen Untersuchungen stellte es sich denn auch heraus, daß der Lippenbär leicht die Vorderzähne verliert, was eben der Grund war, daß man ihn zu den Faulthieren stellen wollte. Sykes versichert, daß unter vielen Schädeln, welche er untersuchte, keiner gewesen sei, der mehr als vier Schneidezähne im Oberkiefer gehabt hätte, während sich unten die gewöhnlichen sechs zeigten. Da er selbst an einem sehr jungen Individuum diesen Mangel bemerkte und überdies kein Anzeichen, daß sie früher vorhanden gewesen, so ist er der Meinung, daß man den Lippenbären von der Gattung Ursus trennen müßte. Dagegen versichert Wagner in seinen Supplementen zu Schreber's „Säugethieren", daß er bei Untersuchung eines zwar noch nicht vollständig erwachsenen, aber bereits mit allen Backenzähnen versehenen Exemplares der Münchener Sammlung das Gegentheil wahrgenommen habe. Während der Unterkiefer desselben seine sechs Vorderzähne aufzuweisen hat, finden sich im Oberkiefer allerdings nicht mehr als vier, indem das mittlere Paar bereits verloren gegangen ist; es hat jedoch den unzweifelhaften Beweis seines früheren Vorhandenseins dadurch geliefert, daß die Alveolen für dasselbe noch vorhanden sind. — Wie die Bären und Raubthiere überhaupt, so hat auch der Lippenbär oben beiderseits sechs, unten sieben Backenzähne. Tiedemann, der seiner Beschreibung nach auch im Unterkiefer beiderseits nur sechs Backenzähne zählte, hat wohl einen der leicht ausfallenden kleinen Lückenzähne übersehen, was bei der Untersuchung an einem lebenden Thiere leicht geschehen kann.

Der Kopf des Lippenbären läuft in eine lange rüsselartige Schnauze aus; der Nasenknorpel bildet eine flache, leicht bewegliche Platte; ebenso sind die beiden Lippen sehr beweglich und können weit vorgestreckt, eingezogen und umgeschlagen werden, zumal die untere. Ihre Beschaffenheit und das fortwährende Spiel derselben rechtfertigen den specifischen Namen dieses Bären, der übrigens auch in der Figur und Behaarung von der typischen Form abweicht. Er ist niedriger gestellt als die übrigen Bären und erscheint deshalb noch plumper, zumal die langen straffen Haare des Körpers sich um die Ohren und die Schultern so sehr verlängern, daß sie jene nicht nur vollständig bedecken, sondern auch dem ganzen Vordertheil eine unförmliche Breite geben. Der kurzhaarige Kopf sticht sonderbar gegen seine langhaarige Um-



Lippenbär.

rahmung ab. Das Fell des Lippenbären ist glänzend schwarz; die Schnauze schmutzig weißlich, in der Jugend lichtgelb bräunlich; am unteren Theile des Halses vor der Brust findet sich eine gelblich weiße hufeisenförmige Binde mit weit auseinander liegenden Schenkeln. Auf dem Rücken verlängern und kräuseln sich die straffen Haare und bilden zwei verworrene Wülste, die das Aussehen des Lippenbären noch absonderlicher machen. Die Länge desselben beträgt fünf Fuß, die des Schwanzstummels vier Zoll; die Höhe am Widerrist zwei Fuß acht Zoll. Die Beine sind kurz und dick und mit fünf licht hornfarbenen langen und scharfen Krallen bewehrt. Die Nägel der Vorderfüße sind weit länger, schärfer und gekrümmter und mehr von den Seiten zusammengedrückt als die der Hinterfüße. Am größten und stärksten ist die innere Zehe jedes Vorderfußes; die folgenden nehmen allmälig nach außen an Länge und Stärke ab.

Wie die anderen Bären, so tritt auch der Lippenbär mit der ganzen Sohle auf, da er aber die Vorderfüße dabei stark nach einwärts kehrt, so gewinnt es den Anschein, als ob nur der Außenrand der Tatze den Boden berühre. Dadurch und durch die breite Stellung der Beine erinnert der Lippenbär einigermaßen an das Faulthier oder den Ameisenbären. Bischof Reginald Heber von Calcutta erblickt in dem Lippenbären ein Verbindungsglied zwischen dem Dachs und dem gemeinen Bären und schreibt ihm, von der Lebhaftigkeit abgesehen, eine allgemeine Aehnlichkeit mit dem Faulthiere zu (Narrative of a Journey through the upper provinces of India from Calcutta to Bombay 1824—1825). Die kleinen schweinsartigen Augen mit runder Pupille und dunkelbrauner Iris sind schief gestellt wie bei dem gemeinen Bären und haben einen matten Ausdruck. Die Nasenlöcher ziehen quer über die kahle Platte des Nasenknorpels und sind durch eine dünne Scheidewand getrennt.

Der wissenschaftliche Name des Lippenbären ist Ursus labiatus, bei Tiedemann Ursus longirostris oder aber Melursus labiatus und Prochilus labiatus. Im Englischen heißt er heutzutage noch Sloth-bear, d. h. Faulthierbär, im Französischen Ours jongleur. Das lateinische Melursus (Honigbär) weist auf die Liebhaberei des Lippenbären hin, das französische Ours jongleur (Gauklerbär) auf seine Dressurfähigkeit. Ob er geschickter als der gemeine Bär, lasse ich dahingestellt sein; daß er komischer aussieht, ist gewiß. Er galoppirt beim Anblick seiner Mahlzeit so bärenmäßig freudig in seinem Käfig umher und schlägt dabei so drollige Purzelbäume, daß man sich des Lachens nicht erwehren kann. Dabei ist der Lippenbär gutmüthig und leicht zähmbar: Gründe genug für die indischen Gaukler, sich vorzugsweise seiner zur Abrichtung zu bedienen und ihn zur Belustigung des Volkes umherzuführen.

Die Nahrung des Lippenbären besteht aus allerlei Wurzelwerk, saftigen Stengeln und Früchten; er wühlt die Ameisen- und Termitennester auf, und

zieht die Thiere mit der Zunge ein; auch Vogeleier liebt er und besonders Honig; Fleisch scheint er nur im Nothfalle zu fressen und größere Wirbelthiere nur bei starkem Hunger anzugreifen. Den Menschen flieht er, und nur bei plötzlicher Ueberraschung setzt er sich zur Wehr und wird dann sehr gefährlich. Wie unser Petz, so geht auch er auf den Hinterbeinen auf seinen Feind los, schlägt ihn mit der Tatze zu Boden oder zerdrückt ihn in eiserner Umarmung. Daß er unter fortwährendem Saugen mit den Lippen gemächlich Glied für Glied zermalme, wie man sich in Ostindien erzählt, ist eine augenscheinliche Uebertreibung. Es mag vorkommen, daß der Umfaßte nicht gleich nach dem ersten Drucke todt ist und deshalb von dem Bären wiederholt und fester umklammert wird, aber angeborene Grausamkeit liegt diesem Verfahren gewiß nicht zu Grunde. Buchanan behauptet, daß der Lippenbär, wenn er von einem Menschen plötzlich überrascht oder gestört werde, nach der Aussage der Eingeborenen diesen zwar tödte, aber nicht auffresse. Treibenden Hunger abgerechnet, mag er damit Recht haben. Was J. E. Tennent in seiner Beschreibung von Ceylon (London, 1859) über den Lippenbären sagt, stimmt mit dem Obigen überein.

„Obgleich der Bau des Bären zeigt, daß er von Natur Allesfresser," heißt es daselbst, „so nährt er sich auf Ceylon doch selten von Fleisch; seine einsiedlerische Gewohnheit, Honig und Früchte zu suchen, machen ihn furchtsam und scheu. Daher zeigt er bei der Annäherung eines Menschen oder anderer Thiere Unruhe, und da er zu einem schnellen Rückzuge unfähig ist, so verleitet ihn mehr seine Furcht als angeborene Neigung zum Angriff. Er ist unter diesen Umständen so wüthend, daß die Singhalesen ihn mehr fürchten als irgend ein anderes Thier des Waldes. Wenn der Eingeborene kein Gewehr hat, so versieht er sich in Gegenden, wo der Bär häufig ist, wenigstens mit einer leichten Axt, „Kodelly" genannt, um diesem damit auf den Kopf zu schlagen. Der Bär geht seinerseits stets auf das Gesicht los, und wenn es ihm gelingt, sein Opfer niederzuwerfen, so bedroht er zunächst dessen Augen. Ich habe auf unseren Reisen öfters Leute angetroffen, welche von solchen Begegnissen her furchtbare Wunden an sich trugen, deren helle Ränder erschrecklich abstachen gegen die schwarze Hautfarbe.

„Die Postboten, welche stets bei Nacht reisen, sind oft von diesen Thieren gefährdet, besonders längs der Küste von Putlam nach Aripo, wo sie in großer Zahl gefunden werden; sich vor Ueberraschung zu schützen, tragen jene Leute gewöhnlich Fackeln, um die Bären zu warnen und sie in den Stand zu setzen, sich aus dem Staube zu machen."

„Die Viddahs in Bintenne, deren Hauptschatz in Honig besteht," erzählt Tennent weiter, „leben in beständiger Furcht vor den Bären, weil diese, von dem Wohlgeruche angezogen, ihre ärmlichen Wohnungen überfallen, verlockt von der unwiderstehlichen Versuchung."

Auch die Sorghofelder, die Zuckerpflanzungen und Obstanlagen werden durch den Besuch dieser Bären oft empfindlich geschädigt.

Die Heimath des Lippenbären ist Ostindien, aber nicht ausschließlich, wie früher behauptet wurde; er kommt auch auf Ceylon vor, zumal auf den niederen und trockenen Districten der Nord- und Südostküste. Während einer starken Trockenheit, welche 1850 in der Nordprovinz herrschte, war die Gegend von Caretchy, nach Tennent, so von Bären heimgesucht, daß die Frauen ihre gewohnten Bäder im Flusse gänzlich einstellen mußten, weil sie im Wasser häufig auf Bären stießen, welche der Durst nächtlicher Weile zu dem Flusse getrieben, und die nun an dem weichen und schlüpfrigen Ufer nicht mehr emporklettern konnten.

Der Lippenbär wohnt in natürlichen und selbstgegrabenen Höhlen. Gegen die Hitze ist er namentlich an den Fußsohlen sehr empfindlich, und wenn er in der Mittagssonne über öde Strecken gejagt wird, kann er bald nicht mehr weiter. Die Bärin wirft ein Junges, selten zwei, und trägt es anfänglich gleich dem Faulthier auf dem mit buschigem Haarwulste gesattelten Rücken.

Man jagt den Lippenbären nicht allein zum Vergnügen, sondern auch wegen seines wohlschmeckenden Fleisches; das Fett halten die Indier für ein probates Mittel gegen Gicht.

Wie schon früher angedeutet wurde, fehlt der Lippenbär jetzt in keinem zoologischen Garten von Bedeutung. Er hält sehr lange aus, ist gutmüthig und ehrlich und gegen Seinesgleichen sehr zärtlich. Wenn er nicht schläft, so brummt er, die Tatzen beleckend, vergnüglich vor sich hin, oder er sitzt auf den Hinterbeinen am Gitter und bettelt wimmernd wie unser Braun. Nur im Zorn, wozu er aber schwer zu reizen, stößt er rauhbrüllende Töne aus.

Die Paradiesvögel.

a. Der Paradiesvogel der Fabel.

In den Schriften der alten Griechen und Römer ist mehrfach von einem Vogel die Rede, welcher seiner wunderbaren Schönheit und Seltenheit wegen dem Sonnengotte heilig war, und sich ausschließlich von Luft und Thau nährte, oder nach Ovid's „Metamorphosen" von den Thränen des Weihrauchs und dem Balsam des Amomums.

Was die Alten, von Herodot ab, weiter über diesen Vogel gefabelt haben, das faßt Plinius (10, 2) in die Worte zusammen: „Das Land der Neger und der Indier bringt Vögel hervor, deren Farbenpracht sich nicht beschreiben läßt; aber berühmter als alle ist der in Arabien* lebende Phönix, dessen Geschichte freilich sehr fabelhaft klingt, der einzige seiner Art im Weltall, nur selten sichtbar. Er soll die Größe eines Adlers haben, am Halse in Goldfarbe glänzen, übrigens purpurfarbig sein und im Schwanze himmelblaue und rosenrothe Federn haben; sein Kopf soll oben mit einem Federbusch, unten mit Kammlappen geziert sein. Unter den Römern ist der gelehrte Senator Manilius der Erste gewesen, der genauere Nachrichten über den Vogel Phönix gegeben hat. Niemand, sagt er, hat ihn je fressen sehen. In Arabien ist er der Sonne heilig. Er lebt 509 Jahre; im Alter baut er sich ein Nest aus den Zweigen wohlriechender Bäume, füllt es mit wohlriechenden Dingen und stirbt auf ihm. Aus seinen Gebeinen entsteht darauf eine Art Wurm, der sich in einen neuen Phönix verwandelt, das ganze Nest, um seinen Vorgänger zu bestatten, nach Panchaia (?) in die Sonnenstadt trägt und dort auf dem Altare niederlegt. Nach Angabe desselben Manilius stimmt das Leben des Phönix mit der Dauer des Großen Jahres über-

* Unter Arabien verstanden die Alten den ganzen Osten, einschließlich des malayischen Archipelagus.

ein, bei dessen Vollendung sich die Jahreszeiten und Gestirne wieder in der alten Ordnung befinden. — Wie Cornelius Valerianus berichtet, ist unter dem Consulat des Quintus Plautius und Sextus Papinius ein Phönix nach Aegypten geflogen; auch ist einer unter der Censur des Kaisers Claudius, im Jahre der Stadt 800, nach Rom gebracht und öffentlich dem Volke gezeigt worden, eine Thatsache, welche durch das Staatsarchiv bezeugt wird, obgleich kein Mensch daran zweifelt, daß dieser Phönix unecht war."

Wie in der Bibel Nashorn und Einhorn zu einem Thiere Namens „Reem" verschmolzen sind, so vereinigen sich auch hier Goldfasan und der, der Sage nach, nur von Luft und Thau lebende Paradiesvogel zu dem ornithologischen Phantasiegebilde Phönix, und wahrscheinlich wurde der in Rom zur Schau gestellte Phönix nur darum für unecht gehalten, weil er statt ätherischer, irdische Speise zu sich nahm, d. h. als richtiger Goldfasan Getreidekörner und Gewürm verzehrte.

Der Paradiesvogel kommt zwar nur auf Neu-Guinea und den umliegenden Inseln vor, war aber schon in vorhistorischer Zeit Handelsartikel, ein gesuchter Schmuck der malayischen und ostindischen Fürsten. Durch Autopsie scheinen ihn gleichwohl die alten Schriftsteller nicht kennen gelernt zu haben,* denn in ihren Beschreibungen wiederholen sich durchweg nur die über den seltenen Vogel verbreiteten Fabeln. Auch bei den Schriftstellern der Folgezeit, wie Pomponius Mela, Oppian und Lactantius, der im vierten Jahrhundert ein eigenes Gedicht über den Phönix herausgegeben hat, ist dies der Fall. Albertus Magnus erklärt in seinem Thierbuch des dreizehnten Jahrhunderts die Phönixsage zwar großentheils für eitel Lüge, zumal die Behauptung, „daß dieser Vogel on alle vermischung oder zuthuung menlichs oder weiblichs geschlechts geboren werden soll," vermag aber nichts Positives dagegen einzusetzen. Erst durch den navigatorischen Aufschwung des sechzehnten Jahrhunderts sollte Europa den Vogel endlich kennen lernen, der die Phantasie der Alten zu so wunderlichen Erfindungen angeregt hatte.

Als die ersten europäischen Reisenden die Molukken erreichten, um Gewürznelken und Muskatnüsse zu suchen, wurden ihnen getrocknete Vogelbälge

* Manche sind entgegengesetzter Ansicht, indem sie den „Rhyndakes" (nicht rhyntaces oder rhyntax) der Perser für eine Art Paradiesvogel halten. Da aber Ktesias in seinen persischen Fragmenten über diesen Rhyndakes nichts weiter sagt, als daß es ein kleiner, eigroßer Vogel sei, ohne Eingeweide und ganz gefüllt mit Fett, der sich ausschließlich von Luft und Thau nähren soll, so erscheint die Identität des Rhyndakes mit einem der prachtvollen Paradiesvögel doch sehr problematisch; etwas orientalische Uebertreibung abgerechnet, könnte mit obiger Beschreibung vielmehr ein kleiner Marktvogel von besonders feinem Geschmack gemeint sein. Es erscheint das um so gewisser, weil Parysatis, die Gemahlin des verstorbenen Darius II., ihre Schwiegertochter Stathira mittelst eines gebratenen Rhyndakes aus dem Wege räumte, indem sie den Vogel mit einem Messer durchschnitt, dessen eine Seite vergiftet war.

angeboten, die so seltsam und schön waren, daß sie selbst die Bewunderung der nur nach Reichthum jagenden Seefahrer erregten. Die malayischen Händler nannten sie „Manuk Dewata" oder Göttervögel, was die Portugiesen durch „Passaros da Sol", d. h. Sonnenvögel übersetzten. Nach malayisch-muhamedanischer Sage stammen diese Vögel, die nie Jemand lebend gesehen, aus dem Paradiese. Sie leben in der Luft, wenden sich stets gegen die Sonne und lassen sich vor ihrem Tode niemals auf die Erde nieder; auch haben sie weder Füße noch Schwingen, und machen den, der sie trägt, unbesiegbar im Kampfe. — Die getrockneten Paradiesvogelbälge, welche den Europäern zu Gesichte kamen, unterstützten durch die eigenthümliche Pracht ihres Gefieders, zumal aber durch die Thatsache, daß ihnen wirklich Flügel und Füße fehlten, jene Wundermähr, und die Stimme der Wahrheit blieb unbeachtet.

Der berühmte italienische Reisende Antonio Pigafetta, welcher unter Magelhaens die erste Erdumsegelung mitmachte und im Jahre 1522 glücklich in Spanien wieder anlangte, erzählt in seinem von C. Amoretti herausgegebenen Tagebuche, daß der Beherrscher von Bachian (eine der molukkischen Inseln) ihnen für den König von Spanien zwei ungemein schöne todte Vögel gegeben habe. „Diese Vögel sind so groß wie Drosseln, haben einen kleinen Kopf, einen langen Schnabel, Beine, so dünn wie eine Schreibfeder und so lang wie eine Hand, sie haben keine Flügel, sondern an deren Statt lange Federn von verschiedener Farbe, großen Federbüschen ähnlich" &c.*

Kurze Zeit nach der Entdeckung der Molukken durch die Portugiesen hatte also Pigafetta bereits eine — bis auf die fehlenden Flügel — ziemlich wahrheitsgetreue Beschreibung des Paradiesvogels gegeben, aber die Bälge, die nachgehends nach Europa gebracht wurden, waren fußlos und gaben ihm — „augenscheinlich" Unrecht.

Es ist ein merkwürdiger Zug in der menschlichen Natur, ein psychologisches Räthsel, daß gerade das Wunderbare, das Uebernatürliche, ja Unnatürliche und Unglaubliche mit Vorliebe geglaubt wird, und nicht allein von einfachen Dorfbewohnern, denen der heimgekehrte Matrose seine Reiseabenteuer erzählt, sondern selbst von Gebildeten. Bei den Alten war der Phönix ein vorzugsweise allegorischer Vogel und konnte als solcher nicht allein von Luft leben, sondern auch im Flammentode seine Wiederauferstehung feiern; der wirkliche Phönix aber, der Paradiesvogel mußte, um sein Geschlecht zu erhalten, Eier legen, brüten und die Jungen großziehen, wie sämmtliches übrige Gefieder. Daß er unter diesen Umständen weder ruhelos

---

* Questi uccelli son grossi quanto i tordi, hanno testa piccola, e becco lungo, le gambe sottili come una penna da scrivere, e lunghe un palmo: non hanno ale, ma in luogo loro delle lunghe piume di diversi colori simili a gran pennachi etc.

in der Luft schweben, noch von Natur aus fußlos sein konnte, lag auf der Hand; aber die Vorliebe für das Wunderbare und Absonderliche ließ die Gelehrten des 16. Jahrhunderts diesen einfachen Schluß nicht ziehen.

Könnten wir die Geschichte des Aberglaubens überall genetisch verfolgen, so würde Vieles, was uns als abgeschmackte und unsinnige Erfindung anwidert, nur als Consequenz einer falschen Prämisse erscheinen. In diese Kategorie gehört die Fortpflanzungsgeschichte des Paradiesvogels. Wie sich die Gelehrten des 16. Jahrhunderts das Brutgeschäft eines solchen ruhelos in der Luft schwebenden Vogels dachten, ergiebt sich aus Conrad Geßner's Thierbuch, worin es unter Anderem heißt:

„In den Moluchischen Inseln unter dem Aequatore gelegen, spricht Cardanus (Geronimo Cardano), wird ein toder Vogel auff der Erden oder im Wasser gefunden, welchen sie in ihrer Sprach Manucodiatam (von „Manuko de Uata", d. h. Gottesvogel) nennen, den siehet man nimmer lebendig, dieweil er keine Füß hat .... Dieser, welchen ich nun dreymal gesehen, hat allein darumb keine Füß, weil er stets hoch in den Lüfften schwebt ....

„Deß Männleins Rücken hat inwendig eine Grube oder Höhle und in diese Höhle verbirgt (wie die Vernunfft außweist) das Weiblein seine Eyer, dieweil auch das Weiblein einen hohlen Bauch hat, daß es also in beyden Höhlen die Eyer ausbrüten könne. Dem Männlein hänget am Schwantz ein Faden, drey zwerch Händ lang, schwartz gefärbt, dieser hat eine mittel Gestalt zwischen der Runde und Viereckete: er ist auch weder zu dick noch zu zart, sondern einem Schuhmacherdrat fast ähnlich: und mit diesem soll das Weiblein, indem es die Eyer brüttet, steiff an das Männlein gebunden werden. Und ist kein Wunder, daß er stets in der Lufft sich aufhält: denn wann er seine Flügel und den Schwantz ringsweiß außstreckt, ist kein Zweifel, daß er also ohne Arbeit von der Lufft aufgehalten werde. Seine Enderung und stetiges Abwechseln im Flug kan ihm auch die Müdigkeit benehmen. Er erhält sich auch, wie ich vermeyn, von keiner andern Speiß, als deß Himmelthaues, welches dann seine Speiß und Trank ist: Darumb hat ihn die Natur darzu verordnet, daß er in den Lüfften wohnen solle. Daß er aber von der reinen Lufft lebe, oder dieselbe esse, ist der Wahrheit nicht ähnlich, dieweil dieselbige viel zu zart ist. Daß er Thierlein esse, ist auch nicht wohl möglich: weil er daselbst nicht wohnet, noch Junge machet, wo er dieselben finden könnte; so fliegen auch die Thierlein nicht, wo diese Vögel fliegen. Man findet auch solche nicht in ihrem Magen, wie bei den Schwalben. Dieß bedürffen sie aber nit, dieweil sie allein von Alter umbkommen. Sie leben auch nicht von dem Dunst oder Dampff der Erden, dann sie sich niederlassen müsten, dieweil daselbst desselbigen mehr ist. Der Dunst ist auch offt schädlich. Darumb ist es der Wahrheit am ähnlichsten, daß sie zu Nacht von dem Thau leben. Etliche stecken den Schwantz oder die Flügel

dieses Vogels auf ihre Sturmhauben, weil derjenige, so solches bey sich habe, nicht verwundet solle werden."

Aehnliches wurde dem berühmten Züricher Polyhistor von dem „Wolgelehrten Melchior Guilandinus" von Padua geschrieben mit dem charakteristischen Zusatz: „Dieser gewissen und wahrhaften Histori geben alle neue Gelehrten Beyfall, ohn allein Antonius Pigafetta, welcher gantz fälschlich und unrecht sagt, daß dieser Vogel einen langen Schnabel und Bein einer zwerch Hand lang habe: dann ich habe diesen Vogel zwey mal gesehen, und solches falsch befunden."

Auch Pierre Bélon (Bellonius), der Geßner Frankreichs, erklärt in seiner Naturgeschichte der Vögel (Paris 1555) den Paradiesvogel, dem er den Namen Phönix giebt, für fußlos, bemerkt jedoch dabei, daß die Natur diesem Mangel durch zwei fußlange, an der Spitze umgebogene, sehr harte Schwanzfedern abgeholfen habe, womit der Phönix sich an die Baumzweige hänge und so den Nachstellungen der Thiere seiner Heimath entgehe. Ueber das Brutgeschäft äußert Bélon nichts weiter, als daß Mehrere der Ansicht seien, das Weibchen lege seine Eier auf den Rücken des Männchens und brüte sie daselbst aus. Dagegen erklärt Ulysses Aldrovandi, der den Paradiesvogel gleichfalls für fußlos hält, daß dieser nicht allein hängend ausruhe, sondern auch brüte. Näheres weiß der sogenannte Pontifex maximus der Naturgeschichte allerdings nicht anzugeben, da man bis jetzt das Nest eines Paradiesvogels nicht gefunden habe, was ja auch bei vielen Raubvogelnestern der Fall sei. — Daß dem Weibchen die vermeintlich zum Aufhängen und Ausruhen dienenden Schwanzfedern fehlen, und nur das ausgewachsene Männchen damit versehen ist, war Ausgangs des 16. Jahrhunderts noch nicht bekannt, und so verblieb es denn bei der Fußlosigkeit. Wäre ein Aberglaube, wo er erst einmal Wurzel gefaßt, nicht so schwer auszurotten, so hätte dies der Erklärung des französischen Geschichtschreibers J. A. de Thou (Thuanus) gelingen müssen, denn dieser schreibt zu Anfang des 17. Jahrhunderts, daß viele dieser Vögel nur darum ohne Füße gesehen würden, weil die Eingeborenen ihnen nicht allein diese, sondern auch einen guten Theil des Leibes abschnitten und nichts als den Kopf, den Hals und die schönen Federn übrig ließen, um die Bälge als Wunderwerk desto theurer zu verkaufen und bequemer auf den Hüten tragen zu können. Was diese einfache und sachgemäße Erklärung noch nicht für sich allein vermochte, das vollendeten Thatsachen, die sich ihr helfend an die Seite stellten; denn nach Ad. Oelschläger's (Olearius) Beschreibung der Gottorffischen Kunstkammer war diese bereits um die Mitte des 17. Jahrhunderts im Besitz dreier Paradiesvögel mit Füßen, und auch in dem mit Holzschnitten ausgestatteten „Museum Wormianum" (von Olaus Wormius) erschien 1655 das genaue Bild eines Paradiesvogels mit Füßen. Die Behauptung, daß zwar manche, aber nicht alle Arten dieser Vogelfamilie Füße hätten, und daß sie gerade

den schönsten und seltensten fehlten, war das letzte ohnmächtige Auflehnen gegen die gesunde Vernunft und die Macht der Thatsachen. Die Paradiesvögel kamen zwar nach wie vor nur in verstümmelten Bälgen nach Europa, aber man war allmälig zu der Erkenntniß gelangt, daß den Thieren die Füße nicht von Natur aus fehlen, sondern nur aus handelspraktischen Gründen beseitigt werden, und der „indische Ohnefuß" (Apus indica), dessen Existenz die Gelehrten ca. anderthalb Jahrhunderte lang mit so paradoxem Raffinement vertheidigt hatten, war damit gerichtet.

b. Der Paradiesvogel der Wirklichkeit.

Obgleich die Heimath des Paradiesvogels bereits 1511 oder 1512 von den Portugiesen entdeckt und bald auch von anderen europäischen Seefahrern besucht wurde, so kam uns von dorther bis auf die neueste Zeit doch nur sehr dürftige und lückenhafte Kunde. Die Explorationen waren vorzugsweise hydrographischer Art, und erstreckten sich nur auf die flachen Ufer; in das Innere von Neu-Guinea ist bis jetzt kein europäischer Fuß vorgedrungen. Das Mißtrauen und das feindselige Verhalten der Eingeborenen gegen jeden Fremden, der ihr Gebiet betritt, erschwerten den Verkehr mit ihnen ungemein und verhinderten jedes längere Verweilen an den Küstenplätzen. Seit geschichtlicher Zeit lastet auf dem unglücklichen Lande, welchem der Spanier Alvaro de Saavedra 1528 den Namen Neu-Guinea gab, der Fluch des Sclavenhandels. Seine Bewohner haben nicht nur unaufhörlich vor den menschenräuberischen Ueberfällen molukkischer und chinesischer Piraten auf der Hut zu sein, sondern selbst vor ihren eigenen Landsleuten, denn in dem Heimathlande der Paradiesvögel kämpft nicht nur Stamm gegen Stamm, sondern Dorf gegen Dorf, um Gefangene zu machen und sie an die Sclavenhändler der benachbarten Inseln zu verkaufen. Der Papua fürchtet in jedem anderen Menschen einen Feind: daher dieses unerhörte Mißtrauen, diese Nachstellungen, die sie den Reisenden bereiten, diese Metzeleien, sobald man sich in die Tiefe ihrer Wälder wagt, diese Pfeile, die sie aus dem Dunkel der Gebüsche entsenden; daher diese eigenthümlichen Vorsichtsmaßregeln, diese Zeichen und Losungsworte im friedlichen Verkehr. Von eingehenden naturwissenschaftlichen Forschungen konnte in einem so ungastlichen Lande natürlich nicht die Rede sein, und erst in den zwanziger Jahren unseres Jahrhunderts gelang es den Bemühungen des französischen Arztes und Naturforschers Lesson, der gelegentlich seiner Erdumsegelung vom 26. Juli bis 9. August 1824 im Hafen von Doréy verweilte, ein Material von ca. einem Dutzend Paradiesvogelarten zusammenzubringen in meist unversehrten frischen Bälgen; dazu ausführliche und zuverlässige Mittheilungen über das Freileben der meisten dieser Vögel. Seine Aufzeichnungen und Bemer-

kungen gab Lesson 1835 als Buch heraus mit vierzig lebenstreuen Abbildungen in Farbe. Noch ausführlichere Beiträge zur Naturgeschichte der Paradiesvögel lieferten in den sechziger Jahren G. v. Rosenberg und A. R. Wallace.

Wie G. v. Rosenberg in der „Naturkundig Tydschrift voor nederlandsch Indie" (Jahrg. 1863) erzählt, wurde auf Veranstaltung der holländischen Regierung in den Monaten März, April, Mai und Juni 1858 eine Untersuchungsreise nach der Südwest- und Nordostküste von Neu-Guinea ausgeführt, an welcher er als Zeichner Theil nahm, und seine freie Zeit zur Erforschung der dortigen Vogelfauna verwendete. Noch mehr Zeit und Mühe widmete der englische Naturforscher A. R. Wallace während eines fünfjährigen Aufenthalts in dem malayischen Archipelagus der Zoologie dieser Gegenden; er konnte aber trotz wiederholten Besuchs von Neu-Guinea, Aru und Waigiu nicht mehr als fünf Arten von Paradiesvögeln auftreiben; sein Gehülfe Allen brachte von einer Reise nach Mysol nicht eine einzige Novität mit zurück, und ebenso erfolglos war dessen Reise nach Sorong bei Salwatty, wo alle gewünschten Arten zu finden sein sollten.

Allen besuchte zwar, unter dem oberherrlichen Schutze des Sultans von Tidore, der ihm auf Betreiben des holländischen Residenten zu Ternate einen Officier und zwei Soldaten mitgab, die Harafororas oder Binnenbewohner von Sorong, aber diese ließen sich nicht mit ihm ein, und zeigten überhaupt eine so feindselige Stimmung, daß es fast zu Thätlichkeiten gekommen wäre. Sie waren offenbar von den um ihren Alleinhandel mit Paradiesvögeln besorgten Papuas oder Küstenbewohnern zu diesem Verhalten aufgestachelt worden, was bei einem so mißtrauischen und argwöhnischen Volke ein Leichtes ist. Von der Erforschung des Inneren mußte Wallace unter solchen Umständen abstehen; um so genauere Kenntniß verschaffte er sich aber von der Fauna des Küstengebietes, zumal von dem Freileben der dortigen Paradiesvögel, deren Sitten und Gewohnheiten er meist selbst beobachtete.

Die Paradiesvögel bilden eine Gruppe von Vögeln, die in ihrer Schnabelbildung zwar zumeist an die Raben erinnern, zum Theil aber auch an Staar und Honigsauger rc., und von den Systematikern deshalb bald da, bald dort eingereiht wurden, zumal die verstümmelten Bälge ein genaues Erkennen der typischen Formen, und somit ein richtiges Classificiren unmöglich machten. Die Alpen- oder Steindohle (Fregilus graculus) hat einen bogenförmigen und zugleich dünneren Schnabel als die übrigen Raben und ist doch ihrer Figur und ihrem Wesen nach ein echter Rabenvogel; ebenso sind auch die Epimachen oder Prachthopfe, trotz des langen gebogenen Schnabels, Paradiesvögel, und selbst die früher den Amseln oder Staaren zugezählten Astrapien oder Paradieselstern werden von Lesson und Schlegel rc. mit jenen vereinigt. In einem kommen alle diese Burong-mati, d. h. todte Vögel, wie sie die Käufer aus Makassor, Ternate und Ceram rc. nen-

nen, unbestritten mit einander überein, nämlich in der unvergleichlichen Pracht und Schönheit des Gefieders. Selbst die Kolibris des tropischen Amerika's übertreffen diese Rabenvögel Neu-Guinea's, deren Größe eine Scala vom Häher bis zur Lerche bildet, nicht im Metallglanz der Farben. Dabei dringen bei manchen von ihnen große Büschel zarter, prächtig gefärbter Federn an den Flanken unterhalb der Flügel hervor und bilden lange Schweife oder Fächer; bei anderen breiten die Brustfedern sich zu Emailleschildern aus, die Nackenfedern zu phantastischen Kragen und Mäntelchen. Ueberdies ragen oft zwei lange nackte Fadenfedern, mit oder ohne Fähnchen, weit über die anderen Schwanzfedern hervor, oder solche accessorischen Federn, wie sie Wallace nennt, entspringen dem Kopfe, dem Rücken und den Schultern; bei dem Fadenhopfe (Falcinellus oder Seleucis *) laufen die zarten flaumigen Federn der Brustseiten in lange, dünne Fäden aus. Ohne mehr oder weniger absonderliche Federzier sind nur zwei Gattungen, nämlich der an den Pirol erinnernde Prinzenvogel (Sericulus) und der Prachthopf (Ptiloris), aber wie funkelt und glänzt auch deren Gefieder! — Durch auffallend lange und schöne Schwanzfedern zeichnen sich die mit fächerartigem Federbusch geschmückte Paradieselster (Astrapia) und der wunderbare Kragenhopf (Cinnamolegus oder Epimachus) aus; die Schnirkelschweife (Cicinnurus) oder Manucobiaten der Alten, die Diphylloden und Seleuciden haben kurze, die übrigen mittelgroße Schwänze.

Der bekannteste unter den Paradiseiden ist Linné's sogenannter fußloser Paradiesvogel (Paradisea apoda), zumal der kleinere, dessen Balg schon seit Jahrhunderten von malayischen Händlern nach Indien, und von da als kostbarer Damenschmuck nach Europa gebracht wird. — Früher hielt man den großen und kleineren Vogel für bloße Varietäten, in der Folge aber unterschied man sie specifisch als Paradisea apoda und Paradisea papuana.

Die Gattung Paradisea kennzeichnet sich vor allen anderen Mitgliedern der Familie, die zweifelhaften mit eingeschlossen, durch ungemein entwickelte, federbuschartig unter den Flügeln hervorsprießende Weichenfedern; zu ihr gehört, außer den bereits genannten Arten, noch der ungleich seltenere und erst im Anfang unseres Jahrhunderts bekannt gewordene rothe Paradiesvogel (Paradisea rubra) mit rothen Flankenfedern.

Der große Paradiesvogel (Paradisea apoda) ist nicht nur der größte seines Geschlechts, sondern auch der ganzen Gruppe; er mißt vom Schnabel bis zur Schwanzspitze ca. 16 bis 17 Zoll und ist also größer als die Dohle. Körper, Flügel und Schwanz sind von reichem Kaffeebraun, welches sich auf der Brust in Schwarzviolett oder Purpurbraun vertieft; der Kopf bis zur Stirne und der Nacken sind von zartem Gelb, und so kurz und dicht befiedert, daß man Sammet oder Plüsch zu sehen meint. Der untere Theil der

* Nicht Seleucides, wie irrthümlich in der Pluralform geschrieben und nachgeschrieben wird. Oppian bezeichnet mit σελευκίς eine Vogelgattung, welche die Heuschrecken vertilgt.

Kehle bis ans Auge ist mit schuppigen Federn von smaragdgrüner Farbe und herrlichem Metallglanze bekleidet, und sammetartige Federn von noch tieferem Grün ziehen sich rings um den Vorderkopf bis zum Auge, welches glänzend gelb ist. Der Schnabel ist bleigrau und die ziemlich großen, starken und gut gebauten Füße sind grauröthlich. Die beiden Mittelfedern des Schwanzes haben keine Fahnen bis auf eine sehr kleine am Grunde und an der äußerlichen Spitze; sie bilden drahtähnliche Federschafte, die sich in zierlicher Biegung erstrecken, und ca. 24 bis 34 Zoll lang sind. An den Seiten, unter den Flügeln hervor sprießt ein dichter oft 2 Fuß langer Büschel zarter orangefarbener Federn, deren zerschlissenes weißes Endtheil weinröthlich angehaucht ist. Dieser Federbusch kann willkürlich aufgerichtet und ausgebreitet werden, so daß er fast den ganzen Körper des Vogels überdeckt.

Der kleine Paradiesvogel (Paradisea papuana) hat ungefähr Hähergröße, d. h. 13 bis 15 Zoll Länge, und ist somit kleiner als der vorige, ihm aber sonst sehr ähnlich. Er unterscheidet sich durch helleres Braun und mehr Gelb, indem dieses sich bis über den ganzen oberen Theil des Rückens sammt den Flügeldecken erstreckt, sowie durch die reinweiß auslaufenden orangegelben Flankenbüsche.

Dieses prächtige Federkleid ist aber nur den ausgewachsenen Männchen eigen; das der Weibchen ist sehr einfach, bei der größeren Art durchweg braun, bei der kleineren oben braun, unten weiß. Auch haben die Weibchen weder die langen nackten Federn des Schwanzes noch eine einzige gelbe oder grüne Feder um den Kopf. Die jungen Männchen gleichen im ersten Jahre genau den Weibchen, und erst bei dem Wechsel der Federn erscheint die gelbe und grüne Farbe auf dem Kopf und an der Kehle; zugleich wachsen die beiden mittleren Schwanzfedern einige Zoll weit über die anderen hinaus, behalten aber an beiden Seiten ihre Fahnenbärte. Später werden diese Federn durch lange nackte Schäfte ersetzt, aber noch zeigt sich keine Spur des prächtigen orangefarbenen Seitengefieders, welches den Hauptschmuck des ausgewachsenen Männchens ausmacht. Erst nach der dritten Mauser, also im Alter von vier Jahren, bekommt der Vogel sein volles Gefieder. Man glaubte früher, daß der schöne Federnschmuck nur während der Brutzeit erscheine, neuere Erfahrungen haben jedoch dargethan, daß er, die kurze Frist der Mauser abgerechnet, das ganze Jahr hindurch andauert, wie bei den meisten anderen Vögeln.

Die Paradiesvögel sind sehr lebhaft und kräftig und scheinen den ganzen Tag über in Bewegung zu sein. Ihre Stimme klingt wie ein gedehntes „Wak — wak — wak!" oder „Wok — wok — wok!" und ist so laut und kräftig, daß man sie schon in großer Entfernung hört. Ihr Nestbau ist unbekannt, und eine sehr hohe Belohnung, welche ein holländischer Beamter für ein Ei geboten hatte, war, nach Wallace, ohne Erfolg. Sie nähren sich von Früchten und Kerbthieren, insbesondere von kleinen Feigen, Heu-

schrecken, Schmetterlingen, Raupen und Käfern ꝛc. Die Mauser fällt in die ersten Monate des Jahres, die Zeit der Paarung soll, nach Rosenberg, vom Mousson oder der Zeit der Passatwinde abhängen und auf der Ost- und Nordküste von Neu-Guinea und auf Missol in den Monat Mai fallen, auf der Westküste und auf Salawatti in den Monat November. Die Männchen, ca. zehn bis zwanzig an der Zahl, versammeln sich um diese Zeit auf einem Baum mit weit ausgebreiteten, wenig belaubten Zweigen und führen hier ganz eigenthümliche erotische Spiele aus, welche die Eingeborenen „Sakaleli“ oder Tanzgesellschaften nennen. Sie erheben dabei ihre Flügel, strecken den Nacken aus, richten ihr prachtvolles Gefieder auf, und erhalten es in beständiger zitternder Bewegung. In großer Erregung fliegen sie von Zweig zu Zweig, so daß der ganze Baum mit wallendem Gefieder in mannigfach wechselnden Stellungen und Bewegungen erfüllt ist. Die Flügel werden vertical über den Rücken erhoben, der Kopf und Hals niedergebeugt und ausgestreckt, und die langen Federn so weit ausgebreitet, daß sie zwei prächtige goldene Fächer bilden, welche den Vogel förmlich überschatten, indem der geduckte Körper, der gelbe Kopf und die smaragdgrüne Kehle nur den Grund und die Unterlage zu dem überwallenden goldenen Glorienscheine bilden. „Wenn man,“ sagt Wallace, „den Paradiesvogel in dieser Stellung sieht, so verdient er wirklich seinen Namen und er muß zu den wundervollsten Lebensformen gerechnet werden.“ Den Flug desselben vergleicht Lesson mit einem Meteor, dessen Feuerschweif einen Lichtstreifen bildet; mit einem Federbusch, der dem Haupthaar einer Huri entfloh und sich nun sanft in den Lüften wiegt.

Die Eingeborenen erlegen und fangen die Paradiesvögel auf verschiedene Weise. Sobald sie sehen, daß diese einen Baum bestimmt haben, auf welchem sie sich versammeln, bauen sie ein kleines Dach von Palmenblättern an einem passenden Platz unter den Zweigen, und der Jäger verbirgt sich vor Tagesanbruch mit seinem Bogen und einer Anzahl stumpfer Pfeile unter demselben. Ein Knabe wartet am Fuße des Baumes, und wenn die Vögel mit Sonnenaufgang kommen und sich vergnüglich versammelt haben, schießt der Jäger den Pfeil so stark ab, daß ein Vogel betäubt herunter fällt, und von dem Knaben gefangen oder getödtet wird, ohne daß ein Tropfen Blut auf das Gefieder spritzt. Die übrigen bemerken das anfänglich gar nicht und erst nach und nach gerathen sie in Angst und fliegen davon. Auf Waigu fängt man den rothen Paradiesvogel in Schlingen, indem man diese mit seiner Lieblingsnahrung ködert. Auch den klebrigen Milchsaft des Brotfruchtbaumes soll man, nach Lesson, hie und da zum Fange der Paradiesvögel benutzen.

Ihre Beute präpariren die Eingeborenen dann in folgender Weise für den Handel. Sie ziehen die Schwungfedern aus und schneiden die Füße weg, balgen den Körper bis zum Schnabel hinauf ab und nehmen das Ge-

hirn heraus. Darauf wird ein rundes Stäbchen, welches einige Zoll lang aus dem Schnabel herausragt, in den Balg gesteckt und dieser in der rauchigen Hütte getrocknet. Er hat, nach Rosenberg, an Ort und Stelle einen Geldwerth von 25 Cent bis 1 Gulden; auf Ternate kostet er schon anderthalb bis zwei Gulden. Die Eingeborenen von Missol lassen Füße und Schwanzfedern an dem Balg; auch die Aruesen haben gemerkt, daß unverstümmelte Exemplare mehr gesucht und besser bezahlt werden, und kommen daher langsam von der alten Gewohnheit ab, so daß jetzt auch schon von den Aru-Inseln gute Bälge in den Handel kommen. Kaufleute aus Makassar, Ternate und dem östlichen Ceram sind es hauptsächlich, welche die Paradiesvögel aufkaufen und sie dorthin und nach Singapore bringen, von wo sie weiter nach China und Europa ausgeführt werden. Nach der Aussage dieser Leute kommen die schönsten dieser Bälge von der Nordküste und aus den tief in der Geelvinkbai liegenden Gegenden. Der Sultan von Tidore, Oberlehnsherr des unter niederländischer Souveränetät stehenden Theils von Neu-Guinea, erhält jährlich von dort als Tribut eine unbestimmte Anzahl Bälge.

Der große Paradiesvogel ist, so weit unsere Kenntniß darüber reicht, auf das Hauptland der Aru-Inseln beschränkt, wo die Europäer das erste Känguruh kennen lernten. Da aber die Eingeborenen die Bälge nur an bestimmten Oertlichkeiten für den Handel herrichten, so können dieselben Vögel auch anderwärts vorkommen, ohne jemals bekannt zu werden.

Eine verhältnißmäßig sehr weite Verbreitung hat der papuanische kleinere Paradiesvogel. Er ist sowohl auf dem Hauptlande von Neu-Guinea die gewöhnliche Art, als auch auf den Inseln Misole, Salvatti, Jobiä, Biak und Sook. An der Südküste von Neu-Guinea fand der Naturforscher Müller diesen Vogel am Oetanata-Fluß. Wallace selbst erhielt ihn in Doreh (Doréy), und der Capitän des holländischen Dampfschiffes „Etna" erzählte ihm, daß er die Federn bei den Eingeborenen der Humboldt-Bai, unter dem 140. Grad östl. Länge gesehen habe. Es ist daher sehr wahrscheinlich, daß dieser Paradiesvogel, der besonders früher als Damenhut-Schmuck in hohem Werthe stand, sich fast über das ganze Hauptland von Neu-Guinea erstreckt. Er ist, gleich den übrigen Arten der Familie, ein Strichvogel, und zieht bald nach der Küste, bald nach dem Inneren des Landes, je nachdem reifende Baumfrüchte vorhanden sind. „Während meines Aufenthaltes zu Doreh," erzählt v. Rosenberg, „war das gerade der Fall mit den Früchten von Laurineen, welche nahe hinter den Dörfern auf einem etwa 500 Fuß hohen Hügelrücken wuchsen. Mit kräftigem Flügelschlage kamen die Vögel, meist Weibchen und jüngere Männchen, auf diese Bäume zugeflogen, und waren so wenig scheu, daß sie selbst zurückkamen, nachdem einige Male auf sie geschossen worden war. Im Allgemeinen ist dieser Vogel sonst furchtsam und schwer zu Schuß zu bekommen, namentlich die alten Männchen. Schon vor Sonnenaufgang fliegen die Paradiesvögel umher, um ihre Nahrung zu

suchen; Abends versammeln sie sich truppweise, um im Wipfel irgend eines hohen Baumes zu übernachten.

Obgleich es Wallace nicht gelingen wollte, einen von den Vögeln, die ihm lebend und anscheinend gesund überbracht wurden, länger als drei Tage am Leben zu erhalten, so gewöhnen sich gefangene Paradiesvögel doch thatsächlich an den Käfig. Es ist dies allerdings bis jetzt selten vorgekommen, aber bei ganz richtiger Pflege und Behandlung möchte es vielleicht öfters glücken. Wie Lesson in seiner Monographie der Paradiesvögel und Prachthopfe erzählt, sah er auf Amboina bei einem reichen chinesischen Kaufmanne zwei papuanische Paradiesvögel, welche mit Schaben und gekochtem Reis ernährt wurden. Auch nach Makassar, Batavia, Singapore und Manila wurden, nach Rosenberg, schon verschiedene Male lebende Exemplare jener kleineren Art gebracht, welche meist alle die Gefangenschaft wohl ertrugen. „Zwei andere erwachsene Männchen," erzählt Rosenberg, „welche für die Summe von 150 Gulden* für den General-Gouverneur von Niederländisch-Indien, Sloot van de Beele, gekauft worden waren, brachte ich selbst unlängst (1858) von Makassar nach Java, sie waren so zahm geworden, daß sie mir aus der Hand fraßen; ihr Futter bestand in Pisang (Bananen) und lebenden Kakerlaken,** welche letztere sie mit den Füßen festhielten, die Beine abbissen und dann verschluckten. Sie tranken dabei viel Wasser. Wenn die zwei Käfige neben einander standen, geriethen die Vögel oft in Streit und bissen einander tüchtig durch die Gitter hindurch." Im Jahre 1862 kam der papuanische Paradiesvogel zum ersten Male lebend nach Europa. „Als ich 1862 nach Hause zurückkehrte," erzählt Wallace, „war ich so glücklich, in Singapore zwei erwachsene Männchen des kleinen Paradiesvogels zu finden, und da dieselben gesund zu sein schienen und gefräßig Reis, Bananen und Schaben verzehrten, so entschloß ich mich, den sehr hohen Preis, der dafür gefordert wurde — 100 Pfd. Sterling — zu bezahlen und sie unter meiner eigenen Aufsicht mit nach England zu nehmen. Auf meinem Heimwege hielt ich mich eine Woche in Bombay auf, um eine Pause zu machen und einen frischen Vorrath von Bananen für diese Vögel einzunehmen. Es machte mir jedoch große Schwierigkeiten, sie mit Insectennahrung zu versorgen, denn auf den „Peninsular and Oriental Steamers" waren Schaben selten, und nur dadurch, daß ich Fallen in den Vorrathsräumen aufstellte und an jedem Abend eine Stunde an dem Vordercastell jagte, konnte ich ein paar Dutzend

---

* Im Original heißt es: „Twee andere volwassen mannetjes, gekocht vour eene som van F. 150,00 etc." Daraus wurden in dem „Journal für Ornithologie" (1864) durch Versehen 150,000 Gulden gemacht, und der augenscheinliche Druckfehler sogar nachgedruckt.

** Kakerlak ist der indische Name für die aus dem Orient stammende lichtscheue Küchenschabe (Blatta orientalis).

dieser Thiere bekommen — kaum genug für eine einzige Mahlzeit. Auf Malta aber, wo wir uns vierzehn Tage aufhielten, bekam ich viele Schaben aus einer Bäckerei, und als ich von dort fortging, nahm ich mir mehrere Biscuitbüchsen voll zum Futter für die Heimreise mit. Wir kamen im März durch das mittelländische Meer und hatten dort sehr kalten Wind. Der einzige Ort an Bord des Dampfers, wo der große Käfig passend hingestellt werden konnte, war einem starken Luftstrom aus einer Luke, welche Tag und Nacht offen stand, ausgesetzt, und doch schienen die Vögel die Kälte nicht zu empfinden. Während der Nachtreise von Marseille nach Paris herrschte ein strenger Frost, allein sie kamen in London vollkommen gesund an, lebten jahrelang im zoologischen Garten und entfalteten, von den Zuschauern bewundert, oft ihr schönes Gefieder. Es ergiebt sich daraus, daß die Paradiesvögel sehr widerstandsfähig sind und Luft und Bewegung mehr bedürfen als Hitze."

Von dem Gefangenleben der beiden Vögel giebt Bennet in den „Proceedings" nachstehende Schilderung: „Der Paradiesvogel bewegt sich in einer leichten, spielenden und anmuthigen Weise, blickt schelmisch und herausfordernd um sich und tänzelt, wenn ein Besucher seinem Käfig naht; denn er ist entschieden gefallsüchtig und scheint bewundert werden zu wollen. Täglich zweimal badet er sich und erhebt dann oft seine Federn über den Kopf. Auf seinem Gefieder duldet er nicht den geringsten Schmutz, und oft breitet er Flügel und Schwanz aus in der Absicht, das herrliche Kleid zu überschauen. Namentlich am Morgen sucht er seine ganze Pracht zu entfalten und ist dann auch stets längere Zeit beschäftigt, das Gefieder in Ordnung zu bringen. Die schönen Federn werden ausgebreitet und sanft durch den Schnabel gezogen, die kurzen Flügel so weit als möglich entfaltet und zitternd bewegt; dann erhebt er auch die prächtigen Flankenfedern, welche wie Flaum in der Luft zu schweben scheinen, über den Rücken und breitet sie ebenfalls aus. Dieses Gebahren dauert eine Zeit lang, darauf bewegt er sich in raschen Sprüngen auf und nieder. Eitelkeit und Entzücken über die eigene Schönheit drücken sich während dem in unverkennbarer Weise durch sein ganzes Benehmen aus: er betrachtet sich abwechselnd von oben bis unten und giebt seinen Gefühlen durch Töne, allerdings nur krächzende Laute, beredten Ausdruck. Nach jeder einzelnen Prachtentfaltung erscheint ihm eine Ordnung des Gefieders nothwendig; er läßt sich diese Arbeit aber nicht verdrießen und spreizt sich immer von Neuem wie ein eitles Frauenzimmer. Erst die sich einstellende Freßlust macht ihn seine Gefallsucht vergessen. Die Sonnenstrahlen scheinen ihm unangenehm, denn er sucht sich denselben zu entziehen, so viel er kann."

„Die Londoner Paradiesvögel wurden," wie es weiter heißt, „mit einem Gemisch aus gekochtem Reis, hartem Ei, verschiedenen Fruchtstoffen und lebenden Heuschrecken ernährt; todte Kerbthiere verschmähten sie, verstanden dagegen

lebende Heuschrecken mit großer Geschicklichkeit zu fangen, legten sie auf die Sitzstange und zerhackten ihnen den Kopf, bissen die Springbeine ab und verzehrten das Uebrige stückweise. Sie waren durchaus nicht gefräßig und genossen ihren Reis mit Ruhe und Anstand, ein Korn um das andere nehmend. Auch beim Fressen stiegen sie nicht auf den Boden herab, berührten diesen überhaupt nur, wenn sie baden wollten.

Außer dem kleinen, kam im Sommer 1875 auch der große Paradiesvogel zum ersten Male lebend in Europa an. Ein holländischer Beamter brachte die beiden Vögel mit herüber und übergab sie, da er nach Dresden mußte, vorläufig dem Director des dortigen zoologischen Gartens in Kost und Pflege. Im November kaufte sie der Berliner zoologische Garten um die Summe von 4200 Mark.

Daß Lesson und Wallace in der Schilderung dieses Prachtgefieders sich keiner Uebertreibung schuldig gemacht, lehrt nun der Augenschein; auch Bennett's Beobachtungen des Gefangenlebens der Vögel erweisen sich im Ganzen als richtig. Nur wollen sie bei Entfaltung der Flankenfedern nicht bewundert werden, wenigstens nicht von Menschen, wie jener behauptet; denn gerade, wenn Zeugen ihrem Käfig nahen, stellen sie das herrliche Schauspiel ein. Daß sie sich der Pracht ihres Gefieders bewußt sind, scheint übrigens aus der Sorgfalt hervorzugehen, die sie demselben widmen; denn wenn sie sich überhaupt einmal dazu entschließen, den Boden zu betreten, so vergessen sie dabei gewiß nicht, förmlich zimperlich die wallenden Flankenfedern hoch zu halten, um sie nicht zu verunreinigen. Genährt werden die kostbaren Vögel mit einem Mischfutter von Kartoffeln, Reis, Brot, rohen und gekochten Mohrrüben, Feigen und gekochten Eiern ꝛc., dazu erhalten sie Schaben und Mehlwürmer, welche sie nebst Eigelb mit Vorliebe verzehren.

Ob sie sich in ihrem Freileben gelegentlich auch an kleinen Vögeln und Nestlingen vergreifen, war bisher fraglich, ist aber nunmehr durch die Gefangenen des Berliner zoologischen Gartens außer Zweifel gestellt; denn als der Wärter ihnen eines Tages zwei Sperlinge zugesellte, da hatten sie diese im Nu erfaßt, trugen sie auf ihre Sitzstangen und schlugen ihnen durch ein paar kräftige Schnabelhiebe den Schädel ein. Darauf pickten sie das Gehirn aus, und verspeisten dann das Uebrige mit der Gewandtheit und dem Anstand der Uebung.

Das Elenthier.

„Es giebt in Germanien Ochsen mit Hirschgestalt, die nur ein Horn mitten auf der Stirn haben, das sehr groß ist und sich wie eine Hand ausbreitet, Männchen und Weibchen sehen einerlei aus. — Ferner giebt es dort Thiere, die man Alces nennt; sie sind wie Rehe gestaltet, auch ebenso verschieden an Farbe, jedoch etwas größer und ohne Gehörn. Die Beine sind stocksteif und haben gar keine Gelenke; deswegen legen sich die Thiere, wenn sie ruhen wollen, nicht nieder, können auch nicht wieder aufstehen, wenn sie zufällig hinfallen. Um zu schlafen, lehnen sie sich also an Bäume. Solche Plätze merken sich die Jäger, machen heimlich einen Einschnitt in jeden Baum, so daß er an sich stehen bleibt, aber umfällt, wenn das Thier sich daran lehnt." Mit diesen Worten beschreibt Julius Cäsar in dem sechsten Buche seines gallischen Krieges (C. 26 u. 27) das Elenthier. Daß er nur von einem Horne spricht, mag daher kommen, daß der Hirsch vielleicht just eine Schaufel abgeworfen hatte, während die andere noch stand; daß er zwischen Männchen und Weibchen keinen Unterschied macht, ist ein offenbarer Irrthum. — Obgleich Cäsar, der unter Alces wahrscheinlich das weibliche Elenthier beschreibt, das Wild hiernach nicht selbst gesehen zu haben scheint, so war doch die Möglichkeit dazu nicht ausgeschlossen, denn in früheren Zeiten war dasselbe weithin in Deutschland heimisch.

Als der burgundische König Gunther zu Worms Hof hielt, erlegte Siegfried, wie es in dem Nibelungenliede heißt, außer Hirschen und Schweinen „ein unefüngen lewen, einen wisent und einen elch, starker üre viere und einen grimmen schelch" und fing zur Kurzweil schließlich noch einen Bären.

Aus diesem Wildstande mag man auf die Bodenbeschaffenheit Alt-Germaniens schließen.

Wer „Lewe" und „Schelch" gewesen, ist zweifelhaft. Die erste Bezeichnung ist möglicherweise identisch mit Luchs; die zweite dürfte vielleicht

dem Jagdausdrucke „Capitalschaufler", d. h. Elchhirsch in höheren Jahren entsprechen. Daß kein specifischer Unterschied vorliegt, ergiebt sich aus einem Jagdedict Otto's I., wonach in den Forsten von Drenthe am Niederrhein unter Anderem auch die Jagd auf diejenigen Thiere verboten war, welche in der deutschen Sprache „Elo" oder „Schelo" heißen. Keinesfalls kann der fossile Riesenhirsch (Cervus giganteus) mit seinem 6 Fuß langen Geweihe, dessen Reste sich am häufigsten in den Torfmooren Irlands und auch in England finden, unter dem „Schelch" oder „Schelo" verstanden werden, weil derselbe nach Owen's Nachweisungen gleichzeitig mit dem fossilen Mammuth und Nashorn ꝛc. zur Zeit der jüngsten tertiären Süßwasserablagerungen gelebt hat, aber nicht in die historischen Zeiten hinein, wie irrthümlich angenommen wurde.

Aehnliche Verbote wie Otto I. erließen Heinrich II. und Conrad II., denn die Zunahme der Bevölkerung und die Culturfortschritte geboten bereits Schonung des Elchwildes, wenn man nicht auf das Vergnügen seiner Jagd verzichten wollte. Unter den Hohenstaufen jagte man es noch im Spessart und Odenwalde; aber bereits 1746 verschwand es aus Sachsen, 1769 aus Galizien, und im Anfang des laufenden Jahrhunderts, außer wo es gehegt wurde, auch aus Preußen.

„In Pommern," erzählt Rantzow in seiner „Pomerania" vom Jahre 1530, „hat's auch große Heiden, daselbst pflegt man elende. Das Thier hat von seiner unmacht den Namen bekhomen, den es hat nichts, damit es sich weren khan; es hat wol breite hörner, aber es weiß sich nicht mit zu behelffen, sondern es verbirgt sich in die unwegsamsten sümpfe und walde, da es sicher sey. — Die klawen helt man für die fallende sucht gut, darumb macht man ringe daraus und traget sie über den fingern ꝛc."

Jetzt ist das Elch aus Pommern längst verschwunden. Als Friedrich Wilhelm I. nach der Pest von 1710 viele Tausend Schweizer, Franzosen, Pfälzer und Franken und im Jahre 1733 und 1734 über zwanzigtausend Salzburger nach preußisch Litthauen gezogen, welche dessen Brüche meist in fruchtbares Wiesen- und Ackerland verwandelten, da wurde dem Elenthier auch hier der Boden unter den Füßen entrückt, und es findet sich in Deutschland jetzt einzig und allein noch am kurischen Haff; aber auch da wäre es längst ausgerottet, wenn es durch die Oberförsterei in Ibenhorst nicht gehegt würde.

Daß die dortigen Bruchwaldungen ihm nicht mehr ausreichenden Schutz vor Nachstellung und Verfolgung gewähren, hat das Jahr 1848 mit seiner Jagdfreiheit bewiesen, in Folge deren der Wildbestand von ca. 600 bis 700 Stück nahezu ausgerottet wurde. Nach Aufhebung der allgemeinen Jagdberechtigung mehrten sich jedoch die übriggebliebenen Elenthiere durch rationelle Schonung von Jahr zu Jahr, und jetzt beträgt der Ibenhorster Elchbestand wieder mehrere Hundert Stück.

Das Elenthier gehört bekanntlich zum Hirschgeschlecht und ist der Riese der Gattung, die Mitte haltend zwischen Pferd und Ochse. Der gewaltige Kopf mit dem schweren Gehörne, das spröde Haar und die Mähne erhöhen den massenhaften Eindruck dieser Thiergestalt, und der Jäger, dem sie zum ersten Mal in der Stille des Waldes vor die Augen tritt, steht erstarrt vor dem nebelumdampften Koloß und muß sich zusammennehmen, daß ihm bei seinem Schuß „das Herz nicht in die Hand tritt, noch ins Auge."

Der Elchhirsch erreicht eine Schulterhöhe von 6 Fuß und eine Leibeslänge von 8 bis $8\frac{1}{2}$ Fuß, er wird ca. 500 bis 600 und ausnahmsweise sogar gegen 1000 Pfund schwer. Die handförmigen Geweihe wiegen gegen 30 bis 40 Pfund. Das weibliche Elch oder Thier ist etwas weniger groß und stark. Von den anderen Mitgliedern der Hirschfamilie unterscheidet sich das Elch durch den langen starken Kopf, den kurzen Hals und die hohen Beine; überdies ragt die breite Oberlippe so auffallend über die untere, daß Plinius (VIII., 15, 16) sich dadurch zu der Fabel verleiten ließ, das Elch könne nur rückwärts gehend grasen. — Wenn das Elen auf festem Boden geht, oder mit den Vorderfüßen stampft, so entsteht ein knatterndes Geräusch wie bei den Renthieren. Man glaubte früher, es rühre von einem Anschlagen der Afterklauen an die Ballen her, überzeugte sich aber in der Folge, daß es durch ein eigenthümliches Knacken der Knöchelgelenke bewirkt wird, wie auch die im Herbste 1875 von dem Thierhändler Hagenbeck mit einer Renthierheerde ausgestellten Lappen versicherten.

Nach den Mittheilungen des Oberforstmeisters von Wangenheim, dessen ausführliche und gründliche „Naturgeschichte des preußisch-litthauischen Elch-, Elenn- oder Elendthieres" die Grundlage aller späteren Beschreibungen dieses Wildes geworden ist, lebt dasselbe mit Ausnahme der Brunftzeit in Rudeln von 15 bis 20 Stück. Im Herbst verläßt es den niedrigen Bruch und nimmt sein Standquartier an höher gelegenen Stellen, die der Ueberschwemmung nicht so leicht ausgesetzt sind. Dort sucht es der Jäger bei nasser, unfreundlicher Witterung und Schneegestöber im Dickicht, bei schöner Witterung und scharfem Frost auf lichten Plätzen im hohen Holz; im Sommer dagegen in den Tiefen des Bruchs.

Das Elch hat, ungeachtet der großen Naslöcher, keinen besonders feinen Geruch; das Gesicht ist besser, das Gehör vortrefflich. Die Feinheit dieses Sinnes schützt es namentlich vor den Nachstellungen seiner Feinde, zu denen, außer dem Menschen, auch Bären, Vielfraße (Fiälfraße), Wölfe, Luchse und selbst Hunde gehören, die aus angeborener Jagdlust das Wild in seinem Lager aufspüren und es beängstigen und verfolgen.

Hört das Elen ein Geräusch, so fährt es in die Höhe und späht umher. Sieht es Jemand zu Fuß anschleichen, so trabt es eiligst davon; kommt aber ein Wagen oder Schlitten dahergefahren, so scheut es weniger und blickt sogar mit einer gewissen Neugierde den Pferden nach. Diesen Moment

benutzt der Jäger, um unbemerkt Wagen oder Schlitten zu verlassen, einen deckenden Baum oder Busch zu gewinnen und einen tüchtigen Feistthirsch aufs Korn zu nehmen. Fällt der Schuß, so ergreift das Rudel ohne Zeichen besonderen Schreckes die Flucht, und rechts und links stieben im dichten Gehölz vor der Gewalt der breiten Schaufeln die dürren Aeste und Zweige umher. — Aber auch ein Moor, wo Menschen und Pferde versinken würden, hält das fliehende Elen nicht auf. Es setzt sich mit den Hinterläufen auf die Hesen, streckt die Vorderläufe wagerecht aus und rutscht auf diese Weise, eingreifend und nachschiebend rasch vorwärts. Trägt es das Moor auch so nicht, so legt es sich ganz auf die Seite und schnellt sich, von den elastischen Haaren wirksam unterstützt, mit Vorder- und Hinterfüßen vorwärts. — Auf dem Eise kommt das Elch leicht zu Falle und macht dann krampfhafte Bewegungen, sich wieder aufzuhelfen; die Hinterläufe fahren dabei mit den Schalen bis gegen den Kopf vor, und nach v. Wangenheim's Ansicht haben diese zuckenden Bewegungen, die übrigens auch bei dem seitlichen Rutschen über Moorflächen vorkommen, zu der Sage veranlaßt, daß das Wild öfters an Epilepsie leide. Obgleich in beiden Fällen das Vorschnellen der Hinterläufe gegen den Kopf ganz natürlich ist, so erblickte der Aberglaube darin dennoch eine Absicht des für epileptisch gehaltenen Thieres und schloß auf die Heilkraft der Schale. Geschabt oder zu Amuletten verarbeitet, galten Elenthierhufe darum lange Zeit als probates Mittel gegen die fallende Sucht und den Veitstanz.

Die vermeintliche Epilepsie des Elchs veranlaßte auch zu der corrumpirten Benennung „Elendthier", welche just das Gegentheil von „Elenthier" ausdrückt, denn dieses kommt von dem altdeutschen Worte „elen" oder „elent" (d. h. stark), und hat offenbar einerlei Wurzel mit dem französischen „Elan" (d. h. Elenthier und zugleich lebhafte Aufwallung), mit dem polnischen „Jelen" (d. h. Hirsch) und dem russischen „Olen" (d. h. Renthier). Daß auch das deutsche „Elk", das lateinische „Alces" und das griechische „Ἄλκη" (d. h. Stärke) mit einander verschwistert sind, ist ebenso einleuchtend, und es bedeutet somit auch Elch das Gegentheil von Elendthier.

Das Vaterland des Elenthiers erstreckt sich von Schweden bis in die chinesische Mongolei, reicht aber durchschnittlich nicht weiter als vom 52. bis 64. Grade nördlicher Breite, und auch da findet es sich nur in großen Laubholzniederungen mit Sumpf und Moor. In diesen sucht es Schutz vor den giftigen Stichen der Oestriden oder Dasselfliegen, die das Thier in den Sommermonaten bis aufs Blut peinigen, und es überdies wie die Nasenbremse (Gastrus nasalis) und die Renthierbremse (Oestrus tarandi) mit ihren Eiern bedrohen. Den Verfolgungen dieser Stechthiere zu entgehen, legt sich das Elch so tief in den Schlamm, daß nur die Naslöcher zum Athmen herausschauen.

Die Nahrung des nordischen Riesenhirsches besteht aus den Schößlingen

der rundblättrigen und der großen breitblättrigen Werftweide, Erlen-, Eschen-, Birken- und anderen Laubholzzweigen, aus der blühenden Erika, dem Post, Schilfgras ꝛc.; viel Nadelholz verharzt ihm den Magen. Ein besonderes Gelüste hat das Elch auch auf junge Rinden und wird dadurch zum argen Waldverwüster. Den harten Halm verschmäht es, aber das anschossende Getreide gehört zu seinen Lieblingsgerichten, und schon mancher Landwirth in der Nähe eines Elchstandes hat sich zu seinem Schaden davon überzeugt, denn es grast in einer Nacht mitunter ganze Felder kahl. Wo das Elch nicht durch Menschen oder weidende Thiere gestört wird, sucht es seine Nahrung ohne Unterschied bei Tag und bei Nacht, sonst nur bei Nacht.

Das Thier trägt gegen neun Monate und setzt zwischen Mai und Juni das erste Mal ein Kalb, hernach aber beständig zwei und ausnahmsweise sogar drei Kälber. Am Elenhirschkalbe kommen bald nach der Geburt über den Augen Buckel oder Kolben zum Vorschein, aus welchen sich der Rosenstock bildet. Im zweiten Jahre wird das junge Elen Spießer; im dritten bleibt es noch ein solcher oder es wird Gabelhirsch; im vierten, wo es bereits fortpflanzungsfähig ist, bekommt es sechs Enden und der obere Theil des Gehörnes fängt an, sich zu verflachen; im fünften Jahre, in welchem es seinen Wuchs vollendet, bilden sich an den Geweihen schon kleine Schaufeln, die mit den Jahren an Breite und Zahl der Enden zunehmen, und es wird ein Schaufler. Der starke Schaufelhirsch wirft bei guter Nahrung sein Geweihe schon im December und Januar ab, und hat schon Ende Juni ausgereckt; geringere Hirsche und Spießer brauchen dazu längere Zeit. Bis das Gehörn ausgereckt ist, halten sich die Hirsche gern in Werftbrüchen auf; wenn sie aber fegen wollen, so suchen sie vornehmlich kieferne Stangenhölzer und schlagen an denselben den Bast in wenig Stunden ab.

Das Elchwild wird selten einmal über 16 bis 18 Jahre alt; es ist sehr empfindlich und wird bei häufiger Störung seiner Ruhe, zu viel oder zu wenig Wasser, leicht von Lungenfäule, Milzbrand und Seuchen heimgesucht, durch Ansteckung sogar von denen des Rindviehes. Ueberdies sprengt es sich bei der Flucht über das Eis oft Läufe und Schalen und verendet an dieser Verwundung in der Tiefe des Bruchs. Auch kostet die von Ende August bis Ende September dauernde Brunft, indem sie von blutigen Kämpfen um das Thier begleitet ist, manchem Hirsch das Leben. Man denke sich den gewaltigen Schelch, wie er vor Eifersucht brüllt und mit gesenktem Haupte dem Nebenbuhler entgegentritt; man stelle sich das Getöne der Schaufeln vor, wenn sie in grimmigem Stoße sich begegnen, das Geknarre der Aeste, das Schnauben der Nüstern und das immer schärfere Klirren der Enden oder Zacken; man vergegenwärtige sich die wildgesträubten dunklen Mähnen und Halsbeutel, die Wuth, mit der die mehr und mehr erbitterten Kämpfer auf einander losstürzen und dem Gegner eine Blöße abzugewinnen trachten, um sich einen Begriff von der Leidenschaftlichkeit der Elchliebe zu machen. Ohne

tödtliche Verletzung des einen oder anderen Theiles geht der Kampf in der Regel nicht aus, und nicht selten büßt nachträglich auch der Sieger seinen Triumph mit dem Leben. Gleich den thebanischen Brüdern bleiben manchmal auch beide Hirsche auf dem Platze, oder sie verfangen sich dergestalt mit den Schaufeln, daß sie nicht mehr von einander loskommen und müssen in ihrem Todeskampf vielleicht noch Zeugen sein, wie die Treulose, um die sie kämpfen, dem Lockruf eines anderen Hirsches folgt und in dem Dunkel des Waldes verschwindet. Mit gesteigerter Wuth drängen und schieben sich da die unauflöslich aneinander gefesselten Todfeinde hin und her, bis endlich gänzliche Erschöpfung ihrem verzweiflungsvollen Ringen ein Ende macht und sie verendend zusammenbrechen.

In der Brunftzeit wird der Hirsch, zumal wenn er kein Thier gefunden, auch leicht dem Menschen gefährlich; sonst geht weder er noch das Thier den Jäger an; wenn aber eines angeschossen ist und man sich ihm unvorsichtig nähert, so vertheidigt es sich — wie auch die Mutter das todtgeschossene Kalb — durch Hauen mit den Vorderläufen und Schnellen mit den Hinterläufen. Die Schläge, die es auf diese Weise versetzt, haben schon manchem Wolf das Leben gekostet.

Außer dem europäischen und dem asiatischen giebt es auch noch ein nordamerikanisches Elenthier. Es führt in Canada den Namen Orignal (Cervus orignal), ist aber vorzugsweise unter der angloamerikanischen Bezeichnung Moose-deer oder Musethier bekannt. Es unterscheidet sich von dem Elch der alten Welt hauptsächlich durch tiefer eingeschnittene Schaufeln und gesonderte Augensprossen, schwächer behaarte Kehlwamme und dunklere Färbung, aber nicht specifisch, sondern nur als Varietät. Da jedoch zwischen Varietät und Art keine mathematische Scheidelinie zu ziehen ist, so wird das Musethier, zumal dessen Geweihe nach Pennant's Angaben ein Gewicht von 50 bis 60 Pfund und darüber erreichen sollen, von Manchen auch als Specialität angesehen. Seine Lebensweise ist übrigens der des altweltlichen Elchs durchaus gleichartig, auch theilt es mit ihm das Schicksal der Verdrängung durch Culturfortschritte und der Decimirung durch Raubthiere und Jagd.

Die Wilden bringen das Musethier auf verschiedene Art in ihre Gewalt. Sie jagen es im Winter mit Hunden, oder indem sie selbst auf Schneeschuhen hinter ihm herlaufen, auf überfrorene Schneeflächen, wo es durch das häufige Einbrechen leicht ermüdet und oft schon nach sechs bis acht Stunden die Beute der Jäger wird. Im Sommer wird es in das Wasser gedrängt, und hier von den Canoes aus mit Lanzen und Keulen erlegt; oder man treibt es in Pfahlzäune, die in eine Sackgasse auslaufen, und macht ihm hier durch Pfeil und Lanze den Garaus. — Auch in Europa und Asien jagt man das Elchwild im Winter auf Schneeschuhen, oder der Jäger läßt es sich durch Bracken zutreiben; außerdem fängt man es noch in Sau- oder Wolfsgruben.

Die Nutzbarkeit seiner verschiedenen Körperbestandtheile macht das Elch zu einer geschätzten Beute. Fleisch und Knochen, Haut und Haare, Fett und Sehnen, Alles wird benutzt. Das Fleisch, an Geschmack dem Rind und Rothwild ähnlich, wird frisch genossen oder gesalzen und geräuchert. Aus Maul und Ohren macht man treffliche Ragouts und auch die Zunge gilt für einen Leckerbissen, namentlich aber das Mark, das auf der Tafel Friedrich's des Großen den Winter über nicht fehlen durfte. Die Knochen, die an Härte dem Elfenbein nahe kommen, das Gehörn und die Schalen dienen zu allerlei Drechslerarbeiten, das Fett zu Salben, die Haare, die elastischer als Kuhhaare sind, zum Polstern, und die sehr dünn auszuspannenden Sehnen zu Riemer- und Sattlerarbeiten. Die Haut, die sich trotz einer Dicke von 6 bis 9 Linien im gegerbten Zustande durch besondere Weichheit auszeichnet, wird zu Beinkleidern und Laken benutzt, und empfiehlt sich durch angenehme Kühlung, namentlich bei langwierigen Krankheiten. Andererseits ist sie so dicht und fest, daß eine gewöhnliche Pistolenkugel sie kaum durchdringt, und nicht ohne Grund legt Schiller dem ersten Jäger in „Wallenstein's Lager" die Worte in den Mund: „Er (der Friedländer) trägt ein Koller von Elendshaut, das keine Kugel kann durchdringen." In Preußen waren deshalb früher ganze Regimenter mit Kollern oder Kollets von Elenhaut bekleidet. Als der große Kurfürst ein stehendes Heer errichtete, bekamen die Pikeniere Kollets oder Panzer von Elen- oder Hirschleder, im Stückpreise von zehn Thalern. Unter Friedrich Wilhelm I. waren Kollets von Elenshaut bei den Kürassieren allgemein und auch für das Regiment Gensd'armes wurden sie eingeführt. Abgesehen von tactischen Gründen würde die Beibehaltung dieses Uniformstückes in der Folge aber auch auf natürliche Hindernisse gestoßen sein; denn die Russen hatten während des siebenjährigen Krieges unter dem Elchbestande eine solche Verheerung angerichtet, daß Friedrich Wilhelm II. bei seinem Regierungsantritte den Befehl ergehen ließ, das Wild sechs Jahre hindurch gänzlich zu schonen und nicht einmal für die Hofküche eine Ausnahme davon zu machen.

Wie v. Wangenheim erzählt, hat man auf den Gestüten in Litthauen Versuche gemacht, das Elchwild zu zähmen. Man ließ Elenkälber, die nur einige Tage alt waren, an Kühen saugen; sie gediehen, lernten Gras, junges Strauchwerk, und im Winter Hafer und Heu fressen; allein sie waren sehr empfindlich gegen die heiße Witterung und flüchteten, sobald die Sonne zu brennen anfing und die Bremsen summten, in die Stallungen, die meisten starben schon im zweiten, nur wenige hielten sich bis ins dritte Jahr. Sie wurden in den heißen Monaten von Diarrhöe befallen, zehrten mehr und mehr ab und gingen gegen den Winter ein. — Aehnliche Erfahrungen hat man in den zoologischen Gärten mit dem Elchwilde gemacht.

So lange das Elch um Königsberg noch häufiger war, gehörten Treibjagden auf dasselbe zum Sport des brandenburgischen und preußischen Hofes.

Durch Abnahme des Wildes verboten sie sich später von selbst. Jetzt wird das Elch in der oben angegebenen Weise gepirscht und nur ausnahmsweise, wenn Gäste des preußischen Hofes in Ibenhorst eintreffen, umstellt; also selbst da noch geschont.

Die alten Preußen erblickten in der urweltlich imposanten Erscheinung des Elchs ein höheres Wesen und erwiesen ihm göttliche Verehrung, jagten es aber gleichwohl mit Erlaubniß eines mächtigeren Gottes, dessen Priestern natürlich ein Theil der Beute überlassen werden mußte, denn auch schon die heidnische Kirche hatte „einen großen Magen".

Die Würg- oder Vogelspinne.

Wie die griechische Sage meldet, lebte zu Kolophon in Kleinasien eine Webekünstlerin, deren Arbeiten weithin Bewunderung erregten. Uebermüthig gemacht durch diesen Beifall, forderte sie sogar ihre eigene Lehrerin, Athene Ergane, zu einem Wettkampfe heraus und wurde schließlich von der beleidigten Göttin in eine Spinne verwandelt. Nach ihr, der Purpurfärberstochter Arachne, werden sämmtliche Spinnenthiere Arachniden genannt.

Früher zählte man die Arachniden zu den Insecten; jetzt bilden sie gleich diesen eine besondere Classe der Ringel- oder Gliederthiere (Arthrozoa); ebenso Krebse und Würmer.

Wie sehr auch die Spinnenthiere den Insecten ähneln, so fehlen ihnen doch allen die Flügel und Fühler, die bei jenen eine so außerordentliche Entwicklung zeigen; auch sind Kopf und Brust nicht geschieden, wie bei den Insecten, sondern zu einem Ganzen (Cephalotorax) verschmolzen. Dieses Kopfbruststück ist entweder mit dem Hinterleib ganz eng verbunden, wie bei Milben und Skorpionen, oder nur durch einen schwachen Eindruck von jenem getrennt, wie bei Afterskorpionen, oder mit einem schmalen Stiele am Hinterleibe befestigt, wie bei den Spinnen, die sich überdies durch 4 bis 8 Spinnwarzen um die Afteröffnung kennzeichnen. Diese Spinnwarzen sind siebartig durchlöchert und die Fäden des klebrig zähen Spinnstoffs, die durch jenes mikroskopische Sieb dringen, so fein, daß erst mehrere Tausend die Dicke eines Menschenhaars erreichen. Der Optiker spannt sie deshalb zum Behufe der Messungen in die Diaphragmen der Fernröhre und Mikroskope. Den Thieren selbst dienen sie zur Bekleidung ihrer Wohnungen, Umhüllung ihrer Eier, Fesselung ihrer Beute und zum Weben von Fangnetzen, die nach Plinius' Behauptung, wenn die Flüsse steigen wollten, höher aufgenommen würden. Neuere Beobachter legen aber wenig Werth mehr auf die Wetterprophezeiungen der Spinnen, welche vornehmlich durch den zu Utrecht



Busch- oder Vogelspinne.

gefangen gehaltenen französischen Generaladjutanten Quatremère d'Isjonval in Ruf kamen. Die Geschichte der Eroberung Utrechts durch die Franzosen ist bekannt. Man konnte von dieser Unternehmung recht eigentlich sagen, daß sie am Spinnfaden hing. Denn durch ununterbrochenen Regen gelähmt, wollten die Franzosen bereits abziehen, als ihnen d'Isjonval aus dem emsigeren Arbeiten der Spinnen, welche die einzige Gesellschaft seiner mehrjährigen Gefangenschaft bildeten, das bald eintretende Frostwetter verkündigte. Wirklich gefror die Waal, Pichegru drang vor und am 16. Januar 1795 fiel Utrecht.

Die Arachniden sind über die ganze Erde verbreitet und nähren sich als Räuber fast alle von animalischen Stoffen, die meisten vom Fange lebender Insecten, welche sie aussaugen. In ihrer Freßgier schonen die Spinnen einander selbst nicht, und das Männchen muß sich nach der Paarung schleunigst aus dem Staube machen, um nicht von dem größeren und stärkeren Weibchen ergriffen und aufgefressen zu werden.

Der verborgene Aufenthalt und das widerliche, ja sogar unheimliche Aeußere der Spinnenthiere machte diese, obgleich die meisten ihrer Nahrung wegen dem Menschen nützlich sind, von jeher zu verhaßten Geschöpfen und man übertrieb in Folge dessen auch ihre Gefährlichkeit. Skorpion und Tarantel wurden mit den abenteuerlichsten Fabeln umkleidet und selbst Aerzte täuschten sich über die Ursache des sogenannten Tarantismus. Jetzt weiß man, daß der Giftstachel der Skorpione, einige größere Specialitäten der Tropen abgerechnet, zwar Insecten und kleinen Reptilien den Tod bringt, dem Menschen aber nur heftige Schmerzen verursacht, die durch Ammoniakflüssigkeit gehoben werden. Die Giftdrüse, welche beim Skorpion an der Wurzel des Schwanzstachels sitzt, ist bei den Spinnen an dem durchbohrten Endgliede der kräftigen Kieferfühler angebracht und ergießt beim Bisse mit jenen Klauen ihre scharfe Flüssigkeit in die Wunde. Erhebliche oder gar tödtliche Folgen hat aber diese Flüssigkeit nur bei einzelnen wenigen Specialitäten. Daß der Biß der Tarantel nicht zur Tanzwuth reizt, sondern nur der Bettelei oder Schamlosigkeit zum Vorwande diente, hat schon Kircher behauptet und H. von Borch, ein polnischer Edelmann, gegen Ende des vorigen Jahrhunderts außer allem Zweifel gesetzt, indem er einen Neapolitaner durch ein Geschenk dazu vermochte, sich in seiner Gegenwart von einer Tarantel in den Finger beißen zu lassen. Die Hand wurde entzündet, die Finger schwollen an und der Patient empfand heftiges Jucken, wurde jedoch bald wieder hergestellt.

Ungleich gefährlicher als der früher so berüchtigte, jetzt aber nicht mehr als ein Bienenstich gefürchtete Biß der großen Wolfsspinne von Taranto (Tarantola) ist der Biß der sogenannten Malmignatte, der sehr bedenkliche Zufälle nach sich ziehen und, wie Rossi in seiner Fauna etrusca (1790) versichert, meist tödtlich sein soll; dem Gifte der kaum fünf Linien

großen Malmignatte erlagen im Jahre 1830 und 1833 mehrere Landleute in Calabrien.

Die Spinnenthiere athmen, mit Ausnahme der verkümmerten Asselspinnen und mikroskopischen Wasserbärchen, bei denen man bis jetzt keine Athmungsorgane entdeckt hat, durch Lungensäcke, zwischen deren Lamellen das weiße Blut kreiset, oder durch theils einfache, theils im Körper verästelte Luftröhren oder Tracheen.

Man theilt hiernach und nach der Zahl der Spinnwarzen die echten Spinnen in vierlungige (Tetrapneumones) mit vier Luftlöchern am Grunde des Hinterleibes und nur vier Spinnwarzen, und zweilungige (Dipneumones) mit nur zwei Luftlöchern und sechs Spinnwarzen, zu welchen alle bei uns lebenden echten Spinnen gehören. Auf Grund ihrer Lebensweise und Fangart der Beute unterscheidet man Würg- oder Tapezierspinnen (Mygalidae), herumschweifende oder Jagdspinnen (Vagabundae) und ansässige oder Weberspinnen (Sedentariae).

Zu der gattungsarmen aber artenreichen ersten Gruppe gehören, außer den kleinen Minirspinnen (Cteniza caementaria) Südfrankreichs und Italiens, die riesigen Busch- oder Vogelspinnen der Tropen.

Der erste Berichterstatter über dieses Geschlecht war Georg Marcgrave, ein geborener Sachse, welcher 1636 mit der holländischen Expedition des Grafen Johann Moritz von Nassau-Siegen nach Brasilien ging und in den medicinischen und naturhistorischen Veröffentlichungen über dieses Land die Buschspinne sehr gut beschreibt. Als Vogelspinne wurde sie jedoch erst durch Maria Sibylla Merian bekannt.

Maria Sibylla Merian, verehelichte Graf, gehörte einer berühmten Künstlerfamilie von Basel an und zeichnete sich selbst durch seltene Geschicklichkeit in der Miniaturmalerei aus, besonders in der Darstellung von Insecten und Pflanzen. Ihre Kenntnisse zu bereichern, begab sie sich sogar im Jahre 1699 von Amsterdam aus nach Surinam, von wo sie im Jahre 1701 mit reicher Ausbeute für ihr Fach glücklich zurückkehrte. Sie hat zuerst die Bemerkung gemacht, daß die Buschspinne gelegentlich auch kleine Vögel überfällt und eine solche Scene dargestellt.

„Hare ordinaire spyse syn de Mieren“, — sagt sie in ihrer berühmten „Metamorphosis insectorum Surinamensium“, — „die haar niet ontgaan als sy den boom oploopen etc.; sy haalen ook by gebrek van Mieren de kleine vogels van de nesten, en suigen haar alle het bloed uit het lyf.“

Die Richtigkeit dieser Behauptung und ihrer bildlichen Illustration wurde in der Folge zwar mehrfach angezweifelt, unter Anderen auch von Autoriätten, wie der bekannte Naturforscher und Brasilien-Reisende Langsdorf, durch spätere Beobachtungen aber außer Frage gestellt.

Daß es nicht in der Natur vieler Mygale-Arten liegen könne, sich

von Vögeln zu ernähren, geht aus dem Aufenthalte derselben hervor; denn die wenigsten leben auf Bäumen und Buschwerk, sondern in Mauerlöchern, in den Dächern der Häuser, an deren Wänden man sie bisweilen zu sehen bekommt, unter Steinen oder in unterirdischen Gängen, welche sie mit seidenen Tapeten ausweben und sich gegen Abend am Eingange derselben auf die Lauer legen. Auch in Südafrika scheinen die unter Steinen wohnenden Würgspinnen die Buschbewohner weitaus zu übertreffen.

Ausschließlich von Vögeln ernährt sich, wie aus der Merian'schen Beschreibung hervorgeht, auch die Vogelspinne nicht, sondern nur gelegentlich „in Ermangelung von Ameisen". H. W. Bates lernte — wie er in seiner 1863 zu London erschienenen Reisebeschreibung durch Brasilien erzählt (The naturalist on the river Amazons, Vol. I. Cap. IV.) — eine dieser Riesenspinnen kennen, welche über der tiefen Spalte eines dicken Baumstammes ein festes, weißes Gewebe ausgespannt hatte, in dessen unterem Theil zwei kleine Finken von Zeisiggröße hingen. Der eine war schon todt, der andere, unter dem Körper der Spinne liegend, dem Verenden nahe. Nachdem Bates die Spinne verjagt hatte, fand er das sterbende Vögelchen mit einer von dem „Ungeheuer" ausgeschwitzten schmutzigen Feuchtigkeit bedeckt. Daß der Name „Vogelspinne" seine Berechtigung hat, bestätigt unter Anderen auch der durch seine zoologischen Forschungen in Brasilien bekannte Professor Burmeister.

Sogar an jungen Tauben und Hühnern soll sich, wie F. A. Pouchet in seinem „Univers" (Paris, 1868) versichert, die große Würgspinne Columbiens vergreifen und ihnen durch einen tödtlichen Biß in den Hals das Blut aussaugen.

Im September 1862 erhielt der als Araneolog bekannte Oberlehrer Menge ein lebendes Exemplar der Vogelspinne (Mygale avicularia), welches in einem aus England angekommenen Kohlenschiffe zu Danzig aufgefunden worden war. Er that die Spinne in ein mit Baumwolle, Moos und Fichtenrinde belegtes großes Cylinderglas und erhielt sie fast ein Jahr lang am Leben. Eine ihr am ersten Tage vorgeworfene Winkelspinne zerdrückte sie sofort mit den Kiefern und zehrte sie mit Stumpf und Stiel auf. Einer zweiten erging es nicht besser, ebenso einer Assel, eine Schmeißfliege dagegen ließ sie unberührt. Ueber ein kleines Porzellanschälchen mit Wasser legte sie sich mit Brust und Maul und sog dessen Inhalt ein. Am 18. September ward ihr ein Gartenfrosch von $1^1/_2$ Zoll Länge zugesellt, an welchem sie sich bis Abends nicht vergriff, am anderen Morgen aber war er bis zur Hälfte aufgefressen. Sie zerkaute den Frosch zu einem Brei und verschluckte ihn mit Haut und Knochen, letztere gab sie in Stücken bis zu drei Linien Länge in ihren Excrementen wieder von sich. Bald nachher wurden zwei junge Wasserfrösche, eine junge Kröte und zwei kleine Tritonen zu ihr in das Glas gesetzt, die jedoch, weil die Spinne wahrscheinlich nicht hungrig

war, unangefochten blieben. Schlimmer erging es einem ihr am 5. October vorgeworfenen kleinen Gartenfrosche. Nach wenig Augenblicken hatte sie die Kieferklauen in den Rücken ihrer Beute eingeschlagen und recht jämmerlich sah der Kopf des wehrlosen Frosches vorn unter dem Bauche der Spinne hervor. Sie kaute und sog daran von Morgens 9 Uhr bis Abends um dieselbe Zeit und ließ diesmal Knochen, Hinterschenkel und Eingeweide zurück. Eine kleine graue Kröte, welche anfangs munter im Glase umherkroch, wurde nach einigen Tagen auf einem Rindenstückchen mit angezogenen Beinen wie todt angetroffen. Beim Herausnehmen zeigte sie sich dort festgesponnen und infolge einiger Bisse dem Tode nahe. Wenn sich die Spinne satt gefressen hatte, streckte sie alle acht Beine von sich, drückte den Bauch glatt auf den Boden und blieb tagelang in dieser Stellung liegen, als wäre sie in tiefen Schlaf versunken. Sie verzehrte noch einen Frosch, mehrere Küchenschaben, von denen sie die Hauptstücke wieder entleerte, und als keine Frösche mehr zu erlangen waren, einige Taubenherzen. Im Januar 1863 zerriß sie sich die Beugmuskeln der rechten Kieferklaue und nahm von da ab keine Nahrung mehr zu sich. Zu spät, um noch weitere Erfahrungen sammeln zu können, wurde am 13. Juni eins von den fünf Jungen eines Grauammernestes zu ihr gesetzt, sie ließ es trotz des sechsmonatlichen Fastens unberührt. Am 28. Juli lag die Buschspinne wie todt auf dem Rücken, allein Tags darauf häutete sie sich. Der Balg stellte, nachdem die Spinne ihn vollständig abgestreift hatte, bis auf einen Theil des Hinterleibes, der gespalten und eingeschrumpft war, die Gestalt des ganzen Thieres dar. Nach der Häutung sahen die Kieferfühler und Hüftglieder der Vorderbeine ganz weiß aus, wogegen die früher bräunliche Behaarung eine schwarzbraune Farbe angenommen hatte; statt der kranken Kieferklaue zeigte sich ein zackiger Auswuchs. Da die Spinne den ganzen Tag und die beiden darauf folgenden Tage regungslos dagelegen hatte, wurde sie für todt gehalten und in Weingeist gesetzt, als sie sich hier aber etwas bewegte, sofort wieder herausgenommen und mit Wasser abgewaschen, allein ohne Erfolg; die Spinne blieb todt.

Im Berliner Aquarium wurde 1872 die erste lebende Vogelspinne zur Schau gestellt; sie fraß zwar, blieb aber trotzdem nicht lange am Leben. Die zweite dagegen ist jetzt (Mai 1876) nahezu vier Jahre Bewohnerin der Anstalt und hat sich bereits dreimal gehäutet; immer in Jahresfrist, ohne aber genau Monat und Tag einzuhalten. Sie kam schon sehr groß an, und ein Wachsthum nach der Häutung war kaum bemerkbar, wohl aber bei einem kleineren Exemplar, welches im Sommer 1875 die beziehungsweis erste Häutung vorgenommen hat. Außer jungen Fröschen wurde den Spinnen früher auch mitunter ein todtes Vögelchen zur Nahrung gegeben und von derselben in der von Menge geschilderten Weise zerkaut und ausgesogen. Die große Würgspinne des Aquariums verzehrt alle 4 bis 6 Wochen

2 bis 3 Frösche und läßt sich zu diesem Geschäft einige Tage Zeit. Nach der Häutung fraß die kleine Würgspinne sogar 6 kleine Frösche fast hinter einander bis auf Haut und Knochen auf.

Die Vogelspinne ist pechschwarz, rußbraun oder fuchsroth behaart und kupferig roth befilzt an den erweiterten und flachgedrückten Endgliedern ihrer Beine. Als charakteristisches Merkmal der artenreichen Mygale-Gattung gelten die fast gleich großen, in Form eines verschobenen Kreuzes zusammengestellten acht Augen und die lang und dicht behaarten Beine. Letztere sind bei der durch Capt. J. Blond auf seiner Reise nach den Antillen und Südamerika entdeckten Würgspinne gelb eingefaßt. Die Blond'sche Würgspinne (Mygale Blondii) erreicht eine Leibesgröße von circa drei Zoll und spannt im Zustande der Ruhe sieben bis acht Zoll.

Wenn die Gefährlichkeit der Arachniden sich jeweils nach ihrer Größe richtete, so müßte der Mygale-Biß entschieden tödtlich sein, während er nach den zur Zeit darüber gemachten Beobachtungen und Ermittelungen nur mehr oder minder heftige Entzündungen verursacht. Wie wenig gefürchtet der Umgang mit Buschspinnen sein müsse, bewiesen dem oben erwähnten Brasilien-Reisenden Bates die Kinder einer Indianer-Familie, welche für ihn sammelte. Er sah diese eines Tages mit einem dieser „Ungeheuer", dem sie einen Faden um den Leib gebunden hatten, woran sie es um das Haus herumführten, wie einen Hund.

Azara, ein spanischer Officier, der zur Grenzregulirung nach Amerika geschickt worden war, beobachtete nach dem Biß einer Mygale vierundzwanzigstündiges Fieber. Langsdorf ist der Ansicht, daß der Biß der Krabbenspinne (Aranha caranguexeira) zwar heftige Entzündungen veranlasse, aber weder gefährlich noch tödtlich sei. Aehnliches äußert Dr. Fritsch, welcher sich drei Jahre in Südafrika aufgehalten hat, über den Biß der afrikanischen Buschspinne. Die Eingeborenen halten das Thier jedoch für sehr gefährlich und die Buschmänner benetzen sogar ihre Pfeile, die sie dadurch zu vergiften wähnen, mit Mygale-Saft.

Von den Krebsen.

Trotz der unendlichen Verschiedenheit und Mannigfaltigkeit der Geschöpfe stimmen doch alle darin mit einander überein, daß es entweder Thiere mit innerem Knochengerüst, Wirbelthiere, oder solche ohne Knochengerüst, also wirbellose Thiere sind. Linné theilte die ersteren in Säugethiere, Vögel, Amphibien und Fische, die letzteren kurzweg in Insecten und Würmer. Nach seinem System gehören die Krebse zu den Insecten; zu ihnen wurden sie lange gezählt, und erst später zu einer besonderen Classe erhoben.

Diese Classe bietet in der äußeren Gestalt und inneren Organisation so große Verschiedenheiten, daß es schwer wird, ein allgemeines Bild derselben zu entwerfen. Zwischen der bekannten Mauerassel (Kellerassel, Kelleresel, Kellerwurm) und dem Flußkrebs ist gewiß ein bedeutender Unterschied, und doch bilden diese beiden in der Verschiedenheit ihrer Gestalt noch lange nicht die Extreme unter den Krebsthieren. Es giebt Krebse von mikroskopischer Kleinheit und einen von dem berühmten Reisenden E. Kämpfer gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts entdeckten Riesen von 9 Fuß Spannweite der Scheerenfüße. Bei Gelegenheit der im März 1873 in Berlin veranstalteten Ausstellung von Geräthschaften und Producten der See- und Binnenfischerei hatte die Kieler Commission zur wissenschaftlichen Untersuchung der deutschen Meere auch eine Reihe Spiritusgläser mit Fischnahrung ausgestellt; eines dieser Gläser enthielt 28,000, ein zweites sogar 60,000 Stück mikroskopischer Krebse (Temora longicornis), welche in dem Magen eines Herings aufgefunden wurden. Ein mäßiger Hummer ist mehr als genügend, um einen hungrigen Menschenmagen zu sättigen, und von anderen Krustern gehören Tausende dazu, um den Magen eines Herings zu füllen! Die Wasserflöhe oder Büschelkrebse sind mit bloßem Auge kaum zu erkennen, während die durch Professor v. Siebold bekannte japanische Riesen-Krabbe (Inachus oder Macrocheirus Kaempferi) mit Einschluß der Beine einen Umfang von ca. 20 Fuß erreicht. Das Berliner zoologische

Museum enthält ein mehr als 3 Fuß langes Scheerenbein dieses Krusters welches Professor v. Martens nebst kleineren, beziehungsweise jüngeren Exemplaren in ganzer Figur von Japan mitgebracht hat. — Daß es zwischen den Hebriden-Inseln Hummern geben soll, welche badende oder zufällig ins Wasser gefallene Matrosen mit ihren Scheeren ergreifen und in die Tiefe hinabziehen, ist dagegen Fabel, obgleich es Olaus Magnus versichert, und Walther Ryff in dem Thierbuch des Albertus Magnus, sowie Conrad Geßner durch Holzschnitt fürchterlich genug veranschaulicht haben.

Die Krebse (Krustenthiere, Crustaceen) gehören gleich den Insecten im engeren Sinne, den Spinnen und den von manchen Systematikern den Krebsen beigeordneten Tausendfüßern, in den großen Kreis der Ringel- oder Gliederthiere (Arthrozoa oder Entomozoa). Sie haben, wie diese, kein inneres, sondern nur ein aus Schalen und Ringeln zusammengesetztes äußeres Hautskelett, statt des Gehirns und Rückenmarks kleine Ganglien oder Rumpfnerven, kein eigentliches Herz, und weißliches Blut. Dagegen athmen sie nicht durch Tracheen- oder Luftröhren, gleich den anderen Gliederthieren, sondern durch Kiemen, da sie fast alle im Wasser leben. Spinnen, Milben und Käfer, welche zeitweilig unter das Wasser gehen, sind Taucher, die Krebse dagegen richtige Wasserthiere, und darum mit Recht von neueren Systematikern den Insecten nicht mehr untergeordnet, sondern als selbständige Classe an die Seite gestellt.

Dazu mußte außerdem die Zahl der Beine veranlassen, indem alle ausgebildeten und nicht durch Schmarotzerleben verkümmerten Krebsthiere mehr als vier Paar Beine haben. Die Insecten haben deren drei, die Spinnen vier, die Krebsthiere fünf bis sieben, die sogenannten Tausendfüßer, die sich überdies durch ihre wurmähnliche Gestalt kennzeichnen, vierzehn bis neunzehn Paar.

Der Körper der Krebse besteht im Allgemeinen aus drei Theilen, Kopf, Bruststück und Hinterleib, an welchem verkümmerten Füßen vergleichbare Anhänge eingelenkt sind. Kopf und Bruststück sind meist zu einem Stück, dem Kopfbruststück verschmolzen. Dieses erlangt bei ausgebildeten Krebsen eine ziemliche Festigkeit und wird bei der nordischen Steinkrabbe (Lithodes arctica) so hart, daß es einem derben Hammerschlage widersteht. Die Masse, aus welcher die Rüstung der Kruster sich formt, besteht aus kohlensaurem Kalk und einem neuentdeckten unverweslichen Hornstoff Namens Chitin.*

Am Kopf der Krebsthiere befinden sich die mit glatter oder facettirter,

* Chitin (von χιτών Kleid, Hülle) oder Entomolin (von ἔντομον eingeschnitten, Insect) enthält kohlensauren und phosphorsauren Kalk und bildet die chemische Grundlage des Gliederthier-Skelettes. Von der gewöhnlichen Hornsubstanz höherer Thiere unterscheidet sich das Chitin durch seine Unauflöslichkeit in kaustischem Kali.

d. h. gefelderter Hornhaut versehenen Augen, die Fühler und die Freßwerkzeuge, welche entweder aus einem Saugmund oder aus horizontal beweglichen Kiefern zum Kauen bestehen. Im Kopfe sitzen die Gehörs- und Geruchsorgane, die allerdings noch nicht mit Bestimmtheit erkannt sind, allein bei den höheren Arten ohne Zweifel vorhanden sein müssen, da die Hummern Nachts durch den Geruch zu den aus Fischen und Krabben bestehenden Ködern geleitet, und gleich den Flußkrebsen durch plötzlichen Knall erschreckt werden. — Daß sie dabei, wie noch vielfach geglaubt wird, ihre Scheeren verlieren oder gar fortschleudern, ist natürlich eine Fabel.

An dem Bruststück, welches die wichtigsten inneren Organe umschließt, sitzen zugleich die eigentlichen Bewegungsorgane oder Gliedmaßen. Die vollständig ausgebildeten Beine bestehen, wie bei den Insecten, aus dem ein- oder mehrgliederigen Hüftbein, dem Schenkel, dem Schienbein und dem Fuße, welcher aus zwei Gliedern besteht, dem Fußblatte und End- oder Klauengliede. Außerdem giebt es Scheerenfüße, Raub-, Greif- oder Klammerfüße, Flossenfüße, Blattfüße und Rankenfüße 2c. Was für Organe das Innere des Bruststückes birgt, wird die folgende Specialbeschreibung des Flußkrebses zeigen.

Der Hinterleib, gemeinhin Schwanz genannt, besteht immer aus mehreren Segmenten und ist von verschiedener Länge. Er hat nur Afterfüße, endet oft in Borsten und Lappen und enthält meist nichts als das Endstück des Darmcanals. Die Afterfüße dienen bei den höher ausgebildeten Krebsen vorzüglich nur zur Festhaltung der Eier; wo sie dagegen als Flossen- oder Blattfüße auftreten, zum Schwimmen, und bei Flohkrebsen, welche zufällig auf das Trockene gerathen sind, sogar zum Springen und Hüpfen.

Diese kleinen, lebhaften, meist seitlich sich bewegenden Süßwasser- und Meerkrebse geben ein Bild der unter den Krebsthieren herrschenden ungeheuren Vermehrung. Der Brunnenkrebs (Gammarus putaneus), dessen abgelegte Häute zuweilen im Trinkwasser schwimmen, kommt in manchen Brunnen so massenhaft vor, daß das Wasser dadurch unbrauchbar wird. Einige Pfund Kochsalz genügen, um die Thiere zu tödten und das Wasser wieder trinkbar zu machen. Schon die alten Hebräer wandten zu diesem Zwecke Salz an; denn im vierten Buche der Könige steht geschrieben, daß Elisäus den Männern von Jericho befahl, Salz zu bringen, welches er in den Brunnen warf, um das Wasser zu verbessern. Bei Grönland sind die Flohkrebse oder Amphipoden so häufig, daß sie in einer Nacht den größten Seehund verzehren können, und nur das Skelett übrig bleibt. Das Alles aber verschwindet gegen die Unmasse fossiler Krebsthiere, indem manche Arten derselben, und zwar gerade die mikroskopischen, ganze Gebirgsschichten bilden, wie z. B. die Cypridinen oder Muschelflöhe den Cypridinenschiefer.

Mit Ausnahme der Rankenfüßer (Cirripedia oder Cirhopoda), welche übrigens bereits den Uebergang zu den Mollusken oder Weichthieren bilden,

und einiger Schmarotzerkrebse sind alle Krebse getrennten Geschlechts und begatten sich mehrmals im Leben. Bei manchen Muschelkrebsen, z. B. bei den Wasserflöhen (Cladocera) erscheinen die Männchen nur in einer gewissen Jahreszeit und die Weibchen können sich, wie die Blattläuse, ohne Paarung durch mehrere Generationen fortpflanzen. Meist tragen die Weibchen ihre zahlreichen Eier bis zum Auskriechen der Jungen mittelst eines klebrigen Ueberzugs, traubenartig zusammengehäuft, zwischen blattartigen Anhängen unter der Brust, unter dem Hinterleib oder zwischen den Afterfüßen, seltener in häutigen Eiersäcken.

Die langschwänzigen Krebse ändern ihre Gestalt nach dem Auskriechen aus dem Ei wenig, die Kurzschwänze dagegen, die Rankenfüßer und einige andere Krebse machen eine mehr oder weniger auffallende Metamorphose durch. Sie wachsen insgesammt durch Häutungen, beziehungsweise durch Sprengen der zu eng gewordenen harten Schale, aus welcher das vergrößerte Thier sich mühsam herausarbeitet. Die Haut ist in diesem Zustande ganz weich, verkalkt aber schon in einigen Tagen.

Männchen und Weibchen sind bei manchen Krebsen in der Größe sehr verschieden. Bei den wurmähnlichen Lernäen oder Barschläusen sind die Männchen viel kleiner als die Weibchen und sitzen zu zweien bis vieren zeitlebens an diesen fest; ebenso lebt das blinde Weibchen der Garneelen-Assel parasitisch unter dem Schwanzende von Garneelen, und beherbergt das nur anderthalb Linien große, zweiäugige Männchen unter seinen Schwanzklappen.

Walfischläuse, Fischasseln und Fischläuse sind wirkliche Schmarotzer; sie saugen sich auf Wasserthieren, vorzüglich auf Fischen fest, und nähren sich von deren Säften; im Alter verlieren sie ihre zwei bis vier Fühler, sowie die Augen und Schwimmfüße und verkümmern so, daß man sie nur durch Untersuchung ihres inneren Baues für Krebse erkennt. Mit Logis ohne Kost begnügen sich die sogenannten Pinnenwächter (Pinnotheres). Es sind das kaum erbsengroße Krabbenarten, die ihres weichen Bruststückes wegen sich meist in den Gehäusen lebender Muschelthiere aufhalten und daselbst von den kleinen Thieren leben, welche das Wasser zwischen deren Schalen spült. Die Alten glaubten, daß sie die blinden Thiere der Muschelschalen, worin sie als Eindringlinge leben, durch ihre Bewegung vor Feinden warnen, daher der Name Muschel- oder Pinnenwächter (Pinna die Steckmuschel). Obgleich die Alten das Verhältniß zwischen dem Muschelthiere und dem Krebse zu poetisch auffaßten, indem sie glaubten, der Krebs warne jenes durch Kneipen vor Gefahr, oder mache es auf Beute in der Nähe aufmerksam und bekäme dann einen Theil davon zum Lohne, so scheint der Aufenthalt dieser kleinen Krabben in dem gallertartigen Mantel der Austern, Steck- und Miesmuscheln ꝛc. doch kein rein zufälliger zu sein; ob er mit der Lebensweise des Muschelthiers in näherer Beziehung steht, ist allerdings eine noch nicht gelöste Frage.

Außer den Muschelwächtern ꝛc. quartieren sich auch die sogenannten Bernhardiner- oder Einsiedlerkrebse (Pagurus) in fremden Wohnungen ein, aber wenigstens nicht in bewohnten, sondern in leer stehenden. Sie haben einen nackten Hinterleib und sind deshalb genöthigt, eine schützende Hülle für denselben zu suchen. Dazu dienen ihnen leere Schneckenhäuser, in welche sie den Hinterleib versenken, und sich mit dessen Haftorganen so fest klammern, daß es schwer hält, sie herauszuziehen. Sie schleppen die Gehäuse überall mit herum, und beziehen bei zunehmender Größe größere Schneckenhäuser. Man sieht die barocke Erscheinung während der Ebbe häufig an dem Strande unserer Meere umherkriechen.

Wie schon bemerkt wurde, sind die meisten Krebse Wasserbewohner und athmen die dem Wasser beigemengte atmosphärische Luft durch sehr verschieden gestaltete Kiemenblätter oder kleine Kiemensäcke, welche stets außerhalb des Leibes, meist am Grunde der Beine liegen. Die Mehrzahl der Wasserbewohner lebt im Meere, wenige im Süßwasser. Der nur sechs Linien lange Brunnenkrebs wird durch Kochsalz getödtet; der gleichfalls sechs Linien lange Salinenkrebs (Artemia salina), durch dessen Verdunstung in den Lachen eingedämmten Seewassers an den westeuropäischen Küsten Salz gewonnen wird, findet sich in den Salinen mitunter so häufig, daß das Wasser dadurch roth gefärbt erscheint. Einige Krabben leben auf dem Lande, aber nur an feuchten Orten, wo ihre Kiemen feucht bleiben. Es sind nächtliche Thiere, sie laufen meist nach der Seite, selten vorwärts, wohnen in schattigen, feuchten Wäldern unter Baumwurzeln und Laub, oder in Erdlöchern, und bilden einen besonderen Zug in der mittelamerikanischen Fauna. Sie wandern während der Regenzeit schaarenweise und mit großem Geräusch der Scheeren dem Meere zu, um ihre Eier abzulegen; daß sie indeß bei diesen Zügen kein Hinderniß fürchteten noch umgingen, und selbst durch ländliche Wohnungen ihren Weg verfolgten und als Vertilger von Ratten und Schlangen gern gesehen würden, wie ältere Reisebeschreiber von diesen Landkrabben erzählen, ist Uebertreibung. Bei einigen dieser Landkrabben, die im Laufe der Jahrtausende sich so sehr an den Landaufenthalt gewöhnt haben, daß sie im Wasser nicht vierundzwanzig Stunden am Leben bleiben, haben sich auch die Athmungswerkzeuge entsprechend modificirt, oder sind von vorn herein mit gewissen Vorrichtungen zur unmittelbaren Luftathmung versehen gewesen. So scheint auch bei einigen Landasseln, welche an ganz trockenen, und sogar sonnigen Orten leben, neben der Kiemenathmung noch eine Art von Luftathmung stattzufinden, indem in dem vorderen Kiemendeckel sich fein verzweigte, luftführende Räume finden, welche durch Spalten sich nach außen öffnen sollen.

Die meisten Krebse nähren sich von animalischer Kost, lebender und todter, nur wenige fressen Pflanzen. Eine der Landkrabben Brasiliens soll jedoch, nach dem Bericht des dortigen Naturforschers Fr. Müller, mittelst ihrer kurzen und ungemein spitzen Klauen auf die Manglebüsche klettern und

deren Blätter benagen. Es sind durchweg sehr gefräßige Raubthiere, die sich bei günstiger Gelegenheit sogar gegenseitig überfallen. — Im Berliner Aquarium kam ich gerade einmal dazu, wie ein Hummer einen anderen, der sich eben gehäutet hatte und den Angriffen seines tückischen Gegners deshalb schutzlos preisgegeben war, von vorn nach hinten auffraß. Das Kopfstück war bereits verzehrt, allein auch jetzt noch zuckte das verendende Thier bei jedem Biß der gierigen Kiefern schmerzlich zusammen. Es war das eine jener Mordscenen, wie sie in dem Meere jeden Augenblick millionenweise vorkommen.

Kein Krebs, außer der Bohrassel (Limnoria terebrans), verursacht, so weit bis jetzt bekannt ist, erheblichen Schaden. Diese dagegen durchbohrt in Gemeinschaft mit dem aus Indien eingeschleppten Pfahlwurm (Teredo navalis), den Linné die „Calamität der Schiffe" genannt hat, namentlich an manchen Küsten Englands das Holzwerk der kostspieligen Wasserbauten nach allen Richtungen und zerstört sie oft gänzlich.

Die Krebsthiere sind über die ganze Erde verbreitet, und an den Küsten Englands und Neu-Seelands, also fast an den Endpunkten eines Erddurchmessers, leben mehrere ganz identische Arten. Fleisch und Eier fast aller größeren Arten werden gegessen und bilden für die Küstenbewohner ein wichtiges Nahrungsmittel. Der Genuß von Krebsen, namentlich von Hummern, erzeugt indeß bei manchen Menschen leicht Hautausschläge und das Fleisch des Einsiedlerkrebses und der westindischen Erdkrabbe wird sogar zeitweilig für giftig gehalten. Wenn die Erdkrabbe, nachdem sie ihre Eier gelegt, auf das Land zurückkehrt, im Mai und Juni, ist es wenigstens ungenießbar. Manche Krebse bilden einen nicht unbedeutenden Handelsartikel. In Nord-Europa beläuft sich der Verbrauch an Hummern auf jährlich fünf bis sechs Millionen. Was für die Länder der Nordsee der Hummer ist, das ist für die Länder des Mittelmeers der Heuschreckenkrebs. An der Küste von Südfrankreich soll allein gegen eine Million dieser großen Kruster (Langouste) gefangen und, im Salzwasser gesotten, weithin versandt werden. Auch die kleineren Garneelen der nordeuropäischen Meeresküsten und der italienische Granatkrebs werden jährlich zu Millionen gefangen und als beliebte Speise versandt. Die Strandkrabbe der Nordsee und des adriatischen Meeres soll Venedig allein schon jährlich eine halbe Million Franken einbringen. — Unter den Süßwasserkrebsen steht unser Flußkrebs als Marktartikel oben an, außerdem bildet auch die ca. zwei Zoll lange und breite Flußkrabbe Südeuropa's und Aegyptens noch jetzt wie im Alterthum ein Nahrungsmittel des Volkes und wird reihenweise aneinander geknüpft zu Markt gebracht.

Man theilt die Krebsthiere, je nach ihrer Organisation, in fünf Ordnungen, nämlich in Schalenkrebse, Ringelkrebse, Schildkrebse, Schmarotzerkrebse und Weichthierkrebse. Die größten und entwickeltsten Arten gehören der Ordnung der Schalenkrebse an, zumal der Familie der Dekapoden oder

Zehnfüßer. — Diese sind entweder Langschwänze (Macroura) mit vollständig entwickeltem Hinterleib, oder Halbschwänze (Anomura) mit weniger entwickeltem, meist nacktem, beutelartigem Hinterleib, oder Kurzschwänze, Krabben (Brachyura), mit auffallend kurzem, gegen die Unterseite des Bruststückes gekrümmtem und kaum zu erkennendem Hinterleib. Die Krabben sehen Spinnen ohne Hinterleib ähnlich, die Langschwänze haben eine gewisse Aehnlichkeit mit Heuschrecken. In ihrer Reihe begegnen wir dem ca. 12 bis 14 Pfund schweren Heuschreckenkrebs, in der Reihe der Kurzschwänze der gemeinen Meerspinne oder Teufelskrabbe, der Maja der Alten, welche ihr besondere Klugheit zuschrieben und sie deshalb auf Münzen darstellten. —

Es sind sonderbar gestaltete Geschöpfe, diese Crustaceen. — Unser Flußkrebs ist der mindest auffallende unter ihnen, und doch sieht auch er abenteuerlich genug aus. Da er, gleich dem Hummer und anderen Dekapoden, die Krebsthiere am vollkommensten vertritt, so unterziehen wir diesen allbekannten und doch nur ungenügend gekannten einer eingehenderen äußeren und inneren Betrachtung.

Der Flußkrebs (Astacus fluviatilis oder cancer astacus) bildet, von oben besehen, zwei Hauptkörpertheile. Der vordere, das Kopfbruststück, wird von einem Panzer bedeckt, welcher bis zur Einlenkung der Beine an den Unterkörper hinabreicht. Das Vorderende dieses Panzers oder Rückenschildes läuft in den Stirnstachel aus, an dessen Grunde die zwei Augen liegen. Diese sitzen auf beweglichen Stielen und können da und dorthin gerichtet oder in ein Paar schützende Rinnen zurückgelegt werden. Die Hornhaut ist gefeldert oder facettirt, zwischen den Augen befinden sich die großen äußeren Fühler, deren dicke Grundglieder die lange aus vielen kleinen Ringen bestehende Geißel tragen. Zwischen diesen großen Fühlern liegen noch zwei kleine mit je zwei Geißeln. Unterhalb des Fühlerapparates sitzen die Freßwerkzeuge, bestehend aus einer quer vor der Mundöffnung liegenden Oberlippe, aus einem Paar Oberkiefern, unter welchen die Zunge oder richtiger Unterlippe liegt, und aus zwei Paar Unterkiefern, worauf noch drei Paar fußähnliche Kiefern folgen, welche zum Festhalten und Zurechtlegen der Nahrung dienen. An die letzten Kieferpaare, die sogenannten Hülfs- oder Kieferfüße, reihen sich fünf Paar Beine, von denen die drei vorderen mit Scheeren endigen. Am Grunde der Beine unter den freien Seitenblättern des Panzers sitzen die Kiemen, durch welche die Luft des Wassers aufgesaugt und den Adern übermittelt wird.

Auf der Bauchseite des mit sechs Schildern oder Ringen bekleideten sogenannten Schwanzes sitzen die Afterbeine, welche beim Weibchen zum Festhalten der Eier dienen. Was sie bei dem Männchen für einen Zweck haben, ist fraglich. Manche meinen, daß sie zum Festhalten bei der Begattung dienen. Am Ende des Schwanzes stehen fünf fächerartige Flossenschuppen, unter deren mittelster der Darmcanal sich öffnet.

Die wichtigsten inneren Organe des Krebses liegen unter dem Kopfbruststück desselben. Der Verdauungsapparat beginnt hinter der Mundöffnung mit einer kurzen Speiseröhre, die in einen mit zahnartigen Buckeln versehenen, geräumigen Magen ausmündet, in welchem das durch die Oberkiefern angefangene Kaugeschäft fortgesetzt wird. An den beiden Seiten des Magens liegen die sogenannten Krebsaugen, zwei linsenförmige Kalkbildungen, die bei der Neubildung des Panzers jährlich aufgebraucht werden. Vom Magen aus verläuft durch den Hinterleib der ziemlich gerade, dünne Darm. Die die Galle erzeugende Leber auf beiden Seiten des Magens kennzeichnet sich durch die grünliche Farbe und den faserig lappigen Bau. Ungefähr in der Mitte des Rückentheils liegt das zweitheilige, in mehrere Zipfel auslaufende Herz. Das weißliche Blut wird aus dem Herzen in den Körper getrieben, tritt von da in die Kiemen, und kehrt mit frischem Sauerstoffe gesättigt wieder zurück in das Herz, um den Kreislauf von Neuem zu beginnen. Der gestreckten Figur des Krebses entsprechend zieht sich das Nervensystem, einer Strickleiter ähnlich, durch die Mittelebene des Körpers, während es bei den kurzbeinigen Krabben sich zu einem Büschel zusammendrängt.

Bei Beginn des Frühjahrs begattet sich der Krebs, und bald darauf legt das Weibchen seine Eier. So lange die Eier im Leibe der Mutter sind, haben sie eine gelbe Farbe, diese wird später röthlich und braunroth, sobald die Eier heraustreten. Jedes einzelne Ei hängt an einem zarten Hautfädchen. Sobald es erscheint, krümmt der Krebs seinen Schwanz dergestalt, daß das erste Paar der kleinen Schwanzfüße es fassen kann, und da diese mit Haaren und Fäserchen besetzt sind, so bleibt das etwas klebrichte Ei mit seinem Faden leicht daran hängen. Damit aber auch die folgenden Eier Platz haben, so wird jenes erste wieder von dem zweiten Paar Schwanzfüße aufgenommen und geschäftig weiter befördert. So geht die Arbeit rastlos fort, bis alle Eier dergestalt unter dem Schwanze vertheilt sind, daß jeder Afterfuß eine verhältnißmäßige Zahl zu tragen hat.

Im Juni und Juli erreichen die Eier ihre Reife und die Jungen schlüpfen aus. Die Mutter wird aber ihrer Bürde jetzt noch nicht entledigt, indem die Kleinen wenigstens noch vierzehn Tage sich an den Fäserchen des Schwanzes festhalten, bis sie mehr Stärke bekommen und sich selbst weiter forthelfen können. Wenn die Mutter sich bei ihrer Nahrung aufhält, oder sonst still sitzt, so versuchen es die jungen Thierchen, sie auf einige Augenblicke zu verlassen, hier und da herumzuschwimmen und sich darauf vorzubereiten, ohne Leitung der Mutter zu sein. Droht Gefahr, so sollen sie durch ein besonderes Zeichen der Mutter aufmerksam gemacht, sich sofort unter dem Schwanze derselben bergen, wie die Küchlein unter den Flügeln der Gluckhenne. Es klingt das etwas euphemistisch; aber so viel ist gewiß, daß kein anderes Mitglied der Sippe seiner Nachkommenschaft die Sorgfalt zuwendet, wie unser Flußkrebs. Der Hummer trägt seine Eier zwar auch eine Zeit

lang unter dem Schwanze umher, allein er streift sie später an dem Strande ab, und überläßt die vollständige Zeitigung derselben der Sonne. Aehnlich machen es die Krabben.

Warum nur der Flußkrebs seine Eier vollständig austrägt und nicht auch der Hummer und die Krabbe, ist ein weiteres Mysterium in dem Leben dieser Thiere. Bei der Krabbe liegt wohl der Grund in der Kürze des Schwanzes, bei dem Hummer in der Unzahl der Eier. Man hat bei einem Weibchen deren über 12,000 gezählt; da diese bei fortschreitender Entwickelung unter dem Schwanze nicht mehr Platz haben können, so werden sie vielleicht deshalb früher abgelegt.

Wenn die jungen Flußkrebse aus dem Ei schlüpfen, so haben sie fast ihre vollkommene Gestalt, nur die vier Seitenblätter des Schwanzfächers sollen ihnen nach Thomson's und Rathke's Untersuchungen erst noch nachwachsen, den jungen Hummern die Afterbeine. Die eben ausgekommenen Krebschen haben eine Größe von ca. drei Linien. Sie scheinen in der ersten Zeit schneller zu wachsen als später, und sich deshalb auch öfter zu häuten. Im ersten Lebensjahre soll das junge Krebschen sogar gegen achtmal sein Kleid zu wechseln haben.

Im Ganzen geht das Wachsthum der Schalenkrebse sehr langsam vor sich, und mancher Krebsliebhaber wird staunen über die Zahl von Jahren, die dazu gehört, ihm einen tüchtigen Tafelkrebs vorsetzen zu können. In dem Berliner zoologischen Museum ist eine Scala von Flußkrebsen in Spiritus aufgestellt; danach ist ein anderthalbjähriger Krebs noch nicht so groß, wie der kleine Finger, mit ca. 6 Jahren wird er Suppenkrebs, und mit 8 bis 10 Jahren Tafelkrebs. Größere Exemplare wie der zwölfjährige des Museums dürften wohl schwerlich vorkommen, und das Wachsthum des Flußkrebses scheint damit am Ende zu sein. Wenn es, wie der berühmte Krebskundige Milne Edwards in seiner „Naturgeschichte" (Paris 1837) behauptet, in der That nie ganz aufhören sollte, so wäre das eine Ausnahme sonder Gleichen.

Wie der Krebs bei der Häutung verfährt, wurde schon von dem berühmten Naturforscher Réaumur in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts gründlich beobachtet und beschrieben. Er hielt zu diesem Zwecke Krebse in durchlöcherten Glasgefäßen, die in fließendem Wasser standen, und bemerkte mittelst dieser Vorrichtung, daß der Krebs, wenn der Zeitpunkt der Häutung gekommen, sich durch gewisse gymnastische Uebungen darauf vorbereitet. Er reibt die Scheeren aneinander, zieht, sich auf den Rücken werfend, den Schwanz ein, und streckt ihn wieder aus, er zuckt mit den Fühlhörnern und Beinen und lockert daran durch ruckweises Zusammenziehen der Muskeln in ihren Futteralen. Darauf bläht er sich auf und sprengt die Haut, welche den Schwanz mit dem Rückenschilde verbindet. Nach diesem ersten Erfolg ruht er ein Weilchen aus, und fängt dann die Arbeit von Neuem an.

Durch abermaliges Aufblähen platzt die Haut, welche die Ränder des Panzers mit dem Bauch verbindet. Der Panzer löst sich nun leicht und nur in der Gegend der Mundtheile bleibt er noch haften. Nach wiederholtem Aufblähen zieht der Krebs die Armmuskeln plötzlich kräftig zusammen, und mit einem Ruck macht er eine von den großen Scheeren, sowie einige oder alle Füße auf der einen Seite frei. Zuweilen gelingt es ihm auch, sämmtliche Füße mit einem Mal aus ihren Futteralen zu ziehen, denn es geht nicht bei allen Krebsen auf einerlei Art zu. Bei manchen stecken die Füße so fest in der Scheide, daß sie beim Herausziehen abreißen oder brechen; bei anderen geht die Häutung überhaupt so mühevoll vor sich, daß viele, zumal junge, den Anstrengungen erliegen. Wenn die Füße frei sind, so zieht der Krebs den Kopf und die anderen Theile, welche der Helm bedeckt, darunter hervor, streckt den Schwanz jählings aus und zieht ihn wieder zurück. Durch diese letzte Bewegung verläßt er sein ganzes altes Gehäuse. Im normalen Zustande ist dieser Häutungskrampf in ca. einer Viertelstunde vorüber. Eine durch den Körper des Krebses ausgeschwitzte schlüpfrige Feuchtigkeit, welche die Futterale gleichsam einölt, und ein in den Scheerenarmen entstehender Längsspalt erleichtert den Häutungsproceß. Hat der Krebs die Scheeren durch die erweiterte Röhre gezogen, so schließt sich die elastische Hülse wieder, die klebrige Feuchtigkeit leimt sie zu, und von der Oeffnung ist nichts mehr zu sehen. Die Häutung ist eine so vollständige, daß sie sich selbst auf die Haare erstreckt, mit denen die Afterbeine und die Schwanzflossen des Krebses bekleidet sind, denn auch von ihnen bleibt die leere Scheide zurück. Die elastischen Gelenkhäute halten die einzelnen Theile zusammen, und das leere Gehäuse sieht auf den ersten Blick meist ganz so aus wie das lebende Thier. Andererseits bricht der von einer vertieften Längsfurche durchzogene Rückenschild des Hummers, wie ich es in dem Berliner Aquarium gesehen habe, bei der Häutung manchmal mitten entzwei.

Mit dem Abwerfen des Oberkleides vollzieht sich bei dem Krebs zugleich noch eine Häutung im Innern, denn auch die Magenhaut nebst den Magenzähnen wechseln, ebenso die Häute der Eingeweide. Die Abwürfe werden theils zur Chitinbildung verwendet, theils ausgeschieden. Daß auch die unter dem Namen Krebssteine oder Krebsaugen bekannten Kalkablagerungen zu beiden Seiten des Magens mit der Bildung der neuen Schale im Zusammenhange stehen, scheint nach wiederholten Beobachtungen außer Zweifel zu sein. Sie sollen nämlich bei der Häutung in die Magenhöhle gelangen, dort aufgelöst werden, und durch ihren Kalkgehalt zur Neubildung des abgeworfenen Gehäuses mit beitragen. Früher waren die durch Drüsenausscheidung entstehenden, und bei ihrer Verhärtung die Form einer halben Erbse annehmenden Krebssteine officinell und wurden namentlich zur Beseitigung von kleinen Insecten oder Sandkörnchen, welche zufällig unter die Augenlider gekommen waren, sowie gegen Magensäure angewendet. Jetzt bedient man sich statt

ihrer mineralischer Präparate, aber gefordert werden sie noch immer, und bilden am Don, in der Ukraine und Tartarei, wo die Flußkrebse sehr häufig und als Speise nicht geachtet sind, einen nicht unbeträchtlichen Handelsartikel.

Nach Herbst's Monographie der Krabben und Krebse (Berlin und Stralsund 1790) sollen die männlichen Flußkrebse ihre Häutung im Mai und Juni vornehmen, die Weibchen später, aber selten nach dem September. Die Männchen unterscheiden sich von den Weibchen durch einen breiteren Brustkasten und größere Scheeren, dagegen haben letztere einen breiteren, fleischigeren Schwanz. Da der Krebs nach der Häutung den Angriffen seiner Feinde schutzlos preisgegeben ist, so hält er sich bis zur Neubildung der Rüstung wohlweislich ruhig in seinem Versteck, auch braucht er Erholung von den durchgemachten Strapazen. Nach zwei bis drei Tagen erscheint der Butterkrebs neu gewappnet und bewehrt in seinem Jagdrevier und entschädigt sich nun für die Fasten vor und nach der Häutung. Seine Farbe ist jetzt nicht mehr so düster olivenbraungrau wie vorher, sondern etwas heller und hat manchmal einen röthlichen Anflug, zumal wenn er sich am hellen Mittag bei heißem Wetter gehäutet hat. Daß die Krebse beim Kochen roth werden, ist eine allgemein bekannte Erscheinung, doch dürfte den meisten Krebsliebhabern die Erklärung dieses Farbenwechsels minder geläufig sein, als die praktische Verspeisung des Krebses. Der Farbenwechsel rührt von den zweierlei Pigmenten her, die in der Chitinhülle des Krebses gebunden sind; und von denen das eine, das bläuliche, durch die Hitze des siedenden Wassers zerstört wird, wogegen das andere, das rothe, der Hitze widersteht, und nun allein zur Geltung kommt. Auch die Sonne wird dem blauen Pigmente zuweilen schädlich und deshalb findet man selbst unter den lebenden Krebsen hie und da ein rothgeflecktes oder gar rothes Exemplar.

Daß die Krebse vieles mit den Insecten gemein haben, denen sie früher im Systeme zugeordnet waren, dürfte dem aufmerksamen Leser wohl kaum entgangen sein; eine merkwürdige Eigenschaft haben sie aber andererseits außer der zum Theil amphibialischen Lebensweise, mit den meisten Reptilien gemein, nämlich die Reproduction verlorener Glieder. Verlorene oder gebrochene Beine wachsen den Krebsen nach, ebenso die Scheeren und Fühlhörner; doch bleiben die Ersatzglieder etwas kleiner. Der Schwanz wächst nicht wieder und der Verlust desselben kostet dem Krebse das Leben. Wie diese Reproduction sich vollzieht, ist ein durch alle Hypothesen von Réaumur bis jetzt noch unaufgeklärtes Mysterium. Bisweilen kommen auch Krebse mit mißgestalteten, verkümmerten Scheeren vor, mit Auswüchsen an der sogenannten Nase 2c. Herbst ist der Ansicht, daß diese Abnormitäten von Verletzungen herrühren, welche die Krebse als Butterkrebse, also gleich nach der Häutung erlitten hätten. „Es findet sich," fügt er zur Erklärung einer Hypothese hinzu, „bei dem Wachsthumstrieb des Krebses einige Aehn-

lichkeit mit dem Trieb der Gewächse; und so wie Verletzungen am Stamm eines jungen Baumes gewöhnlich Auswüchse nach sich ziehen, so treibt auch bei den Krebsen das Fleisch durch den verletzten Ort gleich hervor, die Säfte drängen sich immer mehr dahin, und daraus entstehen dann solche Unförmlichkeiten, welche bei allen nachfolgenden Verhäutungen unverändert bleiben." — Kommen solche Mißbildungen in der That nur bei Verletzungen von Butterkrebsen vor, und nicht auch bei hartschaligen Exemplaren, nimmt bei diesen die Reproduction verlorener Glieder vielmehr stets ihren normalen Verlauf, so stehen wir vor einem neuen Mysterium des Krebsthums.

Ueber die Lebensdauer des Krebses läßt sich natürlich nichts Gewisses sagen, man kann sie nach Maßgabe des langsamen Wachsthums, welches allein schon ca. zwölf Jahre dauert, auf mindestens zwanzig bis dreißig Jahre schätzen. Die kleinen Phyllopoden oder Blattfüßer überleben in der Regel den Sommer nicht, die großen Seekrebse dagegen mögen leicht fünfzig und noch mehr Jahre erreichen; denn daß die Krebse, wenn sie ausgewachsen sind, auch bereits das Ziel ihres Lebens erreicht haben sollten, wäre doch eine zu merkwürdige zoologische Ausnahme.

Der Krebs ist ein nächtliches Thier; den Tag über hält er sich in den Uferlöchern seiner Gewässer auf, oder zwischen dem Gestein von Bächen und Flüssen. Kundige können ihn hier mit den Händen greifen, werden dabei aber auch öfters gehörig gezwickt. Mit Einbruch der Dämmerung zieht der Krebs auf seinen Raub aus. Daß er vorzugsweise Aas liebt, ist bekannt und durch pikante Anekdoten illustrirt. Wer in einer Gegend mit Krebsen einen todten Pudel in das Wasser hängt, der kann sicher sein, am anderen Morgen in der Wolle dieses Köders wohl eine Mandel Suppen- und Tafelkrebse zu finden. Richtige Krebsesser entfernen deshalb, indem sie durch einen Schnitt des Messers den Vorderkopf vom Rumpfe trennen, zuvörderst den Magen des Krebses. Ob der Krebs, als er gesotten wurde, gelebt hat oder schon todt war, erkennen sie sofort an dem Schwanze, denn im ersten Falle ist dieser gegen den Bauch gekrümmt, im anderen Falle gestreckt. Daß unsere Krebse in den Monaten ohne R am feistesten und wohlschmeckendsten sind, ist allgemein bekannt; daß man dem Krebse, um den Mastdarm zu entfernen, nur die mittlere Schwanzflosse auszureißen braucht, ist zwar nicht allgemein, aber leider nur zu viel bekannt. Die Grausamkeit ist um so verwerflicher, da man ohne dieselbe nicht weniger leicht zum Ziele kommt. Man braucht in den Schwanz des gesottenen Krebses, nachdem man ihn der Schienen entkleidet, nur einen oberflächlichen Längsschnitt zu machen, und es zeigt sich sofort der Mastdarm, und kann dann ohne Weiteres herausgezogen werden. Um Krebse im lebenden Zustande zu verschicken, bedient man sich eines mit Brennnesseln und Gras gefüllten Korbes. Man begießt dieses Lager täglich mit Bier, oder was noch besser ist, mit süßer Milch oder dem Inhalt eines rohen Eies, wovon die Krebse sehr feist werden. Nur darf man, wie

Herbst bemerkt, sie ja nicht mit frischem Wasser begießen, weil sie sonst bald absterben.

Der Sage nach soll der Krebs rückwärts gehen. Daß dies factisch nicht der Fall ist, lehrt der Augenschein. Er schwimmt rückwärts und zwar sehr schnell und gewandt, geht aber nur ausnahmsweise rückwärts, wenn er sich plötzlich einem übermächtigen Gegner gegenüber sieht oder aus ähnlichen Gründen. Auch kriecht er nicht langsam auf dem Bauche dahin, wie unsere matten Marktkrebse, sondern hält sich hoch auf den Beinen, und streckt dabei kampfbereit die Scheerenfüße oder richtiger Scheerenarme aus. Man muß den Krebs auf dem Grunde seiner Gewässer oder mindestens in einem großen Aquarium sehen, um ein richtiges Bild von ihm zu bekommen; man muß zwei ebenbürtige Männchen mit einander turnieren sehen, um sich eine Vorstellung von der Inbrunst und Eifersucht der Krebsliebe machen zu können; ohne den Verlust eines Beines oder einer Scheere geht es in der Regel bei diesen Kämpfen nicht ab. Muß sich einer der Gegner deshalb zurückziehen, so geschieht es allerdings rückwärts, sonst aber schreitet der Krebs vorwärts, wie die übrige Thierwelt. Gleichwohl ist der vom Kopf bis zu den Füßen mittelalterlich gepanzerte und geschiente Scheerenträger kein unpassendes Symbol des Rückschrittes.

Der schwarze Panther.

Trotz der enormen Fortschritte, welche die Zoologie unseres Jahrhunderts gemacht hat, entziehen sich doch noch Tausende von Thieren und Thierleben einer zweifellosen Erkenntniß, und sogar unter den Mammalien giebt es noch problematische Naturen.

Zu ihnen gehört der sogenannte schwarze Panther.

De Lamétherie war der Erste, welcher in dem 33. Bande seines „Journals der Physik" eine Beschreibung und Abbildung des seltenen Thieres gab, aber ziemlich mangelhaft. Péron brachte im Anfange unseres Jahrhunderts einen schwarzen Panther nach Europa und gab ihm den wissenschaftlichen Namen Felis melas. Die „schwarze Katze" des berühmten Naturforschers war auf der Ostküste von Java gefangen und Madame Bonaparte überschickt worden, die sie der Pariser Menagerie zum Geschenke machte.

Von da an beginnt die noch heutzutage schwankende Controverse: ob der schwarze Panther eine neue Specialität der Katzenfamilie, oder blos Varietät des südasiatischen Leoparden. Zu der letzten Annahme berechtigte nicht allein die Aehnlichkeit in der Größe und Figur, sondern auch der Umstand, daß das Fell des schwarzen Panthers keineswegs einfarbig, sondern geapfelt, d. h. durch dunklere runde Flecken ausgezeichnet ist, die sich im Schatten wenig, im Sonnenschein aber ganz deutlich markiren.

„Man war," sagt Temminck in seinen „Monographien der Mammalogie", „über den angeblichen schwarzen Tiger (Felis melas) von Péron lange im Zweifel, indem die Einen ihn lediglich als zufällige Varietät des Leoparden ansahen, die Anderen dagegen als besondere Species. Professor Reinwardt behauptet, und mein verstorbener Freund Kuhl versichert, daß der schwarze Tiger nichts weiter ist als eine schwärzliche Varietät des Leoparden. Dieser Umstand ist auch auf Java wohlbekannt, wo die Eingeborenen aus Erfahrung wissen, daß man in dem Lager des Leoparden häufig Junge antrifft, von denen das eine gefleckt ist wie die Mutter, das andere

schwärzlich, dem angeblichen Melas der wissenschaftlichen Kataloge ähnlich. Wir besitzen in unserer Menagerie einen schwarzen Leoparden, welcher in dem Lager eines gelblichen Paares dieser Thiere jung gefangen wurde."

Diese Angaben wären natürlich entscheidend, wenn sie nicht auf bloßen Aussagen der Eingeborenen beruhten; aber die Unmasse naturhistorischer Fabeln, welche derselben Quelle von Alters her entsprungen, mußte ihre Glaubwürdigkeit auch in dem vorliegenden Falle in Frage stellen.

Das Kleid des schwarzen Leoparden ist, nach Temminck, kastanienfarbig oder dunkelrothbraun mit mehr oder weniger dunklen oder schwärzlichen Abstufungen; diese Farbe ist über das ganze Fell verbreitet; das reine Kastanienbraun herrscht an den unteren Körpertheilen vor: an der Schnauze, an den vier Beinen und an der Spitze des Schwanzes; von schwärzlichem, sehr intensivem Kastanienbraun sind die oberen Körpertheile: Schwanz, Scheitel und die Ohren. Die Flecken, die sich auf dem Felle vertheilen, sind an den unteren Partien schwärzlich kastanienbraun, auf dem Oberkörper dunkelschwarz; diese Flecken, die Rosetten wie die vollen, sind ähnlich gestaltet und vertheilt wie auf den gewöhnlichen Fellen des Leoparden.

„Unser Melas," erklären dagegen Geoffroy-Saint-Hilaire und Cuvier in ihrer „Histoire naturelle des mammifères" (Paris 1824 bis 1829), „war von glänzendem Schwarz, und wenn man ihn bei gewisser Beleuchtung betrachtete, so sah man ihn mit noch dunkleren Flecken bedeckt, von denen die Mehrzahl voll schien und auf den Schultern und Schenkeln zunahm. Man bemerkte überdies auf dem Rücken, nach dem Halse, einige kleine weiße Flecken, welche von weißen Haaren herrührten, die zwischen den schwarzen standen. Es scheint demnach schwarze Panther verschiedener Färbung zu geben, deren Hauptfarbe sehr schwarz oder nur kastanienbraun sein kann, was just das Eigenthümliche bei bloßen Varietäten ist."

Auch Lesson erklärt in seinem „Complemente Buffon's" (5. Bd. Paris 1836) den schwarzen Panther, den er zu Surabaya lebend gesehen, für eine bloße Varietät, und bemerkt dabei, daß die Farbe der Pantherkatzen überhaupt die Neigung habe, in einen dem Albinismus entgegengesetzten Zustand überzugehen, indem das Fahle glänzend schwarz werde und bei mehreren Arten einen wirklichen Melanismus ausmache.

Eine Hauptstütze findet diese Behauptung unter Anderem an dem Jaguar Südamerika's, dessen Färbung eine förmliche Scala bildet; Rengger sah Felle von weißlich gelber, gelber, röthlich gelber, rothbrauner, kastanienbrauner und schwarzer Grundfarbe mit noch schwärzeren Flecken und Rosetten. Auch bei dem Tiger kommen mitunter schwarze Exemplare vor. In dem Kataloge der Thiere Sumatra's, den Stamford Raffles im Jahre 1820 für die Ostindische Compagnie anfertigte, heißt es unter Anderem: Tiger sind sehr zahlreich auf Sumatra und sehr verheerend auf der Westküste. Die Eingeborenen unterscheiden außer anderen Varietäten auch einen „Riman Kum-

bang“ oder schwarzen Tiger (Transact. Linn. Soc. XIII, 250); ebenso führt Dr. Johannes Müller in seiner nach dem Holländischen bearbeiteten Beschreibung der Insel Java (Berlin 1860) unter den Thieren des Landes außer dem gewöhnlichen auch einen schwarzen Tiger (F. infuscata) an.

Einen interessanten Beitrag zu Lesson's Melanismus hat neuerdings Th. v. Heuglin geliefert, denn wie derselbe in seiner „Reise nach den Gala-Ländern, Ost-Sudan und Chartum“ (1861 u. 1862) berichtet, giebt es in Wolkait eine dunkle, fast schwarze Varietät des abyssinischen Löwen, der sich überhaupt durch seine dunkle Mähne von dem sudanischen unterscheidet. Außerdem kommen unter den Leoparden, die von der unteren Qola bis 12,000 Fuß aufsteigen, ausnahmsweise auch schwarze Exemplare vor, „Gesela“ genannt, „mit glänzend braunschwarzem, hochgeschätztem Felle, auf dem nur im Sonnenschein die Fleckenzeichnung sichtbar ist.“ Heuglin's Novum, daß nicht nur unter den südasiatischen, sondern auch unter den afrikanischen Leoparden mitunter schwarze Varietäten vorkommen, wird überdies durch einen Special-Correspondenten des „Daily Telegraph“ bestätigt, indem nach dessen Bericht vom Februar 1876 König Johann von Abyssinien mit einem dort gewebten Baumwollegewand bekleidet ist, und einem schwarzen Leopardenfell über der Schulter.

Wann eine Abweichung von der Regel einen specifischen Unterschied ausmacht und wann nicht, darüber existiren allerdings keine festen Normen, daß aber bloße Farbendifferenzen nicht dazu ausreichen können, liegt auf der Hand, denn sonst nähme die Artenzahl des Pardelgeschlechtes, indem hier fast jeder zehnte Wurf irgend einen Wechsel in der Farbe oder Zeichnung mit sich bringt, kein Ende. Es müssen den Zweifeln über die systematische Stellung des schwarzen Panthers somit noch andere Differenzen zum Grunde liegen, und das ist in der That der Fall. In der Figur erinnert derselbe zwar sofort an den Leoparden, ist aber, zumal Männchen gegen Männchen gehalten, kleiner und schlanker als der große Leopard, dagegen größer und höher gestellt als der langschwänzige kleine. Ueberdies hat er einen gewölbteren Schädel mit etwas kürzerer, feinerer Schnauze als jener.

Die Alten unterscheiden mehrerlei Arten oder Abarten gefleckter Katzen, lassen aber durch die Unbestimmtheit ihrer Angaben darüber im Zweifel, welches Thier mit dem einen und welches mit dem anderen Namen gemeint sei. So ausführlich und gründlich auch Bochardt, Cuvier, Hamilton Smith, Wiegmann und Andere die Stellen, in welchen von Pardalis, Panthera, Pardus und Varia die Rede ist, mit einander verglichen haben, so ist es ihnen doch nicht gelungen, Licht in die Sache zu bringen, und durch Verwendung der alten Namen nach subjectivem Ermessen wurde die Confusion immer größer. So hat z. B. Temminck, indem er mit dem Namen Parder — der nach Plinius (VIII, 17, 23) einen männlichen Panther bedeuten soll — den kleinen südasiatischen Leoparden belegt, einen

offenbaren Mißgriff gemacht; denn durch die Bemerkung, „daß die Panther in Afrika und Syrien sehr häufig seien", ist ausdrücklich auf die größere Art hingewiesen. Einen ähnlichen Mißgriff machte Cuvier, indem er der kleineren südasiatischen Pardelkatze, zum Unterschiede von der größeren afrikanischen, den Namen Leopard beilegte; denn der Ausdruck Löwenparder, der erst bei den Schriftstellern des dritten Jahrhunderts vorkommt, bei Spartianus, Julius Capitolinus, Flavius Vopiscus etc. ist doch offenbar eine Steigerung des Begriffes. Es ist sogar fraglich, ob die Alten den südasiatischen Pardel überhaupt schon gekannt haben, und mit Recht wählt A. Wagner deshalb einen neuen Namen für denselben und führt ihn als Felis variegata in das System ein.

Der afrikanische Leopard, der sich zugleich über Arabien, Syrien, Persien und das nördliche Vorder- und Hinterindien verbreitet, hat eine Körperlänge von 5½ bis 6½ Fuß und darüber; A. Wagner maß ein altes Männchen von 4 Fuß 3 Zoll Körperlänge und 2 Fuß 11 Zoll Schwanzlänge. Die Weibchen sind beträchtlich kleiner.

Der südasiatische Leopard (Felis variegata), zugleich Bewohner der Sunda-Inseln, erreicht eine Länge von 5 Fuß 2 bis 4 Zoll, wovon aber fast die Hälfte auf den Schwanz kommt, der bei ihm bis zur Schnauze, bei dem ersten dagegen nur bis zur Schulter reicht. Außerdem ist er kleiner und zahlreicher gefleckt als jener.

Man hielt diese Unterschiede früher für specifisch, indem man annahm, daß der Schwanz des großen Leoparden regelmäßig 22 Wirbel enthalte, der des kleinen dagegen 28. Später stellte sich jedoch die Haltlosigkeit dieser Voraussetzung heraus. Man fand bei dem afrikanischen Leoparden 24 Schwanzwirbel, und andererseits versichert Schlegel, daß unter den Langschwänzen auf Java auch Individuen mit viel kürzeren Schwänzen vorkämen als gewöhnlich. „Die Zahl der Schwanzwirbel," sagt C. G. Giebel in seiner zoologisch-anatomisch-paläontologischen Beschreibung der Säugethiere, „variirt; der Panther soll 22, der Leopard 24, der Parder 28 haben, unsere (d. h. die Hallischen Skelette) haben 25, 26 und 27 und liegt hierin keineswegs ein specifischer Unterschied."

Nach dem Augenmaße abgeschätzt, reicht der Schwanz der schwarzen Panther des Berliner zoologischen Gartens bis über die Schulterblätter, bei dem ausgestopften Exemplar des zoologischen Museums — genau mit dem Bindfaden gemessen — bis in die Mitte des Halses, somit weniger weit als sonst bei Felis variegata. Da jedoch auch bei dem langschwänzigen Leoparden Individuen mit kürzeren Schwänzen vorkommen, so ist jene Differenz bedeutungslos.

Daß der Unterschied der Größe und Figur gleichfalls nur ein Spiel des Zufalls sein sollte, wird durch die Regelmäßigkeit der Erscheinung allerdings etwas unwahrscheinlich gemacht, aber es giebt eben in der Na-



Schwarzer Panther.

turgeschichte noch mancherlei Unerklärliches, und wenn über kurz oder lang die Aussage der Eingeborenen, auf die sich Temminck beruft, durch sogenannte classische Zeugen bestätigt werden sollte, so wäre damit allerdings die Streitfrage, aber nicht auch jenes Räthsel gelöst.

Ausnahmen von gefleckten und schwarzen Jungen in einem Wurfe erscheinen übrigens, nach neueren Erfahrungen, kaum mehr zweifelhaft. Vor einigen Jahren wurde dem Director des zoologischen Gartens in Amsterdam ein Leopardenweibchen zugeschickt, welches auf der Reise mit dem Dampfer, nach Aussage des Maschinisten, ein schwarzes, ein geschecktes und ein wie sonst geflecktes Junge geworfen haben soll, von denen aber keines am Leben blieb. Ebenso behauptet der Thierhändler W. Jamrach in Calcutta, zweimal einen Wurf von gefleckten, gescheckten und schwarzen Leoparden gesehen zu haben.

Für erledigt hält übrigens Dr. Bodinus die Streitfrage damit noch nicht, indem die Väter jener gemischten Würfe ja Schwarze gewesen sein könnten. Wäre dem wirklich so, paarten sich die beiden Farben auch im Freileben ohne Weiteres mit einander, so würde das aber gerade für nähere Verwandtschaft, also für Varietät sprechen.

Interessante Beiträge zu der Streitfrage haben die schwarzen Panther des Kölner und Berliner zoologischen Gartens geliefert. Die aus Java stammende schwarze Pantherin des Kölner Gartens wurde in Ermangelung eines schwarzen Männchens mit einem gefleckten gepaart, und warf mehrmals Junge, fraß sie aber nach der leidigen Gewohnheit mancher Raubthiere sofort auf. Merkwürdigerweise trug von all den Jungen nicht eines das schwarze oder auch nur schwärzliche Kleid der Mutter. Nachgehends wurde ihr ein schwarzes Männchen zugesellt; nun brachte sie ein schwarzes Junge zur Welt und säugte es. Im März 1873 warf das schwarze Pantherpaar des Berliner zoologischen Gartens zwei schwarzbraune Junge mit schwarzen Flecken, ließ sie aber aus Mangel an Milch, wie das öfters bei dem ersten Wurfe vorkommt, verhungern. Das zweite Mal warf sie ein Junges und zog es groß. Als in der Folge das Männchen einging, ersetzte man dessen Stelle durch einen gefleckten Javaner, und gefleckte Junge von allerdings etwas dunklerer Grundfarbe waren das Resultat.

Daß hier sich kein Melanismus geltend machte, mag an der Veränderung der Oertlichkeit und des Klimas liegen; daß die Jungen bei den gemischten Paaren stets gelb ausfielen, läßt Gelb als Stammfarbe erscheinen, daß sie bei den schwarzen Paaren trotzdem stets schwarz ausfielen, scheint für bereits stabil gewordene Varietät oder Abart zu sprechen.

Für eine solche spricht schließlich auch noch die große Seltenheit des schwarzen Panthers. Unter den vielen Leoparden, welche die Liste des Londoner zoologischen Gartens vom Jahre 1872 aufzählt, ist nur ein schwarzes Exemplar enthalten; ein Paar gehört aber vollends zu den Raritäten des

Thierhandels. Wären die schwarzen Exemplare nicht zufällige Ausnahmen, so könnte man sich deren Seltenheit kaum erklären; denn wie käme just die „zum Kampf um das Dasein" geeignetere schwarze Art zu einer solchen Minorität, während die gefleckten Leoparden überhäufig sind, und schon öfters zur Landplage wurden.

Der schwarze Panther steht in dem Geruch, ein Ausbund von Bosheit und Gefährlichkeit zu sein; die hellgrüngelben Augen auf dunklem Grunde geben dem Blick einen intensiv tückischen Ausdruck, und auch das schlangenartige Beschleichen der Beute macht durch das schwarze Kleid einen unheimlicheren Eindruck; gleichwohl scheint er nicht bösartiger zu sein als die anderen Leoparden. Die junge Pantherin des Kölner zoologischen Gartens wurde allmälig so zahm und zutraulich, daß sie auf den Ruf ihres Wärters herbeikam und sich streicheln ließ; und auch die schwarzen Katzen des Berliner zoologischen Gartens haben binnen Jahresfrist so viel von ihrer ursprünglichen Scheu und Wildheit abgelegt, daß sie sich, zumal das Weibchen, auf Spielerei mit ihrem Wärter einlassen.

Die Heimath des schwarzen Panthers wurde mit Unrecht auf Java beschränkt; denn in E. F. Kelaart's Katalog der Mammalien von Ceylon ist unter den Feliden auch Felis melas aufgeführt (Proceed. Zool. Soc. London 1860), ebenso in E. Blyth's übersichtlichem Verzeichniß der Katzen Indiens und der angrenzenden Länder Mittelasiens (Proceed. 1863).

Besondere Einzelheiten über das Freileben des schwarzen Panthers sind noch nicht bekannt geworden. Seine Seltenheit und die undurchdringlichen Wildnisse seiner Heimath entziehen dasselbe der genaueren Betrachtung. Das Alang- und Glagahrohr, das dem Tiger zum Verstecke dient, beherbergt auch den Leoparden. Von dem ersten ist in dem „Malayischen Archipelagus" von R. Wallace, in Dr. F. Junghuhn's „Licht- und Schattenbildern aus dem Innern von Java" und in Dr. S. Müller's „Beschreibung der Insel Java" oft und eingehend die Rede, von dem ungleich weniger gefährlichen und schädlichen Leoparden flüchtig, und von dem schwarzen Panther gar nicht.

Der Jaguar und seine Heimath.

Wie Asien und Afrika, so hat auch das tropische Amerika seine großen Raubkatzen. Die eine, der Cuguar oder Puma, ist von schlicht silbergrauer oder silberbräunlicher Farbe, daher Silberlöwe genannt. Die andere, der Jaguar, hat ein röthlichgelbes, schwarzgeflecktes Fell, wie der Leopard; Bauch, Brust, Kehle und die Innenseite der Extremitäten sind weiß.

Von den Pardeln der alten Welt unterscheidet sich der Jaguar durch den ungleich kürzeren, nur bis zum Boden reichenden Schwanz, durch den gedrungeneren, kräftigeren Körperbau und die dreierlei Flecken auf tigerfarbigem Grunde. Die Flecken haben die Form von Aepfeln, Ringen und Augen. Die beiden ersten schmücken auch das Leopardenfell, aber Ringe mit dunklem Mittelpunkte, sogenannte Augenflecken, sind ausschließlich dem Jaguar eigen und finden sich auch bei ihm nur an den Flanken. An den Beinen lösen sich die Kreise nach unten in Halbkreise, an dem Schwanze bilden sie Querbinden, dann Ringel bis zur schwarzen Spitze. Beständig findet sich ein schwarzer Flecken an jedem Mundwinkel, und ein anderer mit einem weißen oder gelben Mittelpunkt hinter dem Ohre, dessen Innenseite weiß ist. Im Uebrigen trifft man nicht zwei Jaguarfelle an, auf denen die schwarzen vollen Flecken in gleicher Anzahl vorhanden oder gleich vertheilt wären.

Im Vergleich mit dem Tiger ist der Jaguar etwa um ein Drittheil kleiner, aber stämmiger, ein Bild plump gewaltiger Kraft im Gegensatz zu der schlankeren und geschmeidigeren Figur des asiatischen Raubthieres. Der Gesichtsausdruck des Tigers ist kühn und herausfordernd, der des Jaguars brutal und tückisch.

Der Jaguar erreicht eine Länge von 4 Fuß 5 bis 7 Zoll und eine Höhe von 2 Fuß 6 Zoll. Der Schwanz ist 2 Fuß 2 Zoll lang und zählt durchschnittlich 19 Wirbel. Das Weibchen ist kleiner, etwas heller gefärbt und weniger massiv in den Formen. Nach Hensel's „Beiträgen zur Kennt-

niß der Säugethiere Süd-Brasiliens" (1872) ist das Museum zu Buenos-Ayres im Besitze eines Jaguar-Schädels, welcher an den Jochbogen nicht weniger als 215 Mm. breit ist. Es müssen also auch schon Jaguare von nahezu Löwengröße vorgekommen sein.

Die Portugiesen nennen den Jaguar Onça, woraus das latinisirte Uncia und das deutsche Unze entstand. In Texas heißt er Leopard, in Mexico mexicanischer Tiger. Die gebräuchlichste Benennung des Raubthieres kommt nach Rengger aus dem guaranischen „Yaguarete" d. h. Körper des Hundes.

Die Heimath des Jaguars erstreckt sich nördlich bis Mexico und den südwestlichen Theil der Vereinigten Staaten, südlich bis zum Parana, Paraguay und Uruguay. Hier zwischen dem 27. bis 34. Grad der Breite wird er am größten und stärksten, steigt aber nur bis zu 3500 Fuß Meereshöhe aufwärts. Zum Aufenthalt wählt er am liebsten bewaldete Flußufer und den Saum der Waldungen, auch dicht bewachsenes Moorland. Während der Dämmerung und des Nachts geht er auf den Raub aus. Außer den Hausthieren stellt er namentlich Hirschen und größeren Nagethieren nach, selbst Wasservögeln, Schildkröten und Fischen. An der gemachten Beute sättigt er sich und läßt den Rest liegen; Aas verschmäht er. Dem Menschen wird der Jaguar selten gefährlich, hat er aber einmal Menschenfleisch gekostet, so soll er ihm besonders nachstellen. Er fürchtet sich nicht vor dem Feuer, klettert gut und schwimmt vortrefflich. Die Brunstzeit fällt in den August und September. Das Weibchen geht ca. hundert Tage trächtig und wirft meist zwei Junge, mitunter auch drei oder nur eines.

Der Jaguar kommt in mehrerlei Varietäten vor. Wie Rengger in seiner „Naturgeschichte der Säugethiere von Paraguay" (1830) erzählt, fand er bei dem Commandanten von Villa-Real, einem großen Liebhaber der Jaguarjagd, eine Sammlung von mehr als zwanzig Fellen verschiedener Farbenabstufungen vor. „Ein Fell," heißt es da, „war durchgehends graulichweiß und ohne schwarze Zeichnung; nur bemerkte man eine dunklere Schattirung an den Stellen, wo die schwarzen, vollen Flecken, und der schwarze Rand der gelblichrothen Flecken erscheinen sollten. Schon Azara sah in Paraguay ein solches Fell und hielt es für das eines Albinos; eine Meinung, die mir um desto wahrscheinlicher vorkommt, da nach der Versicherung des Jägers, welcher den in Rede stehenden Jaguar erlegt hatte, die Haut unter den Haaren und die Klauen des Thieres gleichfalls weiß gewesen waren. — In den übrigen Fellen ging die Grundfarbe vom Weißlichgelben zum Gelben, Röthlichgelben, Gelblichrothen, Röthlichbraunen, Rothbraunen, Kastanienbraunen und endlich zum Schwarzen über. Die schwarze, sowie die kastanienbraune Farbe gehört zu den seltenen; doch habe ich theils in Paraguay, theils in Brasilien mehrere solche Felle zu Gesichte bekommen. Obschon nun alle Häute dieser Sammlung so sehr in ihrer Grundfarbe von einander abwichen, so ließen sich doch bei allen die charakteristischen Unterscheidungszeichen des

Jaguars nachweisen. Die schwarzen Häute brauchte man nur von der Seite anzusehen, um die noch dunkleren Flecken gewahr zu werden. Bei denselben waren auch die gewöhnlich weißen Theile des Körpers schwarz, nur etwas blasser, und bei einem dieser Felle fand ich sie kastanienbraun."

„Wenn man," fährt Rengger fort, „die vielen Abänderungen in Farbe und Zeichnung, und die nach seiner jeweiligen Heimath verschiedene Größe des Jaguars betrachtet, so könnte man sich leicht verleiten lassen, mehrere Arten dieses Raubthieres anzunehmen. Ich habe aber bei der großen Anzahl von Fellen, und lebender sowohl als todter Individuen, die mir zu Gesichte kamen, zwischen den zwei oder drei Arten, die man aufzustellen versucht sein dürfte, immer eine solche Reihe von Uebergängen gefunden, daß man nur die Verschiedenheit der Extreme, nicht aber die der Zwischenglieder gewahr wird. Noch ein anderer Grund für die Nichtannahme mehrerer Arten ist für mich das Größenverhältniß, in welchem alle Theile des Körpers zu einander stehen, und das ich auch bei den in Farbe und absoluter Größe verschiedensten Jaguaren immer gleich fand. Ich muß jedoch bemerken, daß man, obschon selten, Jaguare antrifft, deren Schwanz und Extremitäten in Vergleichung mit dem Körper etwas zu kurz sind. Dieses Mißverhältniß rührt aber nach meinen anatomischen Untersuchungen von einer Art von Rachitis her, welche sich in Paraguay nicht nur bei verschiedenen Säugethieren, sowohl wilden als zahmen, sondern auch bei einigen Gattungen von Vögeln vorfindet."

Die Brasilianer machen, nach Burmeister's „Systematischer Uebersicht der Thiere Brasiliens" (1854) aus der Unze mehrere Arten, die sie für streng verschieden halten und mit besonderen Namen belegen. Die gewöhnlichste Form mit hellem Grunde und schwarzen zu Ringen vereinigten Flecken nennen sie Onça pintada. Individuen, deren Flecke dichter an einander gerückt sind und kleinere unvollkommene Kreise beschreiben, bilden die Form Cangucu; sie ist sicher nur eine Varietät der echten Unze, wie solche auch beim Léopard in ähnlicher Art und mit noch stärkeren Differenzen auftritt. Ganz schwarzbraune Exemplare, bei denen jedoch die dunkleren Flecke und Zeichnungen noch immer deutlich, als rein schwarz gefärbt, sich unterscheiden lassen, bilden die Onça preta oder den Tigre, Marcgraf's Jaguarete, welche fast jeder Brasilianer kennt, und die, wenn auch nicht häufig, doch fast überall vorkommen muß. Die Tapujas unterscheiden, wie Paul Marcoy in seiner illustrirten Reise durch Südamerika (1869) mittheilt, nicht weniger als neunerlei Varietäten amazonischer Jaguare, nämlich den großen hellfarbigen und weitschichtig gefleckten Yáhuareté pacoa sororoca, den kleinen hellfarbigen, sehr gefleckten Yahuarete miri, den mittleren, noch mehr gefleckten Y. tahua mit gelben Tatzen, den großen schwarzen Y. piranga ohne Flecken, den großen rothen, ungefleckten Y. yahuarana, den großen mattschwarzen Y. uru mit glänzend schwarzen Flecken, den großen

schwarzen, weißfleckigen und am meisten gefürchteten Y. murutinga, den hellfarbigen, sehr gefleckten Y. maracaja von der Größe einer wilden Katze, und den sehr kleinen braungestreiften Y. macakiñho. Es ist einleuchtend, daß hier der Name „Yahuarete“ nicht als Art- sondern als Gattungsname gebraucht ist, und daß unter ihm auch noch andere Pardelkatzen Südamerika's verstanden sind, wie der Chibi-guazu oder Maracaya (Felis mitis), die langgeschwänzte Tigerkatze (Felis macrura) ꝛc.

Die dunkelsten Farben gelten für die seltensten; nach Azara's Angabe sollen am Parana in vierzig Jahren nur zwei schwarze Jaguare geschossen worden sein, und auch Rengger erklärt die letzte Varietät für die seltenste. Dagegen wurde dem Amazonien-Reisenden H. W. Bates, der bei einer Excursion in der Umgegend von Ega, zwischen dem 3. und 4. Grad südlicher Breite, auf einen schwarzen Jaguar stieß, von den Halb-Indianern dieses Dorfes versichert, daß in ihrer Gegend der schwarze Tiger (Jauareté oder Jauaré pixúna) häufiger vorkomme als der gefleckte.

Die Tapujas erblicken, nach Marcoy, in dem Jaguar ein Geschöpf ihres Dämons Jurupari, und behaupten, daß dieser ihn aus seinem eigenen Kothe geknetet habe. Sie nennen ihn daher biche-diabo, das heißt Teufelsthier, und schreiben ihm alle Bosheit und Grausamkeit des Geistes der Finsterniß zu.

Der Erste, welcher die unterscheidenden Kennzeichen des Jaguars richtig angab und einige Umstände über seine Lebensweise hinzufügte, war der spanische Genie-Officier Don Felix de Azara, der 1781 zur Grenzregulirung mit Brasilien nach Amerika kam und sich ca. zwanzig Jahre in dem ehemaligen Vice-Königreiche Buenos-Ayres aufhielt, von wo er vorzüglich die an Brasilien stoßenden Provinzen, Banda-Oriental, Entre-Rios und Paraguay bereiste. Ausführlichere und mehr auf Autopsie beruhende Beschreibungen lieferten in der Folge Dr. J. R. Rengger und Dr. Ed. Pöppig, jener über den Jaguar von Paraguay, dieser über die Onze von Peru und Amazonien.

Wie Pöppig in dem 2. Bande (Cap. 5) seiner „Reise in Chile, Peru und auf dem Amazonenstrome“ (1827 bis 1832) erzählt, besitzt Peru weit mehr reißende Thiere als Chile. Bis in die Nähe der eisigen Punas hält sich der schwarze Bär auf, der dort außerordentlich groß und wild ist, und in den Umgebungen von Chachapoyas Reisende angreift. Etwas tiefer nach den Thälern hinab lebt in starker Anzahl der Puma (F. concolor), gefährlicher und muthiger zwar als in Chile, aber selten kühn genug, um den Menschen anzufallen. Ungewöhnlich ist es, von seinen zufälligen Besuchen in den niedrigen und waldbedeckten Ebenen zu hören, wo ihn die Onze, gleichsam ihr eigenes Reich vertheidigend, mit unversöhnlicher Wuth verfolgt und bekämpft. Nur Noth oder eine scharfe Verfolgung treibt das letztere Raubthier aus dem Bezirk der warmen Wälder. Je mehr dichtverwachsene

und sumpfige Landstriche und baumartige Gräser mit weiten Sandstrecken an den Flußufern abwechseln, je geringer die Zahl der Bewohner einer solchen Gegend ist, um so mehr muß man auf das Begegnen mit Onzen gefaßt sein. Das ebene Maynas erfüllt alle diese Bedingungen in hohem Grade, und in ihm giebt es sogar eine so mit jenen Raubthieren erfüllte Gegend, daß kein Jahr ohne den Verlust von einem oder mehr Menschenleben verstreicht. In den Umgebungen von Juanjuy wird nicht leicht ein Indier unbegleitet oder gar unbewaffnet in den Wald gehen, weil die Onzen so kühn sind, daß sie am hellen Tage in die Ortschaften kommen, um Hunde zu entführen. Zu gewissen Zeiten hört man sie in Sapuosoa allnächtlich in der Mitte des freien Platzes brüllen. Besonders berüchtigt ist der Weg durch die dicken Wälder von jenem Orte bis Moyobamba, indem auf ihm innerhalb eines Menschenalters gegen zwanzig als Fußboten versendete Indier zerrissen worden sind. Dort liegt ein kleiner Meierhof, Piscoyaco (Vogelfluß) genannt, der so sehr von Onzen heimgesucht wird, daß schon mehrmals die Bewohner ihn ganz zu verlassen entschlossen waren. Sie dürfen es häufig nicht wagen, nach Sonnenuntergang aus den Hütten zu treten, und sind einst förmlich blockirt worden. Kurz vor meiner Ankunft war in Piscoyaco ein Knabe auf lebensgefährliche Weise verstümmelt worden, indem er sich zu nahe der Pallisadenwand des Hauses zum Schlafen ausgestreckt und daher eine Onze veranlaßt hatte, die Tatze durch die Zwischenräume der Stämme zu bringen und ihm ein großes Stück aus dem Schenkel zu reißen. Der Eingeborene ist zwar völlig an die Jagd dieser Thiere gewöhnt, allein er unternimmt sie mit Vorsicht, indem die Onzen, durch allzu hartnäckige Verfolgung in Verzweiflung gebracht, sich mit unwiderstehlicher Wuth gegen den Jäger kehren. Es sollen mehrere Arten (Varietäten) vorkommen, die man nach Verschiedenheit des Colorits benennt, und denen man größere oder geringere Wildheit zuschreibt. Die schwarze Onze (Yana puma) gilt für die furchtbarste Art, und wird selbst von leidenschaftlichen Tigerjägern vermieden, wenn es ihnen an Feuergewehr fehlt. — — Die Onze streift zu allen Tageszeiten umher und hat, ausgenommen die Zeit des Säugens, kein bestimmtes Lager, vielmehr sagt man sogar, daß sie selten mehrere Nächte hinter einander an demselben Orte schlafe. Sie wechselt den Bezirk ihrer Streifereien von Zeit zu Zeit, legt aber nicht selten einen sehr beharrlichen Trotz in der Beraubung eines einzelnen Dorfes an den Tag. Sie schwimmt über Flüsse von großer Breite, ist aber selbst im Wasser nicht ohne Gefahr anzugreifen, denn hart gedrängt hat sie sich schon gegen den Kahn gewendet, und die Verfolger gezwungen, über Bord zu springen. Ihre Gefräßigkeit ist in Amerika sprichwörtlich, und eben deswegen bequemt sie sich zu ungewöhnlicher Nahrung, z. B. den an das Ufer geworfenen Fischen. Den Hausthieren ohne Unterschied ein gefährlicher Feind, bedroht sie am meisten die Hunde. Was die Indier von Kämpfen zwischen ihr und dem amerikanischen Krokodil und von der großen

Furcht des letzteren vor solchen Gefechten erzählen, gehört keineswegs den Fabeln an, welche sie, obgleich nicht häufiger als die leidenschaftlichen Jäger anderer Länder, zu erfinden pflegen. Die Onze wirft sich auf den Rücken der Amphibie und sucht ihr den Bauch aufzureißen. Trifft es sich, daß die Klauen in den Augenhöhlen des Krokodils sich einklemmen, oder faßt dieses eine Tatze, so kann die Onze dem Tode durch Ertränken nicht entgehen. Der großen Flußschildkröte stellt sie bekanntlich sehr nach; man findet auf allen Sandbänken (Playas) der Flüsse die sehr reinlich ausgeleerten Schalen, und die Indier kommen zur Zeit der Eierernte dadurch nicht selten in Gefahr, daß die Onze ebenso wie sie selbst des Nachts umherstreift, um die landenden Schildkröten zu fangen. — Das Geschrei ist doppelt, einmal ein kurzes abgebrochenes aber fortgesetztes Grunzen während des Umkreisens der Wohnungen oder eines Bivouacs, und dann ein furchtbares, dröhnendes Gebrüll, welches zumal in stillen Nächten schauerlich aus den Wäldern hervorklingt und Folge des Zornes oder großen Hungers ist. Die Affen sollen diesem Raubthier gegenüber ihre sonstige Beweglichkeit ganz verlieren und sich unter Zittern und Klagegeheul von ihm ergreifen lassen. Sonderbar ist es, daß Hunde, wenn sie von Menschen begleitet sind, ihm Furcht einflößen und es zur Ersteigung eines Baumes veranlassen. In der Nähe der Dörfer soll die Onze selten ganz so kühn sein, wie in der völlig unbewohnten Wildniß, und man möchte fast glauben, daß ihr der Anblick menschlicher Werke eine instinctartige Scheu vor des Menschen Uebergewicht gebe. Ist man auch nirgends vor dem Zusammentreffen mit ihr sicher, so gehen dennoch die Weiber unbewehrt und allein nach den kleinen Pflanzungen. Hat aber ein solches Thier sein Standquartier da aufgeschlagen, so vereinigen sich sogleich die Männer zu einer allgemeinen Jagd. Gegen ihre sonstige Gewohnheit gehen die Jäger dann völlig unbekleidet und mit den übrigens selten gesehenen Bogen und Pfeilen auf das Abenteuer aus; sie tödten oder vertreiben den drohenden Gast in wenigen Tagen. In der Gegend von Sapuosoa ziehen auch Einzelne auf diese gefährliche Jagd aus, entweder mit Hunden und dem Blasrohr, um das grollende, kaum ein paar Klaftern hoch steigende Thier mit Pfeilen, deren Gift besonders stark sein muß, zu erlegen, oder blos bewehrt mit der acht Fuß langen aber sehr starken Tigerlanze. Zu dieser letzteren Jagdreise entschließen sich nur die leidenschaftlichen Onzenjäger, Originale, von denen fast jedes Dorf einen oder zwei aufzuweisen hat. Ihr Wesen und ihre Beschäftigung sind völlig im Einklange mit der umgebenden wilden Natur, und der Enthusiasmus, mit dem sie von ihren tapferen Thaten gegen jene Erbfeinde sprechen, beweist den Hochgenuß, den der auf der niedrigsten Stufe der Bildung stehende Mensch vorzugsweise in gewagten, einen thierischen Muth und Stärke voraussetzenden Unternehmungen findet. Große Barbareien kommen bei den letzteren vor; einer der berühmtesten Onzenjäger in Juanjuy zeigte eine weit unterhöhlte und verkohlte Bombax-

wurzel, unter welcher er einst eine Onze mit ihren Jungen entdeckte. Durch gewandtes Hinabrollen eines Felsstückes verschloß er ihnen den Ausgang, und räucherte sie dann mit Kannibalenfreude innerhalb zweier Tagen durch pausenweises Feuer zu Tode. Freilich mochte er zu solcher Grausamkeit sich dadurch aufgefordert halten, daß er in einem früheren ungleichen Kampfe die Hälfte der Kopfhaut verloren und, furchtbar entstellt, nur mit größter Mühe das Leben gerettet hatte. Zu dem Angriff mit der Lanze gehört ein sehr sicherer Arm, kaltes Blut und viele Stärke und Gewandtheit, und auch diese bürgen nicht für den Ausgang, wenn der Angreifende mit den Listen der Onze unbekannt ist. Gemeinhin wartet diese in aufrecht sitzender Stellung den Jäger ab, wendet aber, ihrem falschen Charakter treu, diesem nicht die Stirn, sondern die Seite zu, gleichsam unbekümmert oder zum Spielen geneigt. Den langen Schwanz hin und her bewegend, und tändelnd, als wolle sie des Jägers Aufmerksamkeit ableiten, ist sie dennoch stets auf der Lauer. Jener bedroht sie wiederholt durch absichtlich nicht eindringende Lanzenstöße, die jedoch eine leichte Bewegung der Tatze spielend abwendet. Die Onze hat die Gewohnheit viel zu blinzeln; von der Kenntniß dieses Umstandes und seiner Benutzung hängt der Ausgang ab. Sorgfältig beobachtet der Jäger das Auge der Onze während seiner falschen Angriffe, auf einmal aber wirft er sich einen Schritt vor, und versenkt mit einem gewaltigen Druck das Eisen in die Seite des aufbrüllenden Raubthiers. War der Stoß wohl gezielt, so ist kein zweiter nöthig, und mit seinem ganzen Gewicht drängt der Jäger seine Waffe noch tiefer. Mißlingt er aber durch Abgleiten oder Pariren, so hat die Verstellung ein Ende, denn brüllend erhebt sich der Angegriffene, und der Jäger ist verloren, wenn er nicht das schnell erfaßte kurze Messer des Gürtels jenem in die Brust zu stoßen vermag. Man trifft genug Menschen an, die in so nahe Kämpfe verwickelt waren; alle behaupten, daß der Athem des ergrimmten Thieres erstickend sei durch Hitze und einen übeln, dem brennenden Capsicum ähnlichen Geruch. Die minder zu Wagnissen Geneigten begnügen sich mit der Vergiftung des Raubthieres durch die in Fleischstücke gewickelten unreifen Früchte einer Strychnos, und andere bauen nicht unkünstliche Fallen. Die Cholonen verfertigen eine Tafel von etwa 100 Quadratfuß Oberfläche aus verbundenen Baumstämmen. Sie ruht halb aufgerichtet, allein mit vielen Centnern von Steinen beladen auf einem Unterbau, der mit Ködern versehen, bei dem Eintritte der Onze zusammenstürzt. Natürlich wird auf diese Weise das Fell ganz unbrauchbar. Die geschickteren Lamistas machen eine Einschließung aus Pallisaden mit einer Fallthür, und tödten die betrogene Onze durch Giftpfeile. Die Felle sind billig genug und im Durchschnitt etwa 4 Realen in Silbergeld werth. — Wie vom Kaiman sagt man auch von der Onze, daß sie das einmal genossene Menschenfleisch jedem anderen vorziehe, und ein Vorfall, der sich wenige Wochen vor meiner Ankunft in Yurimaguas zugetragen, schien dieses zu bestätigen. Ein armer

Indier hatte das Unglück, auf einer Jagdexpedition, seine Gefährten verlassend, von einer Onze getödtet zu werden. Der Leichnam wurde bald darauf gefunden, das Thier nur mit Mühe verscheucht, und mit den Resten kehrten die verstörten Jäger nach ihrem Dorfe, und zwar auf dem Flusse zurück. Man begrub den Verunglückten am nächsten Tage innerhalb der Kirche. Am dritten Morgen entdeckte man den Erdboden aufgewühlt, den Leichnam zerstückelt, und an einer hochstehenden Maueröffnung die Spuren, daß das Raubthier da hinein gesprungen, und auch auf gleiche Weise wohlbeladen seinen Rückweg gefunden hatte. Die Onze war also dem Kahn mehrere Stunden weit gefolgt, und nach Verbergung in der Umgegend durch ihre Lüsternheit nach Menschenfleisch sogar zu einem kühnen Einbruch in die Kirche veranlaßt worden. — Uebrigens steht das Zusammentreffen des Menschen mit diesen Raubthieren, sowie auch mit den Schlangen in keinem Verhältniß zu ihrer Häufigkeit. Während des langen Aufenthalts in Yurimaguas bin ich nur einmal auf eine Onze gestoßen. Sie entfernte sich langsam in den Wald, da sie vielleicht den gleichzeitigen Kampf mit dem ziemlich großen Hunde aus Chile und dem Menschen nicht vortheilhaft hielt. Gesehen wurden solche Thiere, jedoch in sicherer Entfernung, bei vielen Gelegenheiten, namentlich bei der Bereisung des Marañon unfern Urarinas. In der Gegend von Ega schoß ich in wenigen Tagen zwei Individuen, von denen das eine, zum Ausstopfen vollständig zubereitet, Europa erreicht hat. Diese letztere Art der Jagd hat durchaus keine Gefahr, wenn man ein zuverlässiges Gewehr und eine sichere Hand besitzt. Im Gegentheil ist es sogar nicht ohne Interesse, sich dem wartenden Raubthiere bis auf wenige Schritte zu nähern und die Heuchelkünste zu beobachten, mit denen es, weit entfernt sogleich den Angriff zu machen, den Jäger einige Momente zu täuschen oder ihm zu entkommen sucht.

Nach Rengger's Schilderung ist das Aussehen des Jaguars etwas schwerfällig, und hat mehr den Ausdruck von Kraft als von Gewandtheit. Sein Körper ist lange nicht so schlank als der des Leoparden oder des Tigers; auch sind die Extremitäten im Verhältniß zum Rumpfe kürzer als bei jenen Katzen; sein Gang erscheint daher auch etwas plump. Allein im Falle der Noth fehlt es ihm keineswegs an Leichtigkeit in den Bewegungen, was besonders bei dem Weibchen zutrifft, welchem die Natur den kleineren Körperbau durch einen schlankeren Wuchs, also geringere Kraft durch Gewandtheit ersetzt hat. Sein Auge ist unstät, des Nachts oft leuchtend, sein Blick lebendig und wild; in der Dämmerung sieht er sehr scharf, weniger bei Nacht; vom hellen Sonnenlicht wird er geblendet. Sein Geruch scheint, wie bei allen Katzen, schwach zu sein, wenigstens wittert er seine Nahrung nur auf sehr geringe Entfernungen. Weit schärfer ist sein Gehör. Seine Kraft, besonders in der vorderen Hälfte des Körpers, ist für ein Thier von seinem Wuchse ungemein groß, und kann nur mit der des Tigers und des Löwen verglichen werden.

Der Jaguar bewohnt in seinem Vaterlande die bewaldeten Ufer der Ströme, Flüsse und Bäche, den Saum der Waldungen, die nahe an Sümpfen liegen, und das Moorland, wo über sechs Fuß hohe Gras- und Schilfarten wachsen. Auf offenem Felde und im Innern der großen Wälder zeigt er sich selten, und nur, wenn er aus einer Gegend in die andere zieht. Er hat kein bestimmtes Lager und gräbt sich keine Höhlen; wo ihn die Sonne überrascht, da legt er sich ins Dickicht des Waldes oder in den hohen Schilf und verweilt dort den Tag über. In der Morgen- und Abenddämmerung, auch bei hellem Mond- oder Sternenschein geht er auf Raub aus, nie aber in der Mitte des Tages oder bei sehr dunkler Nacht. In bewohnten Gegenden zieht er sich bald nach Sonnenaufgang in seine Schlupfwinkel zurück und verläßt dieselben des Abends auch später als in den Wildnissen. Seine Nahrung sind alle Säugethiere, deren er habhaft werden kann, nur das Fleisch seiner eigenen Art kostet er nicht; wenigstens wollten Jaguare, die in Gefangenschaft gehalten waren, und weder Katzen- noch Hundefleisch verschmähten, nie das Fleisch eines erlegten Jaguars berühren. Azara fand in seinen Excrementen Stacheln des Cuiy (Sphiggurus), und ich in seinem Magen Theile von Ratten und Acutis, so daß er auch auf kleinere Thiere Jagd machen muß. Ebenso beschleicht er im Schilfe größere Sumpfvögel und weiß Fische sehr gewandt aus dem Wasser zu ziehen. Ob er auch den Kaiman angreife, wie Einige behaupten, will ich dahingestellt sein lassen.

Für einen geübten Jäger ist es nichts Seltenes, den Jaguar auf seinen Jagden beobachten zu können, besonders längs dem Paraguaystrome. Man sieht ihn dann langsamen und leisen Schrittes dem Ufer nach hinschleichen, wo er den großen Cavien und den Fischottern nachstellt. Von Zeit zu Zeit bleibt er, wie horchend, stehen und sieht aufmerksam um sich, nie aber konnte ich bemerken, daß er, durch den Geruch geleitet, mit zur Erde gestreckter Nase die Spur eines Wildes verfolgt hätte. Hat er z. B. eine Cavie bemerkt, so ist es unglaublich, mit welcher Umsicht und Geduld er sich derselben zu nähern sucht. Wie eine Schlange windet er sich auf dem Boden hin, hält sich dann wieder minutenlang ruhig, die Stelle seines Opfers zu beobachten, und macht oft weite Umwege, um demselben von einer anderen Seite, wo er weniger bemerkt werden kann, beizukommen. Ist es ihm gelungen, sich ungesehen dem Wilde zu nähern, so springt er in einem, selten in zwei Sätzen auf dasselbe hin, und trägt das noch im Todeskampfe sich sträubende Thier im Maule in das Dickicht. Oefters aber verräth ihn das Knistern der unter seinem Gewichte brechenden dürren Reiser, — ein Geräusch, auf welches auch die Schiffer achten, wenn sie am Ufer des Stromes ihr Nachtlager aufschlagen, — oder die Cavien wittern ihn schon von ferne und stürzen sich mit einem lauten Schrei in das Wasser. Man will aber schon Jaguare gesehen haben, welche hinter den Cavien her ins Wasser sprangen und sie im Augenblicke des Untertauchens erhaschten. Hat er seinen

Sprung auf das Wild verfehlt, so geht er sogleich und wie beschämt schnellen Schrittes weiter, ohne sich nur umzusehen. Im Augenblicke, wo er ein Thier beschleicht, ist seine Aufmerksamkeit so sehr auf dasselbe gerichtet, daß er nicht achtet, was um ihn her vorgeht, und sogar starkes Geräusch nicht wahrnimmt. Kann er sich dem Wilde nicht nähern, ohne bemerkt zu werden, so legt er sich im Gebüsch auf die Lauer. Seine Stellung ist alsdann die einer Katze, welche auf eine Maus paßt, niedergeduckt, doch zum Sprunge fertig, das Auge unverwandt nach dem Gegenstande seiner Raubgier gerichtet, und nur den ausgestreckten Schwanz hin und wieder bewegend. Aber nicht immer geht der Jaguar dem Wilde nach; oft versteckt er sich blos in das Röhricht der Sümpfe und am Ufer kleiner Bäche und erwartet hier ruhig die zur Tränke gehenden Thiere. Obschon er sehr gut klettert, so lauert er doch nie auf Bäumen.

Den Einwohnern von Paraguay richten die Jaguare oft bedeutenden Schaden unter ihren Viehheerden an. Sie stellen besonders dem jungen Hornvieh, den Pferden und Mauleseln nach. Daß sie aber, wie Azara erzählt, diesen Thieren auf eine sehr gewandte Art das Genick brechen, habe ich weder beobachten, noch bei den todten Thieren Spuren davon auffinden können. Im Gegentheil habe ich immer bemerkt, daß der Jaguar seiner Beute, wenn sie in einem großen Thiere besteht, den Hals aufreißt, kleinere aber blos durch einen Biß in den Nacken tödtet. Stiere und Ochsen greift er selten und nur in der Noth an; sie gehen muthvoll auf ihn los und verscheuchen ihn. — Die Kühe sogar vertheidigen oft ihr Junges mit Erfolg gegen den Jaguar, werden aber dabei immer schwer verwundet. Daß bei dessen Annäherung das Hornvieh sich in einen Kreis stelle und die Jungen in die Mitte aufnehme, wie hier und da erzählt wird, ist ein Mährchen. Im Gegentheil zieht sich die ganze Heerde sogleich ins offene Feld zurück, und blos die Stiere und Ochsen bleiben, unter Gebrüll die Erde mit den Hörnern und den Füßen aufwerfend, kampflustig in der Nähe des Feindes. Pferde und Maulesel werden dem Jaguar zur leichten Beute, wenn sie sich den Wäldern nähern. Die ersten suchen sich noch hier und da durch die Flucht zu retten, die Maulesel aber werden durch den bloßen Anblick des Raubthieres so geschreckt, daß sie ohne Bewegung bleiben, oder gar zu Boden stürzen, ehe sie noch angefallen werden. Dagegen haben sie einen weit feineren Geruch als die Pferde, wittern den Feind bei günstigem Winde von Weitem und setzen sich somit weniger der Gefahr aus. Blos Hengste sollen sich durch Beißen und Schlagen gegen den Jaguar vertheidigen, wenn sie nicht schon durch den ersten Sprung zu Boden geworfen werden.

Hat der Jaguar ein kleineres Thier erlegt, so zehrt er dasselbe mit Haut und Knochen sogleich auf; von größeren Thieren, wie Kälber, Pferde rc. frißt er blos einen Theil, ohne Vorliebe für dieses oder jenes Stück des Körpers zu zeigen; nur die Eingeweide berührt er alsdann nicht. Nach der

Mahlzeit zieht er sich in den Wald zurück, ohne sich jedoch gewöhnlich mehr als eine Viertelstunde weit von der Stelle zu entfernen, und überläßt sich dem Schlafe. Des Abends oder des anderen Morgens kehrt er zu seiner Beute zurück, zehrt zum zweiten Male davon und überläßt dann den Rest den Geiern. Mehr als zweimal frißt kein Jaguar von einem getödteten Thiere und noch weniger würde er Aas berühren. Einige kehren, nachdem sie sich gesättigt haben, gar nicht zu ihrem Raube zurück. Diese gehören gewöhnlich zu den wildesten, die zugleich schon öfters gejagt worden sind. Hat der Jaguar seinen Fang in einiger Entfernung vom Walde gemacht, so schleppt er das erlegte Thier, es mag auch noch so schwer sein, dem Gebüsche zu.

Der Jaguar tödtet nie mehr als ein Stück Vieh auf einmal, indem er mehr das Fleisch als das Blut der Thiere liebt; wogegen der Cuguar, welcher das frische Blut vorzieht, in einer Nacht oft zwanzig und mehr Schafen die Gurgel aufreißt.

Der Jaguar der Einöden scheut den Menschen; sowie er seiner ansichtig wird, flieht er, oder sieht ihn neugierig, aber nur aus der Ferne an. Nicht selten stießen wir, während einer Reise in die Wildnisse des nördlichen Paraguay, auf einen oder mehrere derselben, die entweder ins Dickicht des Waldes flohen, oder sich an seinem Saume niedersetzten und unseren Zug ganz kaltblütig von Weitem betrachteten. Es ist auch ohne Beispiel, daß in den unbewohnten Waldungen ein Mensch von einem Jaguar sei zerrissen worden. Diejenigen aber, welche sich in bewohnten Gegenden oder an Flüssen, wo viel Schifffahrt getrieben wird, aufhalten, verlieren leicht die Scheu vor den Menschen, und greifen, wenn es sie hungert, auch ihn an. Hat ein Jaguar einmal Menschenfleisch gekostet, so wird ihm dies zur liebsten Speise, und nun fällt er nicht nur den Menschen an, wenn er von ungefähr auf ihn stößt, sondern er sucht ihn sogar gierig auf. So hat man besonders am Parana, zwischen dem 30. und 32. Breitengrade, wo die größten und wildesten Jaguare sich vorfinden, jährlich der traurigen Beispiele genug, daß unvorsichtige Schiffer von diesen Thieren zerrissen werden. Sie sollen sich sogar, der allgemeinen Sage nach, des Nachts bis auf die am Ufer angebundenen Fahrzeuge gewagt und aufgehängtes Fleisch oder Hunde weggeschleppt, ja einst einen Matrosen tödtlich verwundet haben. Solche Beispiele kommen in Paraguay selten vor; jedoch büßt hin und wieder ein Mensch, gewöhnlich aber aus Unvorsichtigkeit, durch einen Jaguar sein Leben ein. Da die Schiffer die Gewohnheit haben, bei widrigem Winde ihre Abendmahlzeit am Ufer zu bereiten, so werden sie wohl auch von diesem Raubthier heimgesucht. Meistens aber läuft der Besuch unblutig ab, indem die Schiffer bei dem geringsten Geräusche an Bord flüchten, und der Jaguar mit dem am Feuer bratenden Fleische fürlieb nimmt. Man sieht hieraus, daß dieser keineswegs das Feuer scheut, wie von anderen Katzenarten er-

zählt wird. Auch legen sich die zahmen Jaguare gleich Katzen ans Feuer hin.

Geht der Jaguar einmal auf Menschenfleisch aus, so fällt er nach Azara's und Rengger's Beobachtungen vorzugsweise den Neger oder Mulatten an. Auch den Indianer zieht er dem Weißen vor. Dies geht so weit, daß sich in Paraguay ein Weißer, der unter freiem Himmel an einem gefährlichen Orte die Nacht zubringen muß, für ganz sicher hält, wenn er Schwarze oder Indianer zu Begleitern hat. Beim Löwen wird eine ähnliche Vorliebe für das Fleisch des Negers bemerkt. Wahrscheinlich hat die stark riechende Hautausdünstung der farbigen Menschen etwas Anziehendes für diese Raubthiere.

Findet ein Jaguar an seinem Aufenthaltsorte keine Nahrung mehr, oder wird er oft gejagt, so verläßt er die Gegend und zieht in eine andere. Diese Wanderungen nimmt er während der Nacht vor. Er scheut sich dann nicht durch die bevölkerten Gegenden zu streifen und raubt bei einzeln stehenden Hütten Hunde und Pferde weg. Namentlich alte Jaguare nähern sich gern den Wohnungen, weil sie da leichter ihre Nahrung finden. Auf diesen Wanderungen oder auch auf der Flucht hält ihn selbst der breiteste Strom nicht auf. — Fast schnurgerade setzt er über den bis anderthalb Stunden breiten Paraguaystrom. Wenn er aus dem Wasser steigt, so sieht er sich zuerst um, schüttelt dann den ganzen Leib und dann noch jede Pfote für sich.

Man sollte glauben, ein schwimmender Jaguar wäre leicht zu tödten; aber auch so ist er noch furchtbar. Nur gewandte Kahnführer getrauen sich ihn anzugreifen; denn sowie er sich verfolgt oder gar verwundet sieht, wendet er sich sogleich gegen den Nachen. Gelingt es ihm, eine Kralle an den Rand desselben zu setzen, so schwingt er sich an Bord und fällt über die Jäger her. „Ich war," fährt Rengger fort, „im Jahre 1819, kurz nach meiner Ankunft in Asuncion Augenzeuge eines, zum Glück blos lächerlichen Auftrittes bei einer solchen Jagd. Es kam ein Jaguar vom jenseitigen Ufer des Stromes dahergeschwommen; drei Schiffer, Ausländer, sprangen trotz der Warnung eines Paraguayers mit einer geladenen Flinte in ihren Nachen und ruderten dem Thiere entgegen. In einer Entfernung von fünf bis sechs Fuß feuerte der Vorderste die Flinte auf den Jaguar ab und verwundete ihn. Dieser aber ergriff, ehe sich's die Schiffer versahen, den Rand des Nachens und stieg trotz aller Ruder- und Kolbenschläge an Bord. Nun blieb jenen nichts übrig als ins Wasser zu springen und sich an das Land zu retten; der Jaguar setzte sich im Kahne nieder und ließ sich wohlgemuth stromabwärts treiben, bis er, von einigen anderen Jägern verfolgt, seinerseits in das Wasser sprang und das nahe Ufer gewann.

Den größten Theil des Jahres lebt jeder Jaguar in einem gewissen Revier allein; in den Monaten August und September aber, wo die Begattungszeit eintritt, suchen sich beide Geschlechter auf. Sie lassen dann

öfter als in jeder anderen Jahreszeit ihr Gebrüll hören, welches ein fünf bis sechs Mal wiederholtes „Hu" ist und wohl eine halbe Stunde weit vernommen wird. Sonst vergehen oft Tage, ohne daß man die Stimme eines Jaguars hörte, besonders wenn keine Wetteränderung eintritt. Hat aber der Nordwind mehrere Wochen geweht, dann kündigen die Jaguare durch ihr Gebrüll, das oft halbe Nächte fortdauert, den baldigen Eintritt des Südwindes an; vielleicht in Folge einer Anhäufung von Luftelektricität, die wenigstens auf unsere Hauskatzen einen unleugbaren Eindruck macht.

Die beiden Geschlechter bleiben ca. fünf bis sechs Wochen beisammen, und trennen sich dann wieder. Während dieser Zeit sind sie für den Menschen sehr gefährlich; denn obschon sie nicht mit einander auf den Raub ausgehen, so bleiben sie sich den Tag über nahe und helfen sich in Gefahr. So wurde einer der besten Jäger in Entre-Rios durch ein aus dem Gebüsche hervorspringendes Männchen zerrissen im Augenblick, wo er am Saume des Waldes das Weibchen niederstieß. Dieses wirft gemeiniglich zwei, selten drei Junge, mitunter auch nur eines. Der Ort des Gebärens ist das undurchdringlichste Gebüsch des Waldes, oder eine Grube unter einem halb entwurzelten Baume. Die Mutter entfernt sich die ersten Tage nie weit von ihren Jungen, und schleppt sie im Munde, sobald sie dieselben nicht sicher glaubt, in ein anderes Lager. Ueberhaupt scheint ihre Mutterliebe sehr groß zu sein, denn sie vertheidigt die Jungen mit Wuth und soll stundenweit den Räuber derselben brüllend verfolgen. Nach ungefähr sechs Wochen wird sie schon von der jungen Brut auf ihren Streifereien begleitet. Anfangs bleibt diese im Dickicht versteckt, während die Mutter jagt; später aber legt sie sich in Gesellschaft mit ihr auf die Lauer. Sind die Jungen zu der Größe eines gewöhnlichen Hühnerhundes herangewachsen, so werden sie von ihrer Mutter verlassen, bleiben aber noch einige Zeit bei einander.

In Paraguay und längs dem Parana zieht man nicht selten junge Jaguare in Häusern auf. Ich selbst besaß deren drei. Dazu müssen sie aber noch als Säuglinge eingefangen werden, denn sonst sind sie nicht mehr zu bändigen. Das ganz junge Thier hat ein etwas wolliges, weniger glattes und glänzendes Haar; auch sind die schwarzen Zeichnungen noch nicht in so großer Anzahl wie bei dem ausgewachsenen vorhanden; im siebenten Monat aber ist es diesem ganz gleich. Wir zogen unsere Jaguare mit Milch und mit gekochtem Fleische auf; das letztere ist ihnen unentbehrlich; denn mit blos vegetabilischer Nahrung leben sie nicht lange; rohes Fleisch aber macht sie bald bösartig. Sie spielten mit jungen Hunden und Katzen, besonders gern aber mit einer hölzernen Kugel. Ihre Bewegungen waren leicht, lebhaft und ganz katzenartig. Ihren Wärter lernten sie bald kennen, suchten ihn sogar auf und bezeugten bei seinem Wiedersehen ihre Freude. Jeder Gegenstand, der sich bewegt, zieht ihre Aufmerksamkeit auf sich; sogleich ducken sie sich nieder, bewegen ihren Schwanz und machen sich sprungfertig. Empfinden

sie Hunger oder Durst, oder haben sie auch nur Langeweile, so lassen sie einen eignen mauenden Ton hören, den sie aber nur so lange sie noch jung sind von sich geben. Beim Fressen knurren sie gewöhnlich, besonders wenn sich ihnen Jemand nähert, was man übrigens so wenig als möglich thun muß, sonst wird auch der zahmste Jaguar in Kurzem wild. Brüllen hört man sie nie, auch nicht wenn sie mehrere Jahre alt sind. Sie lappen wie die Katzen, und man darf sie nicht an Wasser Mangel leiden lassen. Zum Fressen legen sie sich nieder, halten mit beiden Tatzen das Fleisch und kauen nach und nach Stücke davon ab, indem sie den Kopf etwas auf die Seite biegen, um dazu auch die Backenzähne gebrauchen zu können.

Sie werden in Paraguay nie in einem Käfig gehalten, sondern blos mit einem ledernen Seile, das man an ein starkes Halsband befestigt, im Hofe oder auch vor dem Hause an einen Pomeranzenbaum angebunden. Es ist merkwürdig, daß sie das Seil weder zu zernagen noch zu zerreißen suchen, was doch die Raubthiere aus dem Hundegeschlecht auf der Stelle thun, wenn sie angebunden werden. Der Harn und die Excremente des Jaguars sind sehr stinkend; nach Katzenart verscharrt er sie zuweilen, doch nicht immer. Auch sein Athem hat, wie dies fast bei allen Raubthieren der Fall ist, einen üblen Geruch; ebenso sein frisches Fell, sein Fleisch und sein Fett. Wie durchdringend der Geruch dieses Fettes und wie sehr der Jaguar von allen anderen Säugethieren gefürchtet ist, beweist der Umstand, daß man Füchse, Cavien 2c. aus dem Reviere, in welchem sie leben, vertreiben kann, wenn man nur einige Bäume in demselben mit diesem Fette bestreicht. Auch springen selbst muthige Pferde scheu zurück, wenn man ihnen solches unter die Nüstern hält. — —

Die von Kleinem in Paraguay aufgezogenen Jaguare kann man dort nicht lange genug behalten, um ihre Lebensdauer bestimmen zu können. Da es unter dem heißen Himmel, der Reinlichkeit wegen, beinahe unmöglich ist, sie in einem Käfig zu halten, so ermangeln sie nie, so wie sie gegen das dritte Jahr hin und oft noch früher ihre Kraft fühlen, zum Schaden ihres Herrn davon Gebrauch zu machen. Vergebens werden ihnen die Eck- und Schneidezähne bis auf die Wurzel abgefeilt und die Klauen von Zeit zu Zeit beschnitten; sie besitzen doch noch ihre ungeheure Kraft, wodurch sie, auch ohne jene Waffen, Unglück zu stiften vermögen. So sah ich einen ganz zahmen und auf die angegebene Weise verstümmelten Jaguar, auf den sich die Kinder des Hauses ohne Scheu zu setzen pflegten, seine sonst geliebte Wärterin, eine zehnjährige Negerin, in einem Anfalle von böser Laune mit einem Schlage der Tatze in den Nacken zu Boden werfen und über sie herfallen. Obwohl wir ihm das Kind sofort entrissen, so hatte er demselben mit der zahnlosen Kinnlade schon einen Arm ganz zerquetscht, und es dauerte mehrere Stunden, bis die Negerin von der Gewalt des Schlages wieder zu sich kam. Die Weibchen sind etwas zähmbarer als die Männchen. Den letzteren hat man



Jaguar.

versucht, durch Castration einen Theil ihrer Wildheit zu benehmen; sie zeigen sich dann aber noch tückischer als vorher, und gehen bald zu Grunde, indem sie sehr fett werden. So lange das Thier noch jung ist, kann man es durch Schläge bändigen; später aber hält es schwer, seiner Meister zu werden. Er zeigt keine dauernde Anhänglichkeit für seinen Wärter oder für ein mit ihm auferzogenes Thier; Großmuth und Erkenntlichkeit sind ihm fremd. Es ist daher immer eine gewagte Sache, ein solches Raubthier länger als ein Jahr ohne Einsperrung lebend zu erhalten.

Die Wunden, welche der Jaguar beibringt, sind immer höchst gefährlich, nicht nur ihrer Größe, sondern ihrer Art wegen. Es sind nämlich weder seine Zähne noch seine Klauen sehr spitz und scharf, so daß bei jeder Wunde Quetschung und Zerreißung stattfinden muß, deren gewöhnliche Folge in jenen heißen Klimaten und bei dem gänzlichen Mangel ärztlicher Hülfe, der Tetanus ist. Was für Wunden ein Jaguar durch einen einzigen Griff mit der Tatze versetzen kann, ergiebt sich aus Folgendem: Ein Payagua-Indianer jagte am Ufer des Paraguaystromes. Er begegnete einem Jaguar, wirft seine Lanze nach ihm, verfehlt ihn und stürzt sich dann häuptlings ins Wasser; aber im Augenblicke des Sprunges von dem etwas hohen Ufer hatte ihm schon das Thier eine Tatze auf den Kopf gesetzt und scalpirte ihm den ganzen oberen Theil des Schädels so, daß der Hautlappen in den Nacken herabhing. Und doch besaß der Indianer noch Kraft genug, um über den breiten Strom zu schwimmen.

Der Jaguar wird in Paraguay und am Paranastrome nur wegen des Schadens, den er anrichtet, gejagt; sein bei uns geschätztes Fell hat dort beinahe keinen Werth und wird höchstens zu Fußdecken gebraucht. Diese Jagd kann aber durch die Befriedigung, welche überwundene Gefahren und Schwierigkeiten gewähren, gleich der Gemsjagd in den europäischen Hochgebirgen, zur Leidenschaft werden, obschon gewöhnlich solche Jäger zuletzt ihr Leben unter den Krallen eines Jaguars aushauchen.

Die verwegenste Art ihn zu erlegen ist folgende: Der Jäger umwickelt mit einem Schaffelle den linken Arm bis über den Ellbogen und bewaffnet sich mit einem zweischneidigen Messer oder Dolche, von etwa zwei Fuß Länge. So ausgerüstet sucht er mit zwei bis drei Hunden den Jaguar auf. Dieser bietet wenigen Hunden sogleich die Spitze; der Jäger naht sich ihm und reizt ihn gewöhnlich mit Worten und Geberden. Plötzlich springt der Jaguar mit einem oder zwei Sätzen auf den Jäger zu, richtet sich aber zum Angriffe, wie unser Bär, in die Höhe und öffnet brüllend den Rachen. In diesem Augenblick hält der Jäger den beiden vorderen Tatzen des Thieres den umwundenen Arm dar, und mit dem Körper etwas rechts ausweichend, stößt er ihm den Dolch in die linke Seite. Der getroffene Jaguar fällt durch den Stoß zu Boden und die Hunde werfen sich über ihn her. War die erste Wunde nicht tödtlich, so steht er mit Blitzesschnelle wieder auf, macht

sich von den Hunden los und stürzt sich von Neuem auf seinen Gegner, der ihm alsdann einen zweiten Stich versetzt. Ich habe einen Indianer aus der Stadt Bajada gekannt, der über hundert Jaguare auf diese Weise erlegt hatte. Er war ein leidenschaftlicher Jäger, büßte aber im Jahre 1821 auf einer solchen Jagd das Leben ein. Es giebt sogar, wie man mir versicherte, Menschen, die tollkühn genug sind, blos mit einer Keule bewaffnet den Jaguar anzugreifen. Auch diese sollen sich den Arm mit einem Schaffell umwinden, und ihrem Feinde im Augenblick, wo er gegen sie aufsteht, einen Schlag auf die Lendenwirbel versetzen, so daß er zusammensinkt und des gebrochenen Rückgrats wegen nicht mehr aufstehen kann. Einige Schläge auf die Nasenwurzel vollenden dann seine Niederlage. Diese zweite Art, den Jaguar zu jagen, habe ich zwar nicht selbst gesehen, sie erscheint mir aber nicht unglaubwürdig, da ich bei mehreren zahmen Jaguaren beobachtet habe, daß man sie durch einen nicht sehr starken Schlag auf die Lendenwirbel wenigstens für einige Tage an den hinteren Extremitäten lähmen kann.

Gewöhnlich aber wird der Jaguar in Paraguay auf folgende Art gejagt: Ein guter Schütze, in Begleitung von zwei Männern, von denen der eine mit einer Lanze, der andere mit einer fünf Fuß langen, zweizackigen Gabel bewaffnet ist, sucht mit sechs bis zehn Hunden den Jaguar auf. Ist dieser schon öfter gejagt worden, so reißt er auf das erste Anschlagen der Hunde aus; sonst aber stellt er sich zur Gegenwehr oder klettert auf einen Baum. Widersetzt er sich den Hunden, so schließen diese einen Kreis um ihn und bellen ihn an. Sie müssen schon sehr beherzt und geübt sein, um ihn anzugreifen, wobei sie dann gewöhnlich das Opfer ihres Muthes werden; denn ohne Mühe bricht ihnen der Jaguar mit einem Schlage den Rücken oder reißt ihnen den Bauch auf. Ich bin überzeugt, daß zwanzig der besten Doggen keinen ausgewachsenen Jaguar überwältigen könnten. Sowie nun die Jäger des Raubthieres ansichtig werden, stellen sie sich neben einander, den Schützen in der Mitte. Dieser sucht ihm einen Schuß in den Kopf oder in die Brust beizubringen. Gelingt der Schuß, so fallen die Hunde über das Thier her und drücken dasselbe zu Boden, wo seine Niederlage leicht vollendet wird. Fehlt aber der Schuß, oder wird der Jaguar nur leicht verwundet, so springt er unter fürchterlichem Gebrülle auf den Schützen los. Sowie er sich aber auf die hinteren Beine stellt, hält ihm der mit der Gabel bewaffnete Jäger diese vor und der Lanzenträger giebt ihm von der Seite einen Stich in die Brust, zieht aber die Lanze sofort wieder zurück und macht sich auf einen zweiten Stoß gefaßt; denn der niedergeworfene Jaguar steht mit der größten Schnelligkeit wieder auf und wirft sich auf seine Gegner, die ihn mit neuen Wunden empfangen, bis er seine Kraft verliert und endlich von den anspringenden Hunden festgehalten wird.

Es fällt auf, daß der Jaguar, obschon die Hunde ihm nichts anhaben

können, sich doch öfters vor ihnen fürchtet und sowie er gejagt wird, auf einen Baum klettert. Nun hat der Jäger wohl einen sicheren Schuß auf das Thier, aber er wird nichtsdestoweniger von ihm angefallen, wenn er dasselbe verfehlt oder nur leicht verwundet. Blitzschnell läßt er sich vom Baume herunter, und stürzt brüllend mitten durch die Hunde auf den Schützen los, dessen Begleiter ihn dann empfangen.

Bei diesen Jagden befindet sich übrigens nicht immer ein Schütze, sondern die Paraguayer greifen den Jaguar oft blos mit der Lanze an. Ist das Thier aber auf einen Baum geklettert, so suchen sie ihm ihre Schlinge, die sie immer zu Pferde mit sich führen, um den Hals zu werfen, oder dieselbe vermittelst einer oben eingekerbten Stange anzulegen, wogegen sich das Thier wenig zu sträuben pflegt. Ist sie um den Hals geworfen, so befestigt man ihr anderes Ende an den Bauchriemen eines Pferdes, und reißt das Thier vom Baume herunter und auf das offene Feld, wo man ihm neue Schlingen um die Füße wirft. Indem nun die Reiter in entgegengesetzter Richtung ihre Schlingen anziehen, wird der Jaguar erdrosselt.

Bemerkt man, daß der Jaguar ein Rind oder Pferd getödtet hat, so versteckt sich ein Schütze in der Nähe des Cadavers und erwartet da seinen zweiten Besuch bei demselben, wo es ihm dann leicht fällt, auf das Thier zu schießen. Man will jedoch Beispiele haben, daß Jaguare, die auf diese Art nur leicht verwundet wurden, den Jäger auf dem Baume angegriffen und zerrissen haben. Auch in Fallen werden hier und da diese Raubthiere gefangen. Man umgiebt zu dem Ende ein von einem Jaguar frisch getödtetes Rind bis auf eine kleine Oeffnung mit eingerammelten Pfählen, legt über die letzteren Baumstämme, um ein Dach zu bilden, und bringt an der Oeffnung eine Fallthür an, welche dieselbe verschließt, sowie an dem Cadaver gezogen wird. Der Jaguar naht sich ohne Scheu der Falle, besieht sie ringsherum, geht endlich durch die Oeffnung hinein, um seinen Raub herauszuziehen, und wird so gefangen."

Wie A. v. Humboldt von Eingeborenen des unermeßlichen Walddistrictes zwischen dem Stromgebiete des Orinoco und des Amazonenstromes versichert wurde, verirrt sich der amerikanische Tiger mitunter aus Wanderlust und Raubgier in so undurchdringliche Theile der Waldung, daß er auf dem Boden nicht jagen kann und, ein Schreckniß der Affen und Cercolepten (Wickelbären), geraume Zeit auf den Bäumen lebt.

Undurchdringlichkeit und die Unmöglichkeit, sich in langen Strecken zwischen Bäumen von acht bis zwölf Fuß Durchmesser durch die Axt einen Weg zu bahnen, sind, nach Humboldt, die charakteristischen Merkmale des Urwaldes der Tropen. Auch sind es keineswegs immer die strickförmigen, rankenden, kletternden Schlingpflanzen, welche, wie man in Europa fabelt, jene Undurchdringlichkeit verursachen. Die Lianen bilden oft nur eine sehr kleine Masse des Unterholzes. Das Haupthinderniß sind die, allen Zwischen-

raum füllenden, strauchartigen Gewächse: in einer Zone, wo Alles, was den Boden bedeckt, holzartig wird.

Besonders detaillirte und eingehende Beschreibungen des Urwaldes der Tropen finden sich in dem bereits angeführten Reisewerk von Pöppig und in Burmeister's „Reise nach Brasilien" und dessen „Geologischen Bildern" (1853).

„Wohin man in dem ebenen Theile von Maynas auch blickt," heißt es unter Anderem in dem ersten Werke, „wird man doch stets dieselben landschaftlichen Ansichten wiederholt finden. Ein einziger ungeheurer Urwald deckt den ebenen, meist sumpfigen Boden, durchschnitten mit breiten Flüssen und nur an wenigen Orten in seiner Einheit unterbrochen, wo, als kaum bemerkliche Punkte, die Indier der Missionsdörfer ihre kleinen Pflanzungen angelegt haben, oder wo, als seltene Ausnahmen, kleine Savannen in der Mitte der Forste vorkommen. Keineswegs Erzeugnisse der Kunst und ebensowenig aus Waldbränden entstanden, verdanken sie ihr Bestehen allein der bis zur Oberfläche reichenden Sandsteinbreccie, die sich wie mit einer dicken Schicht von schwarzer Pflanzenerde bedeckte, und also auch jene Bäume nicht ernährt, die auf sehr feuchtem Lande allein gedeihen können und den umliegenden Urwald bilden, der sie, einer senkrechten undurchdringlichen Wand vergleichbar, umschließt. Auf solchen schattenlosen Orten herrscht stets mehr Wärme und Mangel an Quellen und natürlichen Gräben, indem das Niveau um einige Klaftern höher ist als in den begrenzenden Forsten, und deshalb entwickelt sich auf ihnen die Vegetation unter auffallend verschiedener Gestaltung. — Da sie frei und luftig sind, so sucht sie der Europäer gern zu einem Abendspaziergang auf, denn drückend und beengend lastet auf ihm, auch nach langer Gewöhnung noch, die Umgebung des Alles beschattenden Urwaldes, der nirgends einen Fernblick gestattet. Jedoch sind in der Nähe der Flußufer und überhaupt in allen Gegenden des ebenen Maynas solche waldfreie Orte eben so selten, als sie in dem gebirgigeren Theile der Provinz und in manchen Gegenden Brasiliens der Landschaft und der Vegetation allein ihren festen Charakter aufdrücken. Der Forst, der in den meisten Richtungen den Boden bedeckt, mag wohl den Namen eines ewigen erhalten, denn ihn unterjocht weder die Natur, wenn sie ihren furchtbarsten Diener, den Orcan zu Hülfe ruft, noch der unendlich schwächere Versuch des Menschen, der das Element des Feuers umsonst anwendet. Der umgestürzte Baum wurzelt entweder von Neuem an verschiedenen Stellen seines Stammes, oder es erhebt sich aus der verschonten Wurzel ein kraftvoller Nachwuchs, wenn die einmal auf den Boden geworfenen oder nur niedergedrückten und der Sonne beraubten Kronen den auf sie einstürmenden Angriffen der Feuchtigkeit und zahlloser Insecten nicht länger widerstehen. Herrscht doch selbst um Mittag in dem Walde nur ein sehr gemildertes Licht, da fast nirgends durch das dichtverflochtene Gezweig ein Streifen des blauen Himmels-

gewölbes sich zeigt. Darum ist zu jeder Jahreszeit der mit fußhohen Schichten von Trümmern aller Art überdeckte Boden feucht und moderig, darum klebt ein eigenthümlicher Geruch, an faulige Gährung erinnernd, an allen Wurzeln und niedrigen Pflanzen, und daher erklärt sich die in den ersten Morgenstunden bei gewissen Wetterzuständen am Boden bemerkbare Schicht eines bläulichen Dunstes. In schädlichem Uebermaß entwickeln sich hier jene Bedingungen, die sonst das Leben der Pflanzen begünstigen, und deshalb ist die Zahl der Gewächse, welche dem Boden zunächst nur als schuhhohe Kräuter die nordischen Forste schmücken, in dem Bezirk der tropischen Urwälder verhältnißmäßig sehr beschränkt. Unter den unaufhörlichen Einwirkungen der Nässe, aber der Sonne beraubt, gedeihen nur bestimmte Pflanzenfamilien, Piperaceen, Orchideen und Scitamineen und wenige andere, die alle mehr oder minder mit fettem Blatt und Stengel versehen, schon durch minder schönes Grün, zum Theil sogar durch ungewöhnliche Färbung, ihren Standort und die durch ihn bedingte Entwicklung andeuten. Die unverstandenen Schilderungen der tropischen Fruchtbarkeit verführten schon manchen Ungereisten zu der Vermuthung, als sei der Boden der Urwälder mit zahllosen Blumen bedeckt. Modernde Blätter, zerfallene in Erde übergehende Holzreste, unübersehliche Generationen von bunten und höchst vergänglichen Pilzen, einige Farren und wenige Kräuter und Stauden sind die einzigen Dinge, auf die in ihnen nach unten das Auge trifft. Findet doch der ermüdete Wanderer mit Mühe einen Platz zum Ausruhen auf einer höher hervorstehenden Wurzel, denn der Rasenteppich des Nordens entwickelt sich nirgends freiwillig in den Aequatorialländern, selbst nicht auf den Savannen und den brasilianischen Campos, wo alle Grasarten, rauhhaarig und sparrig, mit vielerlei stacheligen oder holzigen, wenn auch niederliegenden Pflanzen untermengt sind, und zu dünn und hoch emporschießen, um den dürren Boden verdecken zu können. Selbst an Orten, wo der Mensch, sei es aus Liebe zu einer freieren Aussicht, sei es aus Nothwendigkeit, einen Anger um das Dorf herum offen erhält, oder wo er mühsam sein Haus, nach europäischer Art, mit einem freundlich grünen Grasplatze zu umgeben sucht, selbst da wandern sogleich vielerlei höhere Unkräuter ein, und ersticken alle zarteren Pflanzen. Daher sind manche, in anderen minder warmen Ländern artenreiche Familien in den mit Urwald fast ausschließlich bedeckten Ufergegenden des Amazonenstromes die weniger vorwaltenden. — Die unschätzbar artenreiche Welt der Bäume, die alles Andere verdrängend, jene Länder überzieht, ersetzt manchen Verlust und manche Unbequemlichkeit, die sich aus dem Mangel einer krautartigen Vegetation entwickeln ließen; und daß sie hier vorwaltet, erklärt sich aus dem allgemeinen Streben alles Tropischen nach dem Einflusse der Sonne. Die gigantischen Stämme mit ihren breiten Kronen tödten durch Entziehung der Wärme und des Lichtes Alles, was nicht mit ihnen eine gleiche Höhe zu erreichen vermag; da aber ein so selbständiger

Wuchs für eine Menge von Pflanzen unmöglich gewesen wäre, so verwandelte sie die Natur zu rankenden und kletternden, die ungeachtet ihrer Schwäche, zum Theil sogar durch höchst sonderbare Organe unterstützt, die stolzen Gipfel doch erreichen, um an den Strahlen des wohlthätigen Gestirnes sich zu kräftigen. So entsteht jene unübersehliche Vegetation der Schlingpflanzen und der Parasyten, die einen der hervorstechendsten Züge des tropischen Landschaftsgemäldes bildet.

„An die Zone des düsteren und hochstämmigen Urwaldes, wo bessere Beobachtung gar bald von dem bunten Schimmel des Bodens bis zur blühenden Baumkrone fünf horizontale Pflanzenschichten kennen lehrt, reihet sich in der Richtung der Flußufer gradweise eine anders gestaltete Vegetation. Mehr Unterholz wird bemerklich und vereinzelter stehen die dickeren Stämme, mit Ausnahme jedoch der riesigen Bombaceen, die in allen Verhältnissen der classischen Säule sich nähern. Dornige Schlingpflanzen, die aber seltener große Höhen ersteigen, besonders die das Ergriffene festhaltenden Ranken der Sarsaparilla und unzerreißliche Stizolobien hindern jeden Schritt in einer Region, die zwar mit schönen Palmen erfüllt, aber verhältnißmäßig pflanzenarm ist. Das Ufer des Flusses umgiebt ein undurchdringlicher Gürtel von Gewächsen, die man abwechslungslos bis in die dem Meere nahen Gegenden wiederfindet, und die dort allein der gleich einförmigen Vegetation der Mangle- und Avicennienwälder weichen. Baumartige Gräser, Cecropien, Hermesia und die südamerikanische Weide, untermengt mit einer und der anderen Palme oder Dalbergia, bilden jenen Streif, durch den nur das Waldmesser den Weg bahnt, und in welchem manches gefährliche Thier sich aufhält.“ —

In ähnlicher Weise schildert Burmeister den Urwald. Da giebt es keine Eichen, keine Buchen ꝛc., sondern baumartige Brennnesseln (Urticeen), Feigen, Lorbeerbäume, Hülsengewächse (Leguminosen), Ahorne, Myrten, Malven und einige ganz ausschließlich tropische Pflanzenfamilien, wie die Terebinthaceen, Bignoniaceen, Cedrelen, Bombaceen, Sterculiaceen, Melastomen, Guttiferen und Palmen. Die Vegetation athmet den Geist rastloser Selbstsucht, eifriger Nebenbuhlerschaft und List; jede Pflanze, jeder Baum scheint bestrebt, den Gefährten des Lebens zu berauben, aufwärts ringend gegen das Licht und die Luft, Ast, Blatt und Stamm, ohne Rücksicht auf die Nachbarschaft. Schmarotzerpflanzen klammern sich mit festem Griff an andere und benutzen sie mit rastloser Gleichgültigkeit als Werkzeuge eigenen Fortkommens. Leben und Lebenlassen ist nicht Princip in diesen Wildnissen. Ein Schmarotzerbaum aus der Feigengattung, der Cipo matador, thut sich darin besonders hervor. Seine Stammbasis ist unfähig sein oberes Wachsthum zu tragen, er muß deshalb Stütze an anderen Bäumen suchen, wie auch andere Schlingpflanzen; aber seine Umschlingung macht einen besonders unangenehmen Eindruck. „Man gewahrt zwei Stämme, von denen der eine groß und statt-

lich in gleichförmig runder Fülle, auf starken ausgebreiteten Mauerwurzeln ruhend, aus dem Boden senkrecht bis zur schwindelnden Höhe von 80 oder 100 Fuß sich erhebt, während der andere, einseitig erweitert und muldenförmig nach dem Stamm, an den er sich innig angedrückt hat, geformt, auf dünnen sparrig ästigen Wurzeln mühsam sich zu halten scheint, und gleichsam als müßte er herabfallen, mit mehreren Klammern in verschiedener Höhe den Nachbar an sich zieht. Die Klammern sind völlig geschlossen wie ein Ring, und greifen nicht neben einander hälftig vorüber, sondern verschmelzen in sich; sie wachsen einzeln in gleicher Höhe vom Stamm aus, legen sich an den anderen Stamm innig an, bis sie zusammentreffen und durch fortschreitenden Druck ihrer Enden, unter dem die Rinde zerstört wird, vollkommen in einander übergehen. Lange erhalten sich beide Bäume in üppiger Kraft neben einander, ihre verschieden gefärbten nnd belaubten Kronen durch einander flechtend, daß Niemand sie mehr äußerlich unterscheiden kann; endlich erliegt der umklammerte Stamm, durch den Druck der keiner Erweiterung mehr fähigen Arme seines Gegners aller Saftcirculation beraubt, dem furchtbaren, als gebrechlicher Freund an ihn herangeschlichenen Feinde; seine Krone wird welk, ein Zweig stirbt nach dem anderen ab, und der Mörderschlinger setzt die seinigen an deren Stelle, bis der letzte Rest des Umhalsten herabgefallen ist." Mit der faulenden Stütze bricht dann schließlich auch die Mord-Liane (Cipo matador) zusammen. — Gegen die Lebhaftigkeit der Farbe und die saftige Ueppigkeit des Tropenwaldes hält allerdings die reichste Waldlandschaft des nördlichen Europa's keinen Vergleich aus, aber um so wohlthuender und läuternder wirkt die ruhige Sanftmuth und der Ernst derselben auf das Gemüth.

Der Europäer, der zum ersten Male den Urwald betritt, wird, nach Marcoy, betäubt und enttäuscht. Ihm fehlen Licht und Raum, worauf er rechnete. Eine grünliche Dämmerung zeigt ihm alle Gegenstände in gleichmäßiger Beleuchtung. An Stelle schattiger Tiefen, die er zu sehen erwartete, breiter Fußpfade, auf denen er in der Idee dahinschritt, hemmt ein unauflösliches Gewirre von Blättern und über und über mit Stacheln, Dornen und Widerhaken bewehrten Zweigen den Fuß auf Schritt und Tritt. Schwer von den Ausdünstungen des Bodens und dem unaufhörlichen Sickern der ganzen Vegetation wirkt die von fauligen Düften und betäubenden Wohlgerüchen erfüllte dicke Luft erschlaffend auf Gehirn und Nerven. Alle Gegenstände erscheinen durch eigenthümliche Optik vergrößert und haben etwas Mysteriöses und Schreckhaftes in ihren Linien und Conturen. Der umgestürzte Stamm macht, halb von Blattwerk verdeckt, den Eindruck eines im Schatten kauernden, enormen Jaguars; die Strychnos-Liane sieht wie eine auf Beute lauernde Riesenschlange aus, das Geranke wie Nattern, die an Zweigen und Aesten hängen. Wiegt ein Windhauch diese Pflanzenformen und giebt ihnen den Anschein von Leben, so scheinen Baum, Liane und Ranke

jeden Augenblick zum Bisse und Sprunge bereit. Inmitten einer tiefen Stille vernimmt das Ohr plötzlich seltsames Gelärme, dessen Ursache es sich nicht zu erklären weiß; dumpfes Grollen, sonderbares Klopfen, Geknarre und Geknister tönen aus dem Dickicht; leises Seufzen, wirres Klagen, dumpfes Stöhnen wie von Menschenstimmen erfüllen die Einbildung mit unbestimmten Schreckbildern. Manchmal scheint das dürre Laub unter den Füßen sich zu bewegen, das Gestrüppe sich zu spalten, um Ungestalten durchzulassen, oder man glaubt Schritte hinter sich zu hören, und dreht sich um, erschreckt durch das Geräusch überlasteter Aeste, die von selbst ihre Stellung ändern.

Daß auch der Eingeborene nicht frei ist von jenem Schauer, der den Europäer in der unheimlichen Wildniß des Urwaldes überfällt, beweist seine Fabel vom „Uchuclla-chaqui". Die Gefahren des Forstes, wo die Onze auf dem Baumstamme, das giftige Reptil im abgefallenen Laube lauert, wo Riesenschlangen oder verwandte, von keinem Forscher noch beschriebene Wesen breite Spuren zurücklassen, der Gewittersturm, der mit entsetzlichem Krachen die morschen Bäume niederstürzt, daß fußhoch ihre Trümmer umherliegen, die verdeckten Vertiefungen des Bodens, die unergründlichen Sümpfe mit täuschender Vegetation, dies Alles schreckt den Indier nicht. Ein gespenstiges Wesen, der Lahmfuß, der „Uchuclla-chaqui" allein, trübt die Quelle seines besten Vergnügens und seines Unterhaltes. Wo der Wald am dunkelsten ist, wo nur die lichtscheuen Amphibien und Nachtvögel sich aufhalten, da wohnt jenes gefährliche Wesen, und da versucht es, in befreundeter Gestalt erscheinend, den Indier zu verderben. Wie die geselligen Jäger es thun, giebt es die wohlverstandenen Zeichen, es lockt den Getäuschten, selbst nimmer erreichbar, immer weiter und tiefer in die Oede, und verschwindet unter lautem Hohngelächter, wenn der Rückweg verloren ist und die Schrecken der Wildniß durch die herabsinkenden Schatten der Nacht sich vermehren. Bisweilen trennt es wohl auch die gemeinsam auf die Jagd Gezogenen, indem es bald hier bald dort in veränderter Gestalt erscheint, allein nie täuscht es den Erfahrenen, der in seinem Mißtrauen die Spur seines Feindes untersucht. Kaum gewahrt er die ganz ungleiche Größe des Abdrucks der Füße, so kehrt er eilig zurück, und wohl längere Zeit wagt Niemand einen Zug in die Wildniß, denn nur vorübergehend sind die Besuche jenes Unholds.

In der Fabel vom Lahmfuß gewahrt man, wie Pöppig bemerkt, den Einfluß, den die unbeschreibliche Wildheit und Trauer der sumpfigsten und unbesuchtesten Urwälder selbst auf die sonst schwer bewegliche Phantasie des Amerikaners ausübt. Von ihr schafft kein Europäer sich ein Bild, denn die einsamsten Forste seines Welttheils bieten ihm nirgends etwas Aehnliches. Allgemein verbreitet ist der Glaube an jenes gespenstige Wesen, das sogar des Nachts die im Freien schlafenden Reisenden umlauert, um sie nach halbem Erwachen unter erlogener Gestalt irre zu leiten. Viele Geschichten werden von solchem Verlieren, besonders der Kinder, erzählt, und in der That ist

nichts leichter möglich, als in einem solchen Walde nach wenig Schritten Entfernung das Lager nicht wiederfinden zu können, wenn weder ein Lichtschein noch rufende Stimmen die Richtung angeben. In der Mitte einer freundlichen Nachtlandschaft Deutschlands würden solche Erzählungen wenig auf die Zuhörer einwirken, allein in dem Urwalde erfüllen sie wohl auch den von so rohem Aberglauben freien Europäer mit Schauer, und gern bleibt dieser dann in dem Kreise, den die lodernde Flamme des Wachtfeuers freundlich beleuchtet.

Flüsse und Ströme mit ihren zahllosen Seitenarmen bilden in diesen Urwaldgegenden die einzigen Verkehrswege, und nach Humboldt's Angabe haben astronomische Beobachtungen und Compaßbestimmungen der Flußströmung zwischen dem Orinoco, dem Cassiquiare und dem Rio Negro mehrfach gezeigt, wie im Bereich weniger Meilen zwei einsame Missionsdörfer liegen, deren Mönche anderthalb Tage brauchen, um auf der gewundenen Wasserstraße sich gegenseitig zu besuchen.

Wo eine Sandbank aus dem Strome auffsteigt, da liegen mit offenem Rachen, unbeweglich wie Felsstücke hingestreckt, die ungeschlachten Körper der Krokodile; wo das Wasser buchtenartig in den Urwald dringt und schmale Lagunen bildet, über welchen die Wipfel sich zur dichten Kuppel wölben, da haust die riesige Boa und Anakonda; wo die Thiere des Waldes zur Tränke ziehen, da lauert, zum Sprunge bereit, im Versteck des Urlaubes der Jaguar.

A. v. Humboldt giebt in seinen „Ansichten der Natur" eine interessante Beschreibung des Thierlebens in diesen Wildnissen.

„Durch den Rio Apure," erzählt der Verfasser des Kosmos, „gelangten wir in das Bette des Orinoco. — — — Von der Insel del Diamante an tritt man in eine große und wilde Natur. Die Luft war von zahllosen Flamingos und anderen Wasservögeln erfüllt, die wie ein dunkles, in seinen Umrissen stets wechselndes Gewölk sich von dem blauen Himmelsgewölbe abhoben. Das Flußbette verengt sich bis zu 900 Fuß Breite und bildet in vollkommen gerader Richtung einen Canal, der auf beiden Seiten von dichter Waldung umgeben ist. Der Rand des Waldes bietet einen ungewohnten Anblick dar. Vor der fast undurchdringlichen Wand riesenartiger Stämme erhebt sich auf dem sandigen Flußufer selbst mit großer Regelmäßigkeit eine niedrige Hecke. Sie ist nur vier Fuß hoch und besteht aus einem kleinen Strauche (Hermesia castaneifolia), welcher ein neues Geschlecht aus der Familie der Euphorbiaceen bildet. Einige schlanke dornige Palmen stehen der Hecke am nächsten. Das Ganze gleicht einer beschnittenen Gartenhecke, die nur in großen Entfernungen von einander thorartige Oeffnungen zeigt. Die großen vierfüßigen Thiere des Waldes haben unstreitig diese Oeffnungen selbst gemacht, um bequem an den Strom zu gelangen. Aus ihnen sieht man, vorzüglich am frühen Morgen und bei Sonnenuntergang heraustreten,

um ihre Jungen zu tränken, den amerikanischen Tiger, den Tapir und das Nabelschwein. Wenn sie, durch ein vorüberfahrendes Canot der Indianer beunruhigt, sich in den Wald zurückziehen wollen, so suchen sie nicht mit Ungestüm die Hecke zu durchbrechen, sondern man hat die Freude, die wilden Thiere vier- bis fünfhundert Schritt langsam zwischen dem Zaun und dem Flusse fortschreiten und in der nächsten Oeffnung verschwinden zu sehen. Während wir 74 Tage lang auf einer wenig unterbrochenen Flußschifffahrt von 380 geographischen Meilen auf dem Orinoco bis seinen Quellen nahe, auf dem Cassiquiare und dem Rio Negro in ein enges Canot eingesperrt waren, hat sich uns an vielen Punkten dasselbe Schauspiel wiederholt; ich darf hinzusetzen: immer mit neuem Reize. Es erscheinen, um zu trinken, sich zu baden oder zu fischen, gruppenweise Geschöpfe der verschiedensten Thierclassen: mit den großen Mammalien vielfarbige Reiher, Palamedeen und die stolz einherschreitenden Hokkohühner. „Hier geht es zu wie im Paradiese, es como en el Paraiso,“ sagte mit frommer Miene unser Steuermann, ein alter Indianer, der in dem Hause eines Geistlichen erzogen war. Aber der süße Friede goldener Urzeit herrscht nicht in dem Paradiese der amerikanischen Thierwelt. Die Geschöpfe beobachten, sondern und meiden sich. Die Capybara, das drei bis vier Fuß lange Wasserschwein, eine kolossale Wiederholung des gewöhnlichen brasilianischen Meerschweinchens, wird im Wasser vom Krokodil, auf dem Trocknen vom Tiger gefressen. Es läuft dazu so schlecht, daß wir mehrmals einzelne aus der zahlreichen Heerde haben einholen und erhaschen können.

„Unterhalb der Mission von Santa Barbara de Arichuna brachten wir die Nacht wie gewöhnlich unter freiem Himmel, auf einer Sandfläche am Ufer des Apure zu. Sie war von dem nahen undurchdringlichen Walde begrenzt. Wir hatten Mühe, dürres Holz zu finden, um die Feuer anzuzünden, mit denen nach der Landessitte jedes Bivouak wegen der Angriffe des Jaguars umgeben wird. Die Nacht war von milder Feuchte und mondhell. Mehrere Krokodile näherten sich dem Ufer. Ich glaube bemerkt zu haben, daß der Anblick des Feuers sie ebenso anlockt, wie unsere Krebse und andere Wasserthiere. Die Ruder unserer Nachen wurden sorgfältig in den Boden befestigt, um unsere Hängematten daran zu befestigen. Es herrschte tiefe Ruhe; man hörte nur bisweilen das Schnarchen der Süßwasser-Delphine, welche dem Flußnetze des Orinoco wie (nach Colebrooke) dem Ganges bis Benares hin eigenthümlich sind, und in langen Zügen aufeinander folgten.

„Um elf Uhr entstand ein solches Lärmen im nahen Walde, daß man die übrige Nacht hindurch auf jeden Schlaf verzichten mußte. Wildes Thiergeschrei durchtobte den Forst. Unter den vielen Stimmen, die gleichzeitig ertönten, konnten die Indianer nur die erkennen, welche nach kurzer Pause einzeln gehört wurden. Es waren das einförmig jammernde Geheul der Brüllaffen, der winselnde, fein flötende Ton der Sapajous, das schnarrende

Murren des gestreiften Nachtaffen, das abgesetzte Geschrei des großen Tigers, des Cuguars oder ungemähnten amerikanischen Löwen, des Pecari, des Faulthiers und einer Schaar von Papageien, Parraquas und anderer fasanenartiger Vögel. Wenn die Tiger dem Rande des Wassers nahe kamen, suchte unser Hund, der vorher ununterbrochen bellte, heulend Schutz unter den Hängematten. Bisweilen kam das Geschrei des Tigers von der Höhe eines Baumes herab. Es war dann stets von den klagenden Pfeifentönen der Affen begleitet, die der ungewohnten Nachstellung zu entgehen suchten.

„Fragt man die Indianer, warum in gewissen Nächten ein so anhaltendes Lärmen entsteht, so antworten sie lächelnd: „Die Thiere freuen sich der schönen Mondhelle, sie feiern den Vollmond." Mir schien die Scene ein zufällig entstandener, lang fortgesetzter, sich steigend entwickelnder Thierkampf. Der Jaguar verfolgt die Nabelschweine und Tapirs, die dicht aneinander gedrängt das baumartige Strauchwerk durchbrechen, welches ihre Flucht behindert. Davon erschreckt, mischen von den Gipfeln der Bäume herab die Affen ihr Geschrei in das der größeren Thiere. Sie erwecken die gesellig horstenden Vogelgeschlechter und so kommt allmälig die ganze Thierwelt in Aufregung."

Nicht minder eigenthümlich wie in den Wäldern, ist das Thierleben in den Steppen der amerikanischen Tropengegenden.

In allen Zonen, äußert Humboldt in seiner Charakteristik der Wüsten und Steppen, bietet die Natur das Phänomen großer Ebenen dar; in jeder haben sie einen eigenthümlichen Charakter, eine Physiognomie, welche durch die Verschiedenheit ihres Bodens, durch ihr Klima und durch ihre Höhe über dem Meeresspiegel bestimmt wird.

Gleich dem größten Theil der Wüste Sahara liegen die Llanos oder die nördlichste Ebene von Südamerika in dem heißen Erdgürtel. Dennoch erscheinen sie in jeder Hälfte des Jahres unter einer verschiedenen Gestalt: bald verödet wie das libysche Sandmeer; bald als eine Grasflur, wie so viele Steppen von Mittelasien.

Die südamerikanischen Llanos haben von Osten nach Westen gemessen eine dreimal geringere Ausdehnung als die afrikanischen Wüsten. Diese werden von Luftschichten berührt, die über das heiße Arabien und Persien hinwehen, und sind wasserarm; jene dagegen empfangen den tropischen Seewind und haben zudem Ueberfluß an Wasserdampf aushauchenden großen Flüssen, kälteerregenden Wäldern und hohen Gebirgen.

Diese Andeutungen genügen, um zu erklären, warum trotz der äußeren Aehnlichkeit der Länderform, Afrika und Amerika doch die abweichendsten klimatischen Verhältnisse, den verschiedensten Vegetations-Charakter darbieten. Ist aber auch die südamerikanische Steppe mit einer dünnen Rinde fruchtbarer Erde bedeckt, wird sie auch periodisch durch Regengüsse getränkt, und dann mit üppig aufschießendem Grase geschmückt, so hat sie doch die angren-

zenden Völkerstämme nicht reizen können, die schönen Bergthäler von Caracas, das Meeresufer und die Flußwelt des Orinoco zu verlassen, um sich in dieser baum- und quellenleeren Einöde zu verlieren.

Die amerikanische Menschenrasse ging vom Jagdleben nicht durch die Stufe des Hirtenlebens zum Ackerbau über und hatte darum auch keinen Grund, sich in jenen Steppen niederzulassen.

Um so freier haben sich hier, wie Humboldt weiter ausführt, die Naturkräfte in mannigfaltigen Thiergestalten entwickelt. Agutis, kleine buntgefleckte Hirsche, gepanzerte Armadille, welche rattenartig den Hasen in seiner unterirdischen Höhle aufschrecken; Heerden von sogenannten Wasserschweinen, schön gestreifte Viverren, welche die Luft verpesten; der ungemähnte Löwe, buntgefleckte Jaguars, meist Tiger genannt, die den jungen Stier auf einen Hügel zu schleppen vermögen: — diese und viele andere Thiergestalten durchirren die baumlose Ebene.

Seit der Entdeckung des neuen Continents sind die Llanos dem Menschen bewohnbar geworden. Ueberall hat die Viehzucht in dem unermeßlichen Raum begonnen. Tagereisen von einander entfernt liegen einzelne, mit Rindsfellen gedeckte, aus Schilf und Riemen geflochtene Hütten. Zahllose Schaaren verwilderter Stiere, Pferde und Maulesel schwärmen in der Steppe umher. Die ungeheure Vermehrung dieser Thiere der alten Welt ist um so bewundernswürdiger, je mannigfaltiger die Gefahren sind, mit denen sie in diesen Erdstrichen zu kämpfen haben. Wenn unter dem senkrechten Strahl der heißen Sonne die verkohlte Grasdecke in Staub zerfallen ist, klafft der erhärtete Boden auf, als wäre er von mächtigen Erdstößen erschüttert. Rauschenden Wasserhosen ähnlich steigt der Sand dampfartig in die Höhe und statt Kühlung führt der Ostwind neue Gluth herbei, wenn er über den erhitzten Boden hinweht.

Allmälig verschwinden die Lachen, welche die gelb gebleichte Fächerpalme vor der Verdunstung schützt. Wie im eisigen Norden die Thiere durch Kälte erstarren, so schlummert hier unbeweglich das Krokodil und die Boa-Schlange, tief vergraben in trockenem Letten. In finstere Staubwolken gehüllt, von Hunger und brennendem Durste gepeinigt, schweifen Pferde und Rinder umher, diese dumpf brüllend, jene mit langgestrecktem Halse gegen den Wind anschnaubend, um durch die Feuchtigkeit des Luftstroms die Nähe einer nicht ganz verdampften Lache zu errathen.

Tritt endlich nach langer Dürre die wohlthätige Regenzeit ein, so verändert sich plötzlich die Scene in der Steppe. Das tiefe Blau des bis dahin nie bewölkten Himmels wird lichter. Wie ein entlegenes Gebirge erscheint einzelnes Gewölk im Süden, senkrecht aufsteigend am Horizonte. Nebelartig breiten allmälig die vermehrten Dünste sich über den Zenith aus. Den belebenden Regen verkündet der ferne Donner.

Kaum ist die Oberfläche der Erde benetzt, so überzieht sich die duftende

Steppe mit mannigfaltigen Gräsern, und Pferde und Rinder weiden nun in frohem Genusse des Lebens. Das 5 bis 6 Fuß hohe Gras birgt den schöngefleckten Jaguar. Im sicheren Versteck auflauernd und die Weite des Sprunges vorsichtig messend, erhascht er die vorüberziehenden Thiere, katzenartig wie der asiatische Tiger.

Treten nun aber die Flüsse mehr und mehr über ihre Ufer, so zwingt die Natur dieselben Thiere, welche in der ersten Jahreshälfte auf dem wasserleeren staubigen Boden vor Durst verschmachteten, als Amphibien zu leben. Ein Theil der Steppe erscheint nun wie ein unermeßliches Binnenwasser. Die Mutterpferde ziehen sich mit den Füllen auf die höheren Bänke zurück, welche inselartig über den Seespiegel hervorragen. Mit jedem Tage verengt sich der trockene Raum. Aus Mangel an Weide schwimmen die zusammengedrängten Thiere stundenlang umher, und nähren sich kärglich von der blühenden Grasrispe, die sich über dem braungefärbten, gährenden Wasser erhebt. Viele Füllen ertrinken, viele werden von den Krokodilen verschlungen.

Nicht besser als Pferden und Rindern ergeht es den übrigen Steppenbewohnern, und nicht selten wird das Wild, auf seinem Rückzuge vor dem Wasser, in die Nähe menschlicher Wohnungen verschlagen, mitunter aber auch Cuguar und Jaguar.

Obgleich der Rio Parana nach dem Vereine des Parana guazu und Parana de las Palmas keinen irgend erheblichen Arm mehr abgiebt, so enthält er, wie Burmeister in seiner Reise durch die La Plata-Staaten erzählt, doch eine große Anzahl von Inseln, die ihm ein zertheiltes Ansehen geben. Zwischen diesen Inseln entstehen von Zeit zu Zeit neue schwimmende Inseln, welche zuerst aus den zusammengefilzten Wurzeln und Stengeln krautartiger Wasserpflanzen sich bilden und später festere holzige Bestandtheile bekommen. Die Hauptpflanze darunter ist überall Pontederia azurea, hier Cameloté genannt, vielleicht das häufigste Gewächs am ganzen Rio Parana, auf dem Marschlande wie auf den Inseln und zwischen ihnen. Durch lang ausgedehnte, dünne, schwimmende Zweige, von denen Wurzelfasern an den Blattstellen oder Nodien ausgehen, die bis auf den Boden hinabsteigen, ranken sich diese Gewächse allmälig, bei ruhigem Wasserstande, von einer Insel zur anderen herüber, schließen auf diese Weise den Canal zwischen beiden, und bilden sich durch Hinzukommen anderer Gewächse zu einer förmlichen haltbaren Pflanzendecke aus. Steigt nun im Hochsommer der Fluß, so hebt er die schwimmende Pflanzendecke mit sich empor, löst sie dabei von ihren Ufern und führt sie als schwimmende Insel mit sich fort. Mitunter hat man Gelegenheit, eine schwimmende Insel neben sich den Strom hinabeilen zu sehen, bevölkert von Wassergeflügel, großen Wasserratten (Myopotamus Coypus), selbst von Hirschen und Wasserschweinen, sogenannten Carpinchos (Hydrochoerus Capybara), die hier eine Zuflucht gefunden hatten. Während des ausnahmsweise hohen Standes, den der Parana im Februar 1858

erreichte, trieben mehrere solcher Inseln mit Unzen, Hirschen und Carpinchos bei Rozario vorüber; einige strandeten dort und entleerten ihre Bewohner zum Theil in die Stadt. Man fand zum höchsten Erstaunen der Bevölkerung halbwüchsige Tiger (Felis Onça) in Küchen und Ställen versteckt, die hier, geängstigt von der improvisirten Reise, während der Nacht einen Zufluchtsort gesucht hatten.

Aber nicht immer geht es bei diesen Ueberschwemmungen so glimpflich ab, denn wie Rengger erzählt, zerriß ein Jaguar während des hohen Wasserstandes vom Jahre 1825 in Santa Fee einen Franziskaner, der eben die Frühmesse lesen wollte, unter der Thür der Sakristei.

Gleich dem Cuguar wurde auch der Jaguar in der Folge öfters nach Europa gebracht und fehlt jetzt in keinem größeren zoologischen Garten. Daß er in Gefangenschaft mit den großen Pardeln der alten Welt sich paart, ist erfahrungsmäßig festgestellt. Der Menagerie-Besitzer Kreutzberg brachte es sogar zu einer Kreuzung zwischen Jaguar und schwarzem Panther, und erzielte ein Junges, welches wegen seiner abweichenden Färbung für eine neue Art oder Varietät des Pardelgeschlechtes angesehen wurde, und von Fitzinger den Namen Felis poliopardus (Grauparder) erhielt. Das Thier war auf dunkelgelbgrauem Grunde jaguarähnlich gefleckt, Schnauze und Füße schwarz. Es galt jahrelang als Grauparder, bis schließlich der wahre Sachverhalt durch Kreutzberg selbst enthüllt wurde.

Der Kampfhahn.

Amantes, amentes.

Der Vogel, welcher diesen Namen führt, ist eine ornithologische Curiosität. Er gehört zu den Scolopaciden oder Schnepfenvögeln; ähnelt diesen in der Lebensweise und hat mit ihnen die hochbeinige Gestalt und den weichen biegsamen Schnabel mit der langen Nasenritze gemein. Daß aber das Männchen 11, das Weibchen dagegen nur 8 bis 9 Zoll groß ist, die Beiden sich also ungefähr wie Turteltaube zu Wachholderdrossel verhalten, macht sie zur Ausnahme ihrer Sippe. Der Leibesgröße entsprechend, sind die Füße des Männchens $2^1/_2$, die des Weibchens $1^3/_4$ Zoll lang. Von den drei Vorderzehen ist die äußere geheftet, das heißt mit kurzer Spannhaut versehen, die vierte, hoch gestellte Hinterzehe schwächlich, der Schnabel gerade und wenig über Kopflänge. Das Gefieder ist, ohne aus Weiß, Grau, Gelblich, Rostroth, Braun und Schwarz in eine lebhaftere Farbe überzuschreiten, doch ungemein verschieden, und vorab bei den Männchen so mannigfaltig nüancirt, daß nicht zwei Individuen derselben Art einander völlig gleichkommen.

Ein langer Hals- und Nackenkragen, der den Kampfhahn in den Sommermonaten schmückt und das übrige Gefieder an Mannigfaltigkeit der Farbe und Zeichnung noch übertrifft, macht jede individuelle Verschiedenheit vollends zu einem Unicum; denn bald ist der barocke Schmuck des Nackens und des Halses von einerlei Grundfarbe, bald verschieden bis zu den Gegensätzen von Schwarz und Weiß, und auf das Mannigfaltigste gezeichnet mit Binden und Bändern, dichten Wellenlinien und Zickzacks, gesprenkelt, gestreift und marmorirt, Farbe und Zeichnung des Kragens scheinen von dem helleren oder dunkleren Colorit des Gefieders überhaupt abhängig zu sein, denn fort und fort legt der Kampfhahn wieder dasselbe Hochzeitskleid an, welches er nach der ersten Frühlingsmauser trug.

Kopf, Hinterhals, Oberrücken und Brust des Vogels variiren vom dunkelsten Rostbraun bis zum hellsten gelblichen Rostroth; die oberen Flügel-

Deckfedern sind meist bräunlich aschgrau, die großen Schwingfedern matt schwarzbraun, die mittleren Schwanzfedern dunkel gebändert, die oberen Schwanz-Deckfedern nebst Bürzel in der Mitte grau, seitlich weiß; Unterbrust, Bauch und die Unterschwanz-Deckfedern rein weiß.

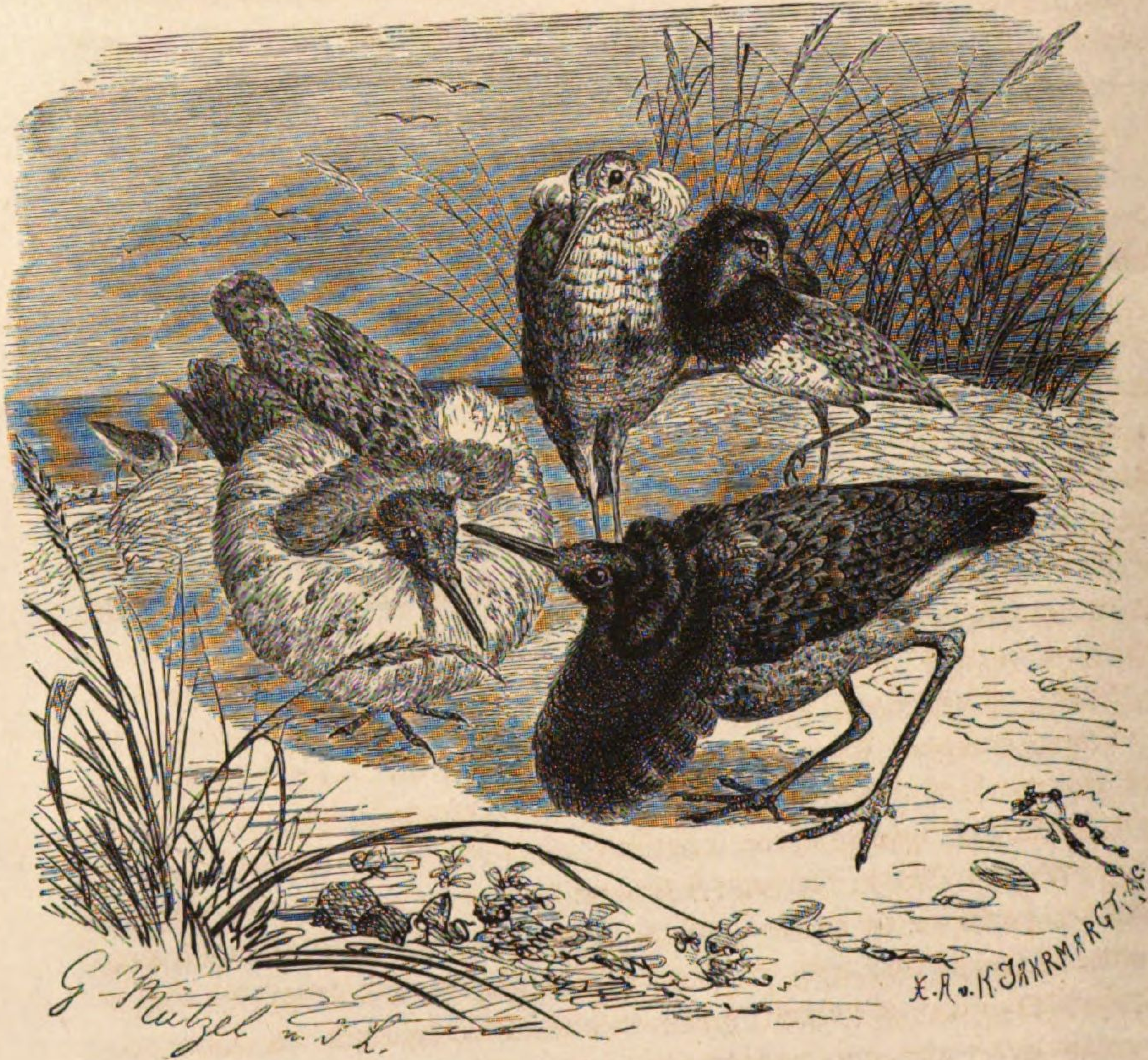
Den hohen Norden ausgenommen, wird der Kampfhahn in ganz Europa, dem mittleren Asien und in Afrika von Nubien bis zum Cap der guten Hoffnung angetroffen. Auch in Deutschland ist er kein seltener Vogel; in baumleeren Brüchen, und auf ausgedehnten Sumpfflächen, wo viele Kibitze wohnen, fehlt in der Regel auch der Kampfläufer nicht. Seine Eier, die den Kibitzeiern zum Verwechseln ähnlich sehen, werden mit diesen zu Markte gebracht und verkauft, er selber seines wohlschmeckenden Fleisches halber geschossen oder während der Zugzeit in Schlingen und Garnen gefangen.

Nachts stößt der Kampfhahn beim Wandern mitunter ein heiseres kack, kack, kick, kack aus, hat aber im Vergleich mit anderen Strand- und Wasserläufern eine schwache Stimme. Das Weibchen erhebt, wenn die Jungen in Gefahr sind, ein gackerndes Angstgeschrei oder feines Schwirren.

Der Kampfhahn lebt in Polygamie und überläßt die Sorge für Nest und Eier, das Brutgeschäft und die Erziehung der Jungen den Weibchen. Diese bauen im Mai ein einfaches Nest, legen in der Regel vier Eier und brüten dieselben innerhalb 17 bis 19 Tagen aus. Die Jungen wachsen sehr schnell und sind nach vier Wochen im Stande, sich mit der Mutter auf die Reise zu begeben; diese wird, wenn das Brutgeschäft ohne Störung verlief, in der Regel schon im August angetreten, verzögert sich aber öfters bis Ende September.

Obgleich der Kampfläufer sich am liebsten in der Nähe der Meeresküsten niederläßt, so ist er doch durchaus kein Seevogel. „Niemals," sagt Naumann in seiner „Naturgeschichte der Vögel Deutschlands", „wird er auf den Watten, gleichviel ob sandigen oder schlammigen gesehen. Wenn zur Zeit des Eintritts der Ebbe alles Strandgeflügel in freudige Unruhe geräth, umherzuschwärmen anfängt, bald auf die Watten fliegt und kaum erwarten kann, bis das Wasser ihm Platz genug macht, um auf dem schlüpfrigen Boden sich herumtummeln zu können: dann werden auch die in der Nähe wohnenden Kampfläufer von der allgemeinen Freude ergriffen und schwärmen mit und zwischen jenen umher, allein nie läßt sich ein solcher auf die Watten und unmittelbar an der See nieder. Ich habe jenem Treiben mit hohem Vergnügen gar oft am Strande der Nordsee zugesehen, aber gleich beim ersten Male mußte mir diese Eigenheit der Kampfläufer auffallen, die nach einigem Umherschwärmen unter der fröhlichen bunten Menge sich stets sogleich wieder von der See entfernten und an ihre gewöhnlichen Aufenthaltsorte begaben."

Die Nahrung des Kampfläufers besteht in Kerfen und deren Larven, Gewürm und nackten Schnecken &c.; beginnt es damit knapp zu werden, so



Kampfhahn.

zieht er nach dem Süden und überwintert theils an den diesseitigen, theils an den jenseitigen Küsten des mittelländischen Meeres.

Die ersten Kampfläufer, welche sich Ausgangs April in Deutschland wieder einstellen, scheinen Junge des vorigen Jahres zu sein, denn nicht selten finden sich da noch Männchen und Weibchen beisammen. Im Mai kommen die alten Männchen für sich allein in kleineren Gesellschaften, später die Weibchen in größeren Flügen.

Bis zur Zeit der Paarung zeigen die Kampfläufer sich verträglich und gesellig, haben sie aber erst das Hochzeitskleid angelegt, dann sind sie wie umgewandelt, und es bemächtigt sich ihrer eine Kampflust sonder Gleichen. Wo in der sumpfigen Marsch sich eine festere Stelle zur Arena bietet, da sammeln sich die Hähne zum erotischen Turnier und machen das Motto „amantes, amentes", welches Büchmann in seinem „Citatenschatz" durch „verliebt, verdreht" übersetzt, auch ihrerseits zur Wahrheit. Je sechs bis acht Männchen haben ihren gemeinschaftlichen Tummelplatz und kämpfen da vom frühen Morgen bis gegen Abend; aber nicht etwa wie andere Hähne, oder Hirsch und Rehbock ꝛc. um den Besitz eines Weibchens, sondern aus reiner Liebhaberei. Die Namen Kampfhahn, Kampfstrandläufer, Streitschnepfe, Renommist u. dgl. sind daher ebenso gerechtfertigt, wie Machetes pugnax und Philomachus pugnax, das heißt „der streitsüchtige Kämpfer" und „der streitsüchtige Kampfliebhaber".

Bevor die langen Brust- und Nackenfedern nicht vollständig ausgebildet sind, wagt sich kein Männchen auf den Kampfplatz, und es scheinen ihm nicht allein jene, sondern auch die Wärzchen, die sich zur Paarungszeit im Gesicht des Vogels zeigen, als Schutzwaffe zu dienen.

Der Kampfplatz hat einen Durchmesser von circa 5 bis 6 Fuß und einen Umfang von 8 bis 10 Schritt. Selten versammeln sich mehr als 6 bis 8 Stück, aber immer wieder dieselben, auf einer solchen Arena.

Wenn zwei Hähne sich gegenseitig auf das Korn genommen haben, so fangen sie zuerst an zu zittern und mit dem Kopfe zu nicken, spannen den Halskragen schildförmig aus, sträuben die Nackenfedern und beugen die Brust tief zur Erde. So in Positur gesetzt, rennen und springen die Turnierer mit eingelegter Lanze auf einander los und bearbeiten sich mit Schnabelstößen, bis sie erschöpft sind. Um sich zu erholen und frische Kräfte zu sammeln, nimmt nun jeder der Streiter sein erstes Plätzchen wieder ein, und bald darauf beginnt der zweite Gang. Dies geht so fort, bis sie der Balgereien überdrüssig werden und davon fliegen, aber nur um bald wieder zu kommen und das tolle Treiben fortzusetzen, wozu sie sich bei der Trennung durch noch heftigeres Zittern und Kopfnicken, sowie durch bedrohliche Luftstöße mit dem Schnabel förmlich herauszufordern scheinen.

Die erotischen Balgereien der Macheten sind stets Zweikämpfe; aber es fügt sich mitunter, daß mehrere Paare zugleich die Stechbahn durchkreuzen

und in so wunderlichem Wirrwarr gegen einander rennen, daß der Zuschauer glauben muß, die Vögel wären alle toll und vom bösen Geiste besessen. — Amantes, amentes.

Weshalb sie sich in der Paarungszeit so heftig bekämpfen, ist eigentlich ein Räthsel, denn nur äußerst selten läßt sich einmal ein Weibchen auf dem Turnierplatze sehen, welches die Raufbolde zornig zu trennen sucht und schließlich mit einem derselben davonfliegt. Auf den Weideplätzen und an den Ufern fehlt es dagegen nie an Kampfläuferinnen, die eines Amoroso's harren. Dort sucht sich jeder der Streiter, nach beendetem Kampfspiel, seine Dulcinea und wird in deren Besitz von keinem Anderen gestört.

Die Kampfhähne kämpfen, so lange es Weibchen giebt, die noch nicht brüten, erscheinen daher in der zweiten Hälfte des Juni schon seltener auf der Stechbahn, und hören Ende dieses Monats ganz auf, dahin zu kommen.

Sieger und Besiegte giebt es bei diesen Zweikämpfen nicht, weil niemals Einer unterliegt oder die Flucht ergreift, sondern nur jeweils auf sein Standplätzchen zurücktritt, und sich hier, wenn er des Kampfes nicht überhaupt überdrüssig ist, zu einem neuen Gange anschickt. Daß die Streiter nicht eher abließen, als bis Einer auf dem Platze bliebe, sind Uebertreibungen; denn sie haben keine andere Waffe, als ihren weichen und an der Spitze kolbigen Schnabel, mit dem sie sich weder durchbohren noch blutrünstig beißen können; schlimmsten Falls wird einmal Einer bei der Zunge erfaßt und von seinem Gegner eine Weile daran herumgezerrt.

Mitunter biegen sich, wenn die Stöße zu heftig gegen einander geführt werden, die Schnäbel bis zur Ungebühr, und die Auswüchse oder Knollen, die sich manchmal an denselben zeigen, mögen wohl von solchen übermäßigen Anstrengungen herrühren.

Daß die Wuth sie förmlich blind mache, und sie sich in der Hitze des Gefechtes ohne Weiteres mit einem Netze bedecken ließen, ist gleichfalls eine Unwahrheit. Sie sind im Gegentheil bei ihren Turnieren sehr auf der Hut und nur durch ein Fernrohr zu beobachten, oder indem man sich hundert Schritte vom Kampfplatz auf den Bauch legt.

In Parks und zoologischen Gärten kann man die erotischen Donquixoterien der seltsamen Vögel übrigens bequemer beobachten, denn wenn die Paarungszeit da ist, werden auch die gefangenen Kampfläufer amantes, amentes, das heißt vor Liebe toll.

Ebenso sinnig, wie hier unsinnig, äußert sich Eros bei den neuholländischen Laubenvögeln.



Gefleckter Kragenwürger.

Die Laubenvögel.

So arm Australien an Säugethieren ist, so groß ist umgekehrt sein ornithologischer Reichthum. Die Beutelthiere machen mehr als drei Viertel der dortigen vierfüßigen Fauna aus, und deren größtes, das Riesenkänguruh, ist zugleich Neuhollands größtes Quadruped. Vergleichen wir dagegen die Ornithologie jenes fünften Erdtheils mit irgend einem anderen Ländercomplex von gleichem Flächenraum, so finden wir in Australien trotz des noch kaum erforschten Innern mindestens ebenso viele Arten als anderwärts. Bei aller Verwandtschaft der Formen besitzt übrigens andererseits kein Land so viele nur ihm eigenthümliche Gattungen, als eben Neu-Holland. Dahin gehören unter Anderen auch die Laubenvögel.

Kein anderes Gefieder veranschaulicht das Seelenleben der Vögel in liebenswürdigerer Eigenthümlichkeit als Ptilonorhynchus und Chlamydera. Beide, der tief blauschwarze Atlasvogel und der mit rosablauem Nackenbande gezierte, aber sonst unscheinbare Kragenvogel, bauen sich nämlich aus Zweigen und Grashalmen förmliche Bogengänge oder Lauben, in denen sie zusammenkommen und sich vergnügen.

Obgleich der ca. zwölf Zoll lange, schlanke Atlasvogel den Colonisten von Neu-Süd-Wales längst bekannt ist, wurden seine eigenthümlichen Sitten und Gewohnheiten doch erst von Gould erforscht. Dieser berühmte Ornithologe widmete den Vögeln Neu-Hollands einen ca. zweijährigen Aufenthalt an Ort und Stelle. Im Mai 1838 ging Gould in See, durchforschte Van Diemens Land, die Inseln der Baßstraße, Süd-Australien und Neu-Süd-Wales, und kehrte, die Untersuchung der West- und Nordküste seinem Assistenten Gilbert überlassend, im August 1840 nach England zurück. Dort gab er vom December 1840 bis 1848 „die Vögel Australiens" heraus, ein Folio-Prachtwerk mit colorirten Abbildungen im Preise von mehr als hundert Guineen.

Was Gould in diesem Werke über den Laubenbau des Atlas- und

Kragenvogels mittheilt, gehört zu den interessantesten Erscheinungen in dem Leben der Vogelwelt.

Atlas- und Kragenvogel werden von Gray in die Familie der Paradiesvögel gestellt, von Sclater in die der Staare; sie erinnern durch ihre Vorliebe für allerlei Putzsachen an das bekannte Diebesgelüste ihrer Verwandten, der Elstern und Raben.

Wie schon angedeutet wurde, ist das Kleid des schillernden Atlasvogels (Ptilonorhynchus holosericeus) tief blauschwarz, atlasglänzend; die Iris schön hellblau mit rothem Ring um die Pupille. Beim Weibchen sind Kopf und Oberseite grün, Flügel und Schwanz dunkel schwefelgelbbraun, die Iris tieferblau und der rothe Ring nur angedeutet; ähnlich sehen die Jungen beiderlei Geschlechts aus.

Die üppigen, dichtbelaubten Gestrüppe, welche sich an der Küste von Port Philipp nach Moreton-Bai hinziehen, die Cederngebüsche des Liverpool-Districts und die meisten Schluchten der großen Bergkette, welche die Colonie vom Innern trennt, enthalten die Lieblingsplätze dieser Vögel.

Nach Untersuchung der Magen geschossener Exemplare scheint der Atlasvogel, wenn auch nicht ausschließlich, doch hauptsächlich Körner und Früchte zu fressen. Außer den zahlreichen Beerenkräutern und Sträuchern sind auch jene Gestrüppe mit großen Feigenbäumen durchwachsen, von denen manche an 200 Fuß hoch werden. Auf diesen Waldriesen finden die Atlasvögel in der kleinen wilden Feige, mit welcher die Zweige beladen sind, reichliches Futter. Sie scheinen zu gewissen Zeiten des Tages zu fressen, und während dessen näherte sich ihnen Gould bis auf wenige Fuß, ohne daß sie aufgescheucht wurden. Andere Male waren sie wieder außerordentlich scheu und wachsam, besonders die alten Männchen, die oft auf einem Gipfel sitzen, von wo aus sie den ganzen Platz übersehen und die Bewegungen der Weibchen und Jungen verfolgen. Im Herbste sammeln sie sich zu kleinen Flügen und dann sieht man sie oft in den Gebüschen längs der Flußufer. Alte schwarze Männchen giebt es im Verhältniß zu den Weibchen und Jungen sehr wenige; letztere mögen daher wohl kaum vor dem dritten Jahre jenes dunkle Kleid anlegen. Nest und Eier des Atlasvogels waren selbst den Eingeborenen nicht bekannt. Die sonderbaren Laubengewölbe lernte Gould zuerst in dem Museum zu Sydney kennen, wohin Mr. Charles Coxen eines gegeben hatte, mit der Versicherung, es sei das Werk des Atlasvogels. Gould nahm sich vor, diese Erscheinung selbst zu beobachten, und fand in den Cedergebüschen des Liverpooldistricts mehrere dieser Lauben oder Vergnügungsgewölbe. Sie finden sich gewöhnlich unter dem Schutze überhängender Baumzweige im einsamsten Theile des Waldes und sind in Größe sehr verschieden. Die Basis bildet ein ausgedehntes und ziemlich convexes Gefüge von dicht durchflochtenem Reisig, in dessen Mitte die Laube selbst erbaut ist. Sie besteht aus einer Doppelreihe dünner und biegsamer Reiser und Zweige,

deren Spitzen so gegen einander geneigt und verflochten werden, daß dadurch eine Halle entsteht, unter deren Wölbung die Vögel frei aus- und eingehen können. Das Interesse an dieser sonderbaren Laube erhöht ihre Ausschmückung mit gebleichten Knöchelchen, Schneckenhäusern, Papageienfedern und anderen buntfarbigen Gegenständen. Einige dieser Federn stecken sie zwischen die Zweige, andere, sowie die Knöchelchen und Muscheln häufen sie am Ein- und Ausgange an. Die Neigung dieser Vögel, mit irgend einem anziehenden Gegenstande auf und davon zu fliegen, ist den Eingeborenen so wohl bekannt, daß es sie durchaus nicht überrascht, im Gebüsch und Gestrüpp mitunter auf derlei Dinge zu stoßen. Gould selbst fand am Eingang einen kleinen nett gearbeiteten Stein von anderthalb Zoll Länge, mit mehreren Läppchen von blauem Baumwollzeuge, welche die Vögel wahrscheinlich in einer entfernten Niederlassung der Eingeborenen aufgesammelt hatten. Für welchen Zweck sie diese Lauben bauen, ist eigentlich noch nicht vollkommen zu erklären. Gewiß sind sie nicht das eigentliche Nest, sondern ein Platz der Vergnügung für beide Geschlechter, welche spielend und scherzend durch und um die Laube herumlaufen und zwar so häufig, daß eine solche selten verlassen ist. Es ist noch nicht bekannt, ob sie die Lauben das ganze Jahr hindurch in dieser Weise benutzen, aber mehr als wahrscheinlich, daß dieselben während der Paarungs- und Brütezeit zum Stelldichein und Spielplatze dienen. Just in dieser Zeit besuchte Gould diese Plätze und fand die Lauben erneuert. Aus der Anhäufung von Reisig und dergleichen erscheint es ihm wahrscheinlich, daß dieselben mehrere Jahre benutzt worden waren. Mr. Charles Coxen berichtet als Augenzeuge, daß die Vögel, nachdem er eine solche Laube zerstört und sich verborgen hatte, diese wiederherstellen. Mit großer Mühe und Sorgfalt gelang es Gould, zwei solcher Lauben nach Europa zu bringen, eine für das britische Museum, die andere für das Museum in Leyden.

Daß der Vogel auch in der Gefangenschaft seinen eigenthümlichen Sitten treu bleibt, erfuhr Gould in der Folge durch Mr. Strange zu Sydney.

„Mein Vogelhaus“ — schreibt dieser — „enthält jetzt auch ein Paar Atlasvögel, von welchen ich hoffte, daß sie brüten würden, weil sie in den letzten beiden Monaten anhaltend beschäftigt waren, Lauben zu bauen, die ich zu dem Zwecke errichtet sah, um darin das Weibchen zu liebkosen. Beide Geschlechter besorgen die Aufrichtung der Laube, aber das Männchen vorzüglich. Manchmal treibt das Männchen sein Weibchen überall im Vogelhause herum, dann geht es zur Laube, hackt auf eine bunte Feder oder ein großes Blatt, giebt einen sonderbaren Ton von sich, sträubt alle Federn und rennt rings um die Laube herum, in welche endlich das Weibchen eintritt“ 2c. — Die beiden Vögel waren für den Earl von Derby bestimmt, gingen aber bei Umschiffung vom Cap Horn an Kälte zu Grunde. In neuerer Zeit

gelangten ein Paar lebende Atlasvögel nach London und erregten wegen ihrer erotischen Eigenthümlichkeit besonderes Interesse.

Ein noch sorgsamerer Laubenbauer als der Atlasvogel ist der Kragenvogel, noch zierlicher und reicher schmückt namentlich die gefleckte kleinere Specialität ihre Liebeshütte aus. Beide, der größere und der kleinere Kragenvogel haben, den Schmuck des pfirsichblüthrothen Nackenbandes abgerechnet, ein ziemlich unscheinbares Kleid von gelblich- und graulichweißer, bräunlichgrauer und brauner Farbe; dasselbe wird aber bei dem gefleckten Kragenvogel durch schöne Zeichnung gehoben, vorab durch den braungelben Spitzenfleck auf den tiefbraunen Federn des Rückens und Rumpfes, der Schultern und zweiten Schwingenreihe. Jungen Vögeln fehlt der zierliche Nackenfächer, später sind beide Geschlechter damit geschmückt.

Der gefleckte Kragenvogel (Chlamydera maculata) bewohnt ausschließlich das Innere des Landes, während der Atlasvogel zwischen dem Gebirgszuge und der Küste sich aufhält. Die einzelnen Orte, wo Gould ihn beobachtete, oder von wo er Exemplare sah, sind die Districte unmittelbar nördlich von der Colonie Neu-Süd-Wales. Da der Vogel so außerordentlich scheu ist, so bekommen ihn die Reisenden gewöhnlich gar nicht zu sehen, und nur mit der außerordentlichsten Behutsamkeit wird es möglich, ihn zu beobachten. Er hat einen rauhen, unangenehm schallenden Lockton, durch den er sich aber gerade verräth.

Am besten thut man, ihn an seinen Trinkplätzen aufzusuchen. Gegen Ende einer langen Trockenheit wurde Gould von einem Eingeborenen zu einem tiefen Felsenbassin geführt, in welchem sich noch Wasserreste eines vor mehreren Monaten gefallenen Regens vorfanden. Unter den Vögeln, die sich dort versammelten, befand sich auch der gefleckte Kragenvogel. Gould's Anwesenheit machte die Besucher allerdings mißtrauisch, da er indessen in der Nähe des Wassers bewegungslos auf der Erde liegen blieb, so ließen sie sich vom Durste überwältigen und tranken, trotz der schwarzen Schlange, die zusammengerollt am Rande des Bassins lag, in langen Zügen. Unter der Menge von Vögeln, welche hier zusammenkamen, waren die gefleckten Kragenvögel die scheuesten, und nur selten kam einer oder der andere so nahe, um mit Bequemlichkeit betrachtet werden zu können. Gould blieb drei Tage an diesem interessanten Platze und brachte von den Lauben, die er während seines Aufenthaltes im Innern entdeckte, die schönste für das britische Museum mit. Sie fanden sich sowohl auf den mit kleinem Gebüsche bestandenen Ebenen, als auch im Gestrüppe an den niederen Hügeln und waren länger und Bogengängen ähnlicher als die des Atlasvogels, manche drei Fuß lang. Wie überlegt und absichtlich die Thiere bei ihrem Laubenbau zu Werke gehen, das zeigt sich unter Anderem in der Anordnung der Steine, welche jederseits so aus einander gelegt sind, daß sie kleine Fußstege bilden und die Gräser im Innern befestigen. Bei manchen dieser Lauben,

welche sicherlich schon mehrere Jahre in Gebrauch waren, fand sich ein halber Scheffel von Knochen, Muscheln und anderem Schmuck vor dem Eingange. Manche dagegen waren klein, meist nur aus Gräsern erbaut und schienen nur der Anfang zu Bewillkommnungsplätzen zu sein.

Die zweite Specialität des Kragenvogels (Chlamydera nuchalis) im freien Zustande zu sehen, war Gould, während seines Aufenthaltes an der noch so wenig bekannten Nordwestküste, nicht gelungen. Die Laube schildert Capitän Stockes (Discoveries in Australia II, 97) mit den Worten: „Ich fand eine Anzahl Ruthen mit ihrem unteren Ende in den Boden gesteckt, diesen mit Muscheln bestreut und die Spitzen der Ruthen gegen einander gebogen, wie eine Laube; diese war 2½ Fuß lang und 1½ Fuß weit. Ich war bis zu meinem nächsten Besuche in Port Essington der Ansicht, daß eine Mutter unter den Eingeborenen ihr Kind auf diese Weise vergnügt habe, als ich eines Tages gebeten wurde mitzugehen und das Vogel-Lusthaus (Bird's playhouse) zu sehen, wobei ich sogleich dieselbe Art von Bau wiedererkannte, die ich am Victoria-River gesehen hatte. Der Vogel selbst flog freudig davor und dahinter, nahm Muscheln von jeder Seite und trug sie durch den Bogengang an dessen Ausgang."

Daß die Laube nicht zum Nisten dient, wurde nachträglich außer Zweifel gestellt. „Die Frage über das Nisten des Kragenvogels" — schreibt Mr. Gilbert in einem seiner interessantesten Briefe an Gould — „ist neuerlich durch Mr. C. Coxen gelöst, indem er im December ein Nest mit drei Jungen fand. In Gestalt war es dem der gemeinen europäischen Drossel ähnlich, obertassenförmig, aus dürrem Reisig gebaut und mit Federn und feinen Gräsern belegt; es stand auf den kleinen Zweigen einer Akazie, die über eine Wasserlache hingen."

Die Stimme der Laubenvögel (englisch Bower-birds, holländisch Speelvogels) klingt sehr unangenehm, und wenn eine Gesellschaft von Ptilonorhynchus Smithii sie ertönen läßt, so soll dieses Ensemble dem bekannten Katzengeschrei ähneln, daher der Name Cat-bird, Katzenvogel.

Wie schwer es hält, den scheuen Vögeln auf Schußnähe beizukommen, geschweige denn sie lebendig zu fangen, ergiebt sich aus der Bodenbeschaffenheit ihrer Heimath und den undurchdringlichen Wildnissen, die ihnen zum Aufenthalte dienen. Lebende Exemplare der Laubenvögel gehören daher in Europa zu den größten Seltenheiten. In London war die Familie bisher nur durch den Silky Bower-bird (Ptilonorhynchus violaceus) vertreten. Der Kragenvogel (Chlamydera) scheint noch nicht lebend nach Europa gekommen zu sein.

Die Dolchstichtaube.

Als der Prinz Karl von Preußen während des letzten französischen Feldzugs in dem Schlosse des abwesenden Barons von Rothschild in Ferrières im Quartier lag, lernte er eine merkwürdige Taube kennen, nämlich die sogenannte Dolchstichtaube der Philippinen-Inseln. Der Prinz mag wohl seiner Gemahlin, die eine große Taubenliebhaberin ist und die seltensten Rassen in ihrer Sammlung vereinigt, eine eben so lebendige als zutreffende Schilderung jener ornithologischen Rarität und Curiosität des Rothschild'schen Schlosses gemacht haben. Kurz, es regte sich der Wunsch in der Prinzessin, ein solches Taubenpaar zu besitzen. — Der Zuchtpark des Marquis Cornely de St. Gerlach in Beaujardin zu Tours wäre im Stande gewesen, denselben sofort zu erfüllen, aber man hatte von dieser Bezugsquelle offenbar keine Kenntniß. — In directen Verkehr mit dem Eigenthümer der Dolchstichtauben zu treten, war unter den damaligen Verhältnissen unthunlich, und man wendete sich deshalb an den Baron von Rothschild in London, dessen Courtoisie es auch schließlich gelang, ein Paar dieses seltenen Gefieders in einer Vogelhandlung auf Madagaskar ausfindig zu machen, und der Prinzessin zugehen zu lassen. Es war das im September 1874; nie zuvor war die Dolchstichtaube in Deutschland gesehen worden. Das Paar stand monatelang an einem Fenster des Haushofmeisters des Prinzen in einem geräumigen Käfig, und erregte das Staunen und die Bewunderung aller Vorübergehenden, denn so täuschend sieht der rothe Fleck auf der Brust, dem die Taube ihren auffallenden Namen verdankt, einem Blutfleck ähnlich, daß es schwer fällt, ihn für natürliche Befiederung zu halten. Für die Objectivität dieser Anschauung spricht die französische Bezeichnung „Colombe coup de poignard“ und die spanische „Paloma de Puñalada“, was mit der deutschen Uebersetzung „Dolchstichtaube“ identisch ist. Im Englischen heißt die Dolchstichtaube „bloodbreasted Pigeon“, also blutbrüstige Taube. Der wissenschaftliche Name war früher, so lange die Columbiden nur eine Gattung



Dolchstichtaube.

bildeten, Columba cruenta, die mit Blut befleckte Taube; seitdem man die Taubenfamilie aber in vielerlei Gattungen schied, heißt die Dolchstichtaube Phlogoenas oder Phlegoenas cruentata (von φλόξ Flamme oder φλέγω ich brenne und οἰνάς Weinstock: bei Aristoteles und Aelian eine wilde Taube von der Farbe der reifenden Trauben).

In früherer Zeit unterschied man außer der grauen auch eine weiße Dolchstichtaube, von welcher aber in der Folge nichts mehr gehört wurde. Die erste Kunde über die weiße Dolchstichtaube rührt von dem Spanier Antonio de Morga her, der gegen das Ende des 16. Jahrhunderts die Philippinen, Molukken, Siam, Cambodia, Japan und China bereiste. „Hier finden sich," heißt es in dessen Bericht über die Philippinen, „verschiedene Tauben, Holztauben und andere von lebhaft grünem Gefieder, mit gefärbten Füßen und Schnäbeln; wieder andere sind weiß mit einem farbigen Fleck auf der Brust, wie beim Pelikan," von dem bekanntlich die Sage ging, er reiße sich die Brust auf und füttere die Jungen mit seinem Blute. Einen zweiten Bericht über die Dolchstichtaube giebt der Pater Georg Camel, ein aus Mähren gebürtiger Jesuit, dessen Namen Linné in der Camelia verewigt hat. (Journal für Ornithologie von Dr. Cabanis, XIV. Jahrg. 1866, in der Vorbemerkung von Dr. v. Martens.) Der Pater schickte im Beginn des vorigen Jahrhunderts Naturalien und handschriftliche Bemerkungen dazu von den Philippinen an James Petiver in London, welche dieser in den „Philosophical Transactions of the Roy. Zool. Soc." veröffentlichte, das die Vögel Betreffende unter dem Titel: „Georgii, Josephi Cameli Observationes de avibus Philippensibus" (Jahrg. 1702 u. 1703, Bd. 23, S. 1394 u. 1395). Das Verzeichniß des Paters enthält 71 Vogel-Specialitäten der Philippinen, die theils nur namentlich aufgeführt, theils mit kurzen Beschreibungen versehen sind. Ueber die Dolchstichtaube, welche er als Turtur Luzoniensis bezeichnet, äußert er sich irrthümlich dahin, daß nur das Weibchen jenen bluthrothen, einer Wunde täuschend ähnlich sehenden Blutfleck auf der Brust trage. (Foemella in pectore plumas gerit Rosei coloris seu Sanguinei floridissimi, vulneris inflicti imaginem perele-ganter a natura depictam ad vivum repraesentantes.)

Die erste ausführliche und zutreffende Beschreibung der Dolchstichtaube giebt Sonnerat in seiner „Reise nach Neu-Guinea" (Paris 1776), beschreibt dabei aber auffallender Weise mit gleicher Genauigkeit die weiße. „Die mit Blut befleckte weiße Turteltaube (la Tourterelle blanche ensanglantée)", heißt es daselbst Cap. 6, „hat ungefähr die Größe der weißen Turteltaube, die man in Frankreich in Volieren und bei den Vogelhändlern sieht; ihr ganzes Gefieder ist leuchtend weiß: aber sie hat auf der Brust, unten am Hals, rothe Federn, die einen großen Flecken von Blutfarbe bilden. Es scheint, als habe dieser schöne Vogel einen Dolchstich bekommen und als habe sein eigenes Blut die Federn rings um die Stelle, wo er

getroffen wurde, gefärbt; die Füße und der Schnabel sind roth; die Iris ist violettröthlich. — Die graue mit Blut befleckte Turteltaube (la Tourterelle grise ensanglantée) ist etwas kleiner als die vorige; der Oberkopf ist grau, in Weiß übergehend; der Hinterhals ist violett, ins Grüne spielend; der Hals vorn ist weiß. Man sieht auf der Brust einen rothen Flecken von sehr lebhafter Blutfarbe in der Mitte, und weniger gesättigt an den Rändern, die verwaschen sind; der Bauch ist grau mit röthlichem Anflug; der Rücken, die großen Flügelfedern und das Ende des Schwanzes sind schwarz. Auf jedem Flügel befinden sich drei graue Querbinden, welche diesen in seiner ganzen Länge durchschneiden, und zwei schwarze Binden; der Schwanz ist an der Wurzel grau; der Schnabel ist schwarz, die Füße sind violett röthlich und die Iris ist rostfarbig." Zu dieser Beschreibung hat Sonnerat ziemlich gute Abbildungen gegeben. Seine „Reise nach Neu-Guinea" ist offenbar die Quelle, aus welcher Linné, Scopoli, Gmelin, Latham und andere Naturforscher ihre Beschreibungen der Dolchstichtauben entlehnt haben.

In Buffon's Naturgeschichte schlägt J. Virey aus den Dolchstichtauben mit nachstehenden Worten Capital für die Revolution: „Sonnerat hat zwei Turteltauben beschrieben, welche einen blutigen Fleck auf den Brustfedern haben, als ob sie hier durch einen Dolchstoß zu Tode verwundet worden wären. Dieses Zeichen der Grausamkeit, gedrückt auf ein so sanftes, unschuldvolles Thier, erinnert den Menschen daran, daß der Schwache oft solche Wundenmale der Gewaltthat an sich trägt, während die mächtigen, räuberischen Geschlechter sich mit den Livreen des Vergnügens und den Decorationen des Ueberflusses umgeben."

Spätere Reisende, die sich zugleich mit der Fauna der Philippinen beschäftigen, erwähnen der Dolchstichtauben gar nicht oder nur flüchtig. J. Mallat (Les Philippines, Paris 1846) sagt nichts weiter darüber, als daß es daselbst grüne Turteltauben giebt, schwarze, graue, chocoladefarbige und noch andere, welche auf der Brust einen lebhaft rothen Flecken haben, welcher dem Male ähnlich sieht, „den ein Dolchstich zurückläßt". In F. Jagor's „Reisen in den Philippinen 1859 und 1860" und in Prof. Dr. Semper's Beschreibungen „der Philippinen und ihrer Bewohner" ist von Wirbelthieren nur wenig die Rede, und von der Dolchstichtaube gar nicht. P. de la Gironnière ist der Einzige, welcher in seinen „Abenteuern eines bretagnischen Edelmanns auf den Philippinen" (Paris 1855) auch über die Lebensweise der Dolchstichtaube einige Auskunft giebt. Er beschreibt die Taube mit folgenden Worten: „Sie hat einen schieferfarbigen Rücken, weißen Bauch und Hals, und auf der Brust einen so natürlichen Blutfleck, daß derjenige, der ihn zum ersten Mal sieht, Mühe hat, ihn nicht für eine Wunde zu halten. Diese Species findet sich auf der Insel Luçon (Manilla), wohnt unter großem Gehölz und nistet auf der Erde." (Cette espèce se trouve dans l'île de Luçon, habite sous les grands bois et fait son nid sur la

terre.) — Bis auf den Bauch, der nicht rein weiß, sondern, wie ihn Sonnerat schildert, röthlichgrau ist, trifft de la Gironnière's Beschreibung zu. Daß die Dolchstichtaube gleich den australischen Geophaben oder Erdtauben sich vorzugsweise auf dem Boden aufhält, deuten auch die längeren kräftigen Beine dieser Species an, und der mit Kopfnicken begleitete schnepfenartige Gang. Das Merkwürdigste und Auffallendste bleibt aber der Blutfleck auf der weißen Brust, dem die bisher nur äußerst selten nach Europa gebrachte Taube den Namen Dolchstichtaube verdankt.

Reichenbach unterscheidet in seiner Monographie der Tauben (7. und 8. Heft des Handbuchs der speciellen Ornithologie) 92 Gattungen von Columbiden mit 317 Arten. Die Dolchstichtauben stellt er unter die Gruppe der Phapinen oder Spiegeltauben (φάψ bei Aeschylus eine wilde Taube). Er beschreibt die Dolchstichtaube (Phlegoenas cruenta) wohl nach einem ausgestopften Exemplare, bis ins Kleinste, aber über ihre Lebensweise schweigt er; ebenso über die weiße Varietät, von welcher früher die Rede war. Ich schrieb derenthalb an den schon erwähnten Marquis Cornely, aber auch er konnte mir keine Auskunft über die weiße Dolchstichtaube geben; er meint, daß dabei Leucismus oder Albinismus obwalte: „Il est possible qu'il ait existé une colombe poignardée blanche, mais je crois que ce n'aura été qu'un leucisme ou albinisme.“ Ueber das Freileben der grauen Dolchstichtaube erklärt er, nicht mehr zu wissen, als ich selbst, obgleich er fast alle neu erscheinenden Reisebeschreibungen lese. Nach dem Gefangenleben der Taube zu schließen, hält er indeß P. de la Gironnière's Angabe, daß dieselbe auf dem Boden niste, für unrichtig; indem seine Dolchstichtauben sich stets der aufgehängten Nistkörbchen bedienten. Ebenso macht es das Dolchstichtaubenpaar, welches der Berliner zoologische Garten im November 1874 von dem erwähnten Züchter erwarb. Weiter theilt mir dieser mit, daß das Weibchen sehr oft lege, — in der Regel zwei, schließlich mitunter auch nur ein Ei, — aber im Ganzen doch nur wenig Junge ausbringe; weil einerseits die Eier öfters nichts befruchtet seien, und andererseits das hitzige Männchen dem Weibchen nicht die Zeit lasse, sie auszubrüten. Die Eier sollen denen der Lachtaube zum Verwechseln ähnlich sehen.

Daß die Dolchstichtaube auch Liebhaberin von animalischer Kost, namentlich Mehl- und Regenwürmern, lehrt die tägliche Erfahrung in ihrem Gefangenleben. Daß sie dieser Liebhaberei wegen sich auch häufig auf der Erde aufhalten muß, ist selbstverständlich.

Wildpferde und Wildesel.

Nach der Bildung der Gliedmaßen theilt sich die Gesammtheit der Säugethiere in drei Hauptgruppen, nämlich in Flossensäugethiere (Pinnata oder Pinnipedia), Hufsäugethiere (Ungulata) und Zehen- oder Nagelsäugethiere (Digitata oder Unguiculata). Den Hufsäugethieren gehören unsere wichtigsten Hausthiere an; sie zerfallen in Vielhufer oder Dickhäuter, Zweihufer oder Wiederkäuer und Einhufer oder Pferde. Die Equiden treten uns in dreierlei Zuständen entgegen; nämlich als zahme, verwilderte und wilde. Sie sind lediglich specifisch von einander verschieden, und bilden deshalb auch nicht mehr als eine Gattung.

Unter allen Thieren, welche des Menschen Hausgenossen geworden sind, wird das Pferd von keinem an Nützlichkeit übertroffen. Es dient dem Menschen nicht blos bei allen Beschäftigungen, die er zur Unterhaltung seiner physischen Existenz betreibt, sondern auch zum Luxus und Vergnügen und hilft ihm als treuer und muthiger Kampfgenosse in seinen Fehden und Schlachten. „Es strampfet," wie Hiob (39, 21 bis 25) sagt, „auf den Boden und ist freudig mit Kraft, und ziehet den Geharnischten entgegen. Es spottet der Furcht und erschrickt nicht, und fliehet nicht vor dem Schwert, wenngleich wider dasselbe klinget der Köcher, und glänzet Spieß und Lanze. Es zittert und tobet, und scharret in die Erde, und achtet nicht der Trompeten Hall. Wenn die Trompete stark klinget, spricht es Hui, und riecht den Streit von fern, das Schreien der Fürsten und Jauchzen." Diese Vorzüge werden noch erhöht durch den Kosmopolitismus des Pferdes, indem es nicht, wie der Elephant oder das Kameel, auf ein bestimmtes Klima beschränkt ist, sondern fast unter allen Himmelsstrichen aushält, und sich mit dem Menschen über den ganzen Erdboden verbreitet hat. Daß dasselbe von den ersten Entdeckern weder in Amerika, noch auf Neuholland, noch auf den Inselgruppen der Südsee vorgefunden wurde, ist eine bekannte Thatsache. Ebenso hat man nach Kolbe (Beschreibung des Vorgebirges der guten Hoffnung 1719)



Tigerpferd.

auf dem Capland keine Pferde angetroffen, und in Kongo, Loango und Guinea sollen sie gleichfalls erst von den Europäern eingeführt worden sein. Selbst in vielen Gegenden Ostindiens gab es, nach Maffei, keine Pferde, als die Portugiesen zuerst daselbst ankamen, und auf Sumatra, Java, Borneo rc. sind sie früher ebenfalls nicht gewesen.

Wann das Pferd zuerst gezähmt wurde, darüber existirt nicht einmal eine dunkle Sage. Es tritt bereits in den ältesten Zeiten der Geschichte als Zuchtthier auf, und läßt uns darum auch über sein ursprüngliches Aussehen im Zweifel. Betrachten wir jedoch die Einbuße an Schönheit, die das domesticirte Pferd durch Verwilderung erleidet, so drängt sich uns die Ueberzeugung auf, daß die Stammeltern der nachmaligen Rassen minder edle Formen gehabt haben müssen, als diese.

Gezüchtet wurde das Pferd, wie aus den ältesten Denkmalen der plastischen Kunst und den schriftlichen Ueberlieferungen der Bibel hervorgeht, zuerst in West-Mittel-Asien und Aegypten, und diese Gegenden, zumal aber die immensen Steppen Central-Asiens, wo noch heutzutage Tausende von wilden oder verwilderten Pferden umherstreifen, müssen daher auch seine ursprüngliche Heimath gewesen sein. Als die Philister gegen Saul auszogen, zählten sie, wie es in den Büchern Samuelis heißt, 30,000 Wagen und 6000 Mann Reiterei unter ihrem Heere, und als die Syrer den zweiten Feldzug gegen David unternahmen, hatten sie, nach derselben Quelle, eine so starke Reiterei bei sich, daß 40,000 Mann derselben auf dem Platze blieben. Die Israeliten selbst erhielten aber erst unter Salomo berittenes Kriegsvolk; die Rosse bezog der König, wie es in dem zweiten Buch der Chroniken heißt, aus Aegypten und aus „allen Ländern“. Außer jenen werden besonders die assyrischen und thogarmischen oder cappadocischen Pferde in der Bibel gerühmt. Auffallend muß erscheinen, daß die nachmals so berühmt gewordenen arabischen Pferde in den ältesten Urkunden nicht aufgeführt sind; aber einerseits sagt Strabo ausdrücklich, daß die Araber keine Pferde, sondern an deren Stelle Kameele hatten, und andererseits gehen jene mit dem Stammbaum ihrer Pferde in der Regel selbst nicht weiter hinab, als bis zu den Stutereien des Königs Salomo. Die Stammeltern des arabischen Pferdes wurden wahrscheinlich aus dem benachbarten Mesopotamien eingeführt, wo die Pferdezucht uralt ist und in so großartigem Maßstabe betrieben wurde, daß Cyrus, nach der ersten Einnahme von Babylon, in dieser Satrapie allein ein Privatgestüt unterhielt, welches nach Herodot's Bericht aus 800 Beschälern und 16,000 Mutterpferden bestand.

Uralt wie die Zähmung und Züchtung des Pferdes ist auch die des Esels, und seine Verwendung zum häuslichen Dienst reicht bei manchen Völkern tiefer in die Geschichte hinab als die des Pferdes. Von Abraham wird in der Genesis erzählt, daß er reich war an Schafen, Rindern, Eseln und Kameelen; von Pferden ist bei ihm so wenig die Rede wie bei Lot und

Jakob. Die Urheimath des Pferdes ist auch die des Esels, nämlich das vordere Mittel-Asien und das nördliche Afrika. Von da verbreitete er sich, durch Vermittelung des Menschen, bis in die neue Welt, gedeiht aber, da er Kälte oder Feuchtigkeit noch viel weniger verträgt als das Pferd, nur hauptsächlich in wärmeren Gegenden. Persien, Arabien, Syrien, Aegypten, Nubien, die Berberei und zum Theil das südliche Europa sind daher diejenigen Länder, in welchen die besten Hausesel gefunden werden. Im Alterthum galten die arcadischen und reatischen (Reate, jetzt Rieti in Italien) für die vorzüglichsten, so daß nach Varro ein Exemplar dieser Rasse einmal mit 60,000 Sestertien (12,000 Franken) und ein Viergespann derselben mit 400,000 Sestertien bezahlt wurde, wobei allerdings ganz besondere Umstände obgewaltet haben mögen. Immerhin werden die schönen flüchtigen Reitesel, deren man sich im Oriente zum Reisen bedient, auch jetzt noch mit 70 bis 100 Ducaten und darüber bezahlt. Obschon Reit- und Lastesel im Orient und Nord-Afrika zu den gewöhnlichsten Erscheinungen des Lebens gehören, so werden doch vielleicht in keinem Lande so viel Esel gefunden als in der Bucharei. Die Landstraßen sind voll von ihnen, und in den Straßen ist durch das Gewimmel von Eseln oft nicht durchzukommen. Sie finden sich hier, wie Eversmann in seiner Reise von Orenburg nach Buchara erzählt, fast in allen Farben, weiß, schwarz, braun, grau, blaugrau ꝛc. und werden auch häufig mit Pferden gekreuzt.

Daß die Hausthiere, wenn sie durch Flucht oder Zufall herrenlos geworden und sich selbst überlassen sind, mehr oder weniger verwildern, ist eine alte Erfahrung. Auf den canarischen Inseln hat sich die Zahl verwilderter Esel dermaßen vermehrt, daß diese nach Pallas (Neue nord. Beiträge II) durch eine allgemeine Treibjagd vertilgt werden mußten, und in Amerika bildeten die von den Spaniern durch Zufall oder Bedrängniß zurückgelassenen und verwilderten Pferde allmälig ganze Heerden, welche nicht nur die Bodencultur schädigen, sondern auch noch die zahmen Pferde und besonders die halbwilden Mustangs durch schmeichelnd wieherndes Umkreisen zur Flucht verleiten. Auch die wilden Pferde am Dniester, von welchen Herodot berichtet, gehörten ohne Zweifel der Kategorie dieser Wildlinge an, ebenso die Wildpferde Spaniens, von denen bei Varro und Strabo die Rede ist, sowie die wilden Heerden im Norden, von denen Plinius spricht. Bloße Wildlinge scheinen ferner, trotz ihres unbändigen Naturells, die erst gegen Ende des vorigen Jahrhunderts ausgerotteten, kleinen Wildpferde Sardiniens gewesen zu sein, und auch die ponyartigen Wildpferde in den schattigen Gebirgswäldern West-Afrika's, die theils gejagt, theils gezähmt werden, scheinen einem domesticirten Stamme angehört und durch Klima und veränderte Lebensweise ihre ursprüngliche Figur eingebüßt zu haben; denn daß derartige Degenerationen hie und da auch unter südlicheren Breitegraden vorkommen, sehen wir an Sardinien und Corsica, welches außer den Shetlands-Inseln

die kleinsten Pferde hervorbringt. — Wo wilde Pferde weitab von der Wiege des Pferdegeschlechts auftreten, da spricht die Wahrscheinlichkeit für Verwilderung; ob aber auch die wilden Pferde, welche sich in den Steppen Central-Asiens selbst umhertreiben, insgesammt Wildlinge sind, wie Gmelin, Forster, Pallas und andere Naturforscher annehmen, ist mindestens fraglich; denn wenn es auch einleuchtet, daß bei der unzähligen Menge halbwilder Pferde, welche man frei in den Steppen weiden läßt, fort und fort Entweichungen und Verwilderungen vorkommen müssen, so schließen diese Erscheinungen das gleichzeitige Vorkommen von eigentlichen Wildpferden doch nicht aus. Die Steppenvölker selbst scheinen dieser Ansicht zu sein, indem sie zweierlei Sorten von wilden Pferden unterscheiden, nämlich Muzins und Tarpans.

Den Tarpan halten Tartaren und Kosacken für ein durchaus wildes Thier. Er gleicht nach Pallas einem kleinen russischen Pferde, hat aber einen dickeren Kopf, spitzere Ohren, eine kurze strauchige Mähne und einen kürzeren Schwanz. Man findet den Tarpan in allen mongolischen Steppen, auf der Hohen Gobi, in den Wäldern des oberen Hoangho und auf den Gebirgen von Vorderindien. Die Gebrüder Schlagintweit begegneten ihm selbst auf Höhen von 18,000 Fuß über dem Meere, wo nur noch Yacks und Moschusthiere vorkommen. Die Tarpans bilden in der Regel kleinere Gesellschaften oder Familien, die unter Anführung eines Hengstes stehen. Mitunter vereinigen sich diese zu größeren Heerden, und werden dann für die Pferdezüchter der Steppe um so gefährlicher, indem sie sich zwischen die zahmen Pferde drängen, und durch Schmeichelei oder Gewalt so viele von ihnen entführen, als sie können: daher die verschiedenen Farben unter diesen Wildpferden. Nur Schecken kommen niemals vor, und Rappen sind selten. Die Stammfarbe ist ein eintöniges Fahlbraun, welches sich im Winter bis ins Weißliche abstuft. Der Tarpan ist außerordentlich flüchtig und scheu, und bleibt, selbst jung eingefangen, ein wildes stutziges Thier, das im Dienste des Menschen bald eingeht. Zur Zucht wurde ein so unschöner und unbändiger Schlag gewiß nicht benutzt, und wenn es sich speciell um die Frage handelte: ob die Stammeltern des domesticirten Pferdes auch noch im wilden Zustande vorkommen, so müßte sie verneint werden.

Beim Esel soll es der Fall sein. — Herodot's Onager (ὄνος ἄγριος), der noch heutzutage in den Steppen seiner südwestasiatischen Heimath gejagt oder eingefangen zum Dienst des Menschen herangezogen wird, und der Hausesel gelten nämlich für einerlei Art. Abweichungen in Farbe und Gestalt können nicht befremden, da das Pferd ähnliche Erscheinungen bietet und die orientalischen Esel nicht blos in der Gestalt, sondern nach Niebuhr (Neue nord. Beiträge, II) auch in der Färbung häufig mit dem Onager übereinstimmen. Wäre das auch nicht der Fall, so würde schon das Vorkommen weißer Esel in Kurdistan und Arabien auf eine Abstammung von

dem Onager oder Kulan der Kirgisen hindeuten, denn dieser ist am größten Theil des Leibes schön weiß mit Silberglanz, nur die obere Fläche des Kopfes, die Seitenflächen des Halses und des Rumpfes, sowie die Hüften haben eine blasse Isabellfarbe. Von der aufrecht stehenden schwärzlichbraunen Mähne läuft bis über die Schwanzwurzel hinab ein weiß eingefaßter brauner Rückenstreif, der sich auf dem Kreuz ausbreitet und gegen den Schwanz wieder zuspitzt; außerdem zieht sich über die Schulter noch ein schmaler Querstrich, allein nicht constant. Nach einer von Hablizl, dem Schüler und Begleiter Gmelin's, vorgenommenen Messung betrug die Länge eines Kulan-Hengstes vom Scheitel bis zum After gegen 5 Fuß, die Länge des Kopfes 2 Fuß, die Höhe des Vordergestelles über $4^1/_6$ Fuß und die des Hintergestelles $4^1/_2$ Fuß. Die Stute ist kleiner.

Die älteste Erwähnung von wilden Eseln kommt in der Bibel vor, und schon in der Genesis wird Ismael wegen seines ungestümen Wesens mit einem wilden Esel verglichen. Noch ungleich häufiger ist bei den übrigen Schriftstellern des Alterthums von dem Onager die Rede.

„Diese Esel," sagt Xenophon, der Gelegenheit hatte, sie in Mesopotamien zu beobachten, „sind schneller als das Pferd, und wenn sie verfolgt werden, so halten sie, sobald sie einen Vorsprung gewonnen haben, eine Zeit lang inne. Man kann sie nicht anders fangen, als daß mehrere an verschiedenen Punkten aufgestellte Reiter sich ablösen, um sie zu jagen."

Auch Aristoteles rühmt ihre Schnelligkeit. Eine für das 2. Jahrhundert n. Chr. besonders eingehende Beschreibung des Onagers giebt Oppianus in seinem dritten Buche über die Jagd.

„Der Wildesel," heißt es da, „ist von guten Füßen, leicht, flüchtig, von festem Hufe und schönem, starkem Körper. Seine Farbe ist silbergrau, die Ohren sind sehr lang, im Lauf ist er sehr flüchtig. Ueber den Rücken läuft eine schwarze Binde, die auf beiden Seiten mit einem weißen Streifen eingefaßt ist. Er nährt sich von Gras und Kräutern, während er selbst eine leckere Speise für die großen Raubthiere ist. Der Hengst liebt es, viel Stuten zu haben, die ihm überall nachfolgen, wohin er sie führt."

Diese Beschreibung, welche mit der von Pallas nach dem Leben entworfenen übereinstimmt, macht es zur Thatsache, daß die Alten unter ihrem Onager nicht etwa den ihm sehr ähnlichen Dschiggetai, sondern wirklich den wilden Esel gemeint haben.

Auch die späteren Schriftsteller sprechen noch öfters von diesen Wildeseln, und es mag befremden, daß die neueren Reisenden seiner seltener gedenken. Aber die Griechen und Römer waren eben die Herren jener Länder, aus welchen sie den Onager bezogen haben, während die Europäer jetzt meist nur im Gefolge der Karawanen und in großer Hast die Wüsten durchziehen können, welche diese scheuen und flüchtigen Thiere bewohnen. Es ist demnach blos ein seltener glücklicher Zufall, wenn europäische Reisende die-



Syrischer Wildesel.

selben einmal auf ihrem Wege zu Gesicht bekommen, und man würde irren, wenn man sie jetzt für seltener halten wollte als ehemals, da sie nach den Berichten der Steppenvölker noch immer in Menge vorkommen.

Unter den christlichen Orient-Reisenden hat der französische Mönch Rubruquis, welcher im Jahre 1253 die Tartarei und Mongolei durchzog und bis Karakarum vordrang, zuerst den wilden Esel unter dem Namen Kulan aufgeführt, mit welchem er noch heutigen Tages bei den dortigen Steppenvölkern bezeichnet wird. Die erste wissenschaftliche Beschreibung des Kulans gab Pallas in den Abhandlungen der Petersburger Akademie vom Jahre 1777. Seine eigene Reise gewährte ihm zwar keine Gelegenheit, den Wildesel kennen zu lernen, wohl aber die des jüngeren Gmelin, der sich von den Truchmeniern ein paar Nachkömmlinge dieser Thiere verschaffte, die in Kasbin gezüchtet worden waren. Der Hengst kam auf der Seereise nach Astrachan um, die Stute aber wurde trotz aller Strapazen, die sie durchzumachen hatte, lebendig nach Petersburg gebracht. Sie lief, obschon sie wegen schlechter Pflege im Wachsthum etwas zurückgeblieben war, im Sommer von Astrachan bis Moskau, also über 200 deutsche Meilen, hinter dem Postwagen her, ohne mehr als ein paar Nächte zu rasten, und von hier nach kurzem Aufenthalt über 100 Meilen weiter nach Petersburg. Hier kam sie natürlich höchst abgetrieben an und so elend, daß sie sich kaum auf den Beinen halten konnte. Allein sie erholte sich bald wieder, und als sie gegen Herbst einging, war nicht jene Erschöpfung schuld, sondern die Kälte und Nässe des Klimas, des Bodens und der Weide, sowie die verkehrten Mittel, die man zur Vertreibung der auf der Reise ausgebrochenen Räute angewendet hatte. Sie war übrigens sehr zahm und folgte den Leuten, die sie fütterten und tränkten, wie ein Hund nach. Mit Brot konnte man sie locken, wohin man wollte. Nur wenn man sie an der Halfter gegen ihren Willen leiten wollte, zeigte sie sich eigensinnig.

Daß der Kulan schon seit alten Zeiten gezähmt wird, ist unzweifelhaft. Nach Herodot (7, 86) hatten die in Xerxes' Heer sich befindlichen Indier Streitwagen, die theils mit Pferden, theils mit Onagern bespannt waren, und in seinem zweiten Buche über Landwirthschaft (6, 1) sagt Varro ausdrücklich, daß der Onager sich leicht zähmen lasse. Die Perser fangen ihn in Fallgruben, die unten mit Heu belegt werden, damit sich das Thier nicht beschädigen kann. Durch große Jagdgesellschaften werden die Esel diesen Fallgruben zugetrieben und die gefangenen Füllen dann zur Zucht an die Vornehmen des Landes theuer verkauft. — Ob der Kulan Stammvater oder blos Veredler des gemeinen Schlages, der ja auch in Persien und Arabien zu Hause ist, bleibt aber immerhin zweifelhaft; und da die Schriftsteller des Alterthums, namentlich Plinius und Solinus, nicht blos Asien als das Vaterland der Wildesel bezeichnen, sondern auch Afrika, so hat die Annahme,

daß die zahmen Esel Nordafrika's nicht von dem asiatischen, sondern von dem afrikanischen Wildesel abstammen, gewiß ihre Berechtigung.

Haben Dschiggitai und Hemippus, die anderen Wildesel der centralasiatischen Steppen, bis jetzt auch ihre volle Freiheit bewahrt, so können gleichwohl auch sie mitunter zur Veredelung des Hausesels benutzt worden sein.

Den Dschiggetai der Mongolen hat Pallas unter der Benennung Hemionus im System aufgeführt, weil mit dem griechischen Worte ἡμίονος nicht blos der Maulesel, sondern auch ein in der Figur diesem ähnlicher Wildesel bezeichnet wird. Schon Homer erzählt in dem zweiten Buche seiner Ilias, daß bei den Heneten, einer paphlagonischen Völkerschaft, wilde Maulthiere (ἡμιόνων γένος ἀγροτεράων) vorkommen, und Aristoteles unterscheidet in seiner Geschichte der Thiere (6, 36) den sogenannten syrischen Hemionos ausdrücklich von Eseln, Maulthieren und Mauleseln als eine eigenthümliche, durch fruchtbare Begattung sich fortpflanzende Art; Merkmale, die nur auf den Dschiggetai passen können. Aelian, der von dem Irrthum ausgeht, daß Pferd und Esel sich auch im freien Zustande vermischen, hält die Dschiggetais für Abkömmlinge von wilden Pferden und wilden Eseln (16, 9). Sie werden, wie er sagt, in Schlingen gefangen und den prasischen* Königen gebracht; aber nur die zweijährigen lassen sich zähmen, die alten sind unbändig.

Die Jesuiten-Missionäre haben auf ihren Wanderungen in der Mongolei diese Thiere zwar öfters gesehen, aber nur sehr dürftige Nachrichten über sie gegeben. Nach Du Halde soll der chinesische Name Ye-lo-the wildes Maulthier bedeuten, während das mongolische Dschikketai Langohr heißt.

Wissenschaftliche Kunde über den Dschiggetai verschafften uns erst die von der russischen Regierung zur Erforschung der naturhistorischen Verhältnisse Sibiriens veranstalteten Reiseunternehmungen. Messerschmidt, der 1720 bis 1726 im Auftrage Peter's des Großen die erste naturhistorische Reise in Sibirien ausführte, fand zuerst den Dschiggetai auf und unterschied ihn als Mulus danuricus foecundus Aristotelis ganz richtig sowohl vom Esel als vom Pferde. Die Beschreibung, welche er nach drei geschossenen Exemplaren entworfen hat, ging indessen verloren. Gmelin der Aeltere, welcher zwanzig Jahre später Danurien besuchte, bemühte sich vergeblich, eines Dschiggetais habhaft zu werden, und erst später erhielt er einen solchen zur eigenen Ansicht. Seine Beschreibung blieb jedoch ungedruckt liegen und ist auch nach Pallas' Bemerkung von keiner Erheblichkeit, da sie kurz und unvollständig ist. Pallas selbst war es vorbehalten, die erste vollständige Naturgeschichte des Dschiggetais zu liefern. Er hatte sich auf seinen vierjährigen Wanderungen an der Südgrenze Sibiriens vergeblich bemüht, Exemplare dieses Wildesels zu erhalten, und erst im Frühjahre 1772 gelangte er

* Die Prasier waren nach Aelian (16,9) ein mächtiges indisches Volk am mittleren Ganges.

in den äußersten Steppen von Daurien, die sich von den Flüssen Onon und Argun gegen die Mongolei ausbreiten, zu einem am Tarei-See geschossenen ca. dreijährigen Weibchen. Hier war es auch, wo früher Messerschmidt und Gmelin ihre Exemplare erhalten hatten.

Der Dschiggetai ist schöner und stattlicher als der Kulan. Die Gliedmaßen sind fein und kräftig, die Ohren zwar viel größer als beim Pferde, aber proportionirter als beim Esel, schön aufgerichtet und zugespitzt. Der Hals ist schlanker und rundlicher als beim Pferde. Eine aufrecht stehende schwärzliche Mähne läuft bis auf die Schultern, ein schwarzbrauner Rückenstreif bis zur Schwanzquaste hinab, ähnlich wie beim Kulan, aber nicht weiß eingefaßt. Die Schnauze ist weißlich, der übrige Kopf gelblich, der Hals fahlgelb, der Rumpf vom Rücken bis an die Seiten fast ockergelb; die Gliedmaßen, der Unterhals, die Brust, die Bauchfläche und der hintere Rand der Keulen sind weißlich. Die weiße Farbe ist also beim Dschiggetai weniger vorherrschend als beim Kulan.

Die Lebensweise des Dschiggetais gleicht der des Kulans und der wilden Pferde; wie diese ist er äußerst scheu und flüchtig und deshalb ungemein schwer zum Schuß zu bekommen. Auch das Fleisch dieses Wildesels gilt als Leckerbissen. Seine Heimath sind die mit Kräutern und Sträuchern bewachsenen Steppen und Berglehnen des östlichen Mittelasiens, zumal der Mongolei. In den salzreichen Ebenen um den Tarei-See wird er jetzt am häufigsten angetroffen und streift südlich bis nach Tibet, wo er Kiang heißt.

„Ungleich weniger zugänglich“ — als Yack und Argali nämlich — „obgleich in Heerden lebend,“ erzählt H. v. Schlagintweit in dem dritten Bande seiner Reisen in Indien und Hochasien, „ist Equus hemionus (Pall.), ein wildes Pferd, von den Tibetern Kyang genannt. Ich sah die erste Gruppe von Kyangs am Parang-Passe, auf der Spiti-Seite, aber ich konnte ihnen nicht beikommen. Sie hatten mich mit den zwei berittenen Leuten, die mich begleiteten, bemerkt; und obwohl sie sich, ohne zu laufen, vor uns zurückzogen, so hoben sie sich doch mit ungleich größerer Leichtigkeit über die kantigen Geschiebe fort als unsere Pferde.“

In der sandigen Fläche am Tsomoriri, wo vereinzelte große Felsblöcke dem Jäger einen günstigen Versteck gewähren, schoß v. Schlagintweit, der sich leider auf diese Angaben beschränkt, später eine Stute und dann ein Fohlen.

Nach Pallas soll der Dschiggetai, obgleich die Mongolen als geborene Reiter es oft mit eingefangenen Füllen versucht hätten, bisher nicht gezähmt worden sein. Dagegen ist es in neueren Zeiten nicht ohne Beispiel, daß man auch diesen Wildesel an den Hausstand gewöhnt hat. Wie Siever in den „Neuesten nordischen Beiträgen“ (3. Bd.) berichtet, sah er einen solchen in Sibirien, der ganz jung bei der Festung Dschindan-Turuk gefangen und in fünf Jahren so zahm geworden war, daß er sich wie die Pferde, mit denen er auf die Weide ging, fangen und satteln ließ. Man konnte ihn

eine Zeit lang ganz ruhig reiten, dann aber fiel es ihm ein, öfter still zu stehen, und dem Reiter blieb in solchem Falle weiter nichts übrig, als abzusteigen, denn weder Rippenstöße noch Peitschenhiebe konnten das Thier nun von der Stelle bringen. Zuweilen fing es auch an zu springen und hinten und vorn auszuschlagen; hatte dieses einige Zeit gedauert, so konnte sich der Reiter wieder aufsetzen und seinen Weg ruhig fortsetzen. Es ließ sich auch an die Deichsel spannen, wenn ihm aber seine Grillen kamen, so war man in Gefahr, den Wagen zu verlieren.

Man hat den Kiang in neuerer Zeit öfters nach Europa übergeführt und in dem Acclimatisationsgarten des Gehölzes von Boulogne, wo auch gelegentlich Fahrversuche mit ihm angestellt wurden, wiederholt zur Fortpflanzung gebracht, und nicht blos mit der Eselin, sondern auch mit dem Quagga und Zebra gekreuzt.

Im October 1859 erhielt der Londoner zoologische Garten eine Kiang-Stute. Ein Auszug aus dem Reisebericht des Majors W. E. Hay (Proceedings of the 3. S. of L. 1859) möge die Transportschwierigkeiten eines solchen Steppenthieres veranschaulichen. Der Kiang war ein Geschenk des chinesischen Gouverneurs von Rudok am Pang-Kong-See in Klein-Tibet und wurde Hay im December 1857 in Kullu überliefert, der Halfter und der Leitung ungewohnt. Hay kaufte ein tibetisches Maulthier zu seiner Gesellschaft; der Kiang, der früher ein weißes Pferd zum Gefährten gehabt hatte, war zwar übellaunig über den Wechsel, folgte aber doch wenigstens. Die schlechten hölzernen Brücken zu überschreiten, zeigte er stets den größten Widerwillen, und wenn sein Gefährte es that, so wartete er, bis dieser am anderen Ufer war, und stürzte sich dann furchtlos in den reißenden Strom und schwamm gewöhnlich ziemlich gerade hindurch. Auf dem Wege nach Simla hatte er den Biaß zu kreuzen, welcher in der damaligen Jahreszeit ein schäumender Strom war. Er warf sich in die Wogen, wurde aber von denselben einige hundert Ellen mit fortgerissen und landete auf einer Insel, wo er die Nacht über verblieb. Gegen Morgen sendete Hay das Maulthier dahin, um den Kiang herüberzulocken, was auch gelang. An einer anderen Stelle, wo der Fluß weniger reißend war, durchschwamm er ihn mit Leichtigkeit. Da der Sutlej damals gefährlich hoch und reißend war, so hielt es Hay für rathsam, das Thier niederzuwerfen und auf einem Floß festzubinden, welches mit großer Schwierigkeit hinübergesteuert wurde. Er brachte die Stute glücklich nach Simla, wo sie sich allmälig daran gewöhnte, mehr Leute und fremde Gesichter zu sehen.

„Ich hielt sie hier die ganze Regenzeit über," fährt Hay fort, „obgleich ich einigermaßen zweifelhaft über den Ausgang war, seit Adolf Schlagintweit es als seine entschiedene Meinung ausgesprochen, daß das Thier unter einer Meereshöhe von 10,000 Fuß nicht leben könne. In Simla war es keinen Tag krank. Ich führte es von da nach Ferozepore. Als es die

Ebenen erreichte, schien es nur zu geneigt, sich der Freiheit zu erfreuen, und ich hatte nicht weniger als vier Mann nöthig, um es zu halten und zuführen; aber auch so riß es gelegentlich aus, ließ sich jedoch unschwer wieder einfangen.

„Zu Ferozepore beschloß ich, das Maulthier, welches den Kiang bisher begleitet hatte, abzuschaffen und diesen in einem dazu geeigneten Boote zu Wasser nach Kurrachi zu schaffen. Nachdem es mir gelungen, ihn mit vieler Mühe an Bord zu bringen, versetzte ihn der dumpfe Klang der Dielen unter seinen Füßen in eine solche Aufregung, daß er in einem Sprung über Bord setzte und Alles mit sich riß, was an ihm hing. Ich belegte darauf den Boden mit Rasen und zog das Thier mit vereinten Kräften abermals an Bord. Nun fuhr es ruhig nach Kothree, wo ich es zu seiner großen Freude wieder ausschiffte. Ich zog nun zu Land nach Kurrachi; aber als ich ein fremdes Pferd mitschickte, war es so unwillig darüber, daß es nach Kothree zurückgerannt wäre, wenn sein alter Wärter es nicht begleitet hätte."

Nach einem vierwöchentlichen Aufenthalt in Kurrachi ging Hay zu Schiff. Der Transport des durch jedes Geräusch der Segel erschreckten und in die größte Aufregung versetzten Thieres kostete nicht geringe Anstrengungen; aber gleichwohl wurde es glücklich ins Boot und von da an Bord des Schiffes in einen eigens zu diesem Zweck erbauten Schuppen gebracht, wo es verharren mußte, bis Englands Küste erreicht war. Hay hatte sich bei der Abfahrt mit einem gehörigen Vorrath von Heu, getrockneter Luzerne und Korn versehen; da aber auch die übrigen Passagiere während der langen Fahrt sich dessen ohne Weiteres bedienten, so war der Kiang zweimal auf das Stroh angewiesen, mit dem die Betten der Matrosen gefüllt waren. Es beweist das, wie Hay bemerkt, die harte Natur des Thieres. Zuerst weigerte es sich, irgendwie unreines Wasser zu trinken, aber ehe noch St. Helena erreicht war, wo frischer Proviant eingenommen wurde, fraß und trank es fast Alles. Es gewöhnte sich bald an die Bewegungen des Schiffes, und nur bei wirklichem Sturm litt das arme Geschöpf furchtbar und war dankbar für jede Aufmerksamkeit. „Es wurde später äußerst gelehrig," erzählt Hay weiter, „und kannte mich an der Stimme." Beim Kreuzen der Linie war das Wetter sehr abspannend, und drei oder vier Tage hindurch litt der Kiang sehr durch die außerordentliche Hitze. Er erholte sich jedoch bald wieder und hatte die ganze weitere Reise über den besten Appetit.

Wie man Hay in Tibet versicherte, vermischen Kiang und Pferd sich unter einander und bringen fruchtbare Nachkommenschaft hervor, die sehr geschätzt ist. „Es ist das ein interessantes Factum und beweist, daß der Kiang dem Pferde näher steht als dem Esel." Daß er übrigens auch wiehere, wie Cunningham in seinem „Ladak und dessen Umgegend" behauptet, erklärt Hay für unrichtig: er habe die Stimme seiner Stute oft gehört, allein dieselbe gleiche eben so wenig dem Wiehern des Pferdes als dem Geschrei des Esels, sondern nur sich selbst.

Der Kiang lebt nach Hay's Erkundigungen auf Ebenen und welligen Hügeln von 15,000 bis 16,500 Fuß über der Meeresfläche; wird er auf steileren Höhen getroffen, so ist er dahin versprengt worden.

„Es ist sehr merkwürdig, die Schnelligkeit zu sehen," sagt jener, „mit welcher sie Berge ersteigen, und obgleich sie auch hurtig herabsteigen, so sah ich doch nie einen Fehltritt. Wenn sie eine Zeit lang auf den Hügeln verfolgt und in die Ebenen herabgetrieben werden, so machen sie häufig bei ca. hundert Ellen Entfernung eine Rückwärtsschwenkung und geben damit ihre Vorliebe für die Hochebene zu erkennen. Man sieht sie fast überall in der Nähe von Seen und Tümpeln an einsamen Plätzen, welche gewöhnlich außer der Schußweite des Jägers sind."

Wie bereits angeführt, bergen die centralasiatischen Steppen außer dem Kulan und Dschiggetai noch einen dritten Wildesel, nämlich den Hemippus, der erst in neuerer Zeit entdeckt wurde, und dessen vaterländischen Namen man noch nicht einmal kennt. Daß ein Thier von der Größe der Equiden bis in die Mitte unseres Jahrhunderts dem Forschereifer sich entziehen konnte, ist kennzeichnend für den Charakter seiner Heimath.

Nach Is. Geoffroy-St.-Hilaire's Bericht in den „Comptes rendus des séances de l'académie des sciences" vom Jahre 1855 erhielt die Kaiserin von Frankreich damals von dem Vicekönig von Aegypten zwei noch nicht ganz ausgewachsene weibliche Wildpferde, welche sie der Menagerie des Museums der Naturgeschichte überwies. Diese Wildpferde, Onager genannt, sollen aus der syrischen Wüste zwischen Palmyra und Bagdad herstammen und bisher weder in Aegypten noch selbst in Damaskus gesehen worden sein.

„Sie gleichen," wie Geoffroy sagt, „unter allen bekannten Arten des Pferdegeschlechts am meisten dem Hemionus, und man könnte sie selbst mit dieser Art verwechseln, wenn man nur Abbildungen und Beschreibungen vor sich hätte. Glücklicherweise ist das nicht so. Man weiß, daß die Menagerie seit Jahren Hemionen besitzt, und daß diese schöne Species der Einhufer seit ihrer Ankunft der Gegenstand von Domestications- und Acclimatisationsversuchen ist, die einen entschiedenen Erfolg hatten; denn wir konnten unsere Füllen von Hemionen in den Jahren 1853, 1854 und 1855 wie gewöhnliche Füllen aufziehen, ohne sie selbst während der strengsten Kälte warm zu halten. Wir haben in diesem Augenblick Hemionen von fast jedem Alter und infolge dessen für die neuen Wildpferde sehr verschiedene Vergleichungspunkte, angesichts deren es leicht wird, auf den ersten Blick die Aehnlichkeiten und charakteristischen Unterschiede zu erkennen.

„Die Aehnlichkeiten beruhen in der allgemeinen Bildung des Körpers und der Gliedmaßen, in den günstigen Verhältnissen, welche den Hemionus zu einem so kräftigen und flüchtigen Thiere machen, und namentlich in der Totalfarbe, die ebenfalls isabellgelb ist, mit schwärzlicher Mähne und eben

solchem Rückenstreif. Neben den Hemionen, wo sie sich befinden, kann man die Neuangekommenen von Weitem für Hemionen nehmen; aber sowie man näher tritt, erkennt man, daß der Kopf und die Ohren bei ihnen sehr verschiedene und sehr charakteristische Verhältnisse bieten. Der Kopf ist viel kleiner und feiner und die Ohren viel kürzer, die Physiognomie daher viel weniger verschieden von dem eigentlichen Pferde. Die zwei einzigen Fehler der Figur, die man bei dem Hemionus verzeichnet hat, finden sich also bei der neuerdings aus Aegypten gekommenen Species nicht vor, und diese nimmt hierdurch und durch den zum Theil mit langen Haaren besetzten Schwanz zwischen dem Hemionus und dem Pferde Stellung. Daher der Name Hemippus, Halbpferd, mit dem, wie mir scheint, die Art bezeichnet werden kann.

„Zu diesen charakteristischen Unterschieden gesellen sich noch andere. Die Isabellfarbe ist intensiver und deckt in größerer Ausdehnung den Körper, den Kopf und die Gliedmaßen des Thieres. Sie steigt herab von der Rückenlinie bis unten an die Flanken, während beim Hemionus die unteren Partien der Flanken weiß sind. Ebenso hat am Kopfe das Weiß der Schnauze eine geringere Ausdehnung als beim Hemionus, und die untere Seite des Halses ist isabellfarbig. Endlich sind die beim Hemionus größtentheils weißen Gliedmaßen beim Hemippus vorn isabellfarbig.

„Die specifische Verschiedenheit zwischen Hemionus und Hemippus, welche überdies durch den merklichen Unterschied der Stimmen bestätigt wird, ist somit außer Zweifel."

Daraus folgt aber noch keineswegs, daß der Hemippus auch vom Onager specifisch verschieden ist; denn nach Eversmann sind seiner Zeit mehrere Exemplare des Kulans von der Hochsteppe zwischen dem kaspischen Meere und dem Aralsee nach Orenburg gebracht worden, an denen ihm auffiel, daß die weiße Einfassung des braunen Längsstreifes über den Rücken an Intensität variirte, und daß die Ohren verhältnißmäßig nur wenig größer waren als die des Pferdes. — Der Berliner zoologische Garten besitzt ein paar solcher Wildesel, welche unzweifelhaft einer Art angehören und dennoch in der Bildung des Kopfes, der Farbe und Behaarung von einander abweichen, und auch der Kiang deckt, obwohl er specifisch von dem Dschiggetai nicht verschieden ist, die Pallas'sche Beschreibung des letzteren nicht vollständig. Ohne die betreffenden Vergleichsobjecte zur Ansicht zu haben, ist es daher schwer, zu einem bestimmten Urtheil über die Wildesel Centralasiens zu gelangen.

Wie dort so giebt es auch in Afrika mehrere wilde Equiden; nämlich den Hamar el Wadi, dessen domesticirte Nachkommen über ganz Nordafrika verbreitet sind, und die drei sogenannten Tigerpferde, Quagga, Dauw und Zebra. Von dem Wildesel Nordafrika's ist bei den Alten mehrfach die Rede, aber sie unterschieden ihn nicht weiter, und selbst noch in Cailhaud's

„Reise nach Meroë" ist er unter den Thieren, welche die Wüsten von Berber oberhalb Dongola bewohnen, als Onager aufgeführt. Ueberhaupt ist die Artverschiedenheit des nordafrikanischen Wildesels noch keineswegs unbestritten, und viele Naturforscher halten ihn nicht einmal für einen wirklichen Wildesel, sondern lediglich für einen Wildling. Er ist dem Kulan allerdings sehr ähnlich, aber doch nicht gleich. Das Schulterkreuz und die Querstreifen an den Füßen kommen zwar auch bei dem Kulan vor, aber doch nicht so constant wie hier; kurz Heuglin stellt den abyssinischen Wildesel, Edieg gedam, unter dem Namen Asinus taeniopus als besondere Art auf, und auch in Sclater's Verzeichniß der Thiere des Londoner zoologischen Gartens führt er diesen Namen. In der Lebensweise gleicht er seinen asiatischen Verwandten, ist ebenfalls sehr scheu und flüchtig, aber ohne weitere Schwierigkeit zu zähmen. Er kommt ausschließlich in Nordost-Afrika vor, die Tigerpferde nur auf der südlichen Hälfte dieses Erdtheils.

Wie Dio Cassius in seiner römischen Geschichte erzählt, ließ der Kaiser Caracalla im Jahre 961 nach der Eroberung Roms einen Elephanten, ein Nashorn, einen Tiger und Hippotiger in den Circus führen und daselbst tödten. Irrthümlich übersetzte man das Wort Hippotigris durch Tigerpferd, während es, worüber jedes griechische Wörterbuch Aufschluß giebt, doch ausschließlich einen großen Tiger bedeutet. Wo bliebe auch der von Dio Cassius beabsichtigte Klimax, wenn Hippotigris mit Tigerpferd identisch wäre? Daß das vorgesetzte ἵππος auch in anderen Fällen zur Vergrößerung oder Steigerung des Begriffes dient, darüber giebt gleichfalls das Wörterbuch Aufschluß. In der Verbindung mit Tiger hat es zuerst Dio Cassius gebraucht, aber nur in dem angegebenen Sinne, denn vor Philostorgius, einem Schriftsteller des 4. Jahrhunderts unserer Zeitrechnung, hatte man damals von den Tigerpferden keine Kunde. Er beschreibt sie, indem er von den östlichen und südlichen Regionen Afrika's spricht, als „wilde Esel (*ὄνοι ἄγριοι*) von ansehnlicher Größe, deren Fell durch abwechselnde weiße und schwarze Färbung sehr bunt aussieht. Vom Rückgrat laufen an den Seiten bis zum Bauche Streifen herab, die getrennt sind und unter sich gewisse Kreise bilden, wodurch sie eine ungewöhnliche Verflechtung und Verzierung hervorbringen." Daß damit das Zebra gemeint ist, läßt sich allerdings nicht mit apodiktischer Bestimmtheit behaupten, aber andererseits auch schwer bezweifeln, da jenes mitunter bis nach Abyssinien herauf streift.

Die nächstfolgenden Jahrhunderte haben über die Tigerpferde keine Kunde gebracht; erst der mächtige Aufschwung, welchen Portugal im 15. Jahrhundert nahm, und der lebendige Eifer, neue Länder und Welttheile aufzufinden, haben uns mit der Naturgeschichte des Zebras allmälig bekannt gemacht. Pigafetta ist wohl der älteste Schriftsteller aus dieser Periode, welcher eine Beschreibung nebst Abbildung des Thieres geliefert hat; während es Buffon in Versailles bereits lebend vor Augen hatte.

Das Zebra ist das am reichsten und lebhaftesten gefärbte unter den Dreien, indem bei ihm die Streifung bis zur Schnauzenspitze, die Bänderung bis auf die Hufe herabreicht; während bei dem Dauw die Gliedmaßen weiß sind, und das Quagga nur bis zur Kruppe gestreift ist, und zudem, statt des weißen, auf braunem und bräunlichem Grunde. In der Figur dagegen steht das Zebra hinter seinen Verwandten zurück, indem die längeren Ohren und die ganze Kopfbildung es dem Esel näher stellen als dem Pferde und der Hals überdies durch eine Art von kurzer Wamme unter der Kehle verunziert ist. Quagga und Dauw sind lediglich durch den Schwanz und die sogenannten Kastanien von den Pferden unterschieden, indem diese nackten schwieligen Stellen, die bei den Eseln nur an den Vorderfüßen vorkommen, auch bei den Tigerpferden auf den hinteren Extremitäten fehlen.

Quagga und Zebra wurden früher fort und fort mit einander verwechselt, und als endlich beide geschieden waren, wurde das Quagga wieder mit dem Dauw oder Tigerpferde im engeren Sinne für identisch gehalten, bis Burchell 1811 auf seiner Reise im Inneren von Südafrika diese Art auffand und von den anderen gestreiften Pferden unterschied, daher Equus Burchellii. Die Tigerpferde halten sich in Heerden zusammen, die aus fünfzig bis hundert und mehr Individuen bestehen; aber obwohl Dauw und Quagga eine Heimath haben, so mischen sie sich doch nie unter einander, dagegen sieht man sie, so wie das Zebra, welches den bergigen Gegenden vor den Ebenen den Vorzug giebt und am weitesten nach Norden geht, häufig mit Straußen zusammen. Die Tigerpferde folgen den Straußen, weil diese durch ihre Fernsichtigkeit Gefahr und Nahrung früher entdecken, und der Strauß sucht das Tigerpferd, weil dessen Mist große Käfer anlockt, die ihm, nach Lichtenstein, ein angenehmes Futter sind. Die Schnelligkeit der Tigerpferde wird von allen Reisenden gerühmt, obschon sie das Pferd hierin nicht übertreffen.

Die Zähmungsversuche, die man mit den Tigerpferden angestellt hat, sind zum Theil recht günstig ausgefallen, zumal bei dem Quagga; auch das Dauw zeigte sich ziemlich zugänglich, am wenigsten das Zebra. Zur Fortpflanzung und Kreuzung mit anderen Equiden hat man die Tigerpferde schon mehrfach gebracht, und bei methodisch durch mehrere Generationen fortgesetzten Zähmungsversuchen würden sich wohl noch günstigere Resultate erreichen lassen als bisher.

Der Salamander.

I. Naturgeschichte des Salamanders.

Keine Classe des Thierreichs hat die menschliche Einbildungskraft zu abenteuerlicheren Erfindungen und Uebertreibungen angeregt, als die der Reptilien. Die schleichende Bewegung und das unheimliche Aussehen dieser Thiere machte sie, mit wenigen Ausnahmen, von Alters her zu Schreckbildern für Gebildete und Ungebildete. Wahrhaft gefährlich sind indessen nur die leicht zu vermeidenden Krokodile und Riesenschlangen durch ihre Größe und Stärke und die Giftschlangen durch ihr Gift; die übrigen Reptilien sind ganz unschädliche, und sogar nützliche Thiere; einige durch ihr Fleisch und ihre Eier, die anderen durch Vertilgung von Mäusen, Gewürm und anderem Ungeziefer.

Der Bekleidung nach zerfallen die Reptilien in zwei Hauptgruppen; in Squamata, deren Haut mit Schildern und Schuppen bedeckt ist, und in Nuda oder Nackthäuter. Zu der ersten Gruppe gehören die Schildkröten, Eidechsen und Schlangen, zu der zweiten die Lurche.

Die Lurche (Lurk, Lurch, Lork, der plattdeutsche Name für Kröte) oder Batrachier (*βάτραχος* Frosch) theilen sich in schwanzlose Lurche, nämlich Frösche und Kröten, und in geschwänzte oder Molche (von dem althochdeutschen mol, Mal, Fleck).

Zu den Molchen gehört der vormals eben so berüchtigte als berühmte Salamander.

Derselbe hat ungefähr die Figur und Größe der gemeinen Eidechse, ist dabei aber plump und schwerfällig in seinen Bewegungen. Seine Hautfarbe ist glänzend schwarz, mit großen hochgelben Flecken von unregelmäßiger Form und Vertheilung, der Schwanz ist drehrund, der Kopf krötenartig abgestumpft, das Ohr äußerlich nicht sichtbar. An den Vorderfüßen hat der Salamander vier, an den Hinterfüßen fünf krallenlose, kurze Zehen. Die beiden Kiefer

und der Gaumen sind mit kleinen kegelförmigen, nach Leydig's mikroskopischen Untersuchungen in der Regel zweizinkigen Zähnchen besetzt, die kaum über die Kaufläche hervorragen, und nicht zum Beißen, sondern nur zum Festhalten der Beute dienen. Die kurze dicke Zunge ist an dem Zungenbein festgewachsen und deshalb unbeweglich. Die Wirbelsäule besteht nach Funk aus 42 Wirbeln, nämlich aus 1 Halswirbel, 3 Brustwirbeln, 9 Rückenwirbeln, 2 Lendenwirbeln, 7 Kreuzbeinwirbeln und 27 mehr und mehr sich verjüngenden Schwanzwirbeln. Unter gewissen abnormen Lebensverhältnissen mehrt sich die Zahl der Wirbel. Schreibers machte die interessante Beobachtung, daß bei Salamandern, welche jahrelang auf feuchtem Lehm gehalten wurden, durch die fortdauernde größere Streckung beim Kriechen, die Körperlänge und die Zahl der Wirbel zunahm. Er schickte, wie Schweiger in seiner Naturgeschichte der skelettlosen ungegliederten Thiere anführt, der Münchener Akademie Salamanderskelette von 56 und sogar 62 Wirbeln.

Es giebt mehrere Gattungen von Molchen oder Salamandern; — aber der gefleckte (Salamandra maculata) allein ist Träger der Salamanderfabel. Er findet sich fast in der ganzen gemäßigten Zone Europa's, allein nur in feuchten schattigen Gebirgswäldern, wo er sich in Erd- und Felsenlöchern versteckt hält, unter faulenden Baumstämmen und dem Gestein verfallener Ruinen. Bei trockenem Wetter bekommt man ihn selten zu Gesicht, häufig dagegen an warmen Regentagen.

Obwohl er meist mit Seinesgleichen zusammen gefunden wird, so ist er doch keineswegs gesellig, denn keiner kümmert sich um den anderen. Nur während der Begattungszeit halten die beiden Geschlechter mit Willen zusammen, ist diese vorüber, so endet jegliche Verbindung, und nur der Zufall der Oertlichkeit, irgend eine brauchbare Höhlung, welche sich mehrere zugleich zum Versteck auswählen, vereinigt sie wieder, aber keineswegs Hang zur Geselligkeit.

Die Nahrung des Salamanders besteht in Kerfen und deren Larven, kleinen Schnecken und Gewürm. Vor todter Speise hat er einen entschiedenen Widerwillen und schnappt deshalb erst zu, wenn das Thier, auf welches er lauert, sich bewegt; so lange es sich ruhig verhält, rührt er es nicht an.

Der Salamander ist ein nächtlich scheues, stumpfsinnig träges, aber harmloses Reptil, welches ein vorzugsweise vegetatives Leben führt und sich bei eintretender Kälte in die Tiefe seines Versteckes zurückzieht, um hier seinen Winterschlaf zu halten.

Dieser Winterschlaf hängt keineswegs allein von klimatischen Verhältnissen ab, die Mehrzahl der Reptilien verfällt ihm auch in warmen Gegenden. „Während eines Winteraufenthaltes in Cagliari, auf der Insel Sardinien, südlicher als Neapel," bemerkt Leydig in seiner Monographie „Ueber die Molche der württembergischen Fauna" (Berlin 1867), „war ich nicht wenig erstaunt, von der so merkwürdigen Reptilienfauna dieses Landes gar nichts auffinden zu können; — das einzige Reptil, welches keinen Winter-

schlaf hielt und an sonnigen Tagen zum Vorschein kam, war die Mauereidechse (Podarcis muralis)." Auch im südlichen Frankreich zeigt sich die schnellfüßige Mauereidechse den ganzen Winter hindurch bei heiterem Wetter. — Reptilien, welche in ihrem Freileben auf Winterschlaf angewiesdn sind, verfallen demselben auch in der Gefangenschaft. Vergebens versuchte ich, Salamander den Winter über wach zu halten. Ausgangs October nahmen sie keine Nahrung mehr zu sich, und verfielen trotz der warmen Zimmerluft in eine Art Erstarrung, in welcher sie selbst bei Störungen kaum ein Glied mehr rührten. Wie gering auch die Lebensthätigkeit der Reptilien im Ganzen ist, so scheint die Organisation der meisten doch noch einer mehrmonatlichen Ruhe zur Erholung zu bedürfen. Dem Winterschlaf der gemäßigten Zone entspricht, nach Humboldt's Ansicht, die todtenähnliche Erstarrung, in welcher Schlangen und Krokodile unter dem vertrockneten Erdboden der Tropen die Sommermonate verbringen.

Da der Salamander, wie die Nackthäuter überhaupt, statt der Rippen nur kurze Stummeln hat, die nicht über den Bereich der Rückenmusculatur hinausgehen, so kann die Athmung auch nicht durch Ausdehnung des Brustkastens erfolgen. Die Lurche und Molche athmen, indem sie durch Ausdehnung der Kehle mittelst der Kehlmuskeln gleichsam einen leeren Raum bilden, in diesen die Luft durch die Naslöcher einströmen lassen und durch Zusammenpressen der Kehle in die Lungen treiben. Diese Thiere ersticken deshalb eben so wohl, wenn man ihnen die Nasenlöcher von außen zuhält, als wenn man ihnen die Bauchmuskeln durchschneidet, weil durch deren Zusammenziehung die Luft wieder aus der Lunge herausgetrieben werden muß. — Die Respiration der Reptilien ist unvollkommen und kann lange unterbrochen werden: daher die geringe Blutwärme (4 bis 5 Grad R.) und die Trägheit und Stumpfsinnigkeit dieser Thiere. Weil das Rückenmark im Verhältniß zu der kleinen Gehirnmasse sehr groß, und die Rumpfnerven sehr stark sind, so übertrifft hier das vegetative Leben weitaus das animalische; das Gehirn ist weniger Centralpunkt der Empfindung und des Bewußtseins und übt einen geringeren Einfluß auf den übrigen Körper, als bei den warmblütigen Thieren. Je unabhängiger ein System von dem anderen wirkt und je weniger znsammengesetzt ein organischer Körper ist, desto mehr kann eine Function gestört werden, ohne daß die anderen zugleich mit leiden. Bei den warmblütigen Thieren stehen alle Verrichtungen der Nerven unter der unmittelbaren Herrschaft des Gehirns, des Centralpunktes des höheren thierischen Lebens, und deshalb müssen bei Verletzung des Gehirns natürlich dessen sämmtliche Functionen gestört werden. Die Unabhängigkeit und Selbständigkeit der Reptilienorgane ist Ursache der außerordentlichen Lebenszähigkeit und Reproductionskraft dieser Thiere, die nirgends größer ist, als bei den Salamandern, indem abgeschnittene Beine, ja sogar ausgestochene Augen wieder nachwachsen, wenn auch in etwas kleinerer Form.

Die mit einer dünnen, durchsichtigen, leicht sich lösenden und erneuernden Epidermis versehene Haut des Salamanders ist zäh, runzlig und warzig und fühlt sich feucht an. Wie die Haut der Lurche, so scheint auch sie große Auffsaugungsfähigkeit zu besitzen und dem Blute hinreichend Sauerstoff zuzuführen, um der Lungenathmung auf längere Zeit entbehren zu können, namentlich während des Winterschlafs. Die Hautdrüsen, welche sich um die Ohren verdichten, und längs des Rückgrates zwei geschlossene Reihen bilden, sondern bei Erregung des Thieres einen widerlich riechenden milchigen Saft ab, der von den Alten für ein furchtbares Gift gehalten, aber nicht weiter untersucht wurde; erst im 17. und 18. Jahrhundert fing man damit an. Eidechsen, welche Laurenti nach einem Salamander beißen ließ, verfielen in Krämpfe und starben in wenig Augenblicken. Frösche, welche mit Salamandern zusammengesperrt waren, wurden nach acht Tagen meist todt gefunden. Kleine Vögel, denen man den Saft in eine Wunde brachte, verfielen nach einigen Minuten in Bangigkeit, sträubten die Federn, öffneten den Schnabel und klappten ihn krampfhaft zu, fielen mit einem Klageschrei auf den Rücken und waren todt. Bei einem Goldammer dauerte es, wie Duméril in seiner Herpetologie erzählt, nur etwa drei Minuten, bis der Tod eintrat, bei einem Buchfinken fünfundzwanzig und bei einer Turteltaube zwanzig; genau waren also diese Untersuchungen augenscheinlich nicht. Kleine Säugethiere, wie Meerschweinchen und dergleichen, zeigten nach Eingabe des Saftes heftige Leiden, der Athem wurde keuchend und sie verfielen in einen durch elektrische Zuckungen gestörten Schlaf; die Anfälle verliefen jedoch ohne tödtlichen Ausgang. In Stücke geschnitten können Salamander von Hühnern und Hunden ohne Schaden gefressen werden; ja man kann ihnen, wie Oken in seiner allgemeinen Naturgeschichte versichert, den Saft in Wunden bringen ohne üble Folgen. Dagegen sollen Kinder, welche aus einem Brunnentroge getrunken hätten, in welchem Salamander waren, nach Oken's weiterer Behauptung, in wenig Stunden gestorben, ein anderes, welches Milch getrunken, jedoch davongekommen sein. Obschon mancher Besitzer eines Aquariums die leidige Erfahrung machte, daß seine Goldfische in Krämpfe verfielen oder gar umstanden, wenn ein Salamander in das Wasser gerieth und daselbst verendete, so klingt die Oken'sche Erzählung doch mehr als unwahrscheinlich.

Neuerdings hat Abini den Saft wieder untersucht, und nach den Mittheilungen, die er der zoologisch-botanischen Gesellschaft in Wien über seine Versuche machte, dessen schädliche Wirkung auf kleine Thiere bestätigt gefunden.

Um den Saft in größerer Menge zu bekommen, brachte er seine Salamander in ein Becherglas, welches er mit einer Glasplatte zudeckte, leitete durch eine Oeffnung derselben die Drähte des Magnetelektromotors und reizte die Thiere durch Elektricität. Der auf diese Weise gewonnene Saft zeigte sich giftig, er mochte in das Blut oder in den Magen gebracht werden; ja Abini bemerkte, daß derselbe noch weit rascher und heftiger wirkte, wenn

er ihn in den Schlund von Vögeln und Fröschen brachte, als wenn er ihn einimpfte. Das Fleisch der durch Salamandergift getödteten Thiere zeigte sich dagegen unschädlich, wobei jedoch die Vorsicht gebraucht wurde, das inficirte Glied, beziehungsweise Speiseröhre und Magen zu entfernen. In neuester Zeit hat man, wie es in Meyer's Conversationslexikon (13. Bd. 1871) heißt, aus dem Safte ein starkes Gift „Salamandrin" hergestellt, welches in den kleinsten Gaben tödtlich wirken soll. Ob auch bei größeren Thieren, ist nicht gesagt, bleibt übrigens für den Salamander auch ziemlich gleichgültig, indem dieser ja nicht jenes künstlich concentrirte und potenzirte Salamandrin ausspritzt, sondern seinen natürlichen Drüsensaft. Officinell ist das Salamandrin nicht, und deshalb auch weder den Aerzten noch Apothekern bekannt. Daß die Drüsenabsonderung keinen nachtheiligen Einfluß auf die Haut ausübt, hat schon ein Salamandrologe des 17. Jahrhunderts Namens Wurfbain beobachtet; selbst als ihm bei einer Section aus Unvorsichtigkeit ein Tröpfchen ins Auge kam, will er nur ein leichtes, flüchtiges Brennen verspürt haben. Nach de Lacépède ist der Saft sehr scharf und bringt auf der Zunge das Gefühl einer vernarbenden Wunde hervor. Dieselbe Erfahrung machte der Salamandrologe Funk. Auch Leunis brachte, wie er in seiner Synopsis der Naturgeschichte des Thierreichs erzählt, den milchigen Saft von Wasser- und Erdsalamandern öfters auf die Zunge und fand ihn „gänzlich unschädlich". Nach Abini soll er beim Eintrocknen einen dem Moschuskäfer (Cerambyx moschatus) ähnlichen Geruch verbreiten; ich habe einen solchen Moschusgeruch wahrgenommen, als ich zum ersten Mal einen Salamander abbalgte,* um ihn auszustopfen; der Geruch war jedoch ziemlich schwach.

Da die Schwanzlurche oder Molche, im Gegensatz zu den schwanzlosen Lurchen, d. h. Fröschen und Kröten, nur in den seltensten Ausnahmefällen und nie freiwillig eine Stimme von sich geben, so galten sie bisher für stimmlos. Die einen Herpetologen haben dies geradezu ausgesprochen, andere übergehen die Frage mit Stillschweigen. Daß der Wassermolch oder Triton,

* Lurche und Molche werden in der Regel in Spiritus aufbewahrt, lassen sich aber auch ohne weitere Schwierigkeit abbalgen und ausstopfen. Man durchschneidet zu diesem Zweck mittelst einer Scheere, die durch das Maul eingeführt wird, den Halswirbel, aber ohne die äußere Haut zu verletzen, stülpt dann die leicht beweglichen biegbaren Kinnladen um, und verfährt wie die Köchin mit dem Aal. Um die mit den Zehenknorpeln verwachsene Haut nicht zu beschädigen, werden die Vorder- und Hinterbeine am Fußgelenke durchschnitten, und dann der Balg vollends abgestreift, gewendet und mit angefeuchtetem feinen Sande gefüllt. Hat man darauf die Augen durch entsprechende Glasaugen ersetzt, und dem Thiere die gewünschte Stellung gegeben, so überstreicht man die Haut mit einem dünnen Kopalfirniß und läßt sie trocken werden. Durch das Eintrocknen verliert der Sand seine Consistenz und kann durch die natürlichen Hautöffnungen leicht entleert werden; er ist nun nicht mehr nöthig, denn die feste Haut bewahrt, nachdem sie trocken geworden, die plastische Form, die man ihr gegeben hat.

wenn er ungeschickt angefaßt und gedrückt wird, einen quiekenden Laut von sich giebt, ist längst festgestellt. Daß auch der Erdsalamander nicht stimmlos ist, sondern unter Umständen ein leises Pipen vernehmen läßt, davon überzeugte mich ein Zufall. Ich hatte früher oft Salamander unter den Händen, aber erst im Spätsommer 1873 machte ich, zu meiner nicht geringen Ueberraschung, jene Entdeckung. Ein Freund brachte mir von einer Harzreise vier Salamander in einem Cigarrenkästchen mit. Die Thiere waren ziemlich unpraktisch verpackt und nur ihre Lebenszähigkeit und die Befähigung, die Respiration längere Zeit ohne Schaden aussetzen zu können, bewahrte sie vor dem Erstickungstode. Ich öffnete das Kästchen und vernahm bei dieser Gelegenheit zum ersten Male jenes Pipen. Der Berliner Aquarienhändler W. Friedrich, der jedes Frühjahr eine Kiste voll Salamander aus dem Harze bezieht, bestätigte meine Wahrnehmung. Er erklärte, beim Oeffnen der Kiste und beim Herausnehmen der rücksichtslos über einander geworfenen Thiere schon öfters ein Pipen „wie von Mäusen" vernommen zu haben; jedoch nie bei einer anderen Gelegenheit. Es klingt das auffallend, da der Salamander selbst bei der schmerzlichsten Verwundung keinen Laut von sich giebt, allein die Erfahrung ist nun einmal gemacht.

Obgleich der Salamander von Paul Wurfbain (1683) bis auf unsere Zeit zum Gegenstand umfassender Monographien und Inaugural-Dissertationen geworden, so ist doch noch Manches in dem Leben des nächtlich verborgenen Thieres unaufgeklärt. Dahin gehört unter Anderem die Art und Weise seiner Fortpflanzung.

Da die beiden Geschlechter sich äußerlich nicht unterscheiden — denn daß die Cloakenspalte beim Männchen etwas erhöht, beim Weibchen dagegen platt erscheint, ist hier von keinem Belang — so kann bei den Salamandern auch keine eigentliche Begattung stattfinden; andererseits kann die Befruchtung keine blos äußerliche sein, weil das Weibchen nicht laicht, sondern lebendige Junge zur Welt bringt. Es blieb also kein anderer Ausweg übrig, als nach Analogie der Tritonen oder Wassersalamander auch bei den Erdmolchen eine mittelbar innerliche Befruchtung anzunehmen; denn obgleich die Tritonen Eier legen, so werden diese doch nicht erst nach dem Legen befruchtet, wie der Laich der Frösche und Kröten, sondern vorher, indem das Männchen, nachdem es dem Weibchen genugsam den Hof gemacht, seinen Samen in das Wasser ergießt, und jenes das befruchtete Wasser mittelst der Cloakenmuskeln einzieht und dem Uterus zuführt. — In ähnlicher Weise soll auch die Befruchtung bei den Erdmolchen vor sich gehen, und das Männchen zu diesem Zwecke das Weibchen, wie der berühmte Herpetologe Rusconi in seiner „Fauna italica" erzählt, durch schmeichelndes Anschmiegen in das Wasser locken. — Nachdem nun aber Schreibers die Entdeckung gemacht, daß der schwarze Alpensalamander sich durch Umfassen auf dem Lande und ohne Vermittelung des Wassers fortpflanzt, mußte natürlich die Frage entstehen: ob

dies bei dem gefleckten Erdsalamander nicht auch möglich wäre? Da der Bau der beiden Specialitäten ganz derselbe ist, so konnte die Antwort nur bejahend ausfallen.

Nach de Betta (Erpetologia delle provinci Venete e del Tirolo meridionale, 1857) soll die Befruchtung in der Regel im Herbst, und die Geburt im März oder April stattfinden. Leydig nimmt an, daß die Zeit der Begattung sich vom April an durch den ganzen Frühling und Sommer erstreckt, weil man jeden Monat mehr oder weniger entwickelte Embryonen im Uterus antrifft. Andere wollen den Grund dieser Erscheinung darin finden, daß die einmalige Befruchtung für längere Zeit wirksam bleibt und sich gewissermaßen auch auf solche Eier erstreckt, welche zur Zeit der Befruchtung noch unreif waren.

Ein fünf Monate in Gefangenschaft gehaltenes Salamander-Weibchen gebar, wie Paul Wurfbain versichert, auf einmal vierunddreißig Junge, und es würde danach die Zeit der Trächtigkeit ca. sechs Monate dauern, was allerdings auffallend lang ist; aber Andere machten ähnliche Erfahrungen. Nach de Betta soll das Salamander-Weibchen sogar acht Monate trächtig sein.

Daß es, im Gegensatz zu dem Wassersalamander, lebendige Junge zur Welt bringt, war schon vor Wurfbain bekannt. Da diese aber nicht als vollständig ausgebildete Lungenthiere, sondern als Kaulquappen geboren werden, so ist es genöthigt, sie im Wasser abzusetzen und sucht zu diesem Zwecke das Gerinne einer Quelle auf. Die Zahl der Jungen wechselt in der Regel zwischen zwanzig und fünfzig, mitunter werden weniger, mitunter mehr abgesetzt und zwar rasch hinter einander. Wie Freyer der zoologisch-botanischen Gesellschaft in Wien berichtete, gebar ein Salamander-Weibchen während eines Tages zweiundsiebzig Junge; ein anderes setzte nach Erber's Mittheilung Junge und Eier zugleich ab, und zwar je vierunddreißig Stück; dieser Ausnahme scheint jedoch ein Abortus zu Grunde zu liegen. Die Larven liegen, jede für sich von einem dünnen Häutchen umschlossen, in den Eiergängen, wagerecht über einander geschichtet. Bei der Geburt zerreißen sie die Hülle durch eine Bewegung des Schwanzes und es zeigen sich ca. zwölf bis fünfzehn Linien lange Kaulquappen. Diese haben jederseits am Kopfe drei gefiederte Kiemenblättchen und im Gegensatz zu den Tritonen und Batrachiern sofort vier Beine. Der Schwanz ist zusammengedrückt und wird erst bei der Verwandlung rund. Die Farbe der Salamanderquappe ist anfänglich olivengrün mit dunkler Marmelzeichnung, und es vergehen einige Monate, bis das Kleid dem der Eltern gleicht und die goldfarbige Iris schwarz geworden. An Larven, welche im April im Zimmer geboren wurden, geschah das nach Leydig's Beobachtungen bei den einen Anfang Juli, bei den anderen erst Ende des Monats. Das Gelb und Schwarz erhält erst nach und nach seine Sättigung; der Bauch ist längere Zeit noch hell



Gefleckter oder Feuer=Salamander.

und blos schwärzlich angelaufen. Larven von diesem Stadium suchten, obschon sie noch Kiemenstummeln an sich hatten, aus dem Wasser herauszukommen und starben, wenn ihnen dies unmöglich gemacht war.

Fehlt es dem Salamander-Weibchen an Wasser, um seine Jungen abzusetzen, so sucht es, nach der Angabe mehrerer Beobachter, zu diesem Zweck wenigstens einen feuchten Ort auf, und es geht die Kiemen-Athmung dann um so schneller in Lungen-Athmung über. Siebold (Dissertatio inauguralis, Berlin 1828) nahm im August Quappen aus einer Quelle und setzte sie auf die Erde; sie schienen ängstlich nach Nässe zu suchen, die Branchien versagten und der Kehlsack fing an, sich zu heben und zu senken: ein Beweis, daß die Lunge in Thätigkeit war.

Gleich den metamorphosirten Thieren leben auch die Salamanderquappen von animalischer Kost und nicht, wie man bisher annahm, von Wasserpflanzen. Besonders gern verzehren sie Wasserflöhe, Wasserschlängelchen, Plattwürmer und kleine Insectenlarven.

Da nach de Betta ein zweijähriger Salamander nicht mehr als ca. $2\frac{1}{2}$ Zoll mißt, so dauert es, zumal das Wachsthum in der Folge mehr und mehr abnimmt, jedenfalls mehrere Jahre, bis der Salamander seine volle Größe erreicht.

II. Salamanderfabel.

Wie schon früher angedeutet wurde, war der Salamander in vergangenen Zeiten ebenso berühmt, als berüchtigt: berühmt wegen seiner angeblichen Unverbrennlichkeit, berüchtigt wegen seiner vermeintlichen Giftigkeit.

Wo der Namen Salamander herstammt, ist fraglich. Die Versuche, ihn von *σέλας* Glanz, *μανός* einzeln, und *δέρας* Haut (einzelnen Glanz auf der Haut habend) oder von *σάλος* Meeresküste und *μάνδρα* Stall (einen feuchten Platz als Aufenthalt liebend) u. s. w. herzuleiten, sind ebenso ungrammatisch als geschraubt. Geradezu lächerlich ist aber die Erklärung jenes Isidorus Hispalensis, Bischofs von Sevilla: der Salamander heiße darum Salamander, „quod contra incendia valeat", d. h. weil er feuerfest „Valincendra" mache. Lateinischen Ursprungs ist der Name gewiß nicht, auch in dem Griechischen scheint er nicht zu wurzeln, sondern in dem arabischen „Samabras" und „Saambras" die Eidechse, dem Sanskrit „Salamandala" oder dem persischen „Samander" und „Samandel".

Die Sage von der Feuerfestigkeit des Salamanders war bereits Aristoteles bekannt, und es mag deren Entstehung wohl in die mythische Vergangenheit hinabreichen. „Daß die Natur gewisser Thiere dem Feuer Widerstand zu leisten fähig ist," äußert jener in dem fünften Buche seiner Naturgeschichte, „zeigt auch der Salamander, der, wie man sagt, das Feuer auslöscht, wenn er durch dasselbe geht."

Obgleich Aristoteles sich sonst rühmlich von den alten „Beschreibern natürlicher Dinge" unterscheidet, indem er nicht blindlings nacherzählt, sondern selbst prüft und forscht, so begnügte er sich doch in diesem Falle mit dem Hörensagen. Hätte er sich die Mühe genommen, einen Salamander in die Flammen zu werfen, so würde er sich sofort überzeugt haben, daß dieser hier ebenso zu Asche verbrennt wie jedes andere Thier. — Mittelst des ziemlich reichlichen Drüsensaftes und der natürlichen Leibeskälte kann der Salamander jedoch eine schwache Kohlengluth auslöschen, und in eine solche wurde er vor Alters wohl einmal aus menschlichem Ekel und Widerwillen gegen die Kriechthiere geschleudert. Daß er unversehrt daraus hervorging, gab Veranlassung, ihn für feuerfest zu halten; das unheimliche Aussehen und die Verborgenheit seines Aufenthalts genügten, ihn für ein Giftthier zu erklären. Der Ruf seiner Gefährlichkeit wuchs mit den Jahren, und steht bei Plinius bereits in voller Blüthe. „Unter allen Giftthieren," sagt dieser in dem 29. Buche seiner Naturgeschichte, „ist der Salamander das größte Scheusal; denn die anderen verletzen doch nur Einzelne und tödten nicht Mehrere zugleich, wobei ich noch außer Acht lasse, daß diese, wenn sie einen Menschen umgebracht haben, durch ihr böses Gewissen zu Grunde gehen, und auf Erden nicht mehr geduldet werden sollen. Der Salamander dagegen kann unversehens ganze Völker tödten, denn wenn er auf einen Baum kriecht, vergiftet er alle Früchte, und wer davon ißt, stirbt vor Frost, nicht anders, als ob er Aconit (Eisenhut) genossen hätte. Ja wenn mit dem Holz, welches er nur mit dem Fuße berührte,* Brot gebacken wird, ist es Gift, ebenso der Brunnen, in den er fällt. Berührt sein Geifer irgend einen Theil des Körpers, und wär's auch nur die Zehenspitze, so fallen alle Haare am Körper aus."

Daß hier eine Verwechselung oder Vermengung des Salamanders und des Chamäleons vorliegt, ist augenscheinlich; denn wie käme der schwerfällige, krallenlose Erdmolch auf einen Baum?

Noch auffälliger tritt jene Vermengung von Salamander und Chamäleon in dem Thierbuche des berühmten Albertus Magnus zu Tage.

„Salamandra" — heißt es daselbst in Walther Ryff's Verdeutschung von 1545 — „ist ein gifftiger wurm, dem schlangen ettlicher massen gleich odder änlichen, diesen wurm nennen ettliche inn latinischer sprach Stellionem, von solchem gifftigen wurm sindt gar mancherlei Opiniones oder vieler handt widerwertige meinungen bei den alten erkundigern natürlicher ding. Denn ettliche wöllen, das Salamandra und der wurm Kameleon genannt ein ding seien, als nemlich Plinius und Solinus. Es ist aber Salamandra ein vierfüssigs thier, aller gestalt der Eydex, legt eier, und ist sein angesicht gestalt,

* Quin imo, si contacto ab ea (Salamandra) ligno vel pede crustra panis incoquatur; — nicht „contacta", wie in manchen Ausgaben des Plinius steht.

als die gestalt oder form eines Affenangesichts, mit einem schweinskopff inn ein angesicht zusammen gesetzet. — — — Der Salamander ist in seinem einher gohn vast treg und langsam, von wegen seiner grossen kelte und schleicht gar nahe wie ein Schneck. Seine augen ligen ihm vast tieff im kopff, und sieht auß den auggrüblin, wie auß zweien tieffen grüblin und beschleusset seine augen nimmer, und spricht Plinius, das seine augen dermassen beweglichen sindt, das sie ime inn dem kopff rundt umbher gon mögen. Der Salamander soll ein groß thier sein, und wenn er ledig ist von der speiß ein weitte ledige oder lere haut haben, sehr mager, von wegen der kelte und Melancholy. Sein maul soll auch der Salamander nimmermehr beschliessen, dasselbig auch nit brauchen, einige speiß darmit zu niessen, sondern dieses thier lebt allein des tawes und der feuchtigkeit, darumb seine därm lär und gar nichts darinn gefunden wirdt, das er aber vom lufft leben soll, das ist lugenhafft gedicht. — Dieses thier hat auch kein Blut, denn ein wenig umb das hertz, darumb ist es bald erschrocken, und über die maß forchtsam. Ettliche geben für, das es sich in aller handt farben wandlen und verkeren möge, on inn weisse und rotte farb, aber solchs halt ich auch nicht für warhafftig, aber das dieses thier odder gifftiger wurm winters Zeit sich innhalt und verborgen lig, das ist wahrhafftig, und durch die erfarnuß wargenommen und bezeuget worden. Man schreibt auch weitter von diesem Thier, wenn es kranck werde, das es ime selber helffe, und wiß sich gesundt zu machen, mit lorberbletter. Dieses Thier soll auff die eier steigen,* und die frücht droben vergifftigen und verthören, dises Thier leget eier wie die hennen und Eydexen, inn der Landschafft und gegnet Asie soll dieses Thier hauflet gefunden werden."

Was hier Albertus von der Beweglichkeit der Augen, von dem Farbenwechsel und der anatomischen Abnormität des Salamanders erzählt, das schreibt Plinius in dem achten Buche seiner Naturgeschichte ausdrücklich dem Chamäleon zu, hält also die beiden Thiere nicht für identisch, wie ihm jener vorwirft.

Daß der Salamander auch noch später mit dem Chamäleon verwechselt wurde, ergiebt sich aus Joh. Jak. Merklein's „Ost-Indischer Reißbeschreibung" (Nürnberg 1663), worin es heißt: „Den 4. October sind wir mit unsern neben noch 3 andern Schiffen, an eine kleine unbewohnte Insel 5 Meil. von Batavia liegend, Groot Combuis genannt, gesand worden, daselbst Holtz zu hauen, und nach Batavia zu bringen, dazu uns noch mehr Volcks von andern Schiffen zugegeben wurde. Auf dieser Insel haben wir

* „Auf die Bäume steigen", muß es hier offenbar, im Einklang mit Plinius, heißen. In der zu Lyon (1651) erschienenen Gesammtausgabe der Werke des Albertus Magnus von P. Jammy ist der Irrthum auch berichtigt, nur heißt es daselbst: „Hoc animal scindit arbores", d. h. es spaltet die Bäume.

viel Salamander gesehen, welche die Bäume so vergifftet, daß unsere Schiffleut, (die wegen grosser Hitze, oberhalb deß Gürtels gantz nackicht gehen) in Abhauen derselbigen, vom Safft des Holtzes bespritzet worden, daß wo der Safft Ihre Leiber berührt, daselbst die Haut abgieng, und Sie grosse Schmerzen empfunden, jedoch ohne weitere Gefahr geheilet wurden."

Wurfbain ist der Ansicht, daß die gefällten Bäume wohl einen scharfen ätzenden Saft ausgeschwitzt hätten, der jene Hautverletzungen bewirkt habe, nicht aber Salamandergift; noch näher liegt, zumal die Matrosen bis an den Gürtel nackt gingen, der Gedanke an Sonnenstich.

Auch mit dem Gecko oder Stellio der Römer wurde der Salamander öfters verwechselt. Was Benvenuto Cellini in dem ersten Capitel seiner von Goethe übersetzten Selbstbiographie erzählt, bezieht sich offenbar auf den Gecko, der sich häufig in dem Verstecke menschlicher Behausungen aufhält, während der Salamander sich nie aus dem Walde entfernt.

„Ungefähr in meinem fünften Jahre," heißt es an der angeführten Stelle, „befand sich mein Vater in einem kleinen Gewölbe unseres Hauses, wo man gewaschen hatte, und wo ein gutes Feuer von eichenen Kohlen übrig geblieben war; er hatte eine Geige in der Hand, sang und spielte um das Feuer, denn es war sehr kalt. Zufälligerweise erblickte er mitten in der stärksten Gluth ein Thierchen, wie eine Eidexe, das sich in diesen lebhaften Flammen ergötzte. Er merkte gleich was es war, ließ mich und meine Schwester rufen, zeigte uns Kindern das Thier und gab mir eine tüchtige Ohrfeige. Als ich darüber heftig zu weinen anfing, suchte er mich aufs freundlichste zu besänftigen, und sagte: Lieber Sohn! ich schlage dich nicht, weil du etwas Uebles begangen hast, vielmehr, daß du dich dieser Eidexe erinnerst, die du im Feuer siehst. Das ist ein Salamander, wie man, so viel ich weiß, noch keinen gesehen hat. Er küßte mich darauf und gab mir einige Pfennige."

Unzweifelhaft tritt uns jene Verwechslung in Oelschläger's (Olearius) orientalischer Reisebeschreibung entgegen. „Ein junger Predicant, welcher aus Holland mit kommen war," erzählt daselbst Jürgen Andersen, „trat dieser Tagen in einer Kirchen auf, sich hören zu lassen, da Er mitten in der Kirch eine Stimme hörete Jecko Jecko, worüber der gute Mensch erschrickt, vermeinend es seye der Teufel, oder ein anderer, so seiner spottete, und darüber aus dem Concept kam, es war aber ein Thierlein so sie Jecko nennen, und in den Löchern der Erden hin und wieder gefunden wird, die Holländer sagten, es seye ein Salamander, er ist in der grösse und proportion als ein Eydex, sehr gifftig und gefährlich bey den Einwohnern." — „Die Scorpionen und Jecko oder Salamander," fährt der Erzähler in der Beschreibung der Stadt Amadabath fort, „sind die allervergifftesten Thiere in gantz Indien; wenn aber einer von dem Jecko gebissen wird, ist kein Remedium da, er muß unfehlbar sterben. Sein gifft ist so durchdringend,

daß, wann sein Urin auf den Menschen fället, er davon vergifftet wird, und kommt in Lebens-Gefahr. Ich habe in Batavia auf der Rüstkammer gesehen, daß der Urin des Jecko, so auf den Harnisch gefallen, das harte Eisen in Tag und Nacht durchfressen hatte, gleich wann es das schärffste Scheide-Wasser gewesen." — Aehnliches erzählt Alb. Herport in seiner ostindischen Reisebeschreibung (Bern 1669) von den Salamandern auf Java. Aehnliches J. Saar in der „Beschreibung seiner Ost-Indianischen Kriegsdienste" (Nürnberg 1662).

Da der Salamander die Kinnladen nur in dem Moment öffnet, wo er nach Beute schnappt, und erfahrungsmäßig nie beißt, auch wenn er noch so sehr gereizt oder gepeinigt wird, so beruhen alle Erzählungen, in denen von Salamanderbissen die Rede ist, auf Verwechselungen oder Erfindungen.

Wie die Giftthiere überhaupt, so fand auch der Salamander in der Medicin mancherlei Verwendung. Zu den sogenannten Liebestränken und erotisch erregenden Speisen, deren die Alten eine Unmasse besaßen, gehörte nach Plinius auch ein ausgeweideter und in Honig eingemachter Salamanderrumpf.* Dioskorides aus Anazarba, der etwa um die Mitte des

---

* Ein anderes Aphrodisiacum, der sogenannte Apotheker-Skink oder Stink (Scincus officinalis), eine 6 bis 8 Zoll lange gelbbraune Eidechse mit dunkleren Querbinden wurde früher von Aegypten her häufig in unsere Apotheken gebracht, ist aber natürlich längst obsolet, wie alle derartigen Reizmittel.

Wenn man von all den wunderthätigen Eigenschaften liest, welche die Alten den Thieren und ihren einzelnen Bestandtheilen zuschrieben, so geräth man in Zweifel, was dabei erstaunlicher ist: die Erfindung oder der Glaube. Wie Plinius in dem achtundzwanzigsten Buche seiner Naturgeschichte erzählt, hat Demokritos aus Abdera, einer der gelehrtesten Philosophen des 4. Jahrhunderts v. Chr., über das Chamäleon ein ganzes Buch geschrieben und jedes einzelne seiner Glieder für ein Heiligthum erklärt. „Das Buch hat mir viel Spaß gemacht," sagt Plinius, „denn es ist voll von griechischen Lügen und Windbeuteleien. Kein Thier soll so furchtsam sein, wie ein Chamäleon, und daher schreiben sich die vielen Veränderungen seiner Farbe. Eine große Gewalt übt es auf die Falken aus, denn es zieht die über ihm hinfliegenden zur Erde herab, wo sie sich dann freiwillig von anderen Thieren zerreißen lassen. Verbrennt man seinen Kopf nebst der Kehle mit Eichenholz, so entsteht, wie Demokritos behauptet, Platzregen und Donner; dasselbe geschieht, wenn man die Leber auf Ziegeln verbrennt. Reißt man dem lebenden Thiere die Augen aus, so soll man, nach Demokritos' Behauptung, mit einem Zusatze von Ziegenmilch, die weißen Flecken im Auge vertreiben können; nimmt man ihm die Zunge, so soll man in Processen glücklich sein. Das Herz wird mit schwarzer Wolle von der ersten Schur gegen Wechselfieber angebunden. Der rechte Vorderfuß wird mit einem Hyänenfelle an den linken Arm gebunden, um gegen Räuberei und nächtliche Schrecken zu schützen. Der linke Fuß wird im Backofen mit einem Kraute gedörrt, welches ebenfalls Chamäleon heißt, und mit Salbe in Plätzchen geformt; man legt diese in ein Kästchen, und wer dies trägt, der wird, wenn's wahr ist, unsichtbar rc." — — — So Plinius; aber seine Auszüge aus anderen philosophischen und medicinisch-magischen Schriften klingen nicht besser und nicht schlechter als die Paradoxen des Demokritos. „Diejenigen Frösche," heißt es z. B. in dem zweiunddreißigsten Buche seiner Naturgeschichte, „welche Rubeta genannt werden, in Dornhecken wohnen, die

ersten Jahrhunderts der christlichen Zeitrechnung lebte und durch seine Materia medica weithin berühmt wurde, mischte Salamanderblut unter die Medicamente gegen den Aussatz und Galenus folgte seinem Beispiel. Auch als kosmetisches Enthaarungsmittel gebrauchten Dioskorides und seine Nachfolger den Salamander, indem sie die zu enthaarende Stelle mit Salamanderöl bestrichen. Ein Salamanderherz in schwarzem Felle, unter dem Arme getragen, empfiehlt Kyranus* als Amulet gegen Fieber und als Kniegürtel gegen Conception. Peter Joh. Faber, der in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts als Arzt zu Montpellier lebte, und unter Anderem auch ein „Panchymicum seu anatomia totius universi" schrieb, stellt die Behauptung auf, daß aus der Asche des verbrannten Salamanders ein Salz gewonnen werde, welches durch wiederholte Calcination und Auflösung im Wasser einen süßen Geschmack annehme und alle Giftstoffe aus dem Körper treibe, sowohl durch den Schweiß als den Urin.

Daß der Salamander Feuersbrünste löschen könne, wie die Magier behaupteten, wird selbst von dem sonst so gläubigen Plinius geleugnet. Dagegen schreibt Aelian in dem zweiten Buche seiner Naturgeschichte:

„Der Salamander wird zwar nicht im Feuer erzeugt wie die sogenannten Pyrigonen,** aber er fürchtet es nicht, geht ihm entgegen und sucht es

---

größten von allen sind, und gleichsam zwei Hörner haben, strotzen von Gift. Die Schriftsteller erzählen von ihnen um die Wette Wunderdinge. Sobald man die Rubeten unter das Volk bringt, entsteht Stille. Wirft man das in ihrer rechten Seite befindliche Knöchelchen in kochendes Wasser, so wird das Wasser kalt, und nicht eher wieder heiß, als bis das Knöchelchen herausgenommen ist. — In der linken Seite sitzt ein anderes Knöchelchen, durch welches man das Wasser zum Kochen bringen kann, wenn man es hineinwirft &c." — Der gedörrte Kameelschwanz soll gegen Verstopfung probat sein, die Asche des Mistes gegen Leibschneiden und Fallsucht &c. — Die Zähne der Hyäne sollen helfen, wenn man sie berührt oder der Reihe nach anbindet, gegen Zahnweh; reiße man ihr die Zähne aus der linken Seite des Rachens und binde sie in ein Schaf- oder Bocksfell, so verschwinde das Bauchgrimmen; hat man das Ende des Darmcanals bei sich, so soll man — was aber, wie Plinius naiver Weise hinzusetzt, gewiß nicht wahr ist — gegen die Ungerechtigkeit der Feldherren und Machthaber gesichert sein, und bei Petitionen, Justizsachen und Processen auf einen guten Erfolg rechnen können &c. — — In der Weise geht es fort von Alpha bis Omega durch das gesammte Thierreich. — Durch die Fortschritte der Naturwissenschaften und besonders der Chemie hat sich die Zahl der früher gebräuchlichen rohen Arzneistoffe aus dem Thier- und Pflanzenreiche immer mehr vermindert und die Zahl der stärker wirkenden chemischen Präparate, besonders aus der unorganischen Natur, sich stets vermehrt, so daß jetzt die Arzneistoffe aus dem Thierreiche, mit Ausnahme einiger Absonderungen durch Drüsen, wie der nervenstärkende Moschus und das beruhigende und krampfstillende Bibergeil, fast nur noch als diätetische Mittel zu betrachten sind.

* Kyranus, Kuranus oder Kiranus, ein erdichteter König von Persien, soll die Libros Kyranidum verfaßt haben, welche 1638 lateinisch erschienen. (Jöcher, Gelehrten-Lexikon 1750 und 1751.)

** Die Pyrigonen sind nach Aelian „geflügelte Thiere, welche im Feuer leben,

niederzukämpfen. Das beweisen die Schmiede und Feuerarbeiter; denn so lange ihr Feuer hell brennt, und sie es zum Gehülfen und Förderer ihrer Thätigkeit haben, denken sie nicht an das Thier.* Stirbt aber das Feuer ab, und blasen die Blasebälge vergebens, so wird ihnen klar, daß der Salamander daran Schuld ist. Sie suchen ihn darum auf und bestrafen ihn. Ist das geschehen, so flammt das Feuer wieder hell auf."

Selbst der bloße Name galt in der Folge, kabbalistisch mit Salamanderblut geschrieben, als Talisman gegen Feuersgefahr, und nach Wurfbain verkaufte ein gewisser Doctor Grandhomme zu Paris noch in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts Pergament-Dreiecke mit der nach Norm des Abracadabra erweiterten Inschrift „Salamanadra" als probates Feuerlöschmittel:

†
S
a a
l l l
a a a a
m m m m m
a a a a a a
n n n n n n n
a a a a a a a a
d d d d d d d d d
r r r r r r r r r r
†A A A A A A A A A A A†

Wie hier, so trug auch in Bezug auf Entstehung und Aufenthalt des Salamanders der Aberglaube den Sieg über die Wahrheit davon; denn das Thier, welches Plinius (10, 67, 86) durch einen Platzregen entstehen läßt, das lassen spätere Schriftsteller durch Feuer erzeugt werden und schreiben ihm sogar feuerfest machende Eigenschaften zu. Nach Cap. 4 der sanhedrinischen** Abhandlungen über Criminalstrafen soll Ezechias oder Hiskias, den sein Vater Ahas ins Feuer werfen ließ (Buch der Könige 2, 16), unverletzt aus

---

sich davon nähren und hier- und dahin fliegen", also wahrscheinlich identisch mit den Pyrausten oder Lichtmotten des Aristoteles.

* In der „Zoologie der alten Griechen und Römer" von Lenz (Gotha, 1856) ist die Stelle: „*Εἰς ὅσον μὲν οὖν ἐνακμάζει αὐτοῖς τὸ πῦρ, καὶ συνεργὸν τῇ τέχνῃ ἔχουσιν αὐτὸ καὶ κοινωνὸν τῆς σοφίας, ὑπὲρ τοῦδε τοῦ ζώου οὐδὲ ἐν φροντίζουσιν*" durch: „Diese bekümmern sich nicht um ihn (den Salamander), so lange ihr Feuer hell brennt, und sehen ihn wohl gar auch als einen Gehülfen an" wiedergegeben, indem das „*αὐτὸ*" statt auf das Feuer auf das Thier bezogen wurde, was aber mit dem Folgenden geradezu in Widerspruch steht.

** Sanhedrin (*συνέδριον*, Rathsversammlung) hieß nach dem Exil die oberste Behörde der Juden, welche unter dem Vorsitze des Hohenpriesters aus 70 Mitgliedern bestand und sich täglich versammelte. Es übte die höchste Rechtspflege nach dem mosaischen Gesetz aus, doch ward ihm unter der Herrschaft der Römer die Criminalgerichtsbarkeit entzogen. Nach der Zerstörung Jerusalems blieb es fast nur eine Art Akademie und ging endlich ganz ein.

den Flammen hervorgegangen sein, weil seine Mutter ihn vorher mit Salamandersalbe eingerieben hatte. Daß man dem Salamanderblute gleich dem des Drachens und Lindwurms härtende Kraft zuschrieb, geht aus einem alten Epos von zweifelhaftem Autor „König Laurin" hervor, worin es heißt:

„Daz pluet hat den sit (die Kraft),
Wenn man waffen herrt damit,
Daz wirrt so herrt und so stark,
Daz ez nymant gewinnen magt.
Daz haupt ist grun als ein graß,
Davon sein waffen als waz,
Wenn er daz waffen an sich leit,
So forcht er weder sturm noch streit,
Daz waffen gab lichten schein
Alz sam ez war smaraldein,
Damit bedeckt er al sein gelied."

Der Glaube an die feuerfest machende Kraft des Salamanders findet sich noch in der Geheimmittellehre des 1578 in Paris verstorbenen Arztes Mizaud (Mizaldus), nach dessen Angabe in Salamanderblut getauchte Hände und Kleider nicht verbrennen sollen.

Daß der Salamander, der schon so mancherlei Verwechselung unterlag, auch noch in Beziehung zum Amiant gebracht wurde, machte die Verwirrung vollständig. — Die Amiantgewebe für Kunstproducte aus dem Mineralreiche zu halten, mußte den Alten allerdings schwer fallen, weil eine derartige Erscheinung ganz außer dem Bereich ihrer seitherigen Erfahrungen lag. Da stellte sich als Vermittler der Salamander ein. Nur von ihm, dem feuergeborenen Feuerbewohner, konnte die unverbrennliche oder sogenannte lebendige Leinwand (linum vivum) des Plinius herstammen; er konnte deshalb auch kein nackthäutiges Reptil sein, sondern mußte Wolle tragen oder Fäden ziehen wie die Spinne oder die Seidenraupe: so schlossen die Alten und machten den Salamander, den sie durch Autopsie nicht kannten, zu einem Phantasiegebilde ihrer individuellen Auffassung.

Wenn ein Feuer sieben Jahre hindurch unterhalten wurde, so entstand nach den Scholien zum dritten Buche Mosis (Leviticus) XI, 29, 30 mitten in den Flammen eine Art Maus, Namens Salamander. Einer anderen Lesart zufolge soll der Salamander bereits nach siebentägigem Brande der Glasöfen entstanden und einer Spinne ähnlich gewesen sein. Ausführliches ist hierüber in Bochart's Hierozoikon nachzulesen.

Die Vorstellungen, die sich die arabischen Schriftsteller von dem Salamander machten, sind nicht minder confus als die der Rabbinen. Sie verstanden unter den Namen Sendal, Semendal, Semendar, die Bochart für synonym mit Salamander hält, bald den Wundervogel Phönix, bald eine Art Maus, die im Feuer aus- und eingeht, bald ein Thier, etwas kleiner als der Fuchs, mit rothen Augen und langem Schwanz, aus dessen Haaren

man Tücher webe, die im Feuer nicht verbrennen, sondern durch dasselbe vom Schmutze gereinigt werden.

Daß man den Amiant oder Bergflachs in der That für ein Product des Salamanders hielt, geht übrigens auch aus directen Zeugnissen hervor. In seinem Glossarium ad scriptores mediae atque infimae latinitatis (Paris, 1736) theilt der berühmte Gelehrte Du Fresne einen Brief jenes fabelhaften christlichen Fürsten Johannes Presbyter mit, der im Jahre 1203 im Kampfe gegen Dschingischan seinen Tod gefunden haben soll, worin es heißt:

„In einer anderen Provinz zunächst der heißen Zone kommen Würmer vor, die in unserer Sprache Salamander genannt werden. Diese Würmer können nur im Feuer leben und machen eine Art Wollgehäuse um sich wie andere Würmer ein Gespinnst. Die Wolle wird von unseren Palastdamen sorgfältig bearbeitet, und wir erhalten davon Kleider und Tuche, die nur im Feuer gewaschen werden können."

Die Salamander in den Feuerbergen Agrimontins

Die würken phelle türe
Die niemant überreichet (an Reichthum übertrifft),
Der wirt auch in dem fiure
Wieder neuv, als er von alter bleichet
Wenn er an seiner Wirdigkeit verdirbet
Von alter Tageweide (vom langen Tragen)
Das feur im alle seine farb erwirbet."

heißt es in dem Heldengedichte „Titurel" von Wolfram von Eschenbach, und ähnlich spricht sich Wirnt von Gravenberg in seinem „Wigalois" aus:

„Einen mantel truc si zobelin
Bedacht mit einem pfelle
Den hat ir ir geselle
Verrebracht über se
Die wurme Salamandere
Wehrten in in dem viure
Davon was er tiure
Unde mühlich ze gewinnen
Anderen kuniginnen."

Auch in dem von Wolfram von Eschenbach angefangenen und von Ulrich von Türheim fortgesetzten Epos „Wilhelm der Heilige von Oranse" ist von einem solchen Salamanderwurme die Rede:

„Den phellil, den sie zu cleidern truk
Was geworcht ane menschen hand
Als ich tete vor bekannt
Van den worme bi tussangale.

— — — — — — — — — —

Alse man die phellil truc
Biz in daz aldir genuc.
So wart dan eyn veur bereit
Darinne man die phellil leit
So werden sie neuve alsame."

Dagegen erklärt der schon erwähnte **Albertus Magnus** in seinem Thierbuche:

„Ettliche sagen, das dieser gifftiger wurm ein zarte wollen hab, die vom fewer nit geschediget oder verbrannt werden mag, aber ich bin selber innen worden, das solche materi, die man auch inn diese landt von frembden gegneten zu uns bringt, kein wol von einem thier ist, oder haltens für andere materi, aber ich glaub gentzlich, das es reine woll sei von eysen orten. Denn wo man die grossen eysen Ambiß schmidet, und ettwan ein stuck darvon springt, so fleugt ein solche harige woll oder flecken, gleich einem dampff hinweg, wo der selbigen auffgefangen wirdt, ist er aller massen anzusehen, wie ein braunfarbe wollen oder flecken. Die mag von fewer nit geschedigt oder verbrannt werden, solliche wollen oder flecken halten ettliche für har oder wollen des Salamanders."

Der wahre Sachverhalt wurde noch vor Ausgang des 13. Jahrhunderts durch den berühmten venetianischen Reisenden **Marco Polo** bekannt. Nach seiner Erzählung giebt es in der Provinz Chingintalas einen Berg, in welchem Stahl und Andanicum* gefunden wird, außerdem Salamander. Der Salamander ist nämlich kein Thier, welches, wie man sagt, im Feuer lebt, sondern ein Mineral, welches wollartige Fäden giebt. Es wird in der Sonne getrocknet, in großen Mörsern zerstampft und gewaschen, darauf in feine Fäden gezogen, gesponnen und zu Zeugen verarbeitet. Diese Zeuge sind ursprünglich braun, werden aber durch Feuer weiß und gehen, wenn sie schmutzig geworden, weißer als Schnee aus demselben hervor. Von der Salamanderschlange, welche in dem Feuer leben soll, hat **Marco Polo** in den orientalischen Gegenden jedoch nichts erfahren können und erklärt diese nach der **Baldelli**'schen Ausgabe geradezu für eine Fabel.

Daß diese Fabel aber noch im 16. Jahrhundert florirte, ergiebt sich aus den „Broemsamlin doct: Keiserperechs (Geilers von Kaisersberg), uffgelesen von J. Pauli" (1517), worin es heißt;

„Der Salamander ist ein schlang oder ein wurm, der ußwendig des fewers nit leben mag. Der macht ein nestlin wie ein seiden wurm, den man in Maulbeerlaub leget. So kommen dann die Jungfrawen von India, derent die würm seynd, uß dem frawen zimmer, nehmen die woll, und machen dem kunig einen rock darauß."

---

* Andanicum (andanico) ist ein unbekanntes Metall; nach **Baldelli**'s Vermuthung ein weiches Eisen, welches in Verbindung mit Stahl zur Fabrication der berühmten Damascenerklingen diente. (Viaggi di Marco Polo, Venezia 1829.)

Quacksalber und Alchymisten verbrannten den Salamander und benutzten die Asche zu allerlei Medicamenten und golderzeugenden Tincturen; aber gleichwohl wurde die Fabel von der Unverbrennlichkeit des Thieres immer populärer.

„Halec unda fovet, Salamandraque pascitur igne,
Aëre Chamaeleon; telluris munere Talpa,“

heißt es im Lateinischen; die folgenden Reime finden sich in v. Laßberg's „Althochdeutschem Liedersaale“:

„Salamander spiset sich
Mit Für, das ist wunderlich;
Chamäleon des Luftes lebt;
Der Hering des Wassers, wo er schwebt;
Den Schero nüt wann Erde närt:*
Sus ist den vieren ihr Spis beschert.“

„I have maintain'd that salamander of yours with fire, any time this two and thirty years; Heaven reward me for it!“ (Seit zweiunddreißig Jahren nunmehr habe ich diesen euren Salamander mit Feuer unterhalten; der Himmel lohne es mir!) sagt Falstaff zu Bardolph in Bezug auf dessen versoffene, rothe Nase (König Heinrich IV. 1. Thl. Act III. Sc. 3).

Ob Shakespeare sich ein bestimmtes Bild von seinem Salamander gemacht hat, ist sehr problematisch, denn dieser war längst zum vagen, abstracten Begriffe geworden. Bei dem unbekannten Autor der Geoponiken oder landwirthschaftlichen Verordnungen des 7. bis 8. Jahrhunderts ist der Salamander ein sehr kleines Thier (*τὸ ἐλάχιστον ζῶον*), bei Albertus Magnus (lat. Ausg.) ein sehr großes. Bei J. C. Scaliger (Exercitatio 185 de Subtilitatib.) ist er ein Giftthier, welches durch seinen Athem ganze Strecken Feldes beschädigt, also eine Art Basilisk.

Was das Mittelalter sich alles für Vorstellungen von dem Salamander machte, das zeigen die hunderterlei bildlichen Darstellungen des Thieres. Der Kopf gleicht da bald dem einer Schlange, bald dem eines Schafes, eines Drachens oder Hundes; aus dem offenen Rachen streckt sich bald eine zweispitzige Zunge, bald ist er fest geschlossen, die Augen funkelnd hervortretend. Auch zweiköpfig wird der Salamander mitunter dargestellt. Der Hals ist bald lang, bald kurz, bald gerade ausgestreckt, bald nach hinten gedreht; der Leib bald unförmlich dick, bald schlank, mit Schuppen, Wolle, Borsten und anderen Zuthaten versehen, sogar bisweilen mit Flügeln. Der Schwanz ist vielfältig gekrümmt und gewunden, bald gegen den Bauch geschlagen, bald über den Rücken gebogen, rund, kantig, gekielt, behaart, be-

* Den Maulwurf nichts als Erde nährt.

schuppt, bald in eine, bald in zwei Spitzen oder einen Pfeil auslaufend. Die Füße sind bald zwei-, bald drei- und vierspaltig, mit Hufen oder Krallen versehen. Ryff's „Contrafactur-Figur" des Salamanders besteht aus einer Art Eidechse mit Adlerfängen und einem ingrimmigen Affengesicht. Ueber den Rücken zieht sich eine Reihe sechszinkiger Kreuze, der Schwanz läuft in einen halbmondförmigen Zweizack aus, und die Flanken bis zum Halse sind mit langen Wollhaaren bekleidet. Meist sieht man den Salamander als lindwurmartige Eidechse abgebildet, welche mitten im Feuer sitzt.

Symbolisch wurde ein solcher Salamander im Feuer zur Bezeichnung der Beständigkeit, Treue, Tugend, Sittenreinheit und Wahrheit auf Wappen und Wappenschilden, auf Medaillen und Büchertiteln benutzt. Franz I. von Frankreich hatte ihn mit dem Wahlspruch „Nodrisco il Bono e spengo il Reo" oder auch „Nutrisco et extinguo" als Devise gewählt; und wie G. Freytag in seinen „Bildern aus deutscher Vergangenheit" (II. 1.) erzählt, war bereits 1450 von Sigismund von Oesterreich eine „Gesellschaft", beziehungsweise ein Orden vom Salamander gestiftet worden.

Mystiker und Alchymisten verstanden unter Salamander theils den sogenannten Stein der Weisen,* theils natürliches Quecksilber (argentum vivum), theils Präcipitate und Sublimate, wie Mercurius sublimatus corrusivus und Hydrargyrus oxydatus ruber etc. etc.

Gleich Marco Polo leugnet auch Joh. Bapt. van Helmont (gest. 1644) die Existenz eines animalischen Salamanders und erkennt nur einen mineralischen an, nämlich das Gold.

Auch Menschen, wie die sogenannten Feueresser und andere Pyrotechniker wurden Salamander genannt, ebenso Verstorbene, deren Seelen zur ewigen Feuersqual verdämmt waren. Bei den Aegyptern bedeutete ein Salamander im Feuer nach Horus Apollo einen Menschen, der vom Feuer verbrannt wird, nach Masen das Gegentheil und nach Valerianus Bolzianus einen solchen, der gleich dem Salamander, wenn er auf die Bäume kriecht, überall Unheil anrichtet. Ein literarischer Salamander war ein Mann vom schärfsten Geist und beharrlichsten Fleiß, sowie andererseits ein von Weisheitsdünkel, Neid und Streitsucht erfüllter Gelehrter.

In der Dämonologie verstand man unter Salamandern die Elementargeister des Feuers; denn wie Philippus Aureolus, Theophrastus Bom-

* Mit den Versuchen, unedle Metalle in edle zu verwandeln, ging das Suchen nach einem alle Krankheiten heilenden und das Leben verjüngenden Universalmittel Hand in Hand. Man nannte das erste menstruum universale, das zweite lapis philosophorum oder Stein der Weisen. Daß die Alchymisten sich mystischer Bilder und Allegorien bedienten, lag zum Theil an den Verfolgungen, denen ihre Schriften bereits unter Diocletian und in der Folge noch öfter ausgesetzt waren, zum Theil an der mittelalterlichen Vorliebe für das Geheimnißvolle. Auch dieser alchymistische Salamander trug nicht wenig dazu bei, die Naturgeschichte des wirklichen immer mehr zu verwirren.

bastus, Paracelsus von Hohenheim in seiner Meteorologie (Cap. 4) erklärt, hat Gott außer den Menschen, den Nachkommen Adam's, noch vier andere Gattungen von Menschen geschaffen, mit Fleisch, Knochen und Vernunft versehen, und diesen die vier Elemente zur Bewohnung angewiesen. Von diesen „Elementarischen Geistern wohnet," wie es in dem zweiten Tractat über die Pest (Cap. 1) heißt, „der eine Theil und Geschlecht im Wasser: Das andere Geschlecht wohnet im Feuer, als die Penates, Salamandrae: Der dritte im Lufft, als die Sylvestres (soll wohl Sylphen heißen). Der vierdte in der Erden, als Gnomi, Lemures, Pygmaei, Schrötlein und dergleichen."

Diese vier Elementargeister beschwört Goethe's „Faust" mit den Worten:

„Salamander soll glühen,
Undene sich winden,
Silphe verschwinden,
Kobold sich mühen."

In Schiller's „Wallenstein" ist der Salamander Feuerbewohner und in seinem „Taucher" eine Art Seeungeheuer.

„Ja wer durchs Leben gehet ohne Wunsch,
Sich jeden Zweck versagen kann, der wohnt
Im lichten Feuer mit dem Salamander
Und hält sich rein im reinen Element,"

entgegnet Wallenstein dem jungen Piccolomini; der Taucher aber berichtet:

„Denn unter mir lag's noch bergetief
In purpurner Finsterniß da,
Und ob's hier dem Ohre gleich ewig schlief,
Das Auge mit Schaudern hinunter sah,
Wie's von Salamandern und Molchen und Drachen
Sich regt in dem furchtbaren Höllenrachen."

Ob der Salamander noch weiter als Ungeheuer poetisch verwerthet wurde, ist mir nicht bekannt. Als Feuerbewohner und Elementargeist des Feuers begegnet er uns dagegen fort und fort.

In uralter Zeit, erzählt E. Th. A. Hoffmann in dem phantastischen Märchen „Der goldene Topf", herrschte in dem Wunderlande Atlantis der mächtige Geisterfürst Phosphorus, dem die Elementargeister dienten. Der Salamander, der aus Verzweiflung über den Verlust seiner Geliebten, der grünen Schlange, eines Tages flammensprühend in dem Garten des Phosphorus umherrannte und die Blumen versengte, wurde zur Strafe dieses Frevels zu den Erdgeistern hinabgestoßen, um von diesen so lange gefangen gehalten und geneckt zu werden, bis der Feuerstoff sich wieder entzündet hätte. Dies geschah denn auch endlich, aber nur bis zum Menschen keimte

er empor, und, eingehend in das menschliche Leben, mußte der verstoßene Elementargeist auch alle Bedrängnisse desselben ertragen, und nur in den Funken, die er aus den Fingerspitzen zu schnippen vermag, giebt sich seine frühere Salamander-Natur noch zu erkennen.

Nach Plinius (10, 67, 86) ist der Salamander so kalt, daß er wie Eis das Feuer löscht. Davon ausgehend, machen ihn Gust. Freytag und Paul Heyse zu einem Feuerbewohner, der vermöge dieser inneren Kälte das Feuer nicht spürt. „Nichts über kaltes Blut, brummte der Salamander, als er im Ofenfeuer saß," sagt Conrad Bolz in dem ersten Acte der „Journalisten" zu sich selbst.

„Wir aber können nicht verbunden bleiben,
Nicht hier, nicht dort, und wollt' ich auch, entbrannt,
Dir meiner Seelen Seligkeit verschreiben.

Denn eine Strafe wird dir zuerkannt.
Die ich nicht theilen kann: mit eis'gem Herzen
Zu frieren, rings von Flammen übermannt,"

erklärt P. Heyse der Geliebten in seinen erotischen Terzinen „Der Salamander".

III. „Salamanderreiben".

Unter der mysteriösen Bezeichnung „einen Salamander reiben" versteht man ein gemeinschaftliches Trinken im Tact und auf Commando. Ueber die Entstehung und den absonderlichen Namen dieses Brauches, der von den Hochschulen allmälig auch in andere Gesellschaftskreise überging, herrschen verschiedene Ansichten und Vermuthungen.

Wie aus Theokrit's zweitem Idyll „Die Zauberin" hervorgeht, hat man schon im Alterthume Salamander gerieben; aber das war kein fröhlicher Trinkact wie unser „Salamanderreiben", sondern ein Act finsteren Aberglaubens: man stampfte und zerrieb den wirklichen Salamander, um daraus einen vermeintlichen Liebestrank zu gewinnen.

„Bringe mir rasch Buhlzauber, o Thestylis! Bringe mir Lorbeern,
Wind' um den Opferpocal die purpurne Blume des Schafes!
Daß ich meinen Geliebten, der hart mich quälet, beschwöre;
Der mir schon zwölf Tage, der Elende, nimmer erscheinet.
— — — Anderswohin traun!
Lenkte sein Herz ihm Eros, dem Flatterer! Und Aphrodite!
Zieh' umrollender Kreisel den Mann mir zurück in die Wohnung!
Morgen zerreib' ich den Molch und bringe dir schlimmes Getränk dar!"*

* Σαύραν τοι τρίψασα κακὸν ποτὸν αὔριον οἰσῶ, heißt der letzte Vers im Original; σαύρα bedeutet nach Rost's griechischem Wörterbuche bei Herodot und Aristoteles Eidechse, bei Theophrast und Theokrit Salamander.

Daß zwischen diesem pharmaceutischen Salamanderreiben der Alten und unserem Salamanderreiben keinerlei Zusammenhang obwalten kann, liegt auf der Hand.

Wurzelt der Brauch, wie Andere vermuthen, etwa im germanischen Alterthume?

In dem achten Capitel seines „Ekkehard“ erzählt Victor Scheffel von einem nächtlichen Conventikel auf dem Fels Hohenkrähen.

„Es war ein Thier geschlachtet worden, ein Haupt wie das eines Pferdes war an den Eichstamm genagelt, Spieße standen über dem Feuer, Knochen lagen umher. In einem Gefäß war Blut.

„Um einen zugehauenen Felsblock saßen viele Männer, ein Kessel mit Bier stand auf dem Stein, sie schöpften daraus mit steinernen Krügen.

„An der Eiche kauerte ein Weib (die Waldfrau). — — — Das Weib auf dem Hohenkrähen war alt und struppig.

„Die Männer schauten nach ihr. Zusehends erhellte sich der Himmel im Osten. In die Nebel über dem See kam Bewegung. Jetzt warf die Sonne ihre ersten Strahlen vergüldend über die Berge, bald stieg der feurige Ball empor; da sprang das Weib auf, die Männer erhoben sich schweigend; sie schwang einen Strauß von Mistel und Tannreis, tauchte ihn in das Gefäß mit Blut, sprengte dreimal der Sonne entgegen, dreimal über die Männer, dann goß sie des Gefäßes Inhalt in das Wurzelwerk der Eiche.

„Die Männer hatten ihre Krüge ergriffen, sie rieben sie in einförmiger Weise dreimal auf dem geglätteten Fels, daß ein summendes Getön entstand hoben sie gleichzeitig der Sonne entgegen und tranken aus; in gleichem Tacte setzte Jeder den Krug nieder, es klang wie ein einziger Schlag. Dann warf ein Jeglicher seinen Mantel um, schweigend zogen sie den Fels hinab.“

„Wer da weiß,“ bemerkt Scheffel zu dieser Schilderung in seiner 122. Anmerkung, „mit welcher Zähigkeit der Bauer in seiner Sitte die Ueberlieferung altersgrauer Vergangenheit bewahrt, und wie noch manche seiner heutigen Bräuche an die Opfer des Heidenthums gemahnen, den wird es nicht befremden, im zehnten Jahrhundert noch auf nächtliche biertrinkende Conventikel zu stoßen, die sich von denen zu des heiligen Columba Zeiten (6. bis 7. Jahrh.) wenig oder gar nicht unterscheiden. Ob übrigens eine in ähnlichen Formen wie die hier beschriebenen, sich bewegende Sitte des gemeinschaftlichen Trinkens auf den deutschen Hochschulen, die unter dem Namen „einen Salamander reiben“ bekannt, aber von Niemandem erklärt ist, nicht auch einen Anklang an altheidnische Trankopfer enthalte, bleibe dahingestellt.“

Was Scheffel dahingestellt sein läßt, kann als ziemlich bestimmt angenommen werden, denn die Manipulationen, die sich mit Krügen, Humpen

und Gläsern vornehmen lassen, bestehen eben in nichts weiter als Anstoßen, Reiben, Rappeln und gleichzeitigem Niedersetzen, und mit so beschränkten Mitteln ist es schwer, Formen zu finden, die nicht an bereits vorhandene anklingen sollten. — Ein Schluß auf das Alter des „Salamanderreibens" ist daraus natürlich nicht zu ziehen.

Altgermanischen Ursprunges kann der Brauch aus dem Grunde nicht sein, weil unsere Vorfahren, so lange sie in dem Salamander nur den ekelhaften Giftmolch erblickten, diesen auch nicht zur Unterlage eines feierlichen Trinkactes machen konnten. Erst mußte der Salamander zum Symbol erhoben worden sein, ehe er einem symbolischen Acte den Namen geben konnte. — Symbol der Treue, Beständigkeit, Tugend und Sittenreinheit ist der Salamander etwa seit dem 15. Jahrhundert; daraus folgt aber noch keineswegs, daß auch das „Salamanderreiben" damals schon im Brauche war. Es sind das Alles Vermuthungen ohne irgend welche thatsächliche Unterlage.

Paul Wurfbain, der 1683 eine 133 Quartseiten starke lateinische Salamandrologie oder „geschichtlich-philologisch-philosophisch-medicinische Beschreibung" des Salamanders herausgab, würde des „Salamanderreibens" sicherlich nicht vergessen haben, wenn es zu seiner Zeit schon im Schwange gewesen wäre. Auch in Adolf Friedrich Funk's umfassender Salamandrologie vom Jahre 1827 ist des „Salamanderreibens" mit keiner Silbe gedacht. — Ich habe da und dort Erkundigungen über die Universitätsjahre 1830 und 1831 eingezogen und überall die Antwort bekommen, daß der Brauch damals noch nicht existirt habe.

Nach einer in Norddeutschland ziemlich verbreiteten Annahme soll der frühere Universitätsrichter v. Salomon, der den Spitznamen „Salamander" hatte, Veranlassung zu dem „Salamanderreiben" gegeben haben. Gegen Ende der dreißiger Jahre setzte dieser, wie mir von verschiedenen Seiten berichtet wird, in Bonn verschärfte Maßregeln bezüglich der Polizeistunde durch. Um elf Uhr hatten die Pedelle die Runde durch die „Kneipen" zu machen. Diese sollten mit dem Glockenschlage geräumt werden. Die „Kneipanten" suchten es deshalb so einzurichten, daß sie beim Eintritte der Polizeistunde noch einmal volle Gläser vor sich hatten, in der Voraussetzung, die Pedelle würden ihnen doch wenigstens so viel Zeit gestatten, um ruhig austrinken zu können. Aber die Befehle des Universitätsrichters waren scharf, und das Gewissen seiner Pedelle konnte nur so beruhigt werden, daß man sofort stehend austrank. Man rieb dabei unwillkürlich mit den Gläsern auf dem Tisch und murmelte den Spitznamen des gestrengen Herrn Universitätsrichters: „Salamander, Salamander!" vor sich hin; trank dann aus und setzte die Gläser a tempo nieder. Aus diesen bescheidenen Keimen soll sich allmälig das complicirtere „Exercitium Salamandri" entwickelt haben und von Bonn zunächst nach Heidelberg verpflanzt worden sein.

Diese Deutung des dunklen Brauches stimmte so sehr mit meinen Ansichten von der Sache überein, daß ich sie gern zu der meinigen gemacht hätte; allein sie enthielt einen nicht zu beseitigenden Anachronismus.

Das „Salamanderreiben" war älter als die mißliebigen Maßregeln des Herrn v. Salomon.

„Ich bin fest überzeugt," schreibt mir unter Anderem der frühere Reichstagsabgeordnete Staatsrath a. D. Lamey, „daß wir in Karlsruhe schon auf der Penalia (Lyceum) 1834 Salamander gerieben, jedenfalls, daß ich diesen Brauch 1835 bei einem Besuche meines Bruders in Heidelberg kennen lernte. Im Herbst 1835 kam ich nach Bonn, ob dort „salamandrirt" wurde, entsinne ich mich nicht und bezweifle es. Aber als ich den Winter 1836 nach Heidelberg kam, war die Sitte schon fest eingewurzelt. In München, wo ich 1837 bis 1838 war, hatte ich, da ich als Philister (eingezogen) lebte, keine Gelegenheit zu Erfahrungen."

Durch dieses und das Zeugniß anderer Studiengenossen wurde meine eigene Ueberzeugung, daß ich im Jahre 1834 in Heidelberg schon den fertigen „Salamander" gerieben, zur objectiven Wahrheit, und die Bonner Behauptung, daß der Universitätsrichter v. Salomon den ersten Anstoß zum „Salamanderreiben" gegeben habe, hinfällig.

Nach Ausweis der betreffenden Acten des Unterrichts-Ministeriums ist v. Salomon vom 1. October 1834 an als Universitätsrichter zu Bonn angestellt und am 18. October 1834 in sein Amt eingeführt worden, welches er bis zum 1. Januar 1854 bekleidet hat. Er kann somit auch nicht Veranlassung zu einem Brauche gegeben haben, der 1834 in Heidelberg schon in voller Blüthe stand, und bereits in derselben Form executirt wurde wie auch später. Damals wurde nämlich auf das Commando „Salamander!" mit den Gläsern auf dem Tische gerieben und dabei so lange „Salamander, Salamander" gemurmelt, bis der Commandirende „Eins, Zwei, Drei!" gezählt hatte. Auf „Drei!" wurden die Gläser a tempo aufgenommen und ausgetrunken. Bei dem zweiten Commando „Eins, Zwei, Drei!" wurden sie a tempo niedergesetzt und damit so lange gerappelt, bis ein drittes „Drei!" erschallte, worauf die Gläser a tempo aufgenommen und auf ein weiteres „Eins, Zwei, Drei!" mit einem Schlage niedergesetzt wurden.

Stadtrath und Syndicus Dames in Potsdam theilte mir mit, daß er im Spätsommer 1833 zum ersten Male das „Salamanderreiben" in Bonn habe kennen lernen, aber in einfacherer Form wie jetzt. Nach seiner Meinung wären es Heidelberger Studenten gewesen, die den „Salamander" gerieben hätten.

Bekanntlich brach am 3. April 1833 zu Frankfurt a. M. ein Aufstand aus, durch welchen zunächst der Bundestag gesprengt und die Umgegend re-

volutionirt werden sollte. Der Aufstand wurde zwar im Keime unterdrückt, aber nicht ohne Verlust von Menschenleben. Obgleich sich nur Burschenschafter daran betheiligt hatten, so wurden doch sämmtliche Verbindungen aufgelöst, und der Besuch von Heidelberg und anderen süddeutschen Universitäten in Preußen verboten. Viele Mitglieder der „Saxo-Borussia" siedelten in Folge dieses Verbotes nach Bonn über, und bei dieser Gelegenheit mag Dames mit dem Brauch bekannt geworden sein.

Wie Fürst Bismarck, der 1832 die Universität bezog, mir mittheilen ließ, sei in Göttingen damals von Studenten, die von anderen Universitäten gekommen, hin und wieder sporadisch eine Art „Salamander" gerieben worden, aber nicht recipirter „Kneipusus" gewesen.

Meine Annahme, daß das „Salamanderreiben" um das Jahr 1831 entstanden sein müsse und zwar in Heidelberg, wurde mir schließlich durch die Angaben des Landraths a. D. Palm in Steglitz zur positiven Gewißheit. Dieser theilte mir mit, daß er von Ostern 1832 bis Michaelis 1833 Corpsbursche der „Saxo-Borussia" in Heidelberg gewesen und dann nach Berlin gegangen sei. Damals bereits, nämlich im Jahre 1832, sei öfters ein „Salamander" gerieben worden, aber in einfacherer Form wie später. Es wurde nämlich auf das Commando „Salamander!" mit den Gläsern gerieben und dabei „Salamander" gemurmelt. Auf das Commando „Eins!" wurden die Gläser aufgenommen, auf das Commando „Zwei!" geleert und auf das Commando „Drei!" a tempo niedergesetzt. Da Ein- und Zweiunddreißiger anderer Corps, bei denen ich Nachfrage hielt, sich des Brauches nicht zu erinnern vermochten, so scheint er damals zuvörderst nur auf der Kneipe der „Saxo-Borussen" üblich gewesen zu sein. Auf anderen Universitäten kam das „Salamanderreiben" erst später auf, und zwar im Verhältnisse zu ihrer Entfernung von dem Ausgangspunkt, also z. B. in Berlin und Breslau später als in Jena und Halle u. s. w.

Die Zeit der Entstehung war hiernach so ziemlich festgestellt; aber wie und unter welchen Umständen das „Salamanderreiben" entstanden, was es ursprünglich zu bedeuten hatte, darüber konnte ich nirgends etwas Bestimmtes erfahren. Auch J. Vollmann's „Burschikoses Wörterbuch" (Ragaz 1846) schweigt darüber, und enthält überhaupt nichts weiter, als eine Beschreibung des Exercitiums bei der Burschenschaft. Es war den Anderen eben ergangen wie mir: wir rieben „Salamander", ohne uns um die Entstehung und Bedeutung des Brauches weiter zu kümmern, und als endlich nach dreißig bis vierzig Jahren der Eine und der Andere damit anfing, da war es zu spät.

„Es wiederholt sich auch hier," äußerte Professor Usener in Bezug auf unsere Frage, „daß der Ursprung eigenthümlicher Bräuche sich in ein Dunkel hüllt, das sich nur durch Vermuthungen zweifelhaft beleuchten läßt. Wenn die Bräuche beginnen beachtet zu werden und ein Interesse zu erwecken,

ist ihre Entstehung, die ohnedies eine allmälige und kaum merkliche zu sein pflegt, vergessen."

„Nach meiner Ansicht," schrieb mir der schon erwähnte Staatsrath a. D. Lamey, „ist das „Exercitium Salamandri" irgendwie in Verbindung mit der Magie eine alte Beschwörungsformel der Dämonologie, in welcher der Salamander ja seine Rolle spielt, und durch irgend einen ‚Witz' in seine jetzige Gestalt eingeführt."

Ich selbst erklärte auf eine öffentliche Anfrage in den sechziger Jahren, daß man durch das Trinken nach Tact und Commando, durch das sogenannte „Exercitium Salamandri", das Trinken überhaupt habe feierlicher machen und durch das Wort „Salamander", welches die Trinker während des Reibens mit den Gläsern vor sich hinsprechen, symbolisch die Aufrichtigkeit der freundschaftlichen Gesinnung für den Gegenstand des Salamanderreibens habe ausdrücken wollen, glaubte aber nie recht an diese Erklärung, indem ein dunkles Gefühl auch mich antrieb, das sogenannte „Salamanderreiben" für einen zufälligen „Kneipwitz" zu halten, dem erst nachträglich tiefere Bedeutung untergelegt wurde. — Weitere Nachforschungen bestätigten meine Ansicht.

Regierungsrath Barkhausen wurde mir als derjenige bezeichnet, der den Schlüssel zu dem Räthsel hätte. Ich suchte ihn natürlich sofort auf, und erfuhr zu meiner freudigen Ueberraschung, daß der Name „Salamander" nichts weiter sei, als ein durch Verschlucken von Buchstaben corrumpirtes „Sauft Alle mit einander!" [S(auft) Alle m(it) (ein)ander.] Dabei ist zu bemerken, daß der Name Salamander den Heidelberger Studenten ganz geläufig ist, indem das Thier, welches ihn führt, auf den dortigen Gebirgen eine ganz gewöhnliche Erscheinung ist und zumal auf der vielbesuchten Schloßruine häufig angetroffen wird. Ich halte es sogar für wahrscheinlich, daß der Spitzname des Bonner Universitätsrichters von früheren Heidelbergern ausgegangen ist. Als seinen Gewährsmann bezeichnet mir Regierungsrath Barkhausen den verstorbenen Klosterkammerdirector Haccius, der 1831 in Heidelberg studirte, darauf Corpsbursche der „Hannoverania" in Göttingen war und den nunmehrigen Reichskanzler zum „Leibfuchs" gehabt haben soll. — Dem vorhin erwähnten Landrath a. D. Palm war die Haccius'sche Deutung unbekannt; er fand sie aber sehr plausibel, da gewöhnlich bei dem Nachhausegehen vorher noch ein „Salamander" gerieben wurde. Die Aufforderung, noch ein Glas gemeinschaftlich oder zusammen zu trinken, möge zustimmend mit „Sauft Alle mit einander!" beantwortet und dabei unwillkürlich mit den Gläsern gerieben worden sein. In dem Reiben mit den Gläsern erblickt der frühere „Saxo-Borusse" ein Surrogat für gemeinschaftliches Anstoßen.

In Bonn scheint der Brauch eine Zeit lang ganz in Vergessenheit gerathen, und erst durch das mißliebige Auftreten des Universitätsrichters

v. Salomon recht in Schwung gekommen zu sein: daher wohl der Irrthum, daß er der unfreiwillige Urheber des Brauches gewesen sei. Von Bonner Studenten der Jahre 1834, 1835 und 1836, bei denen ich Erkundigungen einzog, erinnerten sich nur Wenige, das „Salamanderreiben" damals sporadisch kennen gelernt zu haben. In Heidelberg war der Brauch dagegen im Jahre 1834 allgemein und hatte sich 1840 bereits bis in die Honoratiorenschaft der Landstädte verbreitet. Der schon erwähnte Staatsrath a. D. Lamey theilt mir eine Anekdote mit, die das Gesagte in ergötzlicher Weise bestätigt.

„Ich war im December 1840 nach Meßkirch als Rechtspraktikant gesandt worden," heißt es in dem betreffenden Schreiben, „und blieb bis März 1841 dort. Meßkirch ist ein Städtchen von 1800 Einwohnern im Seekreis, 3 Stunden von Sigmaringen. Es war dort ein Museum, d. h. eine kleine Wirthsstube, in der sich die paar Honoratioren zusammenfanden und wo einige Zeitungen und Zeitschriften von ihnen und für sie aufgelegt waren; daneben kneipte man auch zuweilen Abends, meiner Erinnerung nach, am Samstag; auch kamen die Herren Pfarrer der Nachbardörfer dahin. Nach einem solchen Kneipabend kam ich, ich glaube, eines Montags auf die Amts- und Gerichtsstube, und las die Post, d. h. die eingekommenen amtlichen Briefsachen und Meldungen. Darunter fand ich zu meinem Ergötzen auch die Meldung eines in Meßkirch stationirten Gensdarmen gegen den Unfug der Museumsgesellschaft. Sie besagte etwa, daß die Herren im ‚Museumsstüble' am Samstag einen ungebührlichen Lärm gemacht hätten, denn ‚sie schlugen mit den Gläsern auf die Tische, wie wenn es Holzblöcke (d. h. die Gläser) wären, und sangen ein unmoralisches Lied dazu, das sie Salamander nannten.' Natürlich wurde darob viel gelacht und der pflichteifrige Gensdarm belehrt, daß das Lied ‚Salamander' mindestens nicht unmoralisch sei. Bei dieser Erinnerung ist in Zeit und Stoff kein Irrthum möglich. Ich erzählte die Anekdote oft, war aber seither nie mehr in Meßkirch."

Ob vielleicht unmittelbar vor oder nach dem „Salamanderreiben" ein Lied gesungen wurde oder ob der Gensdarm so unmusikalisch war, das „Salamander"-Gebrumme selbst für Gesang zu halten, dessen erinnert sich Lamey nicht mehr.

Eine symbolische Bedeutung hatte also das „Salamanderreiben" von Hause aus nicht; es war nichts weiter als ein formeller gemeinschaftlicher Trinkact, bei dem ursprünglich jeder Theilnehmer während des Reibens mit den Gläsern die Worte: „Sauft Alle mit einander!" vor sich hinmurmelte, woraus unwillkürlich „Salamander" wurde. In der Folge benutzte man das Exercitium Salamandri zum Gesundheittrinken und statt Salamander murmelte oder brummte man nun auch häufig den Namen der Person, auf deren Wohl getrunken wurde. Der Brauch kam mit den Jahren mehr und

mehr in Aufschwung und jetzt reibt man nicht blos auf der Universität, sondern selbst in officiellen Kreisen zur Feier der wichtigsten Staatsereignisse und geschichtlichen Momente einen — „Salamander".

* * *

Vorstehende Abhandlung erschien im Januar 1875 in den „Westermann'schen Monatsheften". Die in einer Note ausgesprochene Bitte um eventuelle weitere Aufschlüsse über den dunklen Brauch des „Salamanderreibens" war nicht ohne Erfolg, denn es gingen mir im Laufe des Jahres mehrere zum Theil recht interessante Repliken zu.

In einer derselben vom 16. Januar 1875 äußert Rector Schröder von Mo[illegible]ngen Folgendes:

„Die Barkhausen'sche Erklärung des Wortes ‚Salamander', wonach der Name nichts weiter sei als ein durch Verschlucken von Buchstaben corrumpirtes ‚Sauft Alle mit einander!' hat mich ebenso wie den Verfasser überrascht. Die Erklärung trifft allerdings insofern zu, als sie den Charakter des biertrinkenden deutschen Studenten kennzeichnet oder vielmehr kennzeichnen soll. Indessen will ich doch zur Ehrenrettung des im Punkte des Biertrinkens viel verschrienen deutschen Studententhums eine andere Erklärung des Wortes ‚Salamander' geben, welche ich einmal bei einer feierlichen Gelegenheit aus dem Munde eines Professors gehört habe, und welche meines Erachtens das gleiche Recht des dunklen Ursprungs mit der Barkhausen'schen Erklärung für sich in Anspruch nehmen darf, daneben aber, wie gesagt, für das deutsche Studententhum ehrenvoller ist.

„Wie alle specifisch studentischen Ausdrücke mehr oder weniger Kinder des Augenblicks und des sprudelnden Humors sind, namentlich die, welche sich auf den edlen Gerstensaft beziehen und zu ihm in nächster Beziehung stehen: so auch das Wort ‚Salamander'. Am Schlusse des Aufsatzes ist vom Verfasser richtig gesagt, daß man das Exercitium Salamandri zum Gesundheittrinken benutzt. Nun hat jedenfalls ein classisch geschulter Student — das ‚Wann' ist hier eben so dunkel als bei den anderen vom Verfasser angeführten Erklärungen — bei Gelegenheit, wo er auf der ‚Kneipe' eine Gesundheit auf einen Commilitonen oder sonst Jemanden ausbrachte, um seine classische Bildung zu constatiren, dieses gethan mit den Worten: שָׁלוֹם *ἀνδρί*, d. i. Heil dem Manne! Daraus ist dann bald die Bezeichnung ‚Salamander'* geworden unter Beifügung des üblichen Exercitiums."

Kritik über die eingesandten Beiträge zu üben, will mir nicht geziemen, ich habe nur dankbar für dieselben zu sein; immerhin kann ich mir die Be-

---

* Das hebräisch-griechische „Heil dem Manne!" lautet nämlich „Schalom-andri"; arabisch-griechisch „Selâm-andri". D. V.

merkung nicht versagen, daß es bei Erforschung dunkler Bräuche nicht darauf ankommt, eine möglichst „ehrenvolle“ Erklärung derselben zu geben, sondern die Wahrheit, die einfache Wahrheit.

In einem Schreiben vom 6. Februar 1875 bemerkt Realschuldirector Louvier in Hamburg:

„Daß nach sicheren Quellen die tactmäßigen Bewegungen auf die Zahlen 1, 2, 3 beim Trinken alte Handwerksgebräuche sind (nicht nur deutsche), die sich auch in den Logen der Freimaurer aller Länder erhalten haben,“ und fährt dann fort: „Wenn also, was die historische Entstehung des ‚Salamanders‘ anlangt, auch das Wort um 1830 entstanden sein mag, so scheint es doch, als ob irgend ein flotter Bursch einige aufgefangene maurerische Bräuche in den Commers hätte einführen wollen; eine Annahme, die mit der theilweisen geheimbündlerischen Tendenz nicht ganz unvereinbar sein dürfte.“

Ich gebe auch diese Zeilen einfach wieder, muß jedoch dazu bemerken, daß das tactmäßige Zählen beim „Salamanderreiben“ so wenig auf freimaurerischen Ursprung schließen läßt wie bei einem Pistolenduell auf Commando oder sonst einer A-tempo-Handlung.

Mehr Kopfzerbrechen als jene ersten Schreiben machte mir die Replik des Rectors Schauer aus Grimmen vom 21. Juni 1875. Dieselbe lautet:

„Wie gründlich auch der ‚Salamander‘ in dem Januarhefte, welches mir kürzlich zu Gesicht gekommen, behandelt ist, so glaube ich doch, daß der Verfasser des Artikels hinsichtlich der Zeitbestimmung der Entstehung des Exercitium Salamandri im Irrthum ist; dieselbe muß weiter zurück datirt werden. Ich erinnere mich wenigstens, dieses Exercitium in der Zeit von Michaelis 1826 bis Ostern 1827, während welcher Zeit ich in Berlin studirt habe, von durchreisenden Hallenser Studenten ausüben gesehen zu haben, von denen einer, Namens W.,* noch als Pastor in L. lebt. Und was wird der Verfasser sagen, wenn er in Nr. 24 der deutschen Romanzeitung in dem Romane von Brachvogel: ‚Des großen Friedrich Adjutant‘, auf der ersten Seite liest, daß Steuben mit Washington und seinen Generälen einen ‚Salamander reibt‘ und Brachvogel dies mit der Anmerkung begleitet: ‚Dies geschah wirklich‘.“

Auf diese alarmirenden Mittheilungen hin schrieb ich natürlich sofort an den bezeichneten Pastor und eilte, mir die verhängnißvolle Nummer 24 der „deutschen Romanzeitung“ zu verschaffen. — Da steht, was mir Rector Schauer geschrieben:

F. W. von Steuben, früher Officier Friedrich's des Großen, in der Folge Generalinspector und Disciplinator der Truppen bei Washington,

---

* Will nicht genannt sein. D. V.

rieb im Winterlager zu Valley-Forge mit anderen Officieren der Union eines Abends einen „Salamander".

Ein „Salamander" im Jahre 1778! — Ich traute meinen Augen nicht, aber es steht gedruckt und darunter noch die Note: „Das geschah wirklich."

Als historische Unterlage für seinen Roman diente Brachvogel, wie er mir mittheilte, das „Leben des amerikanischen Generals Friedrich Wilhelm von Steuben" von Friedrich Kapp (Berlin, 1858). Wie im Roman, so wird auch hier erzählt, daß Washington's Officiere in Valley-Forge einen „Salamander" gerieben hätten. Die Erzählung rührt jedoch nach dem Quellenverzeichniß nicht von dem Baron von Steuben selbst her, sondern von seinem Adjutanten Duponceau. Daß dieser als geborener Franzose und naturalisirter Nordamerikaner seine Memoiren deutsch geschrieben haben sollte, war mir zu unwahrscheinlich, und da es weder im Französischen noch im Englischen einen Ausdruck für „Salamanderreiben" giebt, so mußte natürlich der Gedanke einer irrthümlichen oder zu freien Uebersetzung der Duponceau'schen Memoiren in mir aufsteigen. Eine englische Ausgabe des interessanten Buches, die mir dessen Autor, der jetzige Reichstagsabgeordnete Dr. Fr. Kapp später zustellte, bestätigte meine Vermuthung, denn in dem Duponceau'schen Originale heißt es „we made salamanders", wir machten Salamander und nicht wir rieben Salamander. Daß „Salamander machen" identisch ist mit „anzünden, in Flammen setzen", hat Duponceau selbst erklärt: „Instead of wine we had some kind of spirits, with which we made ‚Salamanders', that is to say, after filling our glasses, we set the liquor on fire, and drank it up, flame and all."

In Valley-Forge wurden hiernach „Salamander" gemacht, daß heißt der Rum in den Gläsern angezündet und quite english ausgetrunken, aber nicht gerieben.

Ein höchst schätzenswerther Beitrag zur Salamanderfrage war mir mittlerweile von Pastor W. aus L. zugegangen. Derselbe lautet:

„Von Michaelis des Jahres 1826 bis dahin 1828 habe ich in Halle studirt und mich dort zu den Pommern, meinen Landsleuten, gehalten. Die Pommerania war damals das am wenigsten zahlreiche Corps in Halle, der Auflösung nahe, und hielt sich sehr zurück. Gepaukt wurde nur selten, da es einestheils als strohrenommistisch angesehen wurde, Duelle zu provociren, und anderentheils zwischen den Landsmannschaftern und Burschenschaftern, des ausgesprochenen Verrufs wegen, Duelle nicht stattfinden konnten. Auch bei den Kneipereien ging es im Ganzen solide und anständig zu. Nur an einem Abend in jeder Woche kamen wir in einem Gasthofe zusammen, aßen dort warmes Abendbrot und tranken ein Glas Bier oder ein Glas Grog, nicht selten auch eine Bowle Punsch. Baierisches Bier gab es noch nicht; starke englische Biere waren zwar in mehreren Handlungen zu haben, wur-

den aber von den Gastwirthen nicht geführt und von den Studenten nicht begehrt. Wir tranken das in Kruken gefüllte sehr leichte damalige Halle'sche Hausbier ‚Breihahn'* und zwar in der Regel aus hohen, mit Deckeln versehenen Gläsern, ‚Stangen' genannt, im Winter pure, im Sommer ‚mit Musik', d. h. mit geriebenem Brot, Zucker und Korinthen vermischt. Bierwitze wurden gar nicht aufgeführt; Gegenstände unserer Unterhaltungen an den Kneipabenden waren die politischen Nova, mitunter auch wissenschaftliche Probleme. Das änderte sich jedoch Alles, als im Sommer 1827 sich viele Schlesier den Pommern anschlossen und bald auch die Seniorenstellen einnahmen. Da kam trotz der armseligen Creatur ‚Breihahn' wieder ein Bierkönigreich auf; es wurde wieder mehr gepaukt und gekneipt, nicht selten auch in lucullischer Weise gefrühstückt und dabei leider auch oft stark Branntwein getrunken, da einige Schlesier von Zeit zu Zeit sich große Kisten mit den feinsten Liqueuren aus Breslau schicken ließen. Das ‚Salamanderreiben' war völlig unbekannt. An einem Kneipabende aber fuhr ein erst vor Kurzem angekommener Schlesier mit seinem Glase Grog auf dem Tische hin und her, indem er mit dumpfer Stimme murmelte: ‚Salamander, Salamander, Salamander!' Dann hob er das Glas ans rechte und linke Ohr und setzte es demnächst an den Mund. Dabei commandirte er: eins, zwei, drei, vier — nichts weiter. Dies Spiel, anfänglich wenig beachtet, wurde später von mehreren getrieben; an die Begrüßung einer besonderen Persönlichkeit dachten wir dabei durchaus nicht — es summte uns dabei höchstens das alte Lied durch den Kopf:

‚Ich nehm' mein Gläschen in die Hand
Und fahr' damit ins Unterland;
Ich heb' mein Gläschen wieder empor
Und halt's ans rechte und linke Ohr ꝛc.'

„Bei den anderen Corps in Halle fand dies ‚Salamanderreiben', so viel ich weiß, keinen Eingang und ist wahrscheinlich schon im Jahre 1829 nur noch selten exercirt, mit der im Jahre 1830 oder 1831 erfolgten Auflösung der Pommerania aber ganz außer Uebung und in Vergessenheit gekommen. — — —

„Daß ich im Herbst des Jahres 1827 auf meiner Durchreise durch Berlin dort einen Salamander in Schnaps gerieben, muß wahr sein, da es mein alter Schulfreund, R. Schauer, Ihnen mitgetheilt hat; ich erinnere mich dessen aber wirklich nicht mehr. — — — In den Jahren 1826 und 1827 wurden übrigens die Hoffmann'schen Erzählungen von den Studenten in Halle, auch von mir, eifrig gelesen, und bin ich deshalb lange Zeit hindurch der Meinung gewesen, der ganze Salamanderspuk sei durch den alten dämonischen Theodor Hoffmann veranlaßt worden und namentlich

* Broihan, nach dem Namen des Erfinders. D. V.

aus dessen ‚goldnem Topf‘ in den Phantasiestücken aufgestiegen. Diese Ansicht mag irrig sein; ich irre aber vielleicht nicht, wenn ich annehme, daß das ‚Salamanderreiben‘ mit Wein und spirituösen Getränken, als eine Art Cultus des Feuergeistes, zuerst in Breslau aufgekommen und sich von dort aus weiter verbreitet habe.“

Die dunkle Vermuthung, welche schon früher in mir geweckt worden war, daß es außer unserem „Salamander“ vordem noch einen anderen „Salamander gegeben haben müsse, fand in obigen Zeilen ihre Bestätigung. Als ich nämlich bei früheren Breslauer Studenten wegen des „Salamanderreibens“ Nachfrage hielt, wurde mir einstimmig versichert, daß der Brauch wenigstens in der ersten Hälfte der vierziger Jahre in Breslau noch ganz unbekannt gewesen sei; nur Einer, der früher daselbst studirt hatte, meinte schon um das Jahr 1830 die Bekanntschaft des „Salamanders“ gemacht zu haben. Mehr wußte er mir jedoch nicht zu sagen, da alle Späteren sich auf das Bestimmteste dagegen erklärten, so hielt ich seine Annahme für einen Irrthum und schenkte ihr weiter keine Beachtung. Was man lange kennt, meint man ja öfters länger zu kennen. — Ich sollte jedoch bald wieder an die Sache erinnert werden, denn als ich gerade mit meiner Salamandrologie beschäftigt war, da wollte es der Zufall, daß die Frage nach dem Ursprung und der Bedeutung des „Salamanderreibens“ auch der „Leipziger Illustrirten Zeitung“ gestellt wurde. Die redactionelle Antwort war:

„Es ist, so viel wir wissen, bis jetzt noch nicht gelungen, die Entstehung des studentischen Gebrauchs des Exercitium Salamandri aufzuklären. Man meint, es sei in den vierziger Jahren in Bonn entstanden. Sicher ist, daß es im Anfang und in der Mitte jenes Jahrzehntes auf den meisten deutschen Universitäten noch nicht bekannt war; von Leipzig, Jena, Berlin und Rostock können wir es ganz bestimmt behaupten. Vielleicht wird die vorliegende Anfrage und ihre ungenügende Beantwortung Veranlassung, daß Kundige, die das erste Aufkommen des Exercitium Salamandri noch selbst mit erlebt haben, ihr Wissen nicht zurückhalten.“

Hierauf ging der erwähnten Zeitung von einem früheren Jenenser die Mittheilung zu, „daß am Schluß des Sommerhalbjahres 1843 auf dem Burgkeller in Jena von Heidelberger Studenten der erste Salamander gerieben worden sei. Vor dieser Zeit soll das Salamanderreiben in Jena unbekannt gewesen sein.“

In der Nummer 1633 der „Illustrirten Zeitung“ behauptet dagegen ein alter Jenenser, der lange vor 1843 studirte, „daß das Salamanderreiben schon damals im Gebrauch gewesen sei, allerdings in anderer Form als heutzutage. Am Schluß jeder Kneiperei ward nämlich gewöhnlich ein Gläschen Schnaps getrunken. Von dem Branntwein ward etwas auf den Tisch gegossen als Libation für den Feuergott (Salamander) und angezündet, während alle Lichter ausgelöscht wurden; dann hielt Einer eine feierliche An-

sprache an den Feuergott, während die Uebrigen die Gläser auf dem Tische rieben und fortwährend das Wort Salamander sprachen. Beim Erlöschen der Flamme trank man aus und setzte dann die Gläser mit einem Schlag auf den Tisch. Erst später bürgerte sich dieser Gebrauch in ähnlicher Weise bei dem Bier ein."

Daß es vor dem Bier-„Salamander" bereits einen Schnaps-„Salamander" gegeben, ist nach alledem unzweifelhaft; die beiden sind jedoch ihrem Wesen nach ganz heterogen. Der Schnaps-„Salamander" ist eine dem Elementargeiste des Feuers dargebrachte mystisch phantastische Huldigung. Den Feuergeist mit Rum und dergleichen Spirituosen zu feiern, darin liegt ein Sinn; aber mit Bier! — In welcher Beziehung steht Feuer zum Bier oder Bier zum Feuer? — Der Bier-„Salamander" ist ein selbständiger Trinkact, der von Haus aus um seiner selbst willen „exercirt" wurde und erst später zu Ehren von Persönlichkeiten und Ereignissen. Bei dem Schnaps-„Salamander" ist die Form nebensächlich und schwankend; er wurde in Halle anders executirt wie in Jena, trat nur sporadisch auf und verschwand mit der dämonologischen Hochfluth der E. Th. Hoffmann'schen Schriften; in Bonn oder gar Heidelberg hat man nie etwas von ihm gehört. Als Libation für den Feuergott konnte der Schnaps-„Salamander" von Wenigen, selbst von einem Einzelnen getrunken werden; zum Exercitium des Bier-„Salamanders" gehört eine größere Zahl von Theilnehmern, je mehr, desto besser. Natürlich kann ihn auch ein Einzelner reiben, aber wie ledern und langweilig wäre das!

Formell haben die beiden Trinkacte wohl das Reiben mit den Gläsern und das tactmäßige Niedersetzen derselben mit einander gemein und führen sogar einerlei Namen. Aber gerade aus dieser Gleichheit des Namens ergiebt sich ihre Heterogenität, denn wie käme ein Trinkact, der mit dem dämonologischen Feuergeiste in keinerlei Beziehung steht, zu dem Namen „Salamander", wenn darunter nicht etwas Anderes zu verstehen wäre?

Dieses Andere ist: „Sauft Alle mit einander!" — Dr. Müller von der Werra bestätigt es durch nachstehendes Lied seines „Allgemeinen Reichscommersbuches" vom Jahre 1875:

Salamander.

Es saß beim goldnen Biere
Vor Zeit ein lust'ger Schwarm,
Damit er exercire
In Waffen beim Allarm.
Vom Burschen bis zum Brander
Ist Jeder kreuzfidel:
„Sauft Alle mit einander!"
Schallt's plötzlich im Krakehl.

Das war einst in der Schenke
„Zum Faß in Heidelberg";
Es schlürft das Gottgetränke
Der Riese wie der Zwerg.
Der Präses sprach: „Selbander
Sollt heut' ihr trinken nicht,
‚Sauft Alle mit einander!'"
Und so geschah's nach Pflicht.

Es gilt heut' unserm Bunde,
„Der Suffomania"!
Der lust'gen Zecherrunde!
Confratres auf, Hurrah! —
Und seht, das Wort erfand er,
Geflügelt voller Geist:
„Sauft Alle mit einander,
Was Salamander heißt!"

Und wer das Wort gesprochen,
Der war der Kneipe Held,
Konnt' auf den Bierschlurf pochen,
Schlug Manchen aus dem Feld.
Zu seiner Waffe stand er,
Zum Humpen wie ein Rex:
„Sauft Alle mit einander,
Salamandrium ex!"

Die Redaction der „Leipziger Illustrirten Zeitung" vermittelte mir dazu folgenden Commentar des Dr. Müller von der Werra:

„In der originellen Gesellschaft ‚Suffomania' in Heidelberg sah ich in den vierziger Jahren das erste Mal den Salamander reiben und war in derselben auch die Lesart: ‚Sauft Alle mit einander!' bekannt. Mich dessen wieder erinnernd, dichtete ich das Lied ‚Salamander', welches in meinem Reichscommersbuch vorkommt, indem ich hierbei eines fidelen Commilitonen, Namens Griepenkerl, gedachte, der obige Phrase: ‚Sauft Alle mit einander!' am häufigsten gebrauchte."

Versetzen wir uns nun noch schließlich zur Veranschaulichung der Entstehungsgeschichte des „Salamanders" in die Kneipe! — Angesichts der Feierabendstunde macht Einer den Vorschlag, noch gemeinschaftlich einen Abschiedsschoppen zu trinken. Der Vorschlag findet Beifall, und die Gläser werden frisch gefüllt. Der Vorsitzende ruft: „Silentium!" und ergreift sein Glas. Aller Augen richten sich auf ihn; instinctmäßig fängt er an zu reiben und commandirt dazu — was soll er im Augenblick Geistreicheres vorbringen? —: „Sauft Alle mit einander!" Die Anderen reiben und murmeln gleichfalls: „Sauft Alle mit einander!" — Einer — vielleicht ein vorlauter Fuchs, der

jedoch wegen seiner drolligen Einfälle beliebt ist — zieht das „Sauft Alle mit einander!" in das klangverwandte „Salamander!" zusammen. Der „Witz" findet Beifall und Reception, denn der Trinkact selbst wird nicht nur allabendlich zum Abschiede wiederholt, sondern in der Folge als erheiternder Kneipscherz, auch schon früher, beliebig executirt.

So entstehen Bräuche wie das „Exercitium Salamandri" und nicht durch Meditation und Reflexion; auch bedarf es zum Reiben und zählen keiner freimaurerischen oder schnapssalamandrischen Vorkenntniß; das findet sich im rechten Moment von selbst.

„Acta sunt clausa."



Gorilla.

Der erste lebende Gorilla in Europa.

Das so oft versuchte und stets gescheiterte Unternehmen, einen Gorilla lebend nach Europa überzuführen, ist dem Dr. Falkenstein, dem Führer der Reste der ehemals Güßfeld'schen Expedition nun endlich doch gelungen.

Als dieser seinen Gorilla am 2. October 1875 in Pontanegra erhielt, war derselbe etwa 1¼ Jahr alt, aber kaum fünfzehn Pfund schwer und gewährte wenig Hoffnung, ihn am Leben zu erhalten. Bei seiner Uebersiedelung nach Europa, im Juni 1876, wog er dagegen gut das Doppelte und war gegen 27 Zoll groß; Arme, Beine und Hände von auffallender Stärke der Muskeln und Sehnen. Was du Chaillu über die Stärke des Gorillas berichtet, galt mehrfach als Uebertreibung; Dr. Falkenstein's junger Gorilla macht es glaubbar. Daß der Gorilla sich in der Wuth dröhnend auf die Brust schlage, wurde vielfach bespöttelt; da aber „M'Pungu", das heißt der Teufel, wie die Neger der Loangoküste den Gorilla nennen, in seiner ausgelassenen Laune nicht nur in die Hände klatscht, sondern sich auch auf die Brust schlägt, so mag es der alte Gorilla wohl auch im Zorn thun.

Seine erste Lebenszeit verbrachte M'Pungu in den Urwaldschluchten seiner bergigen Heimath in dem ehemaligen Königreich Loango unter mütterlicher Obhut. Da traf das primitive Geschoß des geräuschlos schleichenden Negers seine Mutter und überlieferte ihn hülflos den Händen der Civilisation. Nach Pontanegra verkauft, empfand er hier, an die Brückenwage eines Magazins gefesselt, bei ungewohnter Nahrung die ersten Leiden seiner bis dahin freudenreichen Jugend.

Sein Besitzer, der Portugiese Antonio dos Santos, schenkte ihn dem damals von einer Erforschungsreise in das Kuilu-Gebiet mit Dr. Pe-

chuel-Loesche zurückgekehrten Dr. Falkenstein. Dieser dachte das junge Thier nur noch zum Photographiren benutzen zu können; so hinfällig war dasselbe, als er es erhielt; aber wider Erwarten erholte es sich unter seiner Pflege. Ausgangs November bekam M'Pungu eine Kinderkrankheit und dabei so furchtbare Krämpfe, daß die Collegen des Dr. Falkenstein diesem zuredeten, das arme Thier zu vergiften. Dazu konnte sich derselbe aber nicht entschließen; er setzte vielmehr seine Chinin-Einreibungen und Calomel-Dosen fort und nahm den schwer kranken Pflegling, um ihn vor Erkältung zu schützen, sogar die Nacht über zu sich ins Bette und achtete keiner Mühe und Unannehmlichkeit, um das seltene Thier zu retten. Im Januar 1876 spielte M'Pungu schon wieder mit den übrigen Thieren der Station Chinchoxo. Dr. Falkenstein und seine Gefährten, die ihren Collegen in der Pflege des Gorillas unterstützten, schildern den kleinen M'Pungu, der in Chinchoxo frei umherlief, als sehr gutmüthig, erlittene Strafe nicht nachtragend, diebisch, nach Kindesart zerstörungslustig und voll Muthwillen. Sein Fell ist dunkel schwarzgrau, mit einzelnen weißen Haaren gemischt; das Gesicht und die mit Bindehäuten zwischen den kurzen dicken Fingern versehenen Hände und beziehungsweise Füße sind schwarz und nackt; die Nase ist breit und mit großen Nüstern wie beim Neger. Von der Behaarung abgesehen, macht die ganze Erscheinung überhaupt den Eindruck eines dickbäuchigen Neger-Siebenmonatskindes im Superlativ. Im Gebahren erinnert der junge Gorilla an den Schimpanse, nur ist er viel langsamer und unbeholfener und bei aller Zahmheit wilder, bengelhaft und ungestüm. Die Physiognomie hat einen ziemlich gemeinen Ausdruck. Daß bei zunehmendem Alter hier noch ungleich mehr als bei den anderen anthropoiden Affen das Thier hervortritt, ist eine der Achillesfersen der Darwin'schen Theorie.

Am 5. Mai schifften unsere Afrika-Reisenden sich auf dem Dampfer „Loanda", Kapitän Clancy, mit dem Gorilla und anderen Thieren der Loango-Küste, worunter ein Schimpanse mit brauner Gesichtsfarbe, ein. Jung M'Pungu machte als allgemeiner Liebling der Gesellschaft die Reise als Kajüten-Passagier unentgeltlich mit, trotzdem er keineswegs „stubenrein" war. Am 21. Juni landeten Dr. Falkenstein und seine Gefährten in Liverpool, wo ihnen von Männern der Wissenschaft und dem Volke ein ehrenvoller Empfang zu Theil wurde. Der greise Darwin, den Kränklichkeit verhinderte, persönlich zu erscheinen, beglückwünschte Dr. Falkenstein brieflich zu der Lösung der schwierigen Aufgabe. Der Gorilla war der Gegenstand der lebhaftesten Bewunderung, und sofort wurden 600 Pfd. für ihn geboten, eine Summe, die sich später bis auf 2000 Pfd. steigerte. Auch auf der Liverpooler Eisenbahn und auf der Ueberfahrt bis Hamburg wurde der Gorilla als Frei-Passagier behandelt. In Hamburg kamen unsere Reisenden am Nachmittage des 26. Juni an und fuhren am 29. nach Berlin, wo der Gorilla am 30. von der deutsch-afrikanischen Gesellschaft, der contractlichen

Eigenthümerin sämmtlicher durch die Expedition erworbenen Thiere, dem Aquarium übergeben beziehungsweise verkauft wurde.

Eine Luftröhren-Entzündung, von der er im September befallen wurde, scheint glücklich beseitigt zu sein; aber auf eine längere Lebensdauer dieser anthropomorphen Affen ist nun einmal in Gefangenschaft leider nicht zu hoffen.